

Bremisches Jahrbuch

HERAUSGEGEBEN

VON DER

HISTORISCHEN GESELLSCHAFT ZU BREMEN
(MITGLIED DER WITTHEIT ZU BREMEN)

52. BAND

1972

CARL SCHÜNEMANN VERLAG BREMEN

Bremisches Jahrbuch

Herausgegeben

von der

Historischen Gesellschaft zu Bremen

(Mitglied der Wittheit zu Bremen)

52. Band

1972

Carl Schünemann Verlag Bremen

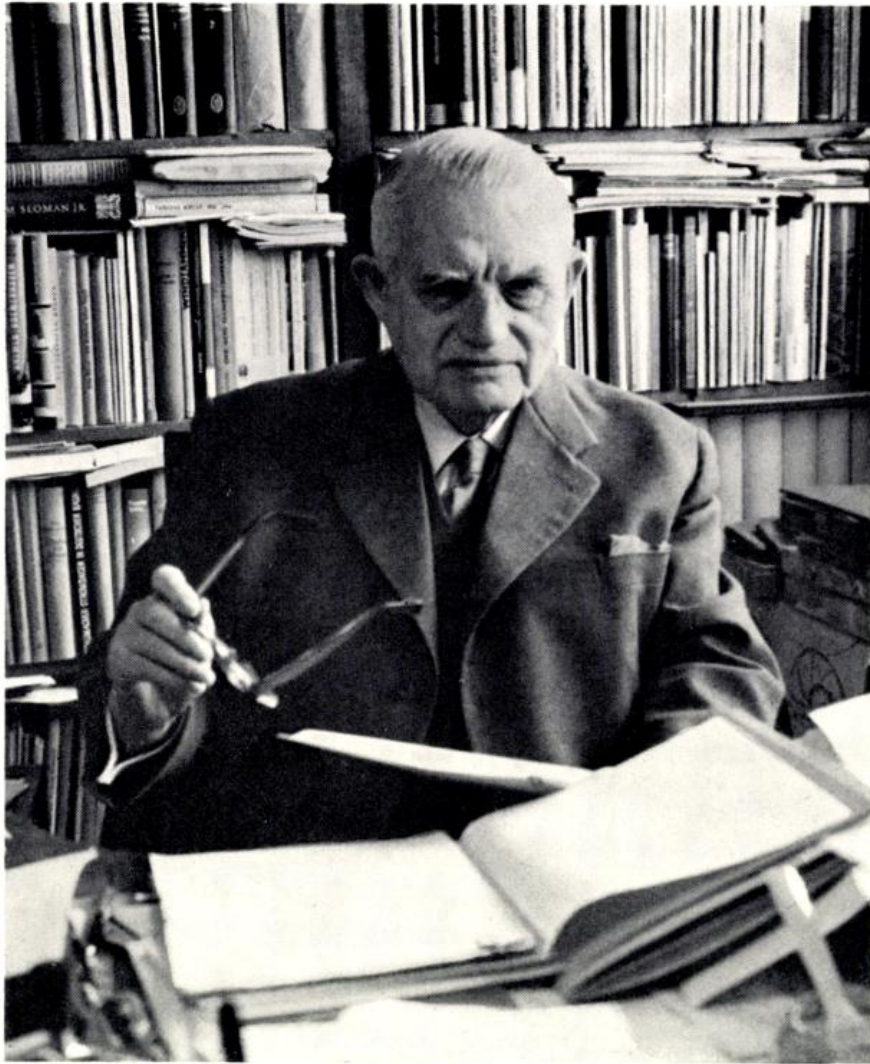
SCHRIFTFLEITUNG:

STAATSARCHIVDIREKTOR i. R. DR. FRIEDRICH PRÜSER
PROFESSOR HINRICH WULFF
OBERSTUDIENRAT DR. CURT ALLMERS

Die Schriftleitung bittet, Manuskripte von Aufsätzen und anderen Beiträgen nur nach vorheriger Anfrage oder Aufforderung in druckfertigem Zustande unter ihrer Anschrift: Bremen, Wätjenstraße 39 (Historische Gesellschaft), einzusenden. Die Verfasser tragen für ihre Beiträge die Verantwortung.

Die korrespondierenden Vereine werden gebeten, ihre Austauschchriften mit der Aufschrift „Historische Gesellschaft“ an die Geschäftsstelle, Bremen, Am Landherrnamt 3, zu richten.

Gesamtherstellung: Carl Schönemann, Graphische Betriebe, Bremen
ISBN 3 7961 1645 0 (kart.) · 3 7961 1646 9 (Lu.)



Dr. Friedrich Prüser

Friedrich Prüser
zum 18. März 1972

Am 18. März 1972 kann der federführende Herausgeber des Bremischen Jahrbuches und langjährige Vorsitzter der Historischen Gesellschaft Bremen, Staatsarchivdirektor i. R. Dr. Friedrich Prüser, sein 80. Lebensjahr bei geistiger und körperlicher Frische vollenden. Viele Bremer werden an diesem Tage ihre Glückwünsche ihm persönlich in seinem Hause in der Wätjenstraße — mit dem bekannten Namenszug neben der Haustür —, überbringen oder brieflich übersenden. Groß aber wird auch die Schar der Gratulanten von außerhalb Bremens sein, zu deren Kreis auch ich gehöre, der ich mich dem Jubilar in vieler Hinsicht verbunden fühle. Ehemalige Mitschüler und Schüler, Historiker und Heimatforscher, Kollegen aus Schule und Archiv, Kameraden der beiden Weltkriege werden seiner an diesem Tage gedenken. Manchem von ihnen dürfte das Haus in der Wätjenstraße als das eigentliche „Verlagshaus“ des Bremischen Jahrbuchs und anderer Veröffentlichungen des Hausherrn bekannt sein. Dabei wären gewiß Vertreter benachbarter Heimat- und Geschichtsvereine von der Weser, die „Morgensterner“ aus der Tochterstadt Bremerhaven und aus Land Wursten, die Oldenburger von der „Güntsiet“ der Weser, ebenso auch Hamburger und Stader von der Elbseite. Auch Kollegen und Freunde aus dem andern Teil unseres geteilten Deutschland, ehemals durch den Hansischen Geschichtsverein dem Jubilar nahestehend, würden sich zu Wort melden, Historiker und Archivare aus den alten Hansestädten Danzig, Stralsund und Rostock oder aus Magdeburg, Berlin und Potsdam. Der weitere Wirtschaftsraum der Hanse aber wäre durch Geschichtsfreunde aus Schweden und Norwegen, durch Niederländer und Vlamen vertreten. Denn überall dort, wohin immer der Vorsitzter der Historischen Gesellschaft die ausgedehnten Studienfahrten ihrer Mitglieder geführt hat, auf Gotland, in Stockholm, in Oslo und in Bergen, in Holland und Flandern wie in den schwäbischen Reichsstädten Süddeutschlands kennt man den Namen Friedrich Prüser. Und ich gehe wohl nicht fehl in der Annahme, daß auch in Übersee, wohin je Bremer Kaufleute ihre Schiffe, ihre Waren oder Menschen befördert haben, zum mindesten in Amerika zwischen New York und dem Ort Rolandia in Brasilien die Ankündigung dieses Festtages ein Echo finden würde!

Welche Gedanken und Gefühle aber würden wir, die wir aus sehr verschiedenen Schichten des In- und Auslandes kommen, bei dem Jubiläum aussprechen, sie dem verehrten und befreundeten Geburtstagskind von achtzig Jahren mitgeben in den Spätherbst seiner Lebenszeit? Es würden vor allem Worte des Dankes und Wünsche sein! Oft auch wäre in diesen Glückwünschen die Rede davon, wie sehr die Gratulanten sich ihm und zugleich seiner Vaterstadt Bremen, der Hansestadt und Vorkämpferin alter Bürgerfreiheit, verbunden fühlen in der Wertschätzung von persönlicher Freiheit, historischer Wahrheit und Bewahrung oft verkündeter Menschenrechte. Bei allen aber würde das Danken den Hauptakkord angeben, ein tiefempfundener Dank von Mitforschern, von „Laienhistorikern“ und Freunden der Geschichte für die durch ihn in Darstellungen, Aufsätzen, Vorträgen und bei Führungen erfolgte vielseitige Aufhellung der historischen Zusammenhänge im Raum der Hanse, für die Impulse, die von Bremer Tagungen wie der Hundertjahrfeier der Historischen Gesellschaft ausgingen! Die in diesen Jahrbüchern vom Jubilar vorgelegten Buchbesprechungen und Anzeigen weisen den weiten Rahmen der von Bremen aus jemals in die Welt gesandten Beziehungen auf.

Schließlich aber werden alle Glückwünsche darin übereinstimmen, es möge dies umfassende Lebenswerk fortgesetzt werden können zum Wohle der Vaterstadt und zur Fortführung der angeknüpften Verbindungen nach außen! Das von der Historischen Gesellschaft gepflegte, gutnachbarliche Verhältnis zu anderen Geschichtsvereinen ist von einer freundlichen, ansprechenden Note getragen. Sie zeigt sich bei den mit Umsicht vorbereiteten Tagungen, bei gastlicher Aufnahme und vorzüglicher Führung in Bremen.

Wir alle, seine bremischen und auswärtigen Freunde, sind dankbar und froh, daß hier ein Mann mit liebenswerter Menschlichkeit und mit all seinen Fähigkeiten beharrlich und strebend sich um die historische Wahrheit bemüht. Daher möchten wir Friedrich Prüser zu seinem Festtage unsere hohe Wertschätzung und unsere Freundschaft bezeugen.

*Vorstand, Ehrenmitglieder und Mitglieder
der Historischen Gesellschaft Bremen*

Dr. Erich von Lehe, Hamburg

Geleitwort

Der vorliegende 52. Band des Bremischen Jahrbuches hat, wie sein Vorgänger, länger auf sich warten lassen, als es geplant war. Die Gründe für die Verzögerung sind vor allem in der besonderen Art der in ihm veröffentlichten Beiträge zu suchen, sowohl was ihre Länge wie ihre sprachliche Gestaltung betrifft. Handelt es sich doch um Aufsätze, die in fremder Sprache erschienen sind und übersetzt werden mußten, oder doch, wie der von Georg Kerst, fremde, überseeische Verhältnisse betreffen.

Wir glaubten, diese Aufsätze aufnehmen zu können, weil sie irgendwie die Beziehungen angehen, die Bremen mit fremder Welt verknüpfen, mittelalterlich, nachmittelalterlich, ja, bis in unsere Zeit hinein. Wir glauben, mit der Aufnahme solcher Aufsätze dem gegenseitigen Verstehen der Völker über die Grenzen hinweg einen Dienst zu tun, im besonderen aber auch die Verbundenheit unserer Stadt mit fremder Welt in ihren Grundlagen aus der geschichtlichen Entwicklung heraus breiter Öffentlichkeit zeigen zu können. Kleinere Erfolge sind auch nicht ausgeblieben. Der Stimme unserer Stadt ein Gehör selbst in hohen einflußreichen Kreisen zu verschaffen, ist beispielsweise die Arbeit von Georg Kerst über „Die japanische Sondergesandtschaft nach Europa im Jahre 1862“ als besonders gut ausgestatteter Sonderdruck im Sommer 1971 dem japanischen Botschafter in der Bundesrepublik und über ihn dem Tenno bei seinem Besuch in Deutschland zugeleitet worden. Daß die den beiden vorhergehenden Bänden des Jahrbuches entnommenen Horstmannschen Aufsätze über „Die Rechtszeichen der europäischen Schiffe im Mittelalter“ als Sonderschrift über „Die Vor- und Frühgeschichte des europäischen Flaggenwesens“ in guter Ausstattung herausgebracht werden konnten, geht in dieselbe Richtung und beginnt schon jetzt Erfolge zu zeigen. Allen, die mit geldlicher Hilfe das Erscheinen dieser Schrift ermöglichten, sei herzlich gedankt, wie auch denen, die mit ihren Zuwendungen die Herausgabe des vorliegenden Jahrbuchbandes unterstützten. Schließlich gilt unser Dank auch dem Verlage und seinen Graphischen Betrieben, nicht zuletzt für die geleistete gute Arbeit.

Im Benehmen mit meinen Mitherausgebern Hinrich Wulff und Curt Allmers.

Anfang 1972

Friedrich Prüser

Der Inhalt:

	Seite
Ein Widmungsblatt. Im Namen des Vorstandes von Dr. Erich von Lehe, Hamburg	III
Geleitwort. Von Staatsarchivdirektor i. R. Dr. Friedrich Prüser, Bremen	V
Der Inhalt	VI
Titelbild und Erläuterung: Ein bremischer Akelei-Pokal aus dem Frühbarock. Von Dr. Werner Kloos, Direktor des Focke-Museums, Bremen	XIII
Geschäftlicher Teil: 105.—107. Jahresbericht des Vorstandes der Historischen Gesellschaft mit den dazugehörigen Vermögensübersichten samt Gewinn- und Verlustrechnungen, jedesmal auf den 31. Dezember des betreffenden Jahres ausgestellt	XVI
In memoriam: Dem Gedenken an Percy Ernst Schramm, 14. Oktober 1894—12. November 1970. Von Dr. Erich von Lehe, Oberarchivar i. R., Hamburg	1
 Die Aufsätze:	
I. Die Holländerurkunde Erzbischofs Friedrich I. von Hamburg-Bremen und die Kolonisation des Kirchspiels Horn. Von Dr. Karl Reinecke, Studienrat in Bremen	5
II. Die Chronik von Rinesberch und Schene: Verfasser, Bearbeiter, Überlieferung. Von Prof. Dr. Herbert Schwarzwälder, Pädagogische Hochschule Bremen	21
III. Das wiedergefundene Birka (aus dem Schwedischen). Von Prof. Matts Dreijer, Landesarchäologe i. R. in Mariehamn (Ålandsinseln)	39
IV. Von den Hansestädten nach Santiago — Die große Wallfahrt des Mittelalters. Von Pastor Bodo Heyne, Direktor der Inneren Mission i. R., Bremen	65
V. Niederländische Glaubensflüchtlinge in Bremen (1581—1600) und ihr Briefwechsel. Von Prof. Dr. Robert van Roosbroeck, Gent/Oosterhout (N. B.)	85
VI. Daniel Gerhard Heisius, Pastor in Arbergen 1704—1747. Von Wilhelm Berner, Justizoberinspektor in Bremen	113
VII. Heimweh nach Bremen und Borgfeld — Neue Familienbriefe aus dem Kreise der Familie v. Lingen und Noltenius aus den Jahren 1813 bis 1859. Mitgeteilt von Dr. Günter Schulz, Direktor der Volkshochschule Bremen i. R.	131
VIII. Die japanische Sondergesandtschaft nach Europa im Jahre 1862. Von Dr. Georg Kerst, Kiel	195
IX. Zwei Beiträge zur Geschichte des bremischen Petroleumhandels. Von Dr. Ernst Hieke, Leiter der Wirtschaftsgeschichtlichen Forschungsstelle in Hamburg	235

X. Kleine Beiträge:	Seite
1. Name und Herkunft des Geschlechts Balleer. Ein Nachtrag. Von Dr. Benno Eide Siebs, Oberregierungsrat i. R., Bremerhaven	259
2. Arnold Duckwitz und Wilhelm Oechelhäuser, eine Begegnung in Frankfurt am Main 1849. Von Studienrätin Käthe Stricker, Bremen	263
3. Das Porträt eines Bremers in Hamburg. Von Dr. med. Siegfried Büchner, Itzehoe	273
4. Aus den Fritzeschen Familienpapieren. Bericht über den Besuch König Wilhelms I. von Preußen in Bremen am 15. und 16. Juni 1869. Von Maria von Pochhammer, geb. Fritze, Bremen ..	277

Besprechungsteil:

I. Zeitschriften- und Bücherschau zur bremischen Geschichte. Zusammengestellt von Dr. Friedrich Prüser, Staatsarchivdirektor i. R., Bremen	283
II. Einzelbesprechungen:	
Joseph König: Regesten der Erzbischöfe von Bremen. Band II, 2. Lieferung (1327—1344). Von Staatsarchivdirektor i. R. Dr. Friedrich Prüser, Bremen	379
Handbuch der historischen Stätten Deutschlands, 2. Band, Niedersachsen und Bremen. 3. Auflage. Von Pastor i. R. Rudolf Gensch, Bremen	380
Horst Adamietz: Herz einer Stadt. Das Rathaus zu Bremen. Von Dr. Friedrich Prüser, Bremen	381
Herbert Schwarzwälder: Bremen im Wandel der Zeiten. Die Altstadt. Von Werner Vogt, Bremen	382
Klaus Schwarz: Kompanien, Kirchspiele und Konvent in Bremen 1605—1814. Von Bernhard Ebeling, Bremen	383
Wilhelm Kaisen: Meine Arbeit, mein Leben. Von Ursula Schulz, Bremen	384
Theodor Spitta: Aus meinem Leben. Bürger und Bürgermeister in Bremen. Von Tilman Schulz, Frankfurt/Main	385
Wilhelm Haas: Beitrag zur Geschichte der Entstehung des Auswärtigen Dienstes der Bundesrepublik Deutschland. Von Dr. Friedrich Prüser, Bremen	386
Karl Carstens: Politische Führung — Erfahrungen im Dienst der Bundesrepublik. Von Dr. Friedrich Prüser, Bremen	387

	Seite
Hermann Mitgau: Vom Sinn und Unsinn der Genealogie. Von Studienrat i. R. Dr. Walter Fräbendorf, Bremen	388
Werner von Barga: Erzbischof Giselberts Stader Turnier von 1300 in seinen Auswirkungen. Von Bernd Ulrich Hucker, Bremen	389
Werner Spieß: Die Ratsherren der Hansestadt Braunschweig 1231—1671. Von Dr. Walter Fräbendorf, Bremen	391
Percy Ernst Schramm: Hamburg und die Adelsfrage (bis 1806). Von Dr. Walter Fräbendorf, Bremen	391
Engelbert Klugkist: Die Aktenversendung an Juristenfakultäten. Von Dr. Walter Fräbendorf, Bremen	392
Ernst Pitz: Ein niederdeutscher Kammergerichtsprozeß von 1525. Von Oberstaatsarchivrätin Dr. Elfriede Bachmann, Bremen ..	393
Wilhelm Ebel: Über das Stadtrecht von Goslar. Von Dr. Walter Fräbendorf, Bremen	394
Heino Wiechell: Das Schiff auf Siegeln des Mittelalters und der beginnenden Neuzeit. Von Bürgermeister i. R. Hans Horstmann, Münster/Westf.	395
Konrad Onasch: Großnowgorod und das Reich der heiligen Sophia — Kirchen- und Kulturgeschichte einer alten russischen Stadt — und ihres Hinterlandes. Von Dr. Friedrich Prüser, Bremen	396
Hanserezesse. Vierte Abteilung (von 1531 bis 1560), Zweiter Band: 1535 Juli bis 1537. Bearbeitet von Klaus Friedland und Gottfried Wentz (†). Von Dr. Friedrich Prüser, Bremen	397
Friedrich Bruns (†) und Hugo Weczerka: Hansische Handelsstraßen: Textband. — Evamaria Engel, Hugo Weczerka, Ilse Bongardt: Registerband. Von Dr. Theodor Halbach, Bremen	398
Stralsunder Friede von 1370 u. Hansischer Geschichtsverein von 1870:	
Zum 600. Jahrestag des Stralsunder Friedens. Von Dr. Friedrich Prüser, Bremen	400
Jochen Götze: Von Greifswald bis Stralsund. Von Dr. Walter Fräbendorf, Bremen	400
Ahasver v. Brandt: Der Stralsunder Friede. Verhandlungsablauf und Vertragswerk 1369—1376. Von Dr. Walter Fräbendorf, Bremen	401
Philippe Dollinger: Die Bedeutung des Stralsunder Friedens in der Geschichte der Hanse. Von Dr. Walter Fräbendorf, Bremen	402
Der Wandel in der Beurteilung des Stralsunder Friedens:	
Karl H. Schwebel: Der Stralsunder Friede (1370) im Spiegel der historischen Literatur. Von Dr. Walter Fräbendorf, Bremen	404

	Seite
Der Hansische Geschichtsverein.	
Ahasver v. Brandt: Hundert Jahre Hansischer Geschichtsverein. Ein Stück Sozial- und Wissenschaftsgeschichte. Von Dr. Walter Fräbendorf, Bremen	405
Anneliese Tecke: Die Glückwunschadresse des Hamburger Senats an den Kongreß der Vereinigten Staaten von Amerika zur erworbenen Unabhängigkeit. Von Dr. Walter Fräbendorf, Bremen	407
Hans-Dieter Loose: Pläne für ein hanseatisches „Elbe-Weser-Reich“ vom Jahre 1810. Von Dr. Walter Fräbendorf, Bremen ..	408
Dirk Bavendamm: Von der Revolution zur Reform. Die Verfassungspolitik des hamburgischen Senats (1849/1850). Von Dr. Friedrich Prüser, Bremen	409
Hans-Georg Schönhoff: Hamburg im Bundesrat (1867—1890). Von Dr. Walter Fräbendorf, Bremen	411
Helmut P. Dahl: Lübeck im Bundesrat. Von Dr. Walter Fräbendorf, Bremen	413
Von reichsstädtischem Fühlen und bürgerschaftlicher Verantwortung. Von Dr. Friedrich Prüser, Bremen	415
Heinrich Gebhard Butz (Luzern): Niklaus von Wile	416
Wolfgang Martens (Münster/Westf.): Bürgerlichkeit in der frühen Aufklärung	417
Jean François Noel (Vincennes): Der Reichshofrat und das Verfassungsleben der Reichsstädte zur Zeit Josefs II.	417
Christoph von Imhoff: Bürgersinn heute	418
Die letzten vier besprochen von Dr. Walter Fräbendorf, Bremen	
Wolfgang Ritter: Die bessere Idee. Erfahrungen und Geständnisse eines Unternehmers. Von Dr. Friedrich Prüser, Bremen	419
Wolfhard Weber: Erdölhandel und Erdölverarbeitung an der Unterweser 1860—1895. Von Eugen de Porre, Bremen	420
Bremen/Bremerhaven, Industrie am Strom. Von Dr. Walter Fräbendorf, Bremen	421
Helmut Gätsch: Die Freien Gewerkschaften in Bremen 1919 bis 1933. Von Bürgermeister i. R. Willy Dehnkamp, Bremen ...	423
Klaus Richter: Untersuchungen zur Hamburger Wirtschafts- und Sozialgeschichte um 1300. — Peter Gabrielssen: Struktur und Funktion der Hamburger Rentengeschäfte von 1471—1490. Von Dr. Walter Fräbendorf, Bremen	424
Rainer Ramcke: Die Beziehungen zwischen Hamburg und Österreich im 18. Jahrhundert. Von Dr. Walter Fräbendorf, Bremen	425

	Seite
Kaspar Vogt und sein Hamburger Freundeskreis. Briefe aus einem tätigen Leben. Von Dr. Theodor Halbach, Bremen ..	426
Gerhard Ahrens: Kaspar Voght und sein Mustergut Flottbek. Von Dr. Theodor Halbach, Bremen	428
Helmut Washausen: Hamburg und die Kolonialpolitik des Deutschen Reiches 1880—1890. Von Dr. Walter Fräbendorf, Bremen	429
Hulda Rautenberg: Das alte Swakopmund, 1892—1910. Von Dr. Friedrich Prüser, Bremen	431
Renate Hauschild-Thiesen: Die ersten Hamburger im Goldland Kalifornien. Von Dr. Walter Fräbendorf, Bremen	431
Ernst Hieke: Robert M. Sloman jr. Von Dr. Friedrich Prüser, Bremen	433
Maria Möring: 175 Jahre Petersen und Alpers (hamburgisches Unternehmen der Seehafenwirtschaft). Von Dr. Walter Fräbendorf, Bremen	434
Bernd Kreutzfeld: Der Lübecker Industrieverein. Von Dr. Walter Fräbendorf, Bremen	435
André Joris: Probleme der mittelalterlichen Metallindustrie im Maasgebiet. Von Dr. Walter Fräbendorf, Bremen	437
Theodor Müller: Schifffahrt und Flößerei im Flußgebiet der Oker. Von Dr. Walter Fräbendorf, Bremen	435
Jost Esser: Die Geschichte der Düsseldorfer Textilindustrie von ihren Anfängen bis zum Jahre 1902. Von Dr. Walter Fräbendorf, Bremen	440
Rudolf Haas: Die Entwicklung des Bankwesens im deutschen Oberrheingebiet. Von Dr. Theodor Halbach, Bremen	441
Horst-Rüdiger Jarck: Das Zisterzienserinnen-Kloster Lilienthal. Von Dr. Walter Fräbendorf, Bremen	442
Eduard Kobelt: Die Bedeutung der Eidgenossenschaft für Huldrych Zwingli. Von Dr. Walter Fräbendorf, Bremen	444
Kurd Schulz: 100 Jahre Friedenskirche zu Bremen. Von Pastor i. R. Rudolf Gensch, Bremen	444
G. von Roden u. H. Jeddin: Die Universität Duisburg. Von Studienrat i. R. Adolf Börtzler, Bremen	445
Walter Asmus: Johann Friedrich Herbart. Eine pädagogische Biographie. Von Staatsarchivdirektor Dr. Karl-H. Schwebel, Bremen	446
Günter Schulz: Befragung der Überlieferungen. Erwachsenenbildung aus dem Geiste der Kulturwissenschaften. Von Bernd Ulrich Hucker, Bremen	447
Lutz Rössner: Erwachsenenbildung in Braunschweig. Von Dr. Walter Fräbendorf, Bremen	449

	Seite
Alfred Cammann: Die Welt der niederdeutschen Kinderspiele. Von Dr. Friedrich Prüser, Bremen	450
Herbert Abel: Vom Raritätenkabinett zum Bremer Übersee- museum. Von Dr. Friedrich Prüser, Bremen	450
Werner Kloos: Die Museen der Böttcherstraße in Bremen. Von Oberkustodin Dr. Rosemarie Pohl-Weber, Bremen	452
Berthold Lindemann: Zur Geschichte einer hollerländischen Landgemeinde. Osterholz einst und jetzt. Von Studienrat i. R. Adolf Börtzler, Bremen	453
Berthold Lindemann: Die Egestorff-Stiftung. Von Tilman Schulz, Frankfurt/M.	454
Wilhelm Dehlwes: Das Dorf Borgfeld. Von Dr. Walter Fräß- dorf, Bremen	455
Erich Lemberg: Das Buch von Stuhr. Von Studienrat i. R. Adolf Börtzler, Bremen	456
Zwei „Sonderhefte der Rotenburger Schriften“. Von Dr. Fried- rich Prüser, Bremen	457
Enno Heyken: Rotenburg, Kirche, Burg und Bürger. Von Dr. Theodor Halbach, Bremen	457
Rotenburg/Wümmme, Beiträge zur Geschichte und Entwicklung eines Kreises. Von Dr. Theodor Halbach, Bremen	459
Hermann Lübbling zu Ehren.	
Hermann Lübbling/Wolfgang Jäkel: Geschichte der Stadt Wil- deshausen. Von Dr. Friedrich Prüser, Bremen	460
Das Buch. Von Dr. Theodor Halbach, Bremen	461
Helga Simon: Wunstorf, Rechts- und Herrschaftsverhältnisse von den Anfängen bis ins 18. Jahrhundert. Von Dr. Walter Fräßdorf, Bremen	465
Gundmar Blume: Goslar und der Schmalkaldische Bund, 1527/31 bis 1547. Von Dr. Walter Fräßdorf, Bremen	466
Fritz Schumacher: Wie das Kunstwerk Hamburg nach dem gro- ßen Brand entstand. Von Hermann Gildemeister, Bremen ..	468
Rudolf Stein: Das Bürgerhaus in Bremen. Von Dr. Friedrich Prü- ser, Bremen	468

Ein bremischer Akelei-Pokal aus dem Frühbarock

Von Werner Kloos

Die einstige Bedeutung der bremischen Gold- und Silberschmiedekunst ist in der Hauptsache nur noch aus Chroniken, Inventaren und Akten abzulesen. Focke, Grohne, Dettmann und Schröder haben den Nachweis geführt, daß nicht nur Kriegsnot und handelspolitische Verhältnisse das „Versilbern“ des öffentlichen und privaten Besitzes erzwungen haben, sondern auch Gleichgültigkeit und Unverstand daran Anteil haben. Das stolze Ratssilber, erst im frühen 17. Jahrhundert in Bremens goldenen Jahren angeschafft, wanderte 1693 fast vollständig in den Schmelztiegel. Die Silberschätze der Kaufmannschaft im Schütting und im Krameramtshaus, deren alte Verzeichnisse noch einen Abglanz des Reichtums geben, wurden verkauft. Der größte Teil der silbernen Geräte des „Hauses Seefahrt“ wurde 1701 gestohlen und der Rest im weiteren Verlauf des 18. Jahrhunderts veräußert. Das Ende der alten Zunftherrlichkeit im 19. Jahrhundert brachte den schweren Verlust der Insignien und des Silbers der Ämter mit sich. Ähnliche Schicksale haben auch den Privatbesitz betroffen. Oft haben die wirtschaftlichen Umstände, die mit dem Risiko des Überseehandels verbunden sind, den Kaufmann oder den Reeder gezwungen, sich vor allem derjenigen Objekte zuerst zu entäußern, die am leichtesten zu Geld zu machen waren. Der durch Stadtmarke (oder Beschau) stets garantierte Silberwert erleichterte die Vermünzung. Der Kunstwert wurde dabei leider nur gering geachtet.

So erhielt sich in der Freien Hansestadt die ohnehin nie so reich an Goldschmieden war wie Hamburg oder Lübeck, ganz zu schweigen von Nürnberg oder Augsburg, nur noch ein Abglanz der ehemaligen Leistungen seiner Meister. Ihre Werke waren ehemals bis nach Bergen und Archangelsk exportiert worden. Darum haben bremische Privatsammler und vor allem auch das Focke-Museum stets nach Goldschmiedearbeiten ihrer Stadt Ausschau gehalten. Sie haben dabei feststellen müssen, daß mit dem Bremer Schlüssel gemarktes Silber nur höchst selten auf dem Kunstmarkt erscheint und als Rarität auch teuer bezahlt werden muß. Grohne gelang 1926 die Rückgewinnung eines Prachtpokals aus ehemaligem zünftigem Gebrauch, des „Willkommens“ des bremischen Glaseramtes, den der Goldschmied Peter Cock 1670 für die Glaser schuf, die damals das hundertjährige Bestehen ihrer Zunftprivilegien feierten. Nach und nach konnten, trotz der immer sehr beschränkten Ankaufsmittel des Focke-Museums, doch noch weitere vorzügliche Arbeiten bremischer Meister erworben werden, die in absehbarer Zeit in einer Sonderausstellung vorgestellt werden sollen. So war es möglich, manchen bisher nur aus den Zunftrollen bekannten Meisternamen mit einem Erzeugnis seiner Hand zu verbinden sowie die Liste von Goldschmieden zu erweitern. Eine Anzahl vorzüglicher Handwerker sind bisher nur durch ihre Marken (Initialen oder auch Zeichen) bekannt, darunter der bedeutende „Meister mit der Lilie“ aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, von dem zwei sehr schöne Becher erworben werden konnten.

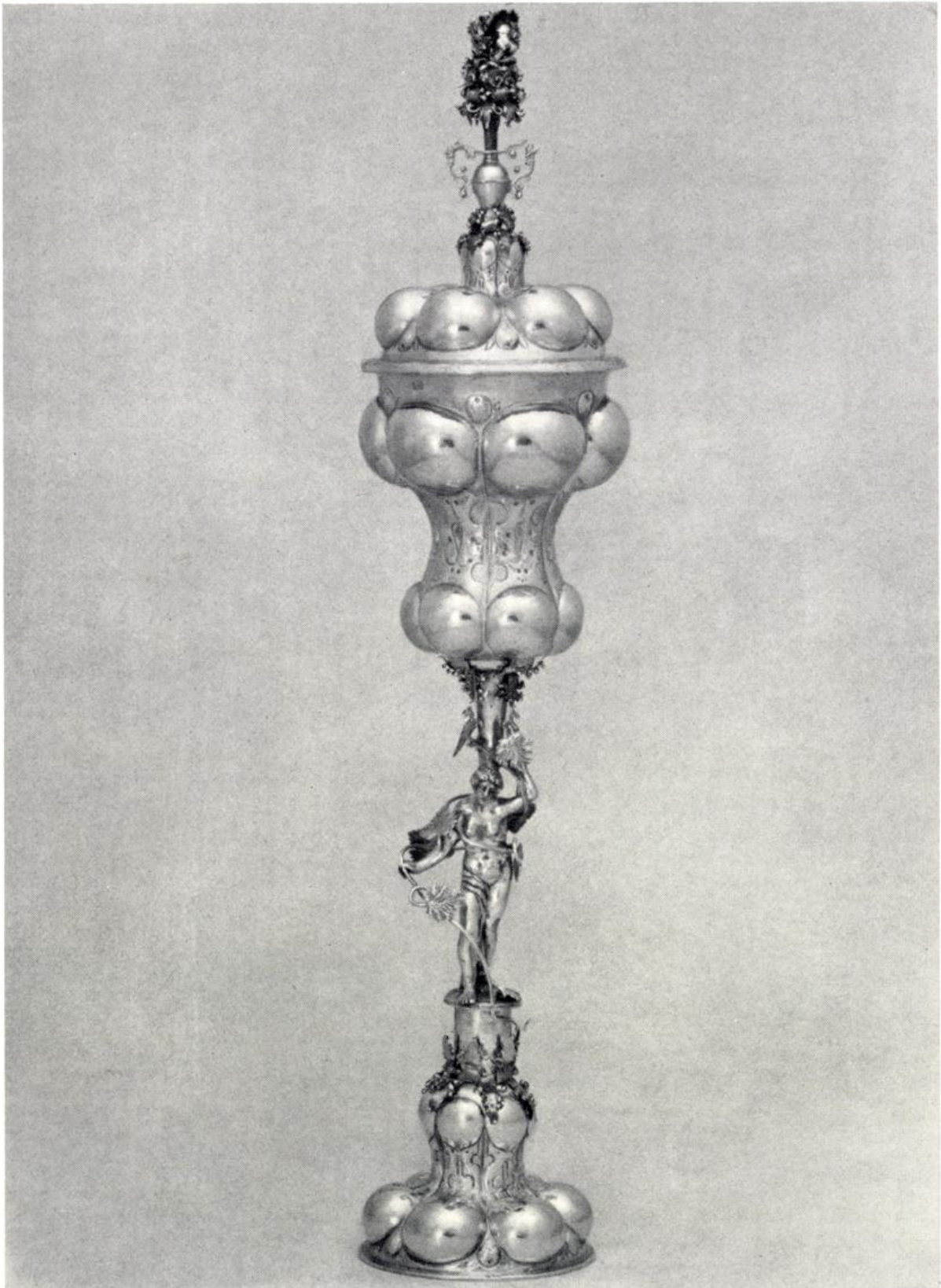
Auf diesen mit Beharrlichkeit erstrebten, jedoch oft von Zufällen abhängigen — und auch begünstigten — Zuwachs soll die Goldschmiedearbeit hinweisen, die erst kürzlich erworben wurde und deren Würdigung diesem Jahr-

buch vorangestellt werden kann. Sie kam aus englischem Privatbesitz in den Handel, über ihr früheres Schicksal ist nichts bekannt geworden.

Es handelt sich um den 63 cm hohen Deckelpokal des Meisters Johann Kord Hemeling. Er leistet 1629 den Bürgereid — und wird am 17. April 1640 im Goldschmiedeamt als Amtsmeister (Ältester) erwähnt. Sein Vater Marten Hemeling war bereits als Diamantschneider in Bremen ansässig. Bis auf einen Abendmahlskelch in Delmenhorst waren bisher Arbeiten von Johann Kord Hemeling nicht bekannt. Der Deckelpokal gehört zur Gattung der sogenannten Akelei-Becher, die ihren Namen von der Blume (*aquilegia vulgaris*) empfangen, die als Zier- und Medizinalpflanze seit Jahrhunderten in den Gärten Europas angepflanzt wurde. Ihre Blütenblätter mit den nach oben spitz zulaufenden Enden bestimmen die Gefäßform mit den typischen Ausbuckelungen.

Der Bremer Akelei-Pokal übernimmt diese Buckel halbkugelig prall bereits am gewölbten Fuß sechsfach, fügt eine weitere Buckelreihe an den Ansatz des kreisrunden Schaftes. Die Aufgabe, das Gefäß zu tragen, erfüllt eine weibliche Figur. Sie stellt Daphne dar, die schöne Nymphe aus der griechischen Mythologie; Apollo begehrte und verfolgte die Fliehende. Als der Gott sie eingeholt hatte, wurde sie auf ihr Flehen von ihrem Vater, dem Flußgott Peneios, in einen Lorbeerbaum verwandelt. Unser Pokal zeigt die Figur allerdings in ihrer Verwandlung in einen Weinstock, bereits von Weinlaub umrankt, eine barocke Auslegung der Sage, die dem Zweck des Pokals als Trinkgerät entsprach. Über dem Frauenkörper hebt der glatte Schaft den eigentlichen Becher. Die Kupa ist aus zwei Kugelreihen mit eingezogener Mitte getrieben und schließt mit einem glatten Lippenrand ab. Der Deckel mit überstehendem Rand übernimmt in seiner Wölbung markant wiederum die Buckelungen. Auf seinem Knauf steigt aus einer doppelhenkigen Vase ein Blumenstrauß aus geschnittenen schmalen Silberbändern. Ähnliche kleinteilige Blütenranken zieren auch den Ansatz und das obere Ende des Schaftes sowie korrespondierend den Deckelknauf. Ihr matter weiß-silberner Schimmer steht im Kontrast zur blanken Vergoldung aller Buckelungen und der flachen, teilweise mit Pflanzendekor ziselierten und punzierten Wandung. Alle bekannten Goldschmiedetechniken und Silberbehandlungen wetteifern an diesem Pokal miteinander, die getriebenen plastischen Formen, die modellierte Plastik des Frauenleibs, die Gießtechnik bei der kleinen Deckelvase und das Schneiden beim Rankenwerk.

Diese Kombination handwerklichen Könnens mit den Gegensätzen von glänzender spiegelnder Vergoldung und mattiertem, sanft schimmerndem Silber machen eine besondere Bewandnis der Akelei-Becher offenkundig. Sie waren, weil sie alle Fertigkeiten eines Goldschmieds vereinten, als Meisterstücke vorgeschrieben. Bereits in der Ordnung des Nürnberger Goldschmiedeamtes von 1531 wird als Meisterstück verlangt *ein trinckgeschirr, seines Namens ein Ageley-Blumen von Silber von fremden Patronen* (nach vorgeschriebenem Modell), das der Goldschmied *mit sein selbst hand ohn menniglichs hilf und zuthun* machen mußte. Die führende Rolle Nürnbergs als Goldschmiedezentrum brachte es mit sich, daß dieses Meisterstück bald auch bei anderen Zünften Deutschlands gefordert wurde. Der Akelei-Becher bleibt nicht nur sehr lange nürnbergische Tradition, wir finden ihn auch in zahlreichen anderen Städten, bald nach 1600 auch im Norden. Eine größere Gruppe trägt Hamburger Beschau, andere stammen aus Lüneburg, Münster und Osnabrück. Das neuerworbene Bremer Exemplar gehört mit seinen



Ein bremischer Akelei-Pokal aus dem Frühbarock

63 cm zu den stattlichsten Pokalen; der „nürnbergisch“ anmutende Charakter ist auch hier deutlich ausgeprägt. Am Fuß und am oberen Kupp-Rand trägt das Stück die Schlüsselmarke Bremens und die Initialen des Meisters IKH (Johann Kord Hemeling). Der Vergleich mit anderen norddeutschen Arbeiten und mit ihrer Datierung rückt den Pokal in die Zeit um 1630. Der Schluß liegt nahe, daß es sich auch hier um das Meisterstück des jungen Goldschmieds handelt, der wohl bald nach 1629 Meister wird. Wir wissen nicht, ob er in seinen Wanderjahren in Nürnberg gearbeitet hat, oder ob es sich bei seinem Meisterstück um eine Arbeit nach einer Nürnberger Vorlage und Beschreibung handelt. Auch sind die näheren Bestimmungen über die in Bremen verlangten Meisterstücke nicht bekannt. Das Amt umfaßte damals elf Meister, die zahlreiche Gesellen und Lehrlinge beschäftigten. In Hamburg war gleichzeitig etwa die dreifache Zahl Goldschmiede tätig. Der Akelei-Pokal des bremischen Meisters, dessen Name beziehungsreich auf die bis in die Gegenwart bestehende silberhandwerkliche Tradition des bremischen Ortsteils Hemelingen hinweist, repräsentiert in vollkommener Weise den Stand der Goldschmiedekunst Bremens im Zeitalter des Frühbarock und zugleich ihren, gänzlich unprovinziellen Anschluß an die Maßstäbe höchster Qualität.

Geschäftlicher Teil

105. Jahresbericht des Vorstandes der Historischen Gesellschaft 1968.

1. VERÖFFENTLICHUNGEN

Die Drucklegung der Matrikel des Bremer Gymnasium Illustre wurde im Berichtsjahr zum Abschluß gebracht. Die Vorarbeiten zur Drucklegung der Bremischen Biographie 1912—1962 wurden seitens des Staatsarchivs fortgesetzt.

Der Druck des 51. Bandes des Bremischen Jahrbuches wurde so weit gefördert, daß mit der Ausgabe dieses Bandes im Frühjahr 1969 gerechnet werden kann.

2. VORTRÄGE

Im Berichtsjahr wurden folgende Vorträge gehalten:

1. Prof. Dr. Joseph W i e s n e r , Freiburg i. Breisgau:
Die Parther (mit Lichtbildern). In Gemeinschaft mit der Wittheit (12. Januar 1968).
2. Oberbaurat i. R. Dr. Rudolf S t e i n , Bremen:
Sizilische Reise (mit Lichtbildern, 24. Januar 1968).
3. Museumsleiter Gert S c h l e c h t r i e m , Bremerhaven:
Vom Segelschiffbau der Bremerhavener Werften. In Gemeinschaft mit der Wittheit (13. Februar 1968).
4. Staatsarchivdirektor Prof. Dr. Richard D r ö g e r e i t , Stade/Hamburg:
Bremen und Verden und die Mission unter den Slawen jenseits der Elbe. In Gemeinschaft mit der Kommission für bremische Kirchengeschichte (21. Februar 1968).
5. Prof. D. Dr. Robert S t u p p e r i c h , Münster:
Dr. Johann van der Wyck — Ein norddeutscher Politiker der Reformationzeit, Syndikus der Städte Bremen und Münster 1528—1534. In Gemeinschaft mit der Kommission für bremische Kirchengeschichte (6. März 1968).
6. Direktor J. v a n B e y l e n , National Scheepvaartmuseum (Steen), Antwerpen:
Das Nationale Schiffahrtsmuseum Antwerpen (mit Lichtbildern). In Gemeinschaft mit dem Verein der Freunde des Fockemuseums e. V. (13. März 1968).
7. Oberbaurat i. R. Rudolf S t e i n , Bremen:
Bremen — Breslau, zwei Hansestädte (mit Lichtbildern, 25. März 1968 zum Abschluß der an diesem Tage abgehaltenen Hauptversammlung).
8. Archivdirektor i. R. Prof. Dr. Dr. h. c. Hermann M e i n e r t , Frankfurt/Main:
Entstehung und Schicksal der ältesten Bremer Stadtchronik (5. April 1968).

9. Staatsarchivdirektor Prof. Dr. Richard Drögereit, Stade/Hamburg:
Karl der Große — Gestalter des Abendlandes (mit Lichtbildern).
In Gemeinschaft mit dem Verein für niedersächsisches Volkstum
(9. Oktober 1968).
10. Dr. Herbert Röhrig, Vorsitzender des Niedersächsischen Heimatbundes,
Hannover:
Der Teppich von Bayeux — ein Werk der bildenden und dramatischen
Kunst, zugleich eine Geschichtsquelle höchsten Ranges (mit Lichtbildern).
In Gemeinschaft mit dem Verein für niedersächsisches Volkstum
(16. Oktober 1968).
11. Prof. Dr. Walther Killy, Göttingen, Gründungsrektor der Bremer
Universität:
Poesie und Mythologie, ein Beitrag zur eigentümlichen Geschichte des
deutschen Geistes. In Gemeinschaft mit der Wittheit und der Goethe-
Gesellschaft (Smidt-Sitzung, 8. November 1968).
12. Konrektor Hans Wichmann, Rastede:
Walfänger von der Niederweser. In Gemeinschaft mit dem Verein für
niedersächsisches Volkstum (13. November 1968).
13. Prof. D. Alfred Niebergall, Marburg:
Gottfried Menken (1768—1810), Biblische Predigt zwischen Aufklärung
und Erweckung in Bremen. In Gemeinschaft mit der Kommission für
bremische Kirchengeschichte (27. November 1968).
14. Otto Knechtel (†), Bremen, Vorlesung durch Oberstudienrat Heinz
Pieken, Bremen:
Wo lag Fabiranum (mit Lichtbildern)? In Gemeinschaft mit dem Verein
für niedersächsisches Volkstum (4. Dezember 1968).
15. Prof. Dr. Herbert Schwarzwälder, Bremen:
Bremen im „Zusammenbruch“ 1945. In Gemeinschaft mit der Wittheit
(10. Dezember 1968).

Es verpflichtet uns zu besonderem Dank, daß auch in diesem Berichtsjahr die Handelskammer den Großen Saal, bzw. den Börsensaal im Schütting und die Sparkasse den Festsaal in der Stadtwaage für die Veranstaltungen der Historischen Gesellschaft zur Verfügung stellten.

3. STUDIENFAHRTEN

Folgende Studienfahrten wurden im Berichtsjahr durchgeführt:

1. Zum „Tage der deutschen Einheit“ eine Fahrt über die niederländische Grenze vom 15.—17. Juni 1968: Mit Besuch von Groningen und dann, nach Durchfahren der niederländischen Provinzen Groningen und Drente, von Zwolle und Kampen, des Polders Ostflevoland mit Lelystad und Lelystad-Haven, von Harderwijk und Deventer, über Apeldoorn sodann des Naturschutzparks der Hoogen Veluwe mit dem Kröller-Müller-Museum bei Otterloo Nachtquartiere in Kampen und Deventer. Besichtigungen in Kampen und Deventer sowie der Polderausstellung in Lelystad-Haven mit Lichtbildervortrag des Leiters der Sammlungen Willem C. Berg. Rückfahrt über Hengelo und Denekamp.
2. Grenzlandfahrten mit zwei Reisebussen in Deutschlands Südwesten vom 12.—23. Juli 1968: Über Kloster Lorsch in die Rheinpfalz (Standquartier für zwei Nächte in Landau) mit Besichtigung der Dome von Worms und Speyer und Kennenlernen des pfälzisch-elsässischen Reichsgutes der Stau-

fer (u. a. durch einen Halbtagesausflug über Annweiler auf den Trifels), der Schlachtfelder von Weißenburg und von Wörth (1870) und der alten Reichstadt Straßburg (Besichtigung des Münsters). Weiterfahrt durch das mittlere Elsaß bis Colmar (Besichtigung des Museums mit Grünewalds Isenheimer Altar). Über Breisach und Basel sodann Fahrt am Hochrhein entlang bis Säckingen, dem Standquartier für sieben Tage. Von hier, untermischt mit Ruhetagen, Fahrten in die Schweiz und in das elsässische Grenzgebiet: nach Basel mit Besichtigung von Augst und des Basler Stadtinneren, woran eine Halbtagsfahrt ins obere Elsaß zum Besuch des Hartmannsweilerkopfes und der dortigen Ehrenfriedhöfe (Reserve-Infanterie-Regiment 75 aus Bremen) angeschlossen wurde; nach Bern mit vorherigem Besuch der Habsburg und Empfang im Bundeshaus; nach Zürich (mit Empfang durch die Schützengesellschaft) und über den Zürcher See nach Schwyz, Küßnacht und Luzern; über Winterthur nach St. Gallen, dann am Bodensee entlang nach Konstanz und über Stein am Rhein nach Schaffhausen zum Wasserfall. Auf der Rückfahrt am elften Tage über Donaueschingen, Rottweil und Hechingen wurde der Hohenzollern besucht, dann auch Tübingen auf der Fahrt ins letzte Nachtquartier zu Heilbronn. Am zwölften Tag Rückfahrt auf der Autobahn an Wimpfen, Heidelberg und Frankfurt vorbei durch das östliche Hessen und durch Niedersachsen nach Bremen.

3. Zum üblichen Dreier-Treffen des Stader Geschichts- und Heimatvereins, der „Männer vom Morgenstern“ und unserer Historischen Gesellschaft — diesmal ausgerichtet von den „Männern vom Morgenstern“ —. Am 15. September 1968 nach Bremerhaven, trotz des am Nachmittag einsetzenden Dauerregens eine sehr gelungene Veranstaltung. Nach einer Fahrt durch das Neubaugebiet Leherheide und kurzem Besuch des Freilichtmuseums Speckenbüttel, wo das Marschenhaus im Wiederaufbau gezeigt wurde, Besichtigung der neuen Containeranlage am Stromufer und dann des im Aufbau begriffenen Schiffahrtsmuseums am Alten Hafen mit Einkehr auf der Bark „Seute Deern“. Am Nachmittag Fahrt in den Raum Bederkesa zur Besichtigung vorgeschichtlicher Stätten unter Führung des Kreisbodendenkmalpflegers Hans Aust. Den Beschluß bildete eine gemeinsame Kaffeetafel im Waldschlößchen von Bederkesa, wo von verschiedenen Seiten des verstorbenen Freundes Dr. Hans Wohltmann ehrend gedacht wurde. Bei seiner Beisetzung in Stade waren Dr. Prüser und Dr. Allmers als Vertreter unserer Gesellschaft und des Vereins für niedersächsisches Volkstum zugegen gewesen.
4. Herbstliche Wochenendfahrt durch den Harz ins Eichsfeld am 16. und 17. November 1968: Die Fahrt auf der Autobahn wurde durch ein Frühstück in Bissendorf unterbrochen. Auf der Weiterfahrt wurde der Gegensatz zwischen der überaus weiträumigen neuen Verwaltungsstadt Salzgitter und dem mittelalterlichen Stadtbild von Goslar wie von selbst deutlich gemacht und auf der Fahrt über den Harz durch Harzburg, am Torfhaus und an Braunlage vorbei über Walkenried nach Bad Sachsa die über Nacht winterlich gewordene Harzlandschaft erlebt, aber auch die nahe Grenze gen Osten. Der Abstieg in das Eichsfeld bot wieder andere Bilder: an der Fürstenburg Herzfeld vorbei bei der unfern des Ortes der alten Abtei Pöhlde gelegenen Rhumequelle die unerschöpfliche Auffangquelle des Harzwassers und darauf die „Goldene Mark“ mit dem mittelalterlichen Stadtbild von Duderstadt in der Mitte, das durch Vortrag im

Rathausaal und Rundgang am nächsten Morgen durch Oberstudienrat Dr. Franz Boegehold, den Vorsitzenden des dortigen Heimatvereins, hervorragend erläutert wurde, nachdem am Vorabend zwei Filme vom Volkstum der Eichsfelder und von der künstlichen Grenzziehung in nächster Nähe eindrucksvoll berichtet hatten. Die Heimfahrt führte am Nachmittag des zweiten Tages durch Göttingen, wo die neu entstehende Universitätsstadt, aber auch ein von Pastor Gensch geleiteter Rundgang durch das alte Göttingen großen Eindruck machten.

Vorbereitung und Leitung der Fahrten lagen wieder in den Händen von Dr. Allmers und Dr. Prüser, wobei der erstere sich im besonderen um das Gelingen der großen Sommerfahrt verdient gemacht hatte, Dr. Prüser dagegen seine Verbindungen in die Niederlande und nach Duderstadt zum Einsatz bringen konnte. Basel und das Schweizer Volkstum wurden durch Dr. Rudolf Stein und seine Gattin, eine gebürtige Baslerin, in besonderer Weise zum Erlebnis gestaltet.

Am 18. Dezember 1968 wurden in üblicher Weise auf einem vorweihnachtlichen Abend im Festsaal der Stadtwaage die Studienfahrten der Historischen Gesellschaft im Jahre 1968 in Wort und Bild vorgeführt. Um eine musikalische Einstimmung machte sich wiederum Herr Dr. von Rohden mit seinen Töchtern verdient, während Herr Martin Sopp in Gestalt einer Verlosung von Werbemitteln der Sparkasse eine besondere Überraschung bereithielt.

*

Anschließend sei auf die Besichtigungsfahrten zu kirchlichen Gebäuden hingewiesen, die sich, Veranstaltungen der Bremer Volkshochschule, bei unseren Mitgliedern steigender Beliebtheit erfreuen, werden sie doch auch von zweien unserer Mitarbeiter, von Pastor Rudolf Gensch und von Dr. Friedrich Prüser, betreut. Es handelt sich um folgende Veranstaltungen:

1. Um eine Fahrt zur Besichtigung alter und neuer Kirchen im Bremer Westen am 2. März 1968. Besucht wurden die alte Waller Kirche, die neue Fleetkirche in der Waller Feldmark, die wiederhergestellte Wilhadi-kirche, die katholische Marienkirche und die moderne „Zeltkirche“ St. Michaelis.
2. Um eine Studienfahrt zum Besuch der Stiftskirche Bassum mit dem dazugehörigen evangelischen Damenstift und der Alexanderkirche und anderer Sehenswürdigkeiten in Wildeshausen am 6. Juli 1968.
3. Um eine Studienfahrt zur Besichtigung von Kirchen im Obervieland, an der oldenburgischen Grenze und in Huchting am 19. Oktober 1968. Besucht wurden die Matthias-Claudius-Kirche, die Johanniskirche in Arsten, die Thomaskirche in Kattenesch, die alte Kirche in Stuhr, die einst unter Obhut des Bremer Anscharikapitels stand, die Georgskirche in Huchting und die Lukaskirche in Grolland.

4. FUHRUNGEN

An der alljährlich vom Vorsitz der Historischen Gesellschaft für die Volkshochschule veranstalteten Führung durch das Bremer Rathaus, die diesmal am 20. Januar 1968 stattfand, nahm wiederum eine größere Anzahl unserer Mitglieder teil. Desgleichen waren einige unserer Mitglieder an Führungen beteiligt, die vom Vorsitz für befreundete wissenschaftliche Kreise aus weiterer Entfernung von Bremen durchgeführt wurden. Am

9. und 10. August 1968 wurden die Teilnehmer an einer Studienfahrt des Volksbildungswerkes Ottingen (Ries)—Nördlingen durch die Stadt Bremen geführt; am 11. August eine größere Anzahl von Mitgliedern des Naturwissenschaftlichen und Historischen Vereins für das Land Lippe (Lemgo, Detmold) desgleichen, wobei das Focke-Museum und das neue Staatsarchiv besichtigt wurden, dies letztere unter dankenswerter Hilfe von Mitarbeitern des Staatsarchivs. Am 24. und 25. August führte der Vorsitz der unserer Gesellschaft die Teilnehmer an einer Studienfahrt einer Pädagogischen Arbeitsgemeinschaft aus Wesseling bei Köln auf verschiedenen Gängen durch die Stadt und auf einem Schiffsausflug nach Vegesack.

5. FORDERKREIS „BREMER KOGGE“

Der unter maßgeblicher Beteiligung der Historischen Gesellschaft gegründete Förderkreis „Bremer Kogge“ kann von guten Erfolgen berichten. Der von ihm verbreitete, von seinem Vorsitzenden Dr. Karl Löbe verfaßte und mit einer Denkschrift ausgestattete Aufruf zur Unterstützung der Arbeiten an der Wiederherstellung des mittelalterlichen Hanseschiffes hat große Verbreitung gefunden. Bis zum 10. Dezember 1968 hatten, soweit Einzelpersonen infrage kamen, 937 „Förderer“ ihren Beitritt erklärt, aus der bremischen Bevölkerung zum Teil mit rührender Zustimmung, während aus den aus aller Welt, aus 19 verschiedenen Staaten eingelaufenen Erklärungen, u. a. von bedeutenden Forschern und Museumsleuten, eine beglückende Erkenntnis der geschichtlichen Bedeutsamkeit dieses Fundes hervorging. Der Großteil der zunächst bescheiden erbetenen Spenden, immerhin mehr als 6000,— DM, wurde den Aufbaugeldern für die Kogge zugeführt. Ein zweiter Aufruf wirbt um weitere Mittel. Mit Freude darf festgestellt werden, daß sich die zuständige bürgerschaftliche Deputation für Kunst und Wissenschaft für den Wiederaufbau der Kogge entschieden hat. Ob der Standort des wieder aufgebauten Schiffes nun auch Bremen wird, ist eine über Nacht aufgetauchte Sorge, die zu beheben es weiterer Anstrengungen des Förderkreises in Verhandlung, Wort und Schrift bedarf.

6. GESCHÄFTSSTELLE

Die Einrichtung unserer Geschäftsstelle in einem unter Denkmalschutz stehenden Hause in der zum Schnoorviertel gehörigen Straße Am Landherrnamt hat sich sehr bewährt. Mehr und mehr wird sie von unseren Mitgliedern aufgesucht. Dank gesagt sei allen, die sich um die Ausstattung des Raumes durch Spenden bemüht haben, Dank gesagt auch den freiwilligen Helfern aus dem Mitgliederkreis, die sich bemühen, sie mit Leben zu erfüllen.

7. EHRUNGEN

Im Berichtsjahr wurden zu Ehrenmitgliedern der Historischen Gesellschaft ernannt:

Studienrat i. R. Adolf Börtzler und Pastor em. Bodo Heyne — Adolf Börtzler in dankbarer Würdigung seiner unablässig gewährten großen und sachverständigen Hilfe bei Vollendung des Manuskripts zur Drucklegung des Textes der Matrikel des Bremischen Gymnasium Illustre samt aller dazugehörigen Beigaben — Bodo Heyne bei Vollendung seines 75. Lebensjahres wegen seiner großen Verdienste um die Erforschung bremischer Kirchengeschichte in der von ihm gegründeten und geleiteten Kommission.

Der Vorsitzler sprach seinem Stellvertreter, Professor Hinrich Wulff, bei Vollendung seines 70. Lebensjahres am 15. Mai 1968 auf einem Empfang im Ratskeller den in eine „Laudatio“ seines Wirkens für die geschichtlichen Wissenschaften, insbesondere für die Geschichte der Schule und des Lehrerstandes, gekleideten Dank der Gesellschaft aus und überbrachte mit seinen Glückwünschen ein Geschenk.

Nachträglich sei vermerkt, daß auch dem unermüdlichen und selbstlosen Betreuer unserer Studienfahrten, Oberstudienrat Dr. Curt Allmers, am 3. September 1967 auf einer Abendveranstaltung im Freundeskreis im Havenhaus Vegesack vom Vorsitzler der herzliche Dank unserer Gesellschaft bei Vollendung seines 65. Lebensjahres ausgesprochen wurde.

8. MITGLIEDERZAHL

Am 31. Dezember 1968 zählte die Historische Gesellschaft 835 Mitglieder.

gez. Dr. Friedrich Prüser, Vorsitzler,
gez. Prof. Hinrich Wulff, Stellvertretender Vorsitzler.

106. Jahresbericht des Vorstandes der Historischen Gesellschaft 1969.

1. VERÖFFENTLICHUNGEN

Der äußerst schwierige Druck der Matrikel des Bremer Gymnasium Illustre hatte im Jahre 1968 nach zehnjährigem Bemühen um das Buch endlich so weit zu Ende geführt werden können, daß mit Beginn des Jahres 1969 die allgemeine Ausgabe des von der Kritik bald sehr beifällig aufgenommenen Werkes erfolgen konnte. Nach langer Pause ist mit ihm die Zweite Reihe des Bremischen Jahrbuches mit einem Dritten Band fortgesetzt worden, der zugleich Teil III der Sammelreihe „Geschichte der Hochschulen und Höheren Schulen Bremens seit 1528“ ist.

Im Berichtsjahr erschienen dann weiter:

1. Der 51. Band des Bremischen Jahrbuches, in dem auch die von der Mitgliederversammlung am 2. Februar 1966 beschlossene Satzung und Geschäftsordnung der Historischen Gesellschaft Bremen veröffentlicht worden ist.
2. Die Bremische Biographie 1912—1962, herausgegeben von der Historischen Gesellschaft Bremen und dem Staatsarchiv Bremen, in Verbindung mit Fritz Peters und Karl H. Schwebel, bearbeitet von Wilhelm Lührs. Das Buch konnte unseren Mitgliedern zu einem Vorzugspreis zur Verfügung gestellt werden, erwies sich aber auch im freien Verkauf sehr bald als ein Bestseller unter den in diesem Jahr erschienenen Veröffentlichungen zur Geschichte Bremens.

Eine gewisse Mitpatenschaft kann die Historische Gesellschaft über den auf ihre Anregung hin begründeten „Förderkreis Bremer Kogge“ hin an dem Erscheinen der ersten zusammenfassenden größeren wissenschaftlichen Veröffentlichung über diesen bedeutenden Schiffsfund für sich in Anspruch nehmen, nämlich für den im Spätsommer 1969 erschienenen Band 8 der „Monographien der Wittheit zu Bremen“: „Die Bremer Hanse-Kogge. Ein Schlüssel zur Schiffahrtsgeschichte. Fund — Konservierung — Forschung“. Es darf darauf hingewiesen werden, daß diejenigen, die den größten Anteil an der Bergung des mittelalterlichen Schiffes wie am Zustandekommen des vorliegenden Buches haben, Oberkustos Dr. Siegfried Fliedner und Kustodin Dr. Rosemarie Pohl-Weber, sehr geschätzte Mitglieder unserer Historischen Gesellschaft sind.

2. VORTRÄGE

Im Berichtsjahr wurden folgende Vorträge gehalten:

1. Pastor Bodo H e y n e , Direktor i. R. der Inneren Mission, Bremen:
Gestalt und Ordnung der bremischen Kirche seit der Reformation. In Gemeinschaft mit der Kommission für bremische Kirchengeschichte (8. Januar 1969).
2. Oberstudienrat Dr. Arved v o n T a u b e , Bremen-Lesum:
Bremisch-baltische Begegnungen in drei Jahrhunderten. In Gemeinschaft mit dem Verein für niedersächsisches Volkstum und der Deutsch-Baltischen Landsmannschaft Bremen und Umgegend e. V. (22. Januar 1969).

3. Prof. Dr. Franziskus P e t r i , Bonn:
Das Reich der Wiedertäufer zu Münster — ein frühbürgerlicher Vorläufer der proletarischen Revolution des 20. Jahrhunderts? In Gemeinschaft mit der Wittheit, der Kommission für bremische Kirchengeschichte und dem Verein für niedersächsisches Volkstum (28. Februar 1969).
4. Dr. Rolf Wilhelm B r e d n i c h , Deutsches Volksliedarchiv, Freiburg im Breisgau:
Liedgut deutscher Südostvolksgruppen von der Gottschee bis zum Schwarzen Meer (mit Tonbandaufnahmen). In Gemeinschaft mit dem Verein für das Deutschtum im Ausland, der Gesellschaft von Freunden des Focke-Museums und dem Verein für niedersächsisches Volkstum (5. März 1969).
5. Museumsleiter Ernst Willem B e r g , Polder-Museum, Lelystad-Haven:
Das Zuiderzeewerk gewinnt den Niederlanden eine Provinz im Frieden (mit Lichtbildern). In Gemeinschaft mit dem Verein für niedersächsisches Volkstum (12. März 1969).
6. Dr. Peter Anselm R i e d l , Universität Marburg:
Michelangelo und die Kunstgeschichte (mit Lichtbildern). In Gemeinschaft mit dem Kunstverein (19. März 1969).
7. Prof. Dr. Wilhelm E v e r s , Technische Hochschule Hannover:
Schweden — die Ålandinseln — Finnland (mit Lichtbildern). In Gemeinschaft mit dem Verein für niedersächsisches Volkstum (18. Juni 1969). Zur Vorbereitung der großen Sommerfahrt.
8. Dr. Dr. e. h. Rudolf S t e i n , Bremen:
Die Rückgewinnung verlorener Baudenkmäler (mit Lichtbildern). In Gemeinschaft mit der Bremischen Gesellschaft Lüder von Bentheim (25. Juni 1969). Wiederholung eines bei der Ehrenpromotion Dr. Steins in Hannover gehaltenen Vortrags.
9. Prof. Dr. Robert v a n R o e s b r o o k , Osterhout (Nordbrabant):
Wilhelm von Oranien — Gründer des niederländischen Staates. In Gemeinschaft mit dem Verein für niedersächsisches Volkstum (15. Oktober 1969).
10. Pastor Dr. Harald W e i n a c h t , Bremen:
Bremische Gottesdienstreformen in alter und neuer Zeit. In Gemeinschaft mit der Kommission für bremische Kirchengeschichte (22. Oktober 1969).
11. Museumsleiter Ernst Willem B e r g , Lelystad-Haven:
Über alten Schiffsbau um die Zuidersee und die Schiffsfunde in den Ijsselmeerpoldern (mit Lichtbildern). In Gemeinschaft mit dem Verein für niedersächsisches Volkstum und dem Förderkreis „Bremer Kogge“ (5. November 1969).
12. Prof. Dr. Lutz R ö h r i c h , Freiburg i. Br.:
Adam und Eva in der deutschen Volkskunst, dargeboten an Beispielen aus dem Niederweserraum (mit Lichtbildern). In Gemeinschaft mit dem Verein für niedersächsisches Volkstum (8. November 1969).
13. Staatsarchivdirektor i. R. Dr. Friedrich P r ü s e r , Bremen:
Von der Schönheit deutscher Namen. In Gemeinschaft mit dem Verein für niedersächsisches Volkstum, der Gesellschaft für deutsche Sprache und der Volkshochschule (1. Dezember 1969).

14. Dr. Arnold R e h m , Bremen:

Korsaren vor der Küste. Zur Geschichte der nordafrikanischen Seeräuberei (mit Lichtbildern). In Gemeinschaft mit dem Verein für niedersächsisches Volkstum und dem Förderkreis „Bremer Kogge“ (10. Dezember 1969).

In dankenswerter Weise stellte auch in diesem Berichtsjahr die Handelskammer den Großen Saal und den Börsensaal im Schütting für die Vortragsveranstaltungen der Historischen Gesellschaft unentgeltlich zur Verfügung.

3. FUHRUNGEN

Zu der alljährlich (diesmal am 18. Januar 1969) als Veranstaltung der Volkshochschule stattfindenden Führung durch das Rathaus durch unseren Vorsitz Dr. Prüser hatten unsere Mitglieder wiederum freien Eintritt, was von einer größeren Anzahl von ihnen gern ausgenutzt wurde.

Am 15. Dezember führte Dr. Reinhard Patemann, wissenschaftlicher Mitarbeiter des Staatsarchivs, durch die von ihm aus Anlaß des Napoleon-Gedenkens im Ausstellungssaal des Archivgebäudes aufgebaute Ausstellung „Napoleons Adler über Bremen“.

Die von unserem Mitglied Pastor i. R. Rudolf Gensch im Zusammenwirken mit unserem Vorsitz für die Volkshochschule gebotenen Gelegenheiten zu Besuchen von kirchlichen Bauten in Bremen-Stadt und -Land wurden von Mitgliedern der Historischen Gesellschaft fleißig wahrgenommen, so am 8. März nach einem Gang durch die Steffensstadt eine Besichtigung der alten Kapitelkirche von St. Stephani; am 12. April auf einer Fahrt zu den Kirchen des Niedervielandes, die mit einem Gang zu der Fundstelle der Bremer Kogge und zu dem für ihre Ausstellung bis dahin vorgesehenen Gelände verbunden war; am 18. Oktober durch eine Besichtigung alter und neuer Kirchen im Hollerland. Unvergessen werden dabei den Teilnehmern auch ein Besuch auf dem alten Gut Hodenberg und der besonders freundliche Empfang im Gemeindezentrum der Melanchthon-Kirche in Osterholz bleiben.

Mehrfach fanden wieder Besuche von befreundeten Geschichtsvereinen und anderer Bildungseinrichtungen in Bremen statt, deren Teilnehmer während ihres Aufenthaltes in Bremen durch unseren Vorsitz ganz oder teilweise betreut, auf jeden Fall in Stadt und Land geführt wurden: am 9. und 10. August der Geschichts- und Heimatverein Osterode am Harz und Umgebung, am 7. Juni der Heimatverein Lesum, vom 9 bis 12. Mai eine Reisegruppe der Volkshochschule Mühlacker und Vaihingen, am 29. und 31. Juli sowie am 2. August eine Reisegesellschaft der Volkshochschule Ottweiler im Saarland, am 23. und 24. August eine Reisegruppe des Volksbildungswerkes Eßlingen, am 27. und 30. Juli und am 1. August eine deutsch-französische, zu einem wissenschaftlichen Arbeitsaufenthalt in Bremen befindlichen Jugendgruppe.

4. STUDIENFAHRTEN

1. Obwohl eine Anzahl von Mitgliedern der Historischen Gesellschaft bereits an einer von ihrem Vorsitz geführten, aber von der Volksschule veranstalteten Fahrt in die Niederlande mit einem Besuch der alten Städte, der Kunststätten und der Blumenausstellungen, diesmal auch neben den Einpolderungen in der Zuiderzee auch des Deltawerks in der Provinz Zeeland, teilgenommen hatte, fand die Gelegenheit, in der Woche

nach Pfingsten, vom 27.—30. Mai, mit einem Bus auf die Jahresversammlung des Hansischen Geschichtsvereins in Amsterdam fahren zu können, guten Zuspruch. Unter den Teilnehmern konnten wir zu unserer Freude auch Bürgermeister Willy Dehmkamp mit seiner Gattin begrüßen. Trotz der Schwierigkeiten, die Teilnahme an den an zwei Tagen vom Hansischen Geschichtsverein gebotenen Vorträgen mit einem Kennenlernen der Sehenswürdigkeiten des Tagungsortes miteinander in Einklang zu bringen, darf man die gesamte Veranstaltung, für die ein Besuch in Alkmaar zum Käsemarkt und in Enkhuizen mit seinem Schiffahrtsmuseum einen schönen Schlußpunkt darstellten, als gut gelungen bezeichnen.

2. Große Sommerfahrt vom 1.—13. Juli nach Mittelschweden, den Ålandsinseln und Südwestfinnland, dem schwedisch bestimmten Teil des aus russischer Oberhoheit wiedererstandenen Staates. Die Fahrt wurde mit zwei Reisebussen der Bremer Vorortbahngesellschaft durchgeführt, der für die technische Vorbereitung und Durchführung besonderer Dank gebührt. Auf der Vogelfluglinie ging es am ersten Tage bis Hälsingborg, von dort sodann über die mittelschwedische Platte nach Stockholm. Der dreitägige Aufenthalt, in den ein Ruhetag eingeschaltet war, wurde zum Besuch von Birka (Björko), Uppsala-Sigtuna und Skokloster ausgenutzt, dem Herrnsitz Carl Gustav Wrangels, des aus dem Zweiten Schwedenkrieg Bremens bekannten Generals, von dessen und seiner Familie Bedeutung für Schweden und sein Könighaus C. Allmers ein eindringliches Bild zu entwerfen wußte. Mit einem schönen Fährschiff der Viking-Linie erfolgte sodann die Überfahrt nach Marienhamn auf den Ålandsinseln, die bei zweitägiger Führung dank der Fürsorge des Landesarchäologen Mag. (jetzt Professor) Matts Dreijer mit Besuchen von Sammlungen, Rundfahrten zu geschichtlich bedeutungsvollen Stätten, Treffen mit dortigen Geschichtsfreunden allen Teilnehmern zu einem unverlierbaren Reisegedenken wurde. Weiter ging es dann in neuer Überfahrt nach Åbo (finnisch Turku), der alten Hauptstadt des schwedischen Finnland. Nach gründlicher Besichtigung von Stadt, Kirchen und Sammlungen blieb der letzte Tag des Aufenthaltes in Finnland einem kurzen Besuch von Helsingfors (Helsinki) vorbehalten, der durch einen Empfang im Finnischen Reichstag und ein Verabschieden auf der großen Kriegergedenkstätte seinen Höhepunkt hatte. Die Rückfahrt führte noch einmal über Stockholm und dann auf neuem Wege, wobei als besondere Einlage ein Abstecher nach Gripsholm geboten werden konnte, am Wenersee vorbei nach Göteborg (Wiedersehen mit dem Bremer Denkmal von Gustav Adolf — im Zweitguß —) und von dort mit der „Stena Germanica“, einem Fährschiff der Stena-Linie, nach Kiel. Schließlich brachten die beiden Busse die Fahrtteilnehmer, die den Ausdruck „Traumfahrt“ für das ganze Unternehmen prägten, auf schneller Fahrt nach Bremen zurück.
3. Als „Traumfahrt“ mag man rückschauend ebenso die sommerliche Bus- und Schiffsfahrt von und nach Hannoversch-Münden bezeichnen, die als Wochenendfahrt am 16. und 17. August durchgeführt und dank der Mithilfe befreundeter Herren in Hannoversch-Münden, allen voran des Oberstudienrats Dr. Karl Brethauer, des führenden Mannes in der Forschung um Dr. Eisenbarth, ein voller Erfolg wurde. Hinfahrt mit zwei Bussen über Nienburg—Neustadt am Rübenberg—Wunstorf, in und durch das rechtsweserische Bergland bis nach Neuhaus im Solling, dann links-weserisch über Karlshafen, den alten Wallfahrtsort Gottsbüren und durch

den Reinhardswald mit der Sababurg nach Hannoversch-Münden, wo die Reisegesellschaft durch die auch denkmalpflegerisch tätigen mündenschen Herren nicht nur hervorragend geführt, vielmehr in abendlichen Lichtbildervorträgen in dem Bekanntwerden mit dieser Bremen vielfach verbundenen Landschaft gefördert wurde. Bei schönstem Spätsommerwetter führte am Sonntagmorgen das Schiff die Bremer Gäste westerabwärts, zunächst bis Höxter, wo auf ein größeres Schiff umgestiegen wurde, und dann vorbei an Corvey, Holzminden, Polle nach Bodenwerder mit seinen Erinnerungen an den Lügenbaron Münchhausen. Die Weiterfahrt mit den hier wartenden Bussen wurde durch eine Besichtigung des in ausgezeichnetem Erhaltungszustand befindlichen Renaissanceschlusses Hehlen unterbrochen, wo durch Dr. Allmers mit umfassendem Vortrag die politischen, wirtschaftlichen, kulturellen, auch personengeschichtlichen, Hintergründe des Schloßbaues deutlich gemacht wurden. Über Hameln, Bückeburg und Minden ging es dann heimwärts.

4. Schließlich das Dreier-Treffen der Geschichtsvereine im Niederelbe-Niederweser-Winkel, zu den als der ausrichtende Verein der „Stader Geschichts- und Heimatverein“ auf Sonntag, den 9. September, eingeladen hatte. Treffpunkt war Neuhaus an der Mündung der Oste, wo ein hervorragender Film über die große Gefährdung von Land und Leben durch die große Flut des Jahres 1962, aber auch über die Abwehr durch den Bau des großen Oste-Sperrwerkes gezeigt, dieses dann auch an Ort und Stelle besichtigt wurde. Nach einer Fahrt durch das Land Kehdingen, auf der die große Kirche in Oederquart besucht und ein Mittagessen auf dem Krautsand eingenommen wurde, konnte in Stade alles gezeigt werden, was es an Neuigkeiten in den Kirchenbauten, im Keller des Rathauses und auf der „Museumsinsel“ gab. Nach einer Fahrt am Geestrand des Alten Landes trennten sich in Altkloster die Busse der bis dahin vereinigten Gesellschaften.

*

Die Vorbereitung und Leitung der Reiseunternehmen lagen wieder in den Händen von Dr. Allmers und Dr. Prüser.

Am 17. Dezember 1969 wurden die Fahrten der Historischen Gesellschaft in einer durch die Familie von Rohden (Frau Renate von Rohden-Ruge mit einer Meisterschülerin und Dr. Konrad von Rohden) von musikalischen Darbietungen umrahmten vorweihnachtlichen Feier im oberen Saal der Stadtwaage noch einmal lebendig gemacht: durch Dr. Allmers in einem mit launigen Worten erstatteten Bericht und durch Lichtbilder, die von einem Preisgericht unter seiner Leitung ausgewählt worden waren. Dankbar sei an die durch unser Mitglied Martin Sopp vermittelte Hilfe der Sparkasse bei der Ausgestaltung der Feier erinnert. Der Vorsitz benutzte die sich zwanglos bietende Gelegenheit, den freiwilligen Helfern im äußeren Betrieb der Gesellschaft durch kleine Erinnerungsgaben zu danken. Eine fröhliche „Nachsitzung“ im Deutschen Haus am Markt beschloß den Abend, wie dies ähnlich nach manchen Vorträgen der Fall gewesen ist.

5. FÖRDERKREIS BREMER KOGGE

Die im Jahresbericht 1968 ausgesprochene Sorge, ob es gelingen werde, Bremen als Standort des wiederzusammenggebauten alten Schiffes durchzusetzen, hat sich leider nicht als unbegründet erwiesen. Trotz aller Bemü-

hungen Dr. Löbes als Leiters des Förderkreises, in die sich auch Dr. Prüser mehrfach einschaltete, mußte es der Kreis geschehen lassen, daß sich die zuständigen politischen Stellen aus Gründen, die nicht von der Sache, von den geschichtlichen Gegebenheiten her bestimmt waren, für Bremerhaven als künftigen „Koggeort“ entschieden, im Rahmen eines dort mit Bundeshilfe zu errichtenden Schiffahrtsmuseums, das seinen überörtlichen Rang allerdings erst durch den Hinzutritt der Kogge als echten Forschungsgegenstand erhalten kann. Angesichts der Tatsache, daß es dem „Förderkreis“ gelungen ist, die in Frage kommende wissenschaftliche Welt auf diesen Schiffsfund aufmerksam zu machen und von ihr seine hohe Bedeutung bestätigt zu bekommen, wird es zu erstreben sein, daß diesem Kreis ein gewisses Mitspracherecht für die weitere Entwicklung gewährt wird. Wünschenswert ist dabei für ihn selber ein strafferer Zusammenhalt, als er bisher bestanden hat. Es besteht die Aussicht, daß Herr Bürgermeister i. R. Willy Dehnkamp dabei die Nachfolge des von seiner Vorsteherschaft zurückgetretenen Dr. Karl Löbe antritt, dem für seine Verdienste um Erhaltung und Sicherung der „Bremer Kogge“ großer Dank gebührt.

6. GESCHÄFTSSTELLE

Die vor einigen Jahren eingerichtete Geschäftsstelle hat sich weiter bewährt. Sie ist die Mittelstelle für alle geschäftlichen Angelegenheiten der Historischen Gesellschaft, Verkehrsstelle der Mitglieder mit der Leitung und untereinander. Die großen Veröffentlichungen des Jahres wären ohne ihre Hilfe nicht so leicht, wie es tatsächlich geschehen ist, zur Verteilung gekommen. Darüber hinaus besteht dort eine gern benutzte Gelegenheit für den Bezug von Schriften zur bremischen Geschichte, von Siegelabdrucken und dergleichen. Den Mitgliedern unserer Gesellschaft, die dort einen freiwilligen Ehrendienst versehen, gebührt unser Dank.

7. EHRUNGEN

Es sei darauf hingewiesen, daß Herr Dr. Rudolf Stein, Mitglied des Vorstandes der Gesellschaft, durch die Technische Universität Hannover am 6. Mai 1969 mit der Würde eines Dr.-Ing. e. h. ausgezeichnet worden ist in Anerkennung seiner Verdienste um die Baudenkmalpflege in Bremen und um das daraus erwachsene wissenschaftliche Schrifttum. An der Promotionsfeier nahmen aus der Gesellschaft die Herren W. H. Koenenkamp und Dr. Friedrich Prüser teil. Am 26. Juni 1969 fügte der Senat der Freien Hansestadt Bremen die bremische Senatsmedaille für Kunst und Wissenschaft hinzu.

8. MITGLIEDERZAHL

Am 31. Dezember 1969 zählte die Historische Gesellschaft 825 Mitglieder.

gez. Dr. Friedrich Prüser, Vorsitzender,
gez. Prof. Hinrich Wulff, Stellvertretender Vorsitzender.

107. Jahresbericht des Vorstandes der Historischen Gesellschaft 1970.

1. VERÖFFENTLICHUNGEN

Die Vorarbeiten für die Herausgabe eines neuen Bandes unseres „Breimischen Jahrbuches“, des 52. der Hauptreihe, sind so weit gediehen, daß ein Großteil der Beiträge zum Satz in die Schönemannsche Druckerei gegeben werden konnte. Mit dem Erscheinen des wiederum starken Bandes ist in den ersten Monaten 1972 zu rechnen.

Die als Fortsetzungsveröffentlichung im 50. und 51. Band unseres Jahrbuches erschienenen Aufsätze von Hans Horstmann über „Die Rechtszeichen der europäischen Schiffe im Mittelalter“ sind aufgrund einer älteren Abmachung mit dem Verfasser zu einer Sonderveröffentlichung zusammengefaßt worden und werden als „Vor- und Frühgeschichte des europäischen Flaggenwesens“ erscheinen. Der Druck wurde aus besonderen Zuwendungen ermöglicht, die der Herausgeber vor allem der Bremer Landesbank, der Deutschen Schiffahrtsbank und der Sparkasse in Bremen, mit kleineren Beiträgen auch privaten Spendern verdankt. Ihnen allen fühlt er sich für diese Hilfe besonders verbunden.

Es ist beabsichtigt, einen Sammelband mit Berichten über die Studienfahrten der Historischen Gesellschaft zu erstellen, der mit Bildern und Zeichnungen versehen ein schönes Andenken für die Teilnehmer an diesen Fahrten sein kann, für die Gesellschaft aber auch eine Dokumentation über ein Arbeitsgebiet, ohne das heute ein Verein zur Pflege der Heimatgeschichte nicht mehr auskommen kann. Es besteht begründete Hoffnung, daß die Druckkosten durch Zuwendungen der Teilnehmer, unter Umständen durch Subskription, aufgebracht werden können.

Weil die Historische Gesellschaft einer der vier Gründervereine des Hansischen Geschichtsvereins ist, unterzeichnete ihr Vorsitzter zusammen mit Herrn Dr. Herbert Abel, Präsidenten der Wittheit zu Bremen, das Geleitwort zu einer als Band 10 des Jahrbuches der Wittheit herausgekommenen zusammenfassenden Übersicht über die geschichtliche Bewertung des Stralsunder Friedens, einer Arbeit von Karl-Heinz Schwebel, die als Widmung an die Stralsunder Jubiläumstagung des Hansischen Geschichtsvereins gedacht war. Nach ihrem Zusammenbruch konnte sie nur noch auf der zu Pfingsten 1970 nach Lübeck einberufenen Ersatztagung verteilt werden.

2. VORTRÄGE

Im Berichtsjahr wurden folgende Vorträge gehalten:

1. Pastor Bodo H e y n e , Direktor i. R. der Inneren Mission, Bremen:
Die heiligen Ärzte Cosmas und Damian und der Bremer Dom (mit Lichtbildern). In Gemeinschaft mit dem Verein für niedersächsisches Volkstum und der Kommission für bremische Kirchengeschichte. Im Großen Saal des Schütting (7. Januar 1970).
2. Oberstudienrat Alfred C a m m a n n , Bremen:
Spuk und Sage im Forschungszusammenhang. In Gemeinschaft mit der Wittheit, dem Verein für niedersächsisches Volkstum und dem Verein

- von Freunden des Focke-Museums. Im Sitzungssaal des Neuen Rathauses (13. Januar 1970).
3. Prof. Dr. phil. Josef F l e c k e n s t e i n , Freiburg i. Br.:
Der König als Mäzen. Ein Beitrag zur Geschichte der mittelalterlichen Kunst und Bildungspflege (mit Lichtbildern). In Gemeinschaft mit der Wittheit. Im Festsaal des Rathauses (16. Januar 1970).
 4. Dr. phil. B r e t h a u e r , Hannoversch-Münden:
Johann Andreas Eisenbart — er war anders als sein Ruf. Als Wanderarzt auch in Bremen (mit Lichtbildern). In Gemeinschaft mit dem Verein für niedersächsisches Volkstum. Im Großen Saal des Schütting (4. Februar 1970).
 5. Oberbaurat i. R. Dr. phil. Dr.-Ing. e. h. Rudolf S t e i n , Bremen:
Die Basler Faßnacht (mit Lichtbildern und Schallplattendarbietungen). In Gemeinschaft mit dem Verein für niedersächsisches Volkstum. Im Börsensaal des Schütting (11. Februar 1970).
 6. Prof. Dr. theol. Dr. phil. Hans Walter K r u m w i e d e , Göttingen:
Reformation und Kirchenregiment. Die Wandlung der gesellschaftlichen Verhältnisse im 16. Jahrhundert durch die evangelische Verkündigung. In Gemeinschaft mit der Kommission für bremische Kirchengeschichte. Im Großen Saal des Schütting (18. Februar 1970).
 7. Oberbaurat Dipl.-Ing. Karl D i l l s c h n e i d e r und Paul S t u b b e m a n n , Bremen:
Bremer Dorfkerne — Geschichtliches und Baugeschichtliches (mit Lichtbildern). In Gemeinschaft mit dem Verein für niedersächsisches Volkstum. Im Vortragssaal des Focke-Museums (21. Februar 1970).
 8. Oberstudienrat Dr. Curt A l l m e r s , Bremen:
Historische Stätten an den Ufern der Niederweser (mit Lichtbildern). In Gemeinschaft mit dem Verein für niedersächsisches Volkstum. Im Vortragssaal des Focke-Museums (28. Februar 1970).
 9. Dr. phil. Bodo S c h e u r i g , Berlin:
Preußen und Preußen-Renaissance. Unwiderrufliche Vergangenheit oder ein neuer Weg in die Zukunft? In Gemeinschaft mit der Wittheit. Im Festsaal des Rathauses (13. März 1970).
 10. Werner V o g t , Bremen:
Bremische Karikaturen im vorigen Jahrhundert (mit Lichtbildern). In Gemeinschaft mit dem Verein für niedersächsisches Volkstum. Im Vortragssaal des Focke-Museums (21. März 1970).
 11. Prof. Dr. F. W. K a n t z e n b a c h , Neuendettelsau:
Zum Gedenken an Rudolf Alexander Schröder: Theologie und Literatur — Wandel ihres gegenseitigen Verhältnisses. In Gemeinschaft mit der Vereinigung für bremische Kirchengeschichte. Im Börsensaal des Schütting (1. April 1970).
 12. Oberbaurat i. R. Dr. phil. Dr.-Ing. e. h. Rudolf S t e i n , Bremen:
Die Studienreise der Historischen Gesellschaft im Sommer 1969 nach Mittelschweden, den Ålandinseln und Südfinnland — mit den Augen des Denkmalspflegers gesehen (mit Lichtbildern). Im Großen Saal des Schütting (28. April 1970). Im Anschluß an die Jahrshauptversammlung der Historischen Gesellschaft.
 13. Paul S t u b b e m a n n , Bremen:
Bremen steckt voller Merkwürdigkeiten (mit Lichtbildern). In Gemein-

schaft mit dem Verein für niedersächsisches Volkstum. Im Vortragssaal des Focke-Museums (31. Oktober 1970).

14. Hermann Eitzen, Reutlingen:
Siegelkunde — kein Buch mit sieben Siegeln. Von der Bedeutung und der Gestaltung der Siegel (mit Lichtbildern und in Verbindung mit einer Ausstellung von Siegelaufdrucken). In Gemeinschaft mit dem Verein für niedersächsisches Volkstum und der „Maus“, Bremer Gesellschaft für Familienforschung. Im Vortragssaal der Stadtwaage (21. November 1970).
15. Dr. phil. Walter Vogel, Direktor am Bundesarchiv Koblenz:
Die Interimsregierung der vier Siegermächte in Deutschland und die Wende der amerikanischen Weltpolitik 1945—1948. Im Vortragssaal des Staatsarchivs (26. November 1970).
16. Prof. Dr. phil. Robert van Roosbroeck, Oosterhout/Nordbrabant:
Kaufmannsbriefe des 16. Jahrhunderts als Kurturspiegel. In Gemeinschaft mit dem Verein für niedersächsisches Volkstum und der „Maus“, Bremer Gesellschaft für Familienforschung. Im Vortragssaal der Stadtwaage (28. November 1970).
17. Oberbaurat Dipl.-Ing. Karl Dillschneider und Paul Stubbenmann, Bremen:
Bremer Dorfkerne — Geschichtliches und Baugeschichtliches (mit farbigen Lichtbildern). In Gemeinschaft mit der Wittheit und dem Verein für niedersächsisches Volkstum. Im Sitzungssaal des Neuen Rathauses (15. Dezember 1970). Wiederholung des Vortrages vom 21. Februar 1970.

3. STUDIENFAHRTEN

Im Berichtsjahr wurden folgende Studienfahrten unternommen, deren Leitung wieder in den Händen von Dr. Prüser und Dr. Allmers lag, die in freundschaftlicher Zusammenarbeit diese Fahrten zu vollen Erfolgen gestalten konnten.

1. Ausfahrt zur Besichtigung der wiederhergestellten Kirchenbauten in Verden am 17. Juni 1970, dem „Tag der Deutschen Einheit“, der noch als gesetzlicher Feiertag galt und durch diese Fahrt bei schönstem Wetter einen gehaltvollen Inhalt erhielt. Die Fahrt ging vorbei an den alten Kirchen auf der Höhe des bremisch-verdischen Dünenrückens: der Kirche St. Johannis Baptiste in Arbergen, der Taufkirche St. Laurentii in Achim und der Kirche St. Sigismundi in Daverden, der, auf beherrschender Höhe mit herrlichem Blick auf Verden über der Weser/Aller-Marsch liegend, ein kurzer Besuch abgestattet wurde. Für die Führungen in Verden stellte sich zu unserer großen Dankverpflichtung Superintendent Lic. Dr. Walter Schäfer, Mitglied unserer Gesellschaft und unser alter Freund, zur Verfügung, erst im Dom und dann in der Andreas-(Kapitel-)Kirche, die durch die Fortnahme der doppelten Empore eine ganz neue Raumwirkung bekommen hat. Dr. Schäfer sorgte auch für ein gutes, preiswertes Mittagessen und führte uns sodann in die eigentliche Bürgerkirche St. Johannis, die gleichfalls in neuem Gewande mit einigen Verbesserungen dasteht. Sodann begleitetete uns Dr. Schäfer noch zu den Niedersachsensteinen in Halsmühlen, wo er ein kundiger Deuter für die dort erstellten Einrichtungen der Hannoverschen Landeskirche wurde.
2. Zweite Bergenfahrt vom 30. Juni bis zum 12. Juli 1970: Anlaß zu dieser Fahrt waren Einladungen unserer Freunde, der Professoren Brattegard

und Rafto, dann aber das Bergenske Jubiläum zum Andenken an die Stadtwerdung vor 900 Jahren. Für die Durchführung der Fahrt wurden wir in großzügiger Weise vom deutschen Konsul (Erster Klasse) in Bergen, Herrn Hans-Heinrich Bormann, unterstützt, wie in Bremen durch den Reisedienst der BVG unter Leitung von Herrn Georg Fritzen, der die für Fahrten in Norwegen nötigen Kleinbusse durch die Firma Sagehorn bereitstellen ließ. In einer vorherigen Zusammenkunft aller Teilnehmer war für die nötigen Aufklärungen, auch was das Land und seine Geschichte und seine Bevölkerung betrifft, gesorgt worden, wie auch durch den Besuch zweier Ausstellungen norwegischer Gemälde und Zeichnungen in der Kunsthalle, wo Herr Dr. Gerhard Gerkens ein kundiger Führer war.

Hinfahrt am 30. Juni 1970 über Kiel mit dem Fährschiff „Kronprinz Harald“, Ankunft in Oslo am 1. Juli 1970. Nach einem kurzen Besuch des Rathauses und einer kleinen Stadtrundfahrt wurden die Osloer Schiffahrtsmuseen: Nansens „Fram“, Heyerdahls „Kontiki“ und die Wikingerschiffe einer genaueren Besichtigung unterzogen.

Nachmittags Fahrt über Hønefoss in das Hallingdal und bei Gol auf das Fjellet, Quartier im Oset-Hotel. Am nächsten Tag nach Überquerung der Hochfläche hinunter zum Hardanger-Fjord und nach kurzer Überfahrt nach Bergen. Unterbringung im Studentenhotel Fantoft. Begrüßung durch die Bergener Freunde unter Einschluß des deutschen Konsuls, nach deren Vorschlägen ein großartiges Führungs-, Vortrags- und Erholungsprogramm, das in den nächsten Tagen durchgeführt wurde, weitgehend unter Leitung von Prof. Rafto:

Griegs Trollhaugen, Stabkirche von Fantoft, verschiedene Besichtigungen an der Bryggen, Bergenhus (mit Führung durch den ehrwürdigen Denkmalpfleger Gerhard Fischer) und Begrüßung durch den Kommandierenden General Norwegen-West, Hafensrundfahrt, Besichtigung des Hanseatischen Museums, der Jubiläumsausstellung „Vom Hafen zur Stadt“ im Skiphuset, der Marienkirche, in der am Sonntagmorgen ein Gottesdienst besucht wurde. Erholsamer Sonntagnachmittag im Freilichtmuseum Gammle Bergen mit musikalischen Darbietungen, Besichtigungen und einem Abendessen. Besuch der Kriegergedenkstätte und der Handelshochschule Bergen mit Gelegenheiten zur Aussprache. Empfang der beiden Fahrtenleiter durch den Bürgerworthalter (Oberbürgermeister) Ragnar Juel Morken. Am letzten Abend in der Schøtstuene, dem Versammlungshaus aus hansischer Zeit, Abschiedsempfang durch Konsul Bormann, Begegnung mit vielen Persönlichkeiten aus Wirtschaft und Kultur. Dreitägiger Aufenthalt im Oset-Hoyfyelts-Hotel mit Besuch des Hardanger- wie des Sogne-Fjords, des großen Wasserfalls wie der Stabkirche von Burgond (Vortrag von Dr. Allmers). Heimfahrt am 11. Juli über Oslo mit dem Fährschiff „Prinzessin Ragnhild“ nach Kiel. Abschlußzusammenkunft in Appel abseits der Autobahn Hamburg—Bremen.

3. Wochenendfahrt nach Detmold und Paderborn am 17. und 18. Oktober 1970 mit dem Ziel, die Rolle des Weserberglands in der Römer- und der karolingischen Zeit kennenzulernen und das Studium der Weserrenaissance durch einige Schlußsteine zu vervollständigen. In zwei Bussen konnten nur etwa 80 Teilnehmer berücksichtigt werden. Über den Oylerberg (Markloh) ging es an Minden vorbei durch die Westfälische

Pforte und, vor Rinteln von der Weser abzweigend, in das Herz des Lipper Landes, nach kurzem Berühren von Lemgo nach Detmold, wo das Schloß mit seinen Schätzen besichtigt und noch einiges an Außenbesichtigungen hinzugefügt wurde. Nach dem Mittagessen im „Detmolder Hof“ Fahrt auf die Grotenburg und zum Hermannsdenkmal (Erläuterungen durch Dr. Prüser) weiter zu den Externsteinen (Erklärungen von Dr. Allmers). Abends in Paderborn im Hörsaal der Theologischen Fakultät Begrüßung durch den Bistumsarchivar Dr. Cohauß und einführender Lichtbildervortrag von Oberstudienrat (jetzt Studiendirektor) Dr. Hohmann über Paderborn, seinen Dom und die dort geschehenen Ausgrabungen, über die Dr. Hohmann ein umfassendes Buch geschrieben hat. Am Sonntagmorgen Ausfahrt nach Schloß Neuhaus mit eingehender, von Realschuldirektor Wille unterstützter Besichtigung dieses vielleicht letzten Zeugnisses der Weserrenaissance. In Paderborn darauf Führung durch Dr. Cohauß und Dr. Hohmann an den Paderquellen, den aufgedeckten Resten eines Königshofes, im Dom sowie ein kurzer Rundgang durch die innere Stadt. Nachmittags Heimfahrt durch die Senne und an Bielefeld, Herford und Enger vorbei über Melle zu den Dammer Bergen und nach abendlicher Rast nach Bremen.

4. DAS DREIERTREFFEN

Das alljährliche Treffen der drei Geschichtsvereine im Elbe-Weser-Winkel, des Stader Geschichts- und Heimatvereins, der „Männer vom Morgenstern“ in Bremerhaven mit ihrem Zweig in Cuxhaven und unserer Historischen Gesellschaft war „turnusgemäß“ durch die Bremer auszurichten, und zwar zum 30. August 1970, einem schönen Sommertag. Begrüßung der Gäste im Hof von „Haus Blomendal“ durch Dr. Prüser mit Hinweis auf die geschichtliche Bedeutung von Platz, Burg und Burginhaber; darauf Deutung der Baugeschichte durch Oberbaurat Dillschneider und kurze Besichtigung des Innern, soweit betretbar, mit Vorführung der freigelegten und in Obhut zu nehmenden Deckengemälde. Schloß Schönebeck wurde von Ortsamtsvorsteher i. R. Willy Ahrens mit dem instandgesetzten Äußeren und den schon zugänglichen Museumsschätzen im Innern gezeigt, während Dr. Allmers die geschichtlichen Zusammenhänge nach Lage, Rechtsbezirk und Besitzerfolge klarlegte. Auf dem Anshari-Kirchhof berichtete Dr. Prüser über Lage und Entwicklung des Kirchspiels, über Bau und Zerstörung der Kirche und über das an drei wichtige Begebenheiten erinnernde Denkmal und wies auf die Arbeiten der Denkmalspflege zur Wiederherstellung des Gewerbehauses hin. Nach dem Mittagessen im „Überseehotel“ Führung durch den Dom durch Dombaumeister Friedrich Schumacher und schließlich Fahrt zum Focke-Museum, wo das alte Haus Riensberg (Erklärungen durch Dr. Prüser) mit seinen Schätzen und das Mttelsbürener Bauernhaus in liebenswürdiger Führung durch Frau Kustodin Dr. Rosemarie Pohl-Weber in Augenschein genommen wurden.

5. WEITERE VERANSTALTUNGEN: FAHRTEN — FUHRUNGEN — BESICHTIGUNGEN

1. Noch einmal konnte in diesem Jahr, am Sonnabend, dem 24. Januar 1970, 16 Uhr, im Benehmen mit der Volkshochschule eine der im Laufe der Zeit zu guter Übung gewordenen Rathausführungen durch Dr. Friedrich

Prüser stattfinden. In der Art, wie sie mit einleitendem Vortrag geschichtlichen und baugeschichtlichen Inhalts und zur Untermalung mit einem Rundgang zu den Schätzen des Alten und des Neuen Rathauses durchgeführt wurden, sind sie ein echtes Bildungsanliegen geworden, ursprünglich als Hilfe dafür gedacht, das plötzlich gewonnene Mehr an Freizeit nutzbringend zu verwenden.

Der in jedem Jahr starke Besuch der Veranstaltung hat ihre Berechtigung erwiesen. Für das laufende Jahr war es aus gewerkschaftlichen Gründen untersagt worden, diese Veranstaltung am Sonnabendnachmittag stattfinden zu lassen. Das hat zu Kleinen Anfragen in der Bürgerschaft durch die Abgeordneten Hardegen und Eva Schütte geführt. Die Angelegenheit ist noch nicht abgeschlossen. Gegen Zahlung einer Pauschale durch die Historische Gesellschaft hatten ihre Mitglieder hier freien Eintritt.

2. Zur Klarstellung aller die hansische Stellung Bremens angehenden Fragen hielt Dr. Prüser für die Volkshochschule am 24. August 1970, 20 Uhr, im Kaminsaal des Rathauses einen Vortrag über „Bremen und die Hanse — Hansisch und Hanseatisch“, wobei die Mitglieder der Historischen Gesellschaft wiederum gegen Zahlung eines Pauschalbetrages freien Eintritt hatten. Ein solcher Vortrag schien um so mehr nötig zu sein, als eine Anzahl unserer Mitglieder im Mai von einer Gemeinschaftsfahrt zur Jubeltagung „100 Jahre Hansischer Geschichtsverein — 600 Jahre Stralsunder Frieden“, Pfingsten 1970, in Stralsund zurückgewiesen wurden; hinterdrein ist die gesamte Tagung aus politischen Gründen abgesagt worden.
3. Dagegen konnte eine größere Anzahl von Mitgliedern an der alljährlich zur Zeit der Tulpenblüte von der Volkshochschule ausgeschrieben, unter Leitung von Dr. Prüser stehenden, vom 6.—10. Mai 1970 stattfindenden Studienfahrt in die Niederlande teilnehmen, die diesmal auch die Provinz Seeland mit Middelburg, Veere und Vlissingen einschloß. Neben den großen Einpolderungen im Zuider-Zee-Werk (Lelystad und Lelystad-Haven) konnten diese Mitglieder also auch das große Deltawerk kennenlernen.
4. Die für die Volkshochschule durch Pastor i. R. Rudolf Gensch, unser oft für uns ehrenamtlich tätiges Mitglied, und Dr. Prüser durchgeführten Besichtigungen bremischer Kirchen sind in diesem Jahr fortgesetzt worden und fanden starke Beteiligung, im einzelnen
 - a) am 16. April 1970, 16 Uhr, ein Besuch der Bremer Altstadtkirchen St. Johannis und St. Martini mit eingelegter Führung durch das Schnoorviertel durch Oberbaurat Dillschneider. Propst Sandtel und Pastor Wehowsky unterstützten in den Kirchen trefflich unsere eigenen Ausführungen;
 - b) am 12. September 1970, eine Studienfahrt zu den Kirchen des Werderlandes, wobei sich jedesmal die zuständigen Prediger und Pastoren für die Führung in ihren Kirchen zur Verfügung hielten: in der Moorlosen Kirche Pastor Krüger, in der Grambker Kirche Pastor Günter Schulz, in Oslebshausen Pastor Walter Schmidt, in der Gröpelinger Andreaskirche Pastor Triebel, wobei auch der Platz der alten zerstörten Nikolaikirche besucht wurde, in der neuen Philippuskirche Pastor Boll.

Am 9. Dezember 1970, 20 Uhr, fand der alljährlich wiederkehrende vorweihnachtliche Abend der Historischen Gesellschaft im oberen Saal der Stadtwaaage statt, wobei für die äußere und innere Gestaltung unser Mitglied Martin Sopp wiederum freundlich besorgt war. Für die musikalische Umrahmung stellte sich unsere Künstlerfamilie von Rohden trotz sonstiger starker Inanspruchnahme erneut freiwillig zur Verfügung, diesmal in sehr hübscher Weise die drei Schwestern Renate von Rohden-Ruge (Flöte), Hildegard von Rohden-Bömers (Flügel), Birgit von Rohden (Gesang). Für die Auswahl der reichlich für die Bildervorführung zur Verfügung gestellten Dias hatte ein Preisgericht gesorgt, und Dr. Curt Allmers gab zu den Bildern von unseren Studienfahrten den schon bekannten meisterlichen Kommentar, während unser Meister-Lichtbildner Siegfried Kirschenmann die Vorführgeräte bediente. Ein fröhliches Beisammensein im Deutschen Haus schloß den Abend ab.

*

Den Kreisen, die uns für unsere Veranstaltungen ihre Räumlichkeiten unentgeltlich zur Verfügung stellten oder sonstwie unsere Veranstaltungen unterstützten (Handelskammer, Die Sparkasse in Bremen, Volkshochschule Bremen), sei dafür an dieser Stelle herzlich gedankt.

6. FÖRDERVEREIN BREMER HANSE-KOGGE

Der Vorsitzter unserer Gesellschaft leistete einer an ihn, wohl als maßgebliches Mitglied des früheren „Förderkreises Bremer Kogge“ ergangenen Einladung Folge, am 6. Juni 1970 in Bremerhaven an den Feierlichkeiten aus Anlaß der Grundsteinlegung für das im Rahmen eines Deutschen Schifffahrtsmuseums geplanten „Koggehauses“ teilzunehmen. Der „Förderkreis Bremer Kogge“ hat sich zu einem „Förderverein Bremer Hanse-Kogge“ umgestaltet, zu dessen Vorsitzter Bürgermeister a. D. Willy Dehnkamp gewählt wurde. Es ist gelungen, ihm Sitz und Stimme im Verwaltungsrat des Deutschen Schifffahrtsmuseums zu verschaffen, so daß unsere Belange bei entscheidenden Abstimmungen durch ihn gewahrt werden können. Der alte „Förderkreis“ war in Wahrheit eine Gründung der Historischen Gesellschaft, und wenigstens das ist erreicht worden, die gesamte in Frage kommende wissenschaftliche Welt auf den Bremer Fund aufmerksam zu machen und Unterstützung für den Wiederaufbau zu gewinnen. Da der neue Förderverein dieses rückhaltlos anerkannt hat, sind die Teilnehmer am alten Förderkreis und darüber hinaus alle Mitglieder der Historischen Gesellschaft aufgefordert worden, dem „Förderverein Bremer Hanse-Kogge e. V.“ mit festen Beiträgen beizutreten.

7. VORSTAND

Gemäß § 8 Abs. 1 der Satzung der Historischen Gesellschaft Bremen vom 2. Februar 1966 war im Berichtsjahr eine Neuwahl des Vorstandes vorzunehmen. Auf eigenen Wunsch traten aus dem Vorstand aus die Herren W. H. Koenenkamp und Oberstudienrat H. Pieken. In der Mitgliederversammlung am 28. April 1970 wurden gemäß § 8 Abs. 1 und 2 der Satzung folgende Herren auf fünf Jahre in den Vorstand wiedergewählt: Dr. Allmers, Dr. Halbach, Dr. Kloos, Dr. Klugkist, Dr. Landwehr, Dr. Lutz, Dr. Prüser, Direktor Selchert, Dr. phil. Dr.-Ing. e. h. Stein, Prof. Wulff. Neu in den Vor-

stand traten auf Beschluß der Mitgliederversammlung Herr Berthold Lindemann und Frau Dr. Rosemarie Pohl-Weber ein.

Der Vorstand verteilte unter sich die Geschäfte wie folgt:

- | | |
|-------------------------------|--------------------------------|
| 1. Vorsitz: | Dr. Friedrich Prüser, |
| 2. Stellvertr. Vorsitz: | Prof. Hinrich Wulff, |
| 3. Schriftführer: | Frau Dr. Rosemarie Pohl-Weber, |
| 4. Stellvertr. Schriftführer: | Dr. Theodor Halbach, |
| 5. Schatzmeister: | Dr. Helmut Landwehr, |
| 6. Stellvertr. Schatzmeister: | Dr. Engelbert Klugkist. |

8. EHRENMITGLIEDER

Auf Beschluß des Vorstandes vom 11. April 1970 wurden die Herren W. H. Koenenkamp und Prof. Hinrich Wulff zu Ehrenmitgliedern ernannt. Dieser Beschluß wurde der Mitgliederversammlung am 28. April 1970 satzungsgemäß mitgeteilt.

9. GESCHÄFTSSTELLE

Die Geschäftsstelle Am Landherrnamt 3 wurde von Mitgliedern und Freunden unserer Gesellschaft viel in Anspruch genommen, als Mittelstelle zum Vorstand hin und von diesem zu den Mitgliedern, aber auch der Mitglieder unter sich. Allen Helfern bei der Arbeit in der Geschäftsstelle gebührt herzlicher Dank.

10. MITGLIEDERZAHL

Die Zahl der Mitglieder betrug am 31. Dezember 1970 838; rechnet man aber jedes der 63 Mitglieder-Ehepaare für zwei Mitglieder, dann insgesamt 901.

Bremen, im April 1971

gez. Dr. Friedrich Prüser, Vorsitz,
gez. Prof. Hinrich Wulff, Stellvertretender Vorsitz.

Jahresrechnungen

Vermögensübersicht per 31. Dezember 1968

Aktiva

Bankhaus Neelmeyer AG	DM 11 780,50
Die Sparkasse in Bremen (Festgeldkonto)	DM 30 376,17
Die Sparkasse in Bremen (lfd. Konto) ..	DM 6 099,71
Wertpapiere	DM 37 000,—
	DM 85 256,38
	DM 85 256,38

Passiva

Vermögen, 1. 1. 1968	DM 61 811,04
+ Gewinn 1968 (s. G u V)	DM 23 445,34
	DM 85 256,38
	DM 85 256,38

Gewinn- und Verlustrechnung per 31. Dezember 1968

Aufwendungen

Allgemeine Verwaltungskosten	DM 15 314,27
Honorare	DM 777,50
Miete	DM 960,—
Gewinn	DM 23 445,34
	DM 40 497,11
	DM 40 497,11

Erträge

Mitgliedsbeiträge	DM 7 154,—
Spenden	DM 30 291,60
Zinsen	DM 2 678,03
Erlöse a. Drucksachen	DM 373,48
	DM 40 497,11
	DM 40 497,11

Geprüft und für richtig befunden.

gez.: Dr. Helmut Landwehr
Schatzmeister

Die Prüfer

gez.: Petra Elisabeth Seibert

Gerhard Brickenstein

Vermögensübersicht per 31. Dezember 1969**Aktiva**

Bankhaus Neelmeyer AG	DM 1 457,53
Die Sparkasse in Bremen	DM 5 011,17
Wertpapiere	DM 34 317,50
	<u>DM 40 786,20</u>

Passiva

Vermögen, 1. 1. 1969	DM 85 256,38
∕ Verlust 1969 (s. G u V)	DM 44 470,18
	<u>DM 40 786,20</u>

Gewinn- und Verlustrechnung per 31. Dezember 1969**Aufwendungen**

Allgemeine Verwaltungskosten	DM 6 654,57
Honorare	DM 7 719,91
Druckkosten	DM 65 841,19
Miete	DM 1 390,70
Abschreibung auf Wertpapiere	DM 2 682,50
	<u>DM 84 288,87</u>

Erträge

Mitgliedsbeiträge	DM 5 968,—
Spenden	DM 20 919,83
Zinsen	DM 2 575,90
Erlöse a. Drucksachen	DM 5 658,21
Sonstiges	DM 4 696,75
Verlust	DM 44 470,18
	<u>DM 84 288,87</u>

Geprüft und für richtig befunden.

gez.: Dr. Helmut Landwehr
Schatzmeister

Die Prüfer

gez.: Hildegard Held

Gerhard Brickenstein

Vermögensübersicht per 31. Dezember 1970**Aktiva**

Bankhaus Neelmeyer AG	DM	4 760,63
Die Sparkasse in Bremen	DM	10 247,37
Wertpapiere	DM	38 680,—
Forderungen	DM	1 366,—
Rechnungsabgrenzung	DM	55,40
		<u>DM 55 109,40</u>

Passiva

Vermögen, 1. 1. 1970	DM	40 786,20	
+ Gewinn (s. G u V)	DM	13 402,24	DM 54 188,44
Durchlaufende Posten	DM	238,90	
Rechnungsabgrenzung	DM	682,06	
		<u>DM 55 109,40</u>	

Gewinn- und Verlustrechnung per 31. Dezember 1970**Aufwendungen**

Allgemeine Verwaltungskosten	DM	4 012,17
Honorare	DM	1 303,25
Druckkosten	DM	1 783,58
Raumkosten	DM	1 354,—
Personalkosten	DM	3 144,10
Gewinn	DM	13 402,24
		<u>DM 24 999,34</u>

Erträge

Mitgliedsbeiträge	DM	14 632,—
Spenden	DM	6 561,95
Zinserträge	DM	2 553,51
Erlöse a. Drucksachen	DM	1 251,88
		<u>DM 24 999,34</u>

Geprüft und für richtig befunden.

gez.: Dr. Helmut Landwehr
Schatzmeister

Die Prüfer

gez.: Hildegard Held

Dr. Heinrich Ahrens

IN MEMORIAM

Dem Gedenken an Percy Ernst Schramm**14. Oktober 1894 — 12. November 1970**

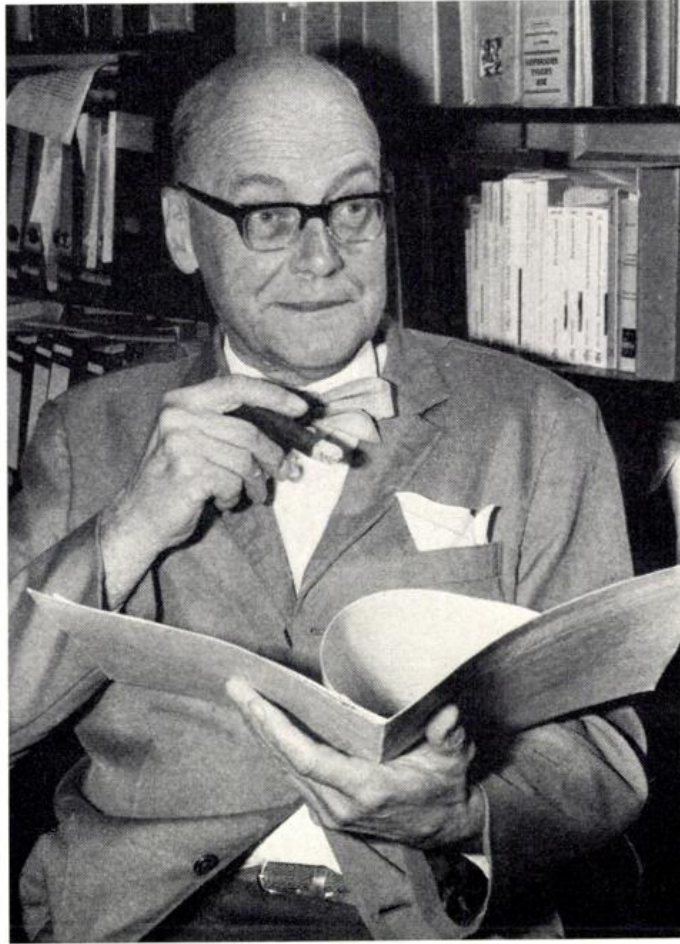
Von Erich von Lehe

Wenn es in der Todesanzeige des am 12. November 1970 in Göttingen heimgegangenen Historikers Percy Schramm heißt, er sei aus einem „erfüllten und bis zuletzt tätigen Leben“ geschieden, so gibt der folgende Hinweis auf 34 Jahre Tätigkeit — von 1929 bis 1963 — als ordentlicher Professor der Geschichte den äußeren Rahmen dafür an. Nach dem Studium an der neuen Universität seiner Heimatstadt Hamburg, in München und in Heidelberg war er mit 35 Jahren auf den Lehrstuhl von Karl Brandi nach Göttingen berufen worden. Schon als Privatdozent in Heidelberg hatte er sich mit den Herrschaftszeichen und den Titeln der deutschen Könige und Kaiser des Mittelalters beschäftigt. Die mit der Arbeit „Kaiser, Rom und Renovatio“ (des römischen Reiches) begonnene Studie über zeitgenössische Bildnisse der Herrscher etwa auf Siegeln oder Münzen bildete den Ausgangspunkt einer groß angelegten Erforschung mittelalterlicher Reichsgeschichte, die sich auf die Könige Frankreichs und Englands sowie die Fürsten italienischer Staaten hinsichtlich ihrer Herrschersymbole ausdehnte. Die über mehrere Jahre von ihm geschriebenen Literaturberichte über das Mittelalter in der Zeitschrift „Geschichte in Wissenschaft und Unterricht“ legen von dem weiten Bereich seines Wissens Zeugnis ab. Seine Studien erstreckten sich auf Texteditionen, Hilfswissenschaften, Kunst-, Rechts- und Sozialgeschichte bis zur Geistesgeschichte. Er war als ein Universalgelehrter anzusehen in einer Zeit, in der sonst die Spezialisierung auf allen Gebieten fortschreitet. Diesem akademischen Lehrer wohnte außer der Gabe, eine schwierige Quelle richtig erklärend zu deuten, auch die inne, seine Gedanken leicht faßlich darzulegen.

Zudem aber war der Gesichtskreis und der Sammelbereich dieses Historikers keineswegs auf die Reichsgeschichte des Mittelalters beschränkt, wiewohl das ihn voll hätte befriedigen können. Sein aktiv unruhiger Geist versuchte vielmehr, gleichzeitig die ihm von Haus

aus vertrauten Gebiete mit seinen vielseitigen Anlagen zu vertiefen und zu erweitern. Schon als Gymnasiast des Hamburger Johanneums hatte Percy Schramm damit begonnen, das Schrifttum zur Genealogie hamburgischer Familien zu sammeln und bibliographisch zu erfassen. 1921 erschien als erstes seiner Bücher diese Bibliographie. Bald war er zu archivalischer Forschung häufiger Besucher des Hamburgischen Staatsarchivs. Von seinem Vater Dr. Max Schramm, der juristischer Senator und nach 1918 als Vertreter der bürgerlichen Mitte im sozialdemokratischen Senat Zweiter Bürgermeister wurde, war viel aus der bürgerlichen Tradition des alten Hamburg auf ihn gekommen. So war das Studium der Genealogie der eigenen Vorfahren zunächst der rote Faden seines Bemühens. Das waren einmal die aus Hameln an der Weser im 17. Jahrhundert als Kaufleute eingewanderten Schramm, andererseits die aus England gekommenen Ośwald, Vorfahren seiner Mutter. Es begann ein systematisches Sammeln jeglicher familiärer Überlieferung, seien es Briefe, Reiseberichte, Geschäftspapiere oder Bilder. Bald dehnte sich der Gesichtskreis auf die seitlichen Verwandten aus, wie z. B. die Pastoren der Familie Ruperti, die Kaufleute und Politiker Merck, die „merchant-bankers“ Berenberg, die halbspanischen Jencquel, die Mislors, Godeffroy und andere. Als dann infolge starker Inanspruchnahme durch Lehrtätigkeit und öffentliche Vorträge keine Zeit mehr für eigene Archivforschung blieb, kamen auf Anfragen beim Staatsarchiv häufige Auskünfte der vorzüglich ausgestatteten genealogischen Abteilung dazu. Mit Hilfe dieses ungewöhnlich reichhaltigen Quellenstoffes aus Privatbesitz und aus Bibliotheken und Archiven wollte Schramm das Wirken und Denken hanseatischen Bürgertums in den letzten drei Jahrhunderten darstellen, das in Bremen und in Lübeck genauso zu finden sei wie in Hamburg. Er wisse freilich, sagt er an anderer Stelle, daß dies von ihm für das 19. Jahrhundert liebevoll gezeichnete Bild e i n m a l i g e Voraussetzungen habe, die so nicht wiederkehren würden.

Als eine Krönung seiner vielschichtigen familiengeschichtlichen Arbeiten konnte er 1964 zwei starke Bände in einer vorzüglichen Ausgabe, erschienen bei Vandenhoeck & Rupprecht in Göttingen, vorlegen. Ihr Untertitel „Dreihundert Jahre deutscher Kulturgeschichte im Licht der Schicksale einer Hamburger Bürgerfamilie“ (1648—1948) ist eigentlich der treffende Haupttitel, während der andere „Neun Generationen“ wohl eher einem verlegerischen Wunsch entspringt.



Percy Ernst Schramm

Die Darstellung bleibt ganz unbeschwert von Genealogien oder anderem Beiwerk, dem wir in zahlreichen Nachweisen begegnen. Sie ist fließend diktiert, mit allgemein geschichtlichen Beobachtungen durchsetzt, stellenweise nicht ohne Humor. Es ist für die, die ihn näher kannten, etwa so, wie wenn er vor einem vertrauten Kreis bei brennender Zigarre aus der großen Familie erzählte und dabei seine Gedanken fortspann. Das durch Zitate, Porträts und Stadtansichten reich ausgestattete Werk ist schlechthin eine Meisterleistung einer breit angelegten, wohl durchdachten Forschung und leicht faßlicher Darstellung.

Eine Anzahl seiner „Dissertanden“ haben in ihren von ihm angeregten Arbeiten andere Schicksale hansischer Familien und Entwicklungslinien des Handels behandelt. Den verschiedenen Gebieten hansischer Kaufmannschaft, nicht nur Hamburgs, galt sein Augenmerk. Eine Zeitlang gehörte er dem Vorstand des Hansischen Geschichtsvereins an; doch die Probleme der mittelalterlichen Hanse überließ er andern wie Fritz Rörig und A. von Brandt. Den Bremer Freunden erfüllte er eine Bitte, als er zur Hundertjahrfeier der Historischen Gesellschaft 1962 den Festvortrag im alten Rathaussaal übernahm und damit zugleich den Dank für die Ernennung zum Ehrenmitglied abstattete. Der Vortrag behandelte die deutschen Überseekaufleute im Rahmen der Sozialgeschichte — nicht der Soziologie —, indem er sich die Aufgabe stellte, den Wandel der Sozialstrukturen von den Anfängen bis in die Gegenwart zu klären. Die Soziologie sollte dabei als Hilfswissenschaft dienen. Sein Verdienst bleibt es, hierfür in einem bisher nicht geschehenen Umfang die oft einseitig ausgerichteten Genealogien vieler Einzelfamilien für den Auf- oder Abstieg einer Schicht oder eines Standes ausgewertet zu haben. Zugleich setzte er Maßstäbe für die Sozialgeschichte des Bürgertums. Percy Schramm war einer der Wegweiser für künftige Ansätze in der Sozialgeschichte der Städte, insbesondere ihres Bürgertums.

Am ersten Weltkrieg hatte Schramm zunächst als Kriegsfreiwilliger und dann als Reserveoffizier bei den Schleswiger Husaren teilgenommen. Im zweiten fand er als Stabsoffizier der Reserve und zugleich als Historiker Verwendung, indem ihm im Wehrmachtsführungsstab die Führung des Kriegstagebuches im Führerhauptquartier übertragen wurde. Von ihm wurde aufgrund der Lagemeldungen aller Wehrmachtsteile diese Quelle ersten Ranges für die Kriegs-

geschichte des zweiten Weltkrieges erstellt und nach dem Kriege auch veröffentlicht. Wie wir seinen gedruckten Erlebnissen während des Kapp-Putsches entnehmen können, war er ein sehr aufmerksamer Beobachter und Chronist des Geschehens seiner Zeit.

Wer ihm näher kam, wird gewiß über seinen großen Leistungen als Historiker den Menschen Percy Schramm nicht vergessen, den großzügig veranlagten, der Freundschaften zu pflegen wußte, der so humorvoll und pointenreich zu plaudern verstand. In den Vorworten und den Widmungen findet der aufmerksame Leser Gedächtnis- und Dankesworte an seinen verehrten Vater, seine hochbetagte Mutter; auch seiner Schwiegertochter in Hamburg und seiner dortigen sechs Enkel gedenkt er im Vorwort der „Neun Generationen“. Schon von seiner Jugend an hat er sich fürsorglich um seine jüngere Schwester Ruth gekümmert, wie wir aus ihren Erinnerungen an den Bruder erfahren. Wohl bei keinem Besuch in seiner Vaterstadt versäumte er es, seine zu Auskünften bereiten Helfer im Staatsarchiv aufzusuchen — anregend und dankend. In Bremen und Lübeck tat er ein Gleiches. Der Verein für Hamburgische Geschichte verlieh ihm, dem Kanzler der Friedensklasse des Ordens Pour le mérite, seine höchste Auszeichnung, die Lappenbergmedaille in Gold.

Gelegentlich eines Interviews wandte er scherzhafterweise ein französisches Zitat auf sich an, indem er der Journalistin zustimmte, als sie sagte: „*Grattez-kratzt-le Professeur Schramm et vous trouverez le Hambourgeois*“. Wir möchten in Abwandlung eines seiner Vortragstitel von diesem Historiker sagen: er war ein Hamburger H a n s e a t, aber ein hervorragender Sonderfall seiner Gattung!

Die Aufsätze

I.

Die Holländerurkunde Erzbischof Friedrichs I. von Hamburg-Bremen und die Kolonisation des Kirchspiels Horn.

Von Karl Reinecke

Die erste Nachricht von einer Kolonisationstätigkeit der Bremer Erzbischöfe bringt der Vertrag Erzbischof Friedrichs I. von Hamburg-Bremen (1104—1123) mit holländischen Ansiedlern ¹⁾. Mit dieser Urkunde dürfte auch der tatsächliche Beginn eines planmäßigen Landesausbaus im Einflußbereich der Bremer Erzbischöfe markiert sein, da die Erzbischöfe bis zu diesem Zeitpunkt durch andere Aufgaben zu sehr in Anspruch genommen waren, um sich intensiv mit der Kolonisation befassen zu können ²⁾. Bei der Bedeutung, die der Landesausbau im 12. und 13. Jahrhundert für die Entwicklung des Bremer Erzbistums, und nicht nur für dieses, gehabt hat, braucht über die Wichtigkeit dieses Diploms kein Wort verloren zu werden.

Um so bedauerlicher ist die Feststellung, daß sich aus der Urkunde weder eine eindeutige Datierung noch eine Angabe über das zu besiedelnde Gebiet entnehmen läßt. Die Frage der Datierung ist neuerdings von Koch untersucht worden. Er kommt zu dem Ergebnis, daß

¹⁾ Hamburgisches Urkundenbuch, Herausgeber: Johann Martin Lappenberg, Bd. I, Hamburg 1842, Nr. 129.

²⁾ Mangels, Ingeborg: Die Verfassung der Marschen am linken Ufer der Elbe im Mittelalter (Land Hadeln, Amt Neuhaus, Land Kehdingen und Altes Land). Bremen 1957, S. 62 und S. 133.

die bisher allgemein angenommene Datierung von 1106 nicht haltbar ist, die Urkunde vielmehr in oder um das Jahr 1113 zu setzen ist³⁾, wengleich auch diese Datierung nicht volle Sicherheit beanspruchen kann⁴⁾.

Noch problematischer ist die Lokalisierung des Gebietes, das 1113 besiedelt werden sollte. Eine diesbezügliche Ortsangabe in der Urkunde fehlt. Um einen Rahmenvertrag für sämtliche Kolonisationsvorhaben im Bereich der bremischen Diözese dürfte es sich jedoch nicht handeln, denn die Urkunde ist so konkret abgefaßt, daß man offenbar einen bestimmten Siedlungsvorgang im Auge hatte⁵⁾.

Nach einer Überschrift in einem jüngeren Kopiar ist die Urkunde auf das Hollerland östlich von Bremen, genauer gesagt, auf das Kirchspiel Horn bezogen worden⁶⁾, obwohl es Gründe gab, die dieser Deutung zu widersprechen schienen. So war es verdächtig, daß ein Vertrag, in dem von mehreren Kirchspielen und sogar mehreren Gerichtsbezirken von je 100 Hufen gesprochen wird, für ein Kirchspiel mit nur etwa 1500 Hektar gelten sollte⁷⁾. Unter diesen Umständen war es ver-

³⁾ Koch, A. C. F.: Die Datierung des Vertrags Friedrichs I., Erzbischofs von Hamburg, mit den holländischen Ansiedlern bei Bremen. In: *Miscellanea Mediaevalia in memoriam Jan Frederik Niermeyer*, Groningen 1967, S. 211—215. Die Holländerurkunde hat eine ungenaue Datierung, die angegebene Indiktion VI paßt nicht zum Jahr 1106. Entweder muß also die Indiktion oder das Datum falsch sein.

Koch führt folgende Gründe gegen das Jahr 1106 auf:

a) Heinrich IV. war bereits 1105 zur Herausgabe der Herrscherinsignien gezwungen worden. Schon im Januar 1106 hatte Heinrich V. seine Regierung angetreten. Sollte dieser Thronwechsel in Bremen noch nicht akzeptiert gewesen sein? Oder wie erklärt es sich, daß man 1106 noch nach ihm datiert?

b) Die Urkunde ist abgefaßt „regnante domno Henrico IIII, Romanorum imperatore augusto“. Nach den damaligen Gepflogenheiten müßte man unter dem genannten Herrscher Heinrich V. verstehen, denn bei der damaligen Zählung wurde Heinrich I. in der Reihe der Kaiser nicht mitgezählt, sollte also Kaiser Heinrich IV. gemeint gewesen sein, hätte es in der Urkunde Heinrich III. heißen müssen.

Koch schließt daraus: Heinrich V. wurde 1111 zum Kaiser gekrönt, die Urkunde muß also nach 1111 entstanden sein. Falls die in der Urkunde angegebene Indiktion richtig ist, gehört der Vertrag in das Jahr 1113.

⁴⁾ Ich folge der Datierung Kochs, in den Zitaten bleibt aber die alte Datierung zu 1106. Zwei Einwände müssen allerdings gegen Kochs Datierung vorgebracht werden: In einer Urkunde Heinrichs IV. (MGH D H IV Nr. 486)

dienstvoll, daß Deike sich in sehr ausführlicher und vorsichtiger Form mit der Lokalisierung der ersten Kolonisationsurkunde auseinandergesetzt hat⁸⁾.

Den scheinbaren Widerspruch zwischen der Größe des in der Urkunde ins Auge gefaßten Gebietes und dem kleinen Kirchspiel Horn entkräftet er mit dem Hinweis, daß man 1113 noch nicht an einen fest abgegrenzten Bezirk dachte, der Bereich vielmehr offen bleiben mußte, solange man von den Umlandbezirken um Bremen nur ungenaue Vorstellungen hatte. Er weist weiter eindeutig nach, daß im Bremer Bereich nur das Horner Gebiet für eine so frühe Kolonisation in Frage kommen kann. Auf Grund der Quellen läßt sich feststellen, daß in den anderen Gebieten um Bremen die Kolonisation erst später begann.

Nun wird zwar die Horner Kirche erst 1187 genannt⁹⁾, aber schon 1181 heißt das sich östlich an Horn anschließende Siedlungsgebiet Oberneuland (Overnigelant)¹⁰⁾, ein Name, der wohl nur sinnvoll ist, wenn er zu einem Ort Neuland oder Neues Land in Beziehung tritt. In der Tat ist 1239 dieser Name (nova terra — Neues Land) für zwei

aus dem Jahr 1104 heißt es: „regnante Heinrico quarto Romanorum imperatore augusto.“ Nicht in jedem Fall wird also bei der Zählung der Kaiser die Ordnungszahl um eins verringert.

Noch 1106 nennt Heinrich IV. in einem Schreiben an die Fürsten Erzbischof Friedrich von Bremen unter denjenigen, die mit zu den Friedensverhandlungen berufen werden sollen (Otto Heinrich May, Regesten der Erzbischöfe von Bremen, Bd. I, Hannover 1937, Nr. 408). Man wird darum nicht ausschließen können, daß der Kaiser 1106 in Bremen noch anerkannt wurde.

⁵⁾ Deike, Ludwig: Die Entstehung der Grundherrschaft in den Hollerkolonien an der Niederweser. Veröffentl. aus dem Staatsarchiv Bremen, H. 27, Bremen 1959, S. 15. Kersting, Wilhelm-Christian: Das Hollische Recht im Nordseeraum, aufgewiesen besonders an Quellen des Landes Hadeln. In: Jahrbuch der Männer vom Morgenstern, Bd. 34, 1953, S. 18—86 und Bd. 35, 1954, S. 28—102; Bd. 34, S. 28 f.; Weise, Erich: Beginn die Holländersiedlung von 1106 an der Weser oder an der Elbe? In: Stader Jahrbuch, Bd. 50, 1960, S. 168—172; S. 168.

⁶⁾ Weise, Beginn die Holländersiedlung a. a. O., S. 168.

⁷⁾ Deike, Grundherrschaft a. a. O., S. 17.

⁸⁾ Ebd., S. 14—19; Deike setzt die Urkunde zu 1106 an.

⁹⁾ Bremisches Urkundenbuch, Herausgeber: Ehmck, von Bippen, Entholt. Bd. I, Bremen 1873; Nr. 66.

¹⁰⁾ Brem. UB., Nr. 56.

Dörfer im Kirchspiel Horn belegt ¹¹⁾. 1188 wird das Horner Gebiet als „Hollandria“ bezeichnet ¹²⁾. Aus diesen Quellen ist zu schließen, daß das Kirchspiel Horn als „Neues Land“ in die Zeit vor 1181 zurückgeht, denn sonst wäre der Ausdruck Oberneuland wenig sinnvoll ¹³⁾. Wenn die Urkunde von 1113 auf ein Bremer Gebiet zu beziehen ist, dann wäre in der Tat nur an den Horner Bezirk zu denken.

Allerdings ist nicht mit Sicherheit festzustellen, daß die Urkunde für ein Gebiet in der Bremer Umgebung gedacht war. Als Anhaltspunkt dafür vermag lediglich die in der Urkunde getroffene Regelung dienen, daß der Erzbischof bei schwierigen Rechtsfällen zu den Kolonisten kommen wollte, um dort Gericht zu halten. Das wäre dem Erzbischof aber nur möglich, wenn es sich um die nähere Umgebung von Bremen handelt, eine Reise an die Elbe oder gar nach Holstein wäre dem Erzbischof kaum zuzumuten ¹⁴⁾. So wäre anzunehmen, daß es sich bei der Urkunde von 1113 um die Kolonisationsurkunde des Horner Gebietes gehandelt hat. Deike schließt seine Untersuchungen daher mit der Feststellung ab: „Wenn auch durch den Ensemblebeweis nur ein bestimmter Grad von Wahrscheinlichkeit erreicht werden kann, so darf die Urkunde von 1106 doch bis zum Gegenbeweis als Kolonisationsurkunde von Horn gelten . . .“ ¹⁵⁾

Diese Auffassung ist jedoch nicht ohne Widerspruch geblieben. Erich Weise hat versucht, die Beweisführung von Deike zu widerlegen und nun seinerseits nachzuweisen, daß die Urkunde für das Stader Gebiet, für die erste (nördliche) Meile des Alten Landes gedacht war ¹⁶⁾. Bei seiner Annahme, daß Erzbischof Friedrich aus dem Marschengebiet an der Elbe stammt und daß der Erzbischof seinen Sitz nicht in Bremen, sondern in Hamburg gehabt hat, ist es in der Tat nur konsequent, die erwähnten Gerichtsbesuche des Erzbischofs im Kolonisationsgebiet nur für möglich zu halten, wenn dieses Gebiet in der Nähe von Hamburg liegt. Von Hamburg aus konnte Friedrich bei Ebbe sehr schnell in Hollern bei Stade sein ¹⁷⁾. Für Hollern und das Gebiet um Stade ist

¹¹⁾ Brem. UB., Nr. 214: Leda und Wetterung.

¹²⁾ Brem. UB., Nr. 74.

¹³⁾ Deike, Grundherrschaft, S. 16 f.

¹⁴⁾ Ebd., S. 16.

¹⁵⁾ Ebd., S. 19.

¹⁶⁾ Weise, Erich: Über die Herkunft Erzbischof Friedrichs I. von Bremen-Hamburg und Bischof Bertholds von Livland. In: Stader Jahrbuch, Bd. 49, 1959, S. 95—101, Weise, Beginn die Holländersiedlung a. a. O.

¹⁷⁾ Weise, Beginn die Holländersiedlung a. a. O., S. 169.

eine Kolonisation schon verhältnismäßig früh nachzuweisen¹⁸⁾, offenbar bestand auch schon sehr früh ein eigenes Stader Recht für die Kolonisten, denn 1149 wird den Siedlern eines Gebietes nordwestlich von Bremen eben dieses Recht verliehen¹⁹⁾. Weise schließt aus dieser Rechtsverleihung: „Hätte es derartiges bei Bremen gegeben, würde der Erzbischof sicher eher d a r a u f Bezug genommen haben, da die Siedler es dort viel rascher erfragen konnten. Danach hätte es bei Bremen vorher k e i n e entsprechende Holländersiedlung gegeben“²⁰⁾. Erst 1181, nach dem Sturz Heinrichs des Löwen, als die Erzbischöfe von Hamburg nach Bremen zurückkehren konnten, wurde die früheste Siedlungsurkunde für Oberneuland ausgefertigt²¹⁾. „Der Name Hollandria für einen Ort des Kirchspiels Horn kommt erst 1188 vor, könnte also erst n a c h dieser urkundlich belegten Siedlung aufgekommen sein. Vielleicht war das ‚Hollerland‘ im Gegensatz zum ‚oberen neuen Lande‘ (Nyge Land, Nova Terra) das untere. Weshalb sollte man nicht überhaupt dies N e u e Land an der Weser als Gegenstück des A l t e n Landes an der Elbe auffassen?“²²⁾ So kommt Weise zu dem Ergebnis: „daß die Holländersiedlung von 1106 im Alten Lande an der Elbe begonnen hat, während das ‚Hollerland‘ an der Weser um ein Dreivierteljahrhundert später eingesetzt hat“²³⁾.

So überzeugend diese Ausführungen auch zunächst scheinen, halte ich dennoch eine sehr kritische Untersuchung dieser Beweisführung für notwendig.

Zunächst wäre die Frage der Herkunft Erzbischof Friedrichs zu erörtern. Bisher war dieses Problem offengeblieben, zeitgenössische Nachrichten über seine Abstammung gibt es nicht²⁴⁾. Weise hat verdienstvollerweise auf ein Statuten- und Stiftungsbuch des Verdener Domkapitels von 1513—1533 hinweisen können, in das von einer Hand

¹⁸⁾ Ebd., S. 170: „Dagegen haben wir Nachrichten über hollische Höfe im Alten Lande aus der Zeit um 1140, um 1141 und spätestens 1148, vielleicht aber schon 1123; denn das ist das erste Regierungsjahr des als Aussteller dieser letzten undatierten Urkunde über die Zehnten in Steinkirchen genannten Erzbischofs Adalbero.“

¹⁹⁾ Ebd. Gemeint ist die Urkunde Hartwigs von 1149 (Hamb. UB, Nr. 189).

²⁰⁾ Ebd.

²¹⁾ Ebd., S. 169.

²²⁾ Ebd., S. 169 f.

²³⁾ Ebd., S. 170.

²⁴⁾ Glaeske, Günter: Die Erzbischöfe von Hamburg-Bremen als Reichsfürsten (937—1258). Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens, Bd. 60; Hildesheim, 1962, S. 122.

um 1600 eine Liste der ältesten Geistlichen aus dem Stamm der Schulte von der Lühe eingetragen ist. An zweiter Stelle wird dort Erzbischof Friedrich genannt ²⁵⁾):

Fridericus Schulte, huius nominis archiepiscoporum primus archipraesul, archiepiscopatum obtinuit anno 1114 (!), obiit 1123, 3. Februarii.

Allerdings ist ein so spätes Zeugnis nur mit größter Vorsicht zu verwenden. Aber selbst wenn die Zugehörigkeit Erzbischof Friedrichs zum Geschlecht der von der Lühe richtig sein sollte, mutet die Vorstellung, daß der Erzbischof deswegen aus den Marschen stammen soll ²⁶⁾, als recht phantastisch an, da wir gar nicht wissen, seit wann das Geschlecht dort ansässig ist. Weise selbst muß zugeben, daß wir über das alte Geschlecht von der Lühe (ohne Schulte) im Alten Lande wenig wissen und auf bloße Rückschlüsse angewiesen sind ²⁷⁾. Es ist recht wohl anzunehmen, daß sie erst nach der Zeit des Erzbischofs dorthin gekommen sind. Sie dürften wohl erst im Zuge der Kolonisation in das vorher unbesiedelte Gebiet eingewandert sein. Schwerlich ist vorzustellen, daß Friedrich aus dem Alten Land stammen könnte, denn es war 1113 noch unbesiedelt, Friedrich wurde aber bereits 1104 Erzbischof. Diese Vermutung Weises von der Herkunft des Erzbischofs ²⁸⁾ klingt höchst unwahrscheinlich.

Unhaltbar scheint mir die These zu sein, daß Erzbischof Friedrich und seine Nachfolger nicht in Bremen, sondern in Hamburg residiert haben. Wenn diese These wirklich zutreffen sollte, dann wäre das zweifellos eine sehr wesentliche Erkenntnis, die unser Bild von der Geschichte Hamburg-Bremens im 12. Jahrhundert erheblich korrigieren würde. Das Material, das Weise für seine These heranzieht, ist allerdings nicht sehr überzeugend. Für Erzbischof Adalbero beruft er sich lediglich auf eine Arbeit von Reincke ²⁹⁾):

Die nächsten Nachfolger haben ebenfalls Hamburg als Sitz beibehalten, was H. Reincke (Zur Gesch. des Hamburger Domarchivs, 1960, S. 59) für Adalbero vermutet . . .

²⁵⁾ Weise, Über die Herkunft a. a. O., S. 95.

²⁶⁾ Ebd., S. 96.

²⁷⁾ Ebd., S. 97.

²⁸⁾ Weise, Beginn die Holländersiedlung a. a. O., S. 169.

²⁹⁾ Weise, Beginn die Holländersiedlung, S. 169. Gemeint ist die Arbeit von Heinrich Reincke: Zur Geschichte des Hamburger Domarchivs und der „Hamburger Fälschungen“. In: Veröffentlichungen aus dem Staatsarchiv der Freien und Hansestadt Hamburg, Bd. 5, 1960, S. 57—78.

Sieht man allerdings an der von Weise angegebenen Stelle nach, so findet man dort die Frage erörtert, wie eine Gruppe von erzbischöflichen Urkunden vorwiegend bezüglich der Metropolitanrechte Hamburgs im Norden nach Hamburg gekommen sein könnten, von wo sie wahrscheinlich 1201 nach Bremen zurückgebracht wurden. Es heißt bei ihm ³⁰⁾:

Seit wann aber die nach Bremen entführten Urkunden in Hamburg lagen, läßt sich nur vermuten. Am wahrscheinlichsten ist es, daß Erzbischof Adalbero (1123—1148) in den Jahren, als er... von Hamburg aus den Anspruch auf den Primat des Nordens noch einmal gegen Lund durchzufechten versuchte, nun auch in Hamburg einen Urkundenvorrat zur Hand haben wollte, der zur Unterstützung seiner Pläne geeignet war.

Wenn man berücksichtigt, daß unter Erzbischof Adalbero das Hamburger Domkapitel wiederhergestellt wurde³¹⁾, ist durchaus zu vermuten, daß diese Urkunden unter Adalbero nach Hamburg gekommen sind. Ob man aber das Zitat so interpretieren kann, daß der Erzbischof in Hamburg seine Residenz gehabt hat, scheint mir höchst fraglich. Außerdem fehlt dann immer noch der Nachweis dieser These.

Wie steht es nun mit den Argumenten, die Weise für eine Residenz Hartwigs in Hamburg bringt? Es heißt bei ihm ³²⁾:

was für Hartwig I. sicherlich im Jahre 1154 zu gelten hat, als er gegen Heinrich den Löwen, der vom Romzuge dieses Jahres 1155 nach Bremen zurückkehrte, die Brückenköpfe zu Freiburg, Stade und Harburg sowie das vorgeschobene Bremervörde befestigte. Sein Aufmarsch galt der Rückgewinnung Bremens. Erst nach dem Sturze des Löwen scheinen die Erzbischöfe nach Bremen zurückgekehrt zu sein.

Weise übersieht dabei eine ganze Reihe recht eindeutiger Zeugnisse, von denen einige hier genannt werden sollen: 1159 trifft der Erzbischof sehr eingehende Bestimmungen über die Größe der Bremer Bürgerweide: ausdrücklich wird dabei Bremen als Verhandlungsort genannt ³³⁾. Im Jahre 1165 urkundet Hartwig für das Bremer Domkapi-

³⁰⁾ Reincke, Geschichte des Hamburger Domarchivs, S. 59 f.

³¹⁾ Glaeske, Erzbischöfe, S. 138; Hamb. UB., Nr. 162; Dehio, Georg: Geschichte des Erzbistums Hamburg-Bremen bis zum Ausgang der Mission, 2 Bde, Berlin 1877, Bd. II; Anm. 3 zu S. 33 (Anhang, S. 8).

³²⁾ Weise, Beginn die Holländersiedlung, S. 169.

³³⁾ Hamb. UB., Nr. 219; Brem. UB., Nr. 49: „Actum Bremis“. Anders allerdings Herbert Schwarzwälder (Entstehung und Anfänge der Stadt Bremen. Veröffentlichungen aus dem Staatsarchiv Bremen, Heft 24, Bremen 1955), der die Anwesenheit Hartwigs nicht für unbedingt sicher ansieht (S. 199, Anm. 91).

tel³⁴⁾, und zwar in Bremen. Es gelingt dem Erzbischof auch, Einfluß auf die Kolonisation im Stedinger Gebiet vor den Toren Bremens zu behalten³⁵⁾. Und auch die Vorgänge von 1154/1155 sind anders zu sehen.

Die Gründe für die Opposition Hartwigs I. gegen Heinrich den Löwen dürften wohl in erster Linie in den Auseinandersetzungen um das Stader Erbe und um die Investitur der wendischen Bischöfe zu suchen sein³⁶⁾. Schon im April 1153 traf er sich mit Ulrich von Halberstadt, einem erbitterten Gegenspieler des Welfen. Als Heinrich der Löwe im August 1154 nach Italien aufbrach, schien der Augenblick günstig. Hartwig befestigte die Burgen Stade, Freiburg, Harburg und Vörde und ging in den „Böhmerwald“, wo sich die Opposition Heinrichs traf. Da man bei diesem Treffen zu keinem Ergebnis kam, war der Erzbischof isoliert. Anhänger des Herzogs hinderten ihn, in seine Diözese zurückzukehren, fast ein halbes Jahr lang mußte er sich in Ostsachsen aufhalten³⁷⁾. Gerold von Oldenburg traf ihn in Merseburg³⁸⁾. Nach seiner Rückkehr in die Diözese ist er übrigens nicht in Hamburg, sondern in Stade nachzuweisen³⁹⁾.

Nirgends findet sich also ein Anhaltspunkt, daß die Burgen Bremer-vörde, Stade, Freiburg und Harburg als Brückenköpfe zur Rückgewinnung Bremens von Hamburg aus befestigt wurden.

³⁴⁾ Hamb. UB., Nr. 232. Schwarzwälder, Entstehung, S. 199, Anm. 91 bringt einen weiteren Nachweis für das Jahr 1164 (Hamb. UB., Nr. 230, Otto Heinrich May, Regesten der Erzbischöfe von Bremen. Bd. I [787—1306], Hannover Bremen, 1937, Nr. 558). Der Nachweis trifft aber nicht zu. Die Urkunde ist auf 1163 zu datieren, die Ortsangabe „actum Breme“ stand nicht im Original. (Bernhard Schmeidler: Neumünster in Holstein. In: Zeitschrift d. Ges. für Schleswig-Holsteinische Geschichte, Bd. 68, 1940, S. 78—179; S. 93 f.).

³⁵⁾ Hamb. UB., Nr. 209 und 213 zeigen, wie Hartwig sich bei der Kolonisation des Bremer Vielandes gegenüber Heinrichs Ansprüchen durchsetzen konnte, während aus Hamb. UB. Nr. 189 hervorgeht, daß Hartwig 1149 im Stedinger Gebiet völlig selbständig handeln konnte.

³⁶⁾ Zu den folgenden Ausführungen siehe Glaeske, Erzbischöfe, S. 159 f.

³⁷⁾ Helmoldi Chronica Slavorum, MGH SrG, 3. Auflage, herausgegeben von Bernhard Schmeidler, Hannover 1937, Buch I, Kapitel 80, S. 150: „Quo postea reditum maturante vetitus est a ducensibus redire in parrochiam suam, exclususque mansit toto pene anno in orientali Saxonia.“

³⁸⁾ Ebd.

³⁹⁾ Ebd.

Für Erzbischof Friedrich ist die Annahme einer dauernden Residenz in Hamburg ebenso unwahrscheinlich. Schon unter Adalbert von Bremen war Hamburg der schwächste Punkt in dem Machtbereich der Bremer Erzbischöfe⁴⁰⁾. Die Herzöge hatten eine Burg jenseits der Alster⁴¹⁾. Die Herrschaftsrechte des Gaues waren offenbar allein in der Hand der Billunger. Die herzoglichen Rechte waren an den Grafen Heinrich von Hamburg weiterverliehen⁴²⁾, der 1091 als Lehnsmann des Herzogs nachzuweisen ist⁴³⁾. Nach dem Tode Heinrichs übernahm dessen Sohn Gottfried die Rechte seines Vaters. Bei der Abwehr eines Slaweneinfalls kam Gottfried 1110 ums Leben⁴⁴⁾. In Hamburg bestand schließlich nicht einmal mehr ein Domkapitel, wie aus der Restitutionsurkunde Adalberos für das Hamburger Domkapitel hervorgeht⁴⁵⁾. Das alles zusammen, die mächtige Stellung der Billunger bzw. Lothars von Supplinburg und die ständige Bedrohung durch die Slawen lassen die Annahme einer dauernden Residenz Friedrichs in Hamburg wohl kaum zu. Daß Friedrich sich in seinen Urkunden wieder als Erzbischof von Hamburg bezeichnet, deutet auf die Betonung seiner nordischen Primatansprüche, nicht aber auf seine tatsächliche Residenz. In erzbischöflichen Urkunden ist bis 1160 die Bezeichnung Erzbischof von Hamburg üblich gewesen, lediglich Liemar hat sich Erzbischof von Bremen genannt, offenbar — wie Dehio meint — weil Hamburg zerstört war⁴⁶⁾.

Damit dürfte nun sicher sein, daß Bremen und nicht Hamburg die tatsächliche Residenz der Erzbischöfe war. Wenn darum angenommen wird, daß die älteste Bremer Kolonisationsurkunde für ein Gebiet in

⁴⁰⁾ Dehio, Erzbistum a. a. O., Bd. I, S. 221 f.

⁴¹⁾ Ebd.

⁴²⁾ Ingrid Pellens: Die Slawenpolitik der Billunger im 10. und 11. Jahrhundert, Diss. Kiel (mschr.), 1950, S. 30.

⁴³⁾ Hamb. UB., Nr. 118: „De militibus ducis: comes Henricus de Hammburg . . .“

⁴⁴⁾ Pellens, Slawenpolitik a. a. O., S. 30; Vogt, Herbert W.: Das Herzogtum Lothars von Süpplingenburg. 1106—1125 (Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens, Bd. 57), Hildesheim 1959, S. 150, Regest Nr. 10 (dort auch die Quellenbelege).

⁴⁵⁾ Hamb. UB., Nr. 162.

⁴⁶⁾ Dehio, Erzbistum a. a. O., Bd. II, S. 122.

der Nähe der erzbischöflichen Residenz gegolten hat, dann müßte dieses Gebiet in der Nähe von Bremen gelegen haben.

Nun ist Weise allerdings der Meinung, daß vor 1149 in der Gegend bei Bremen kein besonderes Recht bestanden hat, das für holländische Siedler gelten konnte. Da 1149 den Siedlern im Stedinger Land das Recht der holländischen Siedler bei Stade verliehen wird, hat es nach der Meinung Weises in Bremen und Umgebung nichts Ähnliches gegeben. Sonst hätte man nämlich auf das bremische Recht Bezug genommen, da die Siedler es dann in Bremen viel rascher erfragen konnten⁴⁷⁾. Auch diese These mag auf den ersten Blick recht überzeugend klingen, sie wird aber dadurch in Frage gestellt, daß es nachweislich schon 1142 im Stedinger Land eine Kolonisation gab mit einem besonderen Recht für die Siedler⁴⁸⁾. Es ist darum zu prüfen, wieweit das Recht von 1149 der Rechtssetzung von 1113 und 1142 entspricht.

Die Urkunden von 1113 und 1149 entsprechen sich durchaus nicht in allen Punkten. Bei den Abgaben zahlt man zwar nach beiden Urkunden pro Hufe einen Denar und als Getreidezehnten die elfte Garbe. Während aber in der Urkunde von 1113 auch von Lämmern, Schweinen, Ziegen, Gänsen, Honig und Flachs der Zehnte zu zahlen war und lediglich die Fohlen mit einem Denar und die Kälber mit einem halben Pfennig abzulösen waren, sieht die Urkunde von 1149 für alle Tiere und Füllen eine Ablösung von einem Denar und für Kälber von einem halben Pfennig vor⁴⁹⁾. Von allen anderen Gegenständen soll der gerechte Zehnt gezahlt werden.

Entscheidender als bei den Abgaben sind die Unterschiede in der Gerichtsverfassung. In der Urkunde von 1113 ist Eigengerichtsbarkeit und bei wichtigeren Fällen die Entscheidung durch den Erzbischof vorgesehen, 1149 dagegen wird dem Lokator Johannes die Gewalt (*districtum*) in dem Bezirk übertragen, die Bewohner werden auf drei Gerichtstage (*placita*) im Jahr verpflichtet. Falls die Angeklagten dabei keine Rechtfertigung leisten, sollen sie sich vor anderen nach ihren

47) Weise, *Begann die Holländersiedlung*, S. 170. Nach der Urkunde geht die Verleihung des Stader Rechts auf den Wunsch der Lokatoren zurück: „... iustitiam, quam affectabant, scilicet qualem Hollandensis populus circa Stadium habere consuevit“ (Hamb. UB., Nr. 129).

48) *Die Urkunden Heinrichs des Löwen*, herausg. von Karl Jordan (MGH), Weimar 1949, Nr. 2.

49) Hamb. UB., Nr. 129 und 189; Deike, *Grundherrschaft*, S. 59 f.

Gesetzen verantworten⁵⁰). Ohne Entsprechung bleiben schließlich 1142 die Bestimmungen, die 1113 bezüglich der geistlichen Gerichtsbarkeit getroffen werden: nämlich, daß der Erzbischof die Utrechter Bräuche (*iustitiam et institutionem*) in allen Punkten beachten wollte⁵¹). Auch über die Kirchengründungen werden 1149 keine Bestimmungen getroffen.

Eine völlige Identität zwischen den Rechtsordnungen von 1113 und 1149 besteht also nicht. Sicherlich sind die Unterschiede nicht schwerwiegend. Es soll auch nicht bestritten werden, daß die Rechtsordnung von 1149 letztlich auf die Urkunde von 1113 zurückzuführen sein mag. Fraglich ist allerdings, ob damit bewiesen ist, daß die Holländerurkunde von 1113 für das Stader Gebiet ausgefertigt wurde. Schließlich ist nicht zu verkennen, daß alle Rechtsordnungen für die Kolonisationsgebiete der Bremer Erzbischöfe in irgendeiner Form mit dem Recht von 1113 verwandt sind. Das gilt auch für die 1142 ausgestellte Urkunde für einen anderen Teil Stedingens, nämlich das Gebiet um Süderbrok.

Das dort festgelegte Recht entspricht den Urkunden von 1149 und 1113 in starkem Maße, wenn auch nicht in völliger Übereinstimmung. In bezug auf die Abgaben scheint die Urkunde von 1113 als Vorbild gedient zu haben, allerdings mit dem wesentlichen Unterschied, daß die Vergünstigung der elften Hufe fortfällt. Der Zehnt von Honig und Flachs wird nicht ausdrücklich erwähnt. Wie 1113 werden auch 1142 Bestimmungen über die Ausstattung einer Kirche und der geistlichen Gerichtsbarkeit getroffen, jedoch auch hier mit Unterschieden⁵²). In der weltlichen Gerichtsbarkeit ist dagegen eher eine Entsprechung zu der späteren Urkunde von 1149 festzustellen. Drei Gerichtstage jährlich sollen stattfinden, es wird ein erzbischöflicher Vogt eingesetzt⁵³).

Worin sich die Urkunde von 1142 sehr deutlich sowohl von der Holländerurkunde von 1113 als auch von der Hartwigurkunde von 1149 unterscheidet, sind die sehr genau getroffenen Bestimmungen über Stand, Heirat, Erbschaft der Siedler, die alle darauf abzielen, fremde Einflüsse von diesem erzbischöflichen Siedlungsgebiet auszuschalten⁵⁴).

⁵⁰) Hamb. UB., Nr. 129 und 189.

⁵¹) Hamb. UB., Nr. 129.

⁵²) Urkunden Heinrichs des Löwen, Nr. 2.

⁵³) Ebd.

⁵⁴) Ebd.

Die Untersuchungen haben also zwei Ergebnisse ergeben: Es kann nicht gesagt werden, daß mit dem Recht der Holländer bei Stade, wie es 1149 für einen Teil Stedingens gegeben wurde, eine genaue Entsprechung der Rechtsordnung von 1113 geschaffen wurde. Das Stader Recht und das Recht von 1113 entsprachen sich nicht vollkommen, und damit entfällt die Möglichkeit, in der Urkunde für Stedingen einen Hinweis dafür zu sehen, daß die Kolonisation 1113 im Stader Gebiet begann. Zweitens muß darauf hingewiesen werden, daß sogar in Stedingen ein Neusiedlungsrecht bestand, das zwar nicht ausdrücklich als Holländerrecht bezeichnet ist, diesem aber weitgehend entsprach. Es gab also auch im Bremer Gebiet schon Rechtsordnungen für Kolonisten, die als Vorbild dienen konnten. Daß Hartwig das Stader Recht nahm, wird in der Urkunde erklärt, der Erzbischof entsprach damit einem Wunsche der Lokatoren. Damit scheint mir auch dieser Teil der Beweisführung Weises widerlegt.

Weise führt dann weiter aus, daß die Besiedlung des Hollerlandes an der Weser erst etwa ein Dreivierteljahrhundert später als die Holländersiedlung an der Elbe begann. Er sieht erst in der Urkunde von 1181 den Ausgangspunkt für die Besiedlung des bremischen Hollerlandes⁵⁵⁾. Er übersieht dabei allerdings, daß es schon vor 1181 ein Zeugnis für die Kolonisation im Bremer Gebiet gibt, aus dem sich sogar erschließen läßt, daß es sich um Kolonisation im Horner Gebiet handelt. Im Jahre 1159 heißt es nämlich in der Bürgerweideurkunde Hartwigs I.⁵⁶⁾:

...quod dilecti filii nostri cives Bremenses, multis circa civitatem paludibus in agriculturam redactis pascua pecorum suorum timentes posse coartari...

Es wird also gesagt, daß durch die Verwandlung von vielen Sümpfen in Ackerland die Bürgerweide verkleinert zu werden drohte. Das führte den Bremer Erzbischof dazu, auf Wunsch der bremischen Bürger die Grenzen der Bürgerweide zu bestimmen. Diese Urkunde ist ein eindeutiger Hinweis auf die Kolonisation im Bremer Gebiet⁵⁷⁾. Nun ist weiter zu beachten, daß nach östlicher und westlicher Richtung keine eigentliche Grenzbeschreibung vorgenommen wird, sondern le-

⁵⁵⁾ Weise, *Begann die Holländersiedlung*, S. 159 f.

⁵⁶⁾ *Brem. UB.*, Bd. I, Nr. 49.

⁵⁷⁾ Kersting, *Hollisches Recht*, Teil I, S. 31 f.; *Schwarzwälder, Entstehung a. a. O.*, S. 203.

diglich die Feldmarken alter Dörfer angegeben werden ⁵⁸). In diesen Richtungen scheint der Grenzverlauf klar gewesen zu sein. Lediglich nach Süden zur Stadt hin und nach Norden werden klare Grenzen angegeben, nach Norden die „Coclake“, unter der die Kleine Wümme zu verstehen ist. Diese Kleine Wümme trennt noch heute den Stadtwald von der Wetterung, noch heute heißt der Grenzweg zwischen Stadtwald und Blockland Wetterungsweg, die Flur nördlich des Stadtwaldes Wetterung ⁵⁹). Zur Wetterung wurde also 1159 eine Grenze festgelegt. Diese Wetterung ist aber nichts anderes als die Flur eines der Dörfer des Kirchspiels Horn, denn Horn umfaßte die Siedlungen Horn, Lehe, Wetterung (heute Oberblockland) und Vahr, während der Name Horn sich ursprünglich nur auf die Kirche bezog ⁶⁰). Es sei hier nur beiläufig erwähnt, daß in der Bürgerweideurkunde zuerst ein „Engelbertus de Brema“ unter den Zeugen auftritt ⁶¹) und daß später ein „Alard von Bremen“ als Vogt von Horn nachzuweisen ist ⁶²). Leider wissen wir nicht, in welcher Funktion Engelbert von Bremen 1159 als Zeuge auftritt und ob er mit dem späteren Alard von Bremen verwandt ist. So können wir daraus keine Schlüsse ziehen. Immerhin läßt sich aber feststellen, daß die Besiedlung in die Zeit vor 1181, ja sogar in die Zeit vor 1159 zurückreicht. Damit ist Weises Ansicht, daß die Kolonisation des bremischen Hollerlandes erst nach 1181 erfolgte, widerlegt.

Zum Schluß sei noch auf die Ausführungen Weises zu den Namen Oberneuland und Neues Land eingegangen. Neues Land läßt sich zwanglos als Kennzeichnung von Kolonisationsland im Gegensatz zum älteren Siedlungsland erklären. Mit „Neues Land“ wird eine große Zahl von Ortschaften bezeichnet, ursprünglich ist es ein reiner „terminus technicus“ und kein eigentlicher Name ⁶³). Im Bremer Gebiet blieb der Begriff schließlich an einem Dorf links der Weser (in der Nähe des heutigen Flughafens) hängen ⁶⁴). Wenn dann 1181 für klar

⁵⁸) Schwarzwälder, Herbert: Geschichte der Bremer Bürgerweide (in: Bremisches Jb., Bd. 48, 1962, S. 139—202), S. 155.

⁵⁹) Ebd., S. 155 und Karte nach S. 180, zum Flurnamen Wetterung. Für den Wetterungsweg siehe: Gerhard Gimm: Bremer Heimatatlas, 4. Auflage, Bremen 1958, Karte Nr. 8.

⁶⁰) Deike, Grundherrschaft, S. 17 und S. 19.

⁶¹) Brem. UB., Bd. I, Nr. 49.

⁶²) Deike, Grundherrschaft a. a. O., S. 43.

⁶³) Kersting, Hollisches Recht a. a. O., S. 38.

⁶⁴) Kersting, Hollisches Recht a. a. O., S. 38.

zu umgrenzende Gemarkungen eine Kolonisationsurkunde gegeben wird, in der einer der Orte „Oberneuland“ genannt wird, dann scheint mir doch zwischen Bremen und diesem oberen neuen Land ein älteres Kolonisationsgebiet bestanden zu haben, wie Deike und Kersting es vermuteten⁶⁵⁾ und wie es aus der Bürgerweideurkunde zu entnehmen ist. Der Name Oberneuland wäre sonst unlogisch.

Zusammenfassend läßt sich darum sagen, daß die Beweisführung Weises nicht zu überzeugen vermag. Die Argumente, mit denen er die Urkunde von 1113 auf das Gebiet von Stade zu beziehen versucht, vermögen einer eingehenden Untersuchung nicht standzuhalten. Leider ist damit noch kein Beweis für die Richtigkeit der Thesen Deikes erbracht. Der schwache Punkt der Ausführungen Deikes liegt darin, daß er nur einen einzigen Grund für die Nähe der neuen Kolonie zur erzbischöflichen Residenz in Bremen zu nennen vermag, nämlich, daß bei weiterer Entfernung dem Erzbischof ein Besuch des Siedlungsgebietes zum Zwecke der Rechtsprechung nicht zumutbar wäre. Aber gerade dieses Argument ist nicht recht überzeugend, weil die Erzbischöfe ohnehin sehr viel auf Reisen waren. Von Erzbischof Liemar weiß man, daß er sich bis 1085, also während eines Zeitraums von 13 Jahren, höchstens zwei Jahre lang, jeweils nur für wenige Monate überhaupt in seiner Diözese aufhielt⁶⁶⁾. So ergibt sich zunächst als feststehende Tatsache lediglich, daß sowohl in der Stader wie auch in der Bremer Gegend schon um 1150 Holländersiedlungen nachzuweisen sind, ohne daß die Frage der Priorität eindeutig gelöst ist⁶⁷⁾. Aber auch in der Hadler Marsch hat die Kolonisation schon in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts eingesetzt⁶⁸⁾, wie auch in der Haseldorfer Marsch⁶⁹⁾. Für das Elbegebiet sagt Mangels daher zusammenfassend: „In der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts setzte im gesamten Mar-

⁶⁵⁾ Ebd., S. 31 f., und Deike, Grundherrschaft a. a. O., S. 16 f.

⁶⁶⁾ Glaeske, Erzbischöfe, S. 116.

⁶⁷⁾ Im Bremer Gebiet war die Siedlung 1159 schon recht weit fortgeschritten (Brem. UB. I, Nr. 49), in Hollern bei Stade steckte sie um 1141 noch in ihren Anfängen (Mangels, Verfassung a. a. O., S. 63, zu Hamb. UB., Nr. 171); für die Datierung von Hamb. UB., Nr. 171, siehe May, Regesten Nr. 466, und Schmeidler, Neumünster, S. 166 f.

⁶⁸⁾ Mangels, Verfassung, S. 133.

⁶⁹⁾ Kersting, Hollisches Recht, Teil I, S. 58, zu Hamb. UB., Nr. 166 b, um 1142.

schenraum die planmäßige Kolonisation des Sietlandes und der landeinwärts gelegenen Teile des Hochlandes ein⁷⁰⁾.

Welches Gebiet war also gemeint, als man 1113 eine erste Kolonisationsurkunde ausstellte? Ein sicherer Nachweis läßt sich nicht erbringen. Immerhin kann aber das Stader Gebiet schwerlich in Frage kommen, denn die 1113 festgelegte Hofgröße stimmt nicht mit der Hufengröße im Alten Land überein. Die Länge der Flurstreifen umfaßte nur zwei Drittel der Flurstreifen der Königshufe⁷¹⁾. Im Bremer Kolonisationsgebiet einschließlich Horns waren dagegen die Kolonisationshöfe durchschnittlich 47,7 Hektar groß⁷²⁾. Diese Hufengröße läßt sich bis in den Anfang des 17. Jahrhunderts zurückverfolgen und dürfte zweifellos bis in die Kolonisationszeit zurückreichen⁷³⁾. Die Hofgröße von 47,7 Hektar entspricht nun durchaus den in der Urkunde von 1113 festgelegten Maßen von 30 Königsruten Breite und 720 Königsruten Länge, denn durch einfaches Dividieren kommt man bei 47,7 Hektar auf eine Länge der Königsrute von 4,70 m, während die alte Bremische Rute mit 4,63 m festgelegt ist⁷⁴⁾.

Die 1113 festgelegte Hufengröße läßt sich im Stader Bereich also nicht nachweisen, die Urkunde kann nicht für jenen Bereich gedacht gewesen sein. Da die Hufengröße aber im Bremer Bereich vielfach feststellbar ist, darf angenommen werden, daß die Urkunde für den Bremer Bereich ausgestellt wurde, wie ja auch alle anderen Kolonisationsurkunden, die für das Erzbistum überliefert sind⁷⁵⁾. Im Bremer Bereich kann die Urkunde von 1113 aber nur für Horn gegolten haben⁷⁶⁾.

⁷⁰⁾ Mangels, Verfassung, S. 133.

⁷¹⁾ Günther Strehlow: Die holländischen Einwanderungen des 12. und 13. Jahrhunderts und ihr Einfluß auf die Rechtsentwicklung des Alten Landes. Jur. Diss. (mschr.), Hamburg 1951, S. 18 und S. 18 Anm. 11: Die Feststellung an Hand des Meßtischblattes ergibt, daß die Flurstreifen etwa 2 km lang sind. Aus Zeugnissen von 1559 und 1640 läßt sich entnehmen, daß die Flurstreifen 4 Altländer Morgen zu je 120 Ruten Länge umfaßten.

⁷²⁾ Herbert Abel: Die Besiedlung von Geest und Marsch am rechten Weserufer bei Bremen (In: Deutsche Geographische Blätter, Bd. 41, Heft 1—2, 1933, S. 3—110), S. 40.

⁷³⁾ Ebd., S. 39 und S. 45.

⁷⁴⁾ Ebd., S. 40.

⁷⁵⁾ Strehlow, Holländische Einwanderungen, a. a. O., S. 15. Hinrich Granz: Das Kirchspiel Horst, eine Holländersiedlung. In: Stader Jahrbuch, Bd. 55, 1965, S. 75—92; S. 83.

⁷⁶⁾ Deike, Grundherrschaft a. a. O., S. 18.

So muß abschließend festgestellt werden, daß die Kolonisationsurkunde von 1113 nicht für das Elbegebiet gegolten hat, daß sie aber durchaus in den Bremer Bereich zu passen scheint und alles dafür spricht, daß es sich um die Kolonisationsurkunde für Horn gehandelt hat.

II.

Die Chronik von Rinesberch und Schene:**Verfasser, Bearbeiter, Überlieferung**Von **Herbert Schwarzwälder****Die Bremer Chronik von Rinesberch, Schene und Hemeling.****Bearbeitet von Hermann Meinert.**

Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert, 37. Bd.

Die Chroniken der niedersächsischen Städte, Bremen. Herausgegeben durch die Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Bremen 1968, Carl Schünemann. XL und 248 S.

Die letzten Jahrzehnte waren nicht gerade arm an Quellenveröffentlichungen zur bremischen Geschichte. Sowohl die Lebensbeschreibung des Bischofs Ansgar als auch Adams Hamburg-Bremer Kirchengeschichte wurden neu herausgegeben, und auch die Bearbeitung der Regesten der Erzbischöfe von Bremen wurde weitergeführt. Von besonderer Wichtigkeit für die Stadtgeschichte des Spätmittelalters aber ist die Chronik von Rinesberch und Schene, die bisher nur in einem Teildruck Lappenbergs (1841) nach der Hamburger Handschrift des 15. Jahrhunderts (bei Meinert Hs. H) zur Verfügung stand. Sie enthält bis etwa 1344 im wesentlichen eine Übersetzung der lateinischen *Historia Archiepiscoporum Bremensium*, verwendet aber auch noch andere — u. a. Lübecker — Quellen. Für die folgende Zeit ist die Chronik jedoch eine selbständige Darstellung, die bis 1430 führt. In einigen Handschriften sind noch weiter führende Fortsetzungen angehängt. Das Werk ist für die spätmittelalterliche Innen- und Außenpolitik, so für Verfassung und Pestepidemien, für das Verhältnis zur Hanse und die Kriege in Nordwestdeutschland, eine grundlegende Quelle.

Seit den Jahren unmittelbar vor dem Ersten Weltkrieg war geplant, den vollständigen Text der Chronik in die von der Bayerischen Akademie der Wissenschaften herausgegebene Reihe deutscher Städtechroniken aufzunehmen. Die vielfältigen Rückschläge bei der Bear-

beitung hat Hermann Meinert bereits im 48. Band dieses Jahrbuchs geschildert ¹⁾).

Bemerkenswert ist dabei vor allem, daß das ganze Unternehmen zuletzt noch in den Strudel des Zweiten Weltkrieges und der Jahre danach geriet: das Manuskript wurde 1945 Kriegsbeute der Tschechen, und der Ost-West-Konflikt verhinderte dann zunächst eine Rückgabe. Es wurde mancherlei Vermittlung von Wissenschaftlern in Schweden, Österreich, Frankreich, der Tschechoslowakei und Deutschland erbeten. Eine besondere Bedeutung hatten dann die Bemühungen des Prager Historikers František Kavka: im November 1961 erhielt Hermann Meinert das Manuskript endlich zurück und konnte nun die abschließenden Arbeiten durchführen. An sich bestand die Absicht, den Druck der Chronik zur 1000-Jahrfeier 1965 auf den Gabentisch zu legen. Ursachen, die nicht in der Hand des Herausgebers lagen, verzögerten jedoch das Erscheinen.

Die Überlieferung der Chronik gibt manche Rätsel auf, an deren Lösung sich schon mehrfach namhafte Historiker versucht haben. Durch den neuen Druck des Geschichtswerkes gewinnen die Untersuchungen zwar eine sehr viel festere Grundlage; aber es bleiben doch mancherlei Unsicherheiten. Der Herausgeber rückt ihnen in der 33 Seiten umfassenden Einleitung zu Leibe.

Zunächst gibt er eine Übersicht über die Handschriften. Bei ihrer Beurteilung wirkt erschwerend, daß keine Urschrift erhalten ist, sondern daß es nur spätere, bearbeitete Abschriften gibt. Die Abschreiber haben eben selten ihre Vorlage getreu kopiert; sie haben bei ihrer Arbeit Ergänzungen aufgenommen, ja, sogar größere oder kleinere Partien bearbeitet. So entstand eine Fülle von verschiedenen Fassungen, deren genaue Analyse sehr schwer, wenn nicht gar unmöglich ist.

Die älteste erhaltene Handschrift ist die vom Herausgeber als H bezeichnete in Hamburg, die dem Teildruck Lappenbergs von 1841 zugrunde lag. Ihrer Beurteilung durch den Herausgeber kann man voll zustimmen. Es handelt sich zwar um eine recht alte Handschrift — um 1440/1450; es ist aber eine Abschrift, die ihre Vorlage an vielen Stellen verkürzt. Meinert wählte daher diese Fassung nicht als Grundlage seines Textes.

¹⁾ S. 132 ff.

Nur in einer Fußnote (S. VII) geht er auf das lateinische *Archiepiscopus Bremensis Chronicon* von Heinrich Wolters ein. Natürlich waren dessen Lesarten für die Beurteilung der niederdeutschen Chronik ohne Bedeutung; da aber Wolters eine Fassung dieser Chronik bereits um 1450 benutzte²⁾, ist eine kritische Untersuchung doch von Belang. Meinert schließt offenbar aus gemeinsamen Schreibfehlern besonders bei Ortsnamen, daß Wolters die Hamburger Handschrift benutzte. Das ist jedoch nicht der Fall. Wolters verfügte über eine Fortsetzung der Chronik, die bis 1446 führte. Es handelt sich um jene Fassung, die sich in den Handschriften der Bremer Staatsbibliothek Brem. a 600 und Brem. b 382 erhalten hat. Der Bearbeiter Rudolf Lütich hatte sie vor Meinert als Br. 3 und Br. 4 bezeichnet. Meinert billigt dieser Fassung nur einen geringen Wert zu und meint, daß sie auf die Hamburger Handschrift zurückgehe. Das ist jedoch unwahrscheinlich; denn in Br. 3/Br. 4 fehlt die Bemerkung über den Tod von Rinesberch, wie sie sich in der Handschrift H findet; auch sonst zeigt ein genauer Textvergleich, daß Br. 3/Br. 4 nicht auf H beruhen.

Eine weitere Fassung der Chronik, von Meinert als B bezeichnet, wird durch zwei Handschriften der Staatsbibliothek Bremen repräsentiert: Brem. a. 856 und Brem. b. 1367, 1530/1540 und 1858 entstanden. Die Entstehungszeit der Fassung B ist schwer zu bestimmen; sie bricht bei Nachrichten zum Jahre 1435 ab, hat aber vorher bereits Nachrichten zum Jahre 1447. B ist also nach 1447 entstanden, was nicht ausschließt, daß die Fassung einen älteren und wertvollen Kern hat, und gerade das hat Meinert angenommen. Es ist noch anzumerken, daß B und Br. 3/Br. 4 im Schlußteil — bis 1447 — stark übereinstimmen.

Es liegt eine gewisse Gefahr darin, die anderen Handschriften in diesem Zusammenhang nicht zu berücksichtigen, wie Meinert es tut und wie wir es hier auch tun müssen; denn sie enthalten — das ergibt sich aus Textvergleichen — manche alte Lesart, die für eine kritische Textuntersuchung wertvoll sein könnte. Auch sind die Fortsetzungen und Bearbeitungen des 16. Jahrhunderts als Quellen für die bremische Geschichtsforschung von Bedeutung.

²⁾ Sein Werk endet 1450, nicht erst 1463; denn die kurzen Notizen zu diesem Jahr wurden offensichtlich später hinzugefügt.

In einem weiteren Abschnitt der Einleitung vergleicht Meinert nun die Handschriften B und H, um eine Rechtfertigung für die Bevorzugung von B zu gewinnen. Br. 3/Br. 4 bleiben außer Betracht. Schlüssig bewiesen wird anhand von Schreibfehlern und durch einen Vergleich mit der lateinischen *Historia Archiepiscoporum Bremensium*, die den niederdeutschen Chronisten als Vorlage diente, daß H eine unzuverlässige und gekürzte Abschrift ist, B dagegen eine ausführlichere Fassung überliefert. Es empfiehlt sich für unsere Untersuchung, auch Br. 3/Br. 4 einzubeziehen und daraufhin die vom Herausgeber ³⁾ genannten Stellen der Chronik zu überprüfen.

Kap. 511, S. 176: In H fehlt ein Absatz mit wichtigen Einzelheiten. Er lautet — mit modernisierter Zeichensetzung — in B und Br. 3/Br. 4:

B

Do togen se mit deme ganczen here vor de anderen borge unde kercken. De ensetten sich do nicht eens tho der were. Men dat gancze landt in deme Stade unde de Veer Bur de mosten de borge dale breken unde drogen de kerken alle up der stadt van Bremen unde wurden alle ere huldegheden man, alle mit lofften unde eden.

Br. 3/Br. 4

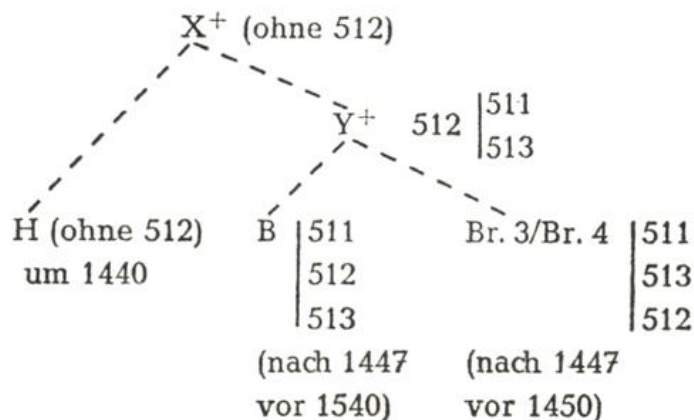
Van den anderen kercken und borgen en sette sich nement to der were. Men de gantzen veer bure worden der Stadt huldeghede man mit lofften und mit eden.

Die Abhängigkeit der Texte ist offensichtlich, aber sachlich bestehen doch Unterschiede: Nach B zogen die Bremer vor die Burgen und Kirchen, bevor diese sich ergaben. Br. 3/Br. 4 erwähnen nur, daß sie sich unterwarfen. B spricht davon, daß die Veer Bur die Burgen niederbrechen mußten; was bei Br. 3/Br. 4 nicht erwähnt wird. Es ist nicht mit Sicherheit festzustellen, ob der Unterschied auf eine Kürzung oder Erweiterung der gemeinsamen Vorlage zurückzuführen ist, ob also B oder Br. 3/Br. 4 der Urfassung näherstehen. Deutlich ist jedenfalls, daß Br. 3/Br. 4 nicht auf H zurückgehen, wo die Stelle ganz ausgelassen ist.

Kap. 512 fehlt in H. Es handelte sich zunächst wahrscheinlich um eine Randnotiz in der Vorlage für B und Br. 3/Br. 4, die nicht auch zugleich Vorlage für H war. Daß es sich um eine nachträgliche Ergänzung handelte, erkennt man daran, daß sie von der Sache her als Fremd-

³⁾ S. XV.

körper mitten in der Darstellung bremischer Ereignisse steht. Zudem heißt es jetzt zweimal kurz hintereinander „In deme jare des Heren 1390“, was der Verfasser sonst im allgemeinen vermeidet, indem er beim zweiten Mal verändert zu „in deme sulven jare“. Daß Kap. 512 zunächst ein Nachtrag am Rande war, ergibt sich aus der Beobachtung, daß es beim Abschreiben verschieden eingeordnet wurde. So hat B die Kapitel-Reihenfolge 511-512-513-514, Br. 3/Br. 4 haben 511-513-512-514. Es zeigt sich, daß B und Br. 3/Br. 4 auf eine gemeinsame Vorlage zurückgehen, in der Kap. 512 als Randbemerkung stand. H aber hatte eine Vorlage, in der Kap. 512 ganz fehlte. Daraus ergibt sich wenigstens für diese Stelle folgende Handschriftenabhängigkeit (wobei X^+ und Y^+ erschlossene Fassungen sind und die gestrichelten Linien Abhängigkeiten darstellen, die Zwischenstufen zulassen):



Ähnliche Anhaltspunkte für einen Handschriften-Stammbaum könnten sich auch aus anderen Stellen mit unterschiedlich eingeordneten Randnotizen ergeben (so in Kap. 506, S. 167).

Kap. 520: In H und Br. 3/Br. 4 fehlt ein langer Satz mit Bemerkungen, die sich schon in Kap. 511 ähnlich fanden, sowie mit einer Begründung für den Feldzug gegen die Butjadinger. Unter der Voraussetzung, daß B und Br. 3/Br. 4 eine gemeinsame Vorlage haben, und unter Berücksichtigung von H muß angenommen werden, daß dieser Satz in B ergänzt wurde. Das ist nach dem ganzen Textzusammenhang auch durchaus möglich. Die Urfassung wäre also in H und Br. 3/Br. 4 bewahrt.

Kap. 525: Hier hat H kurz: „Unde wo de van Bremen van rechte tollenvry scolden wesen to Odeslo, desses berichtede die borgher-

mester do gutliken vort greven Hinricke." B erzählt viel breiter, ja anekdotisch mit direkter Rede und in einer Art Rückblende. Das ist eine Ergänzung, die zum Teil wörtlich aus Kap. 446 übernommen wurde. Ebenso später in Kap. 525: B erwähnt eine zweite Mahnung an Graf Heinrich von Holstein, die in H fehlt; das kann in B hinzugefügt worden sein, um die Eindringlichkeit der Bremer Bitten noch stärker hervortreten zu lassen. H fährt nach der Aufforderung der Bremer, der Graf möge den Lübeckern in diesem Sinne schreiben, kurz fort: „Unde screff darumme an die van Lubeke." B weitet wieder stärker aus, ohne jedoch Konkretes hinzuzufügen. Es wird sich kaum bestimmen lassen, ob H oder B ursprünglicher sind. Br. 3/Br. 4 haben nun — ausnahmsweise! — eine noch kürzere Darstellung als H und B: „Unde ock so en weren unse borgere nicht vehlig to Odeslo, dar vele hindernisse van quam unsen borgeren." Es fehlt damit auch etwa der Hinweis auf die Rolle Bürgermeister Hemelings und seines Vaters Nikolaus. Sollte hier einmal eine ganz alte unbearbeitete Fassung vorliegen? Wir wissen es nicht.

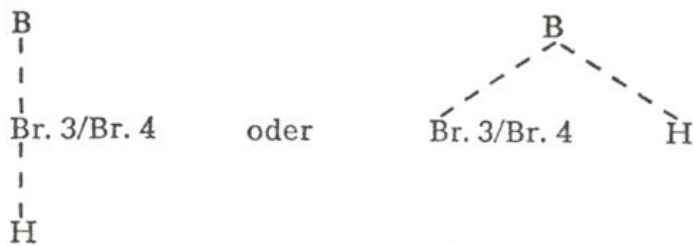
Kap. 526, 529 und 531: Hier stehen Br. 3/Br. 4 zwischen B und H. Das spricht für eine ursprünglichere Fassung von Br. 3/Br. 4. Wir wollen als Beispiel einen Teil des Kap. 531 betrachten:

B	Br. 3/Br. 4	H
. . . herschup beijde geistlick unde wertlick; dat se doch so node gedaen hedden, mochten se des by wesen hebben. Men wolden se junchern Diderke unde junchern Kerstene beschedegen, so mosten se viende alle desser vorschreven driger heren werden. Unde do de stadt vorwaringe gedaen hadde, do leet de stadt vordingen tho sunte Niclawese dage unde branden mit eren borgeren allent, dat de herschup hadde by Wesere strome.	. . . hershup to Oldenburg. Do leet de Stadt vordingen to sunte Niclawese dage unde branden mit eren borge ren allent, dat de Herschup hadde by weserstromen.	. . . herschup to Oldenburg.

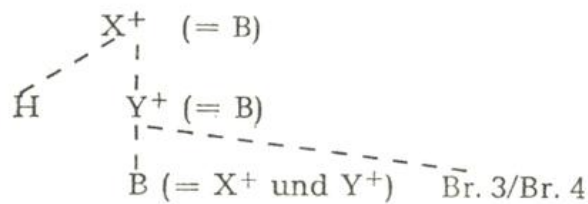
Hier bestehen verschiedene Möglichkeiten der Abhängigkeit:

1. B ist Urfassung — wie Meinert annimmt. Dann ergäbe sich:
 - a) B wurde gekürzt zu Br. 3/Br. 4, diese wurden weiter gekürzt zu H; oder
 - b) B wurde einerseits gekürzt zu Br. 3/Br. 4, und B wurde andererseits noch stärker gekürzt zu H.

Daraus ließe sich als Schema ableiten:



Die zweite Möglichkeit ließe sich auf das oben gefundene Schema übertragen, wenn man in B die auch in X⁺ und Y⁺ enthaltene Urfassung annimmt:



2. H ist die Urfassung. Dann ergäbe sich:
 - a) H wurde erweitert zu Br. 3/Br. 4, diese wurden erneut erweitert zu B; oder
 - b) H wurde stark erweitert zu B, dann wurde B wieder verkürzt zu Br. 3/Br. 4.

Daraus ließe sich das Schema ableiten:

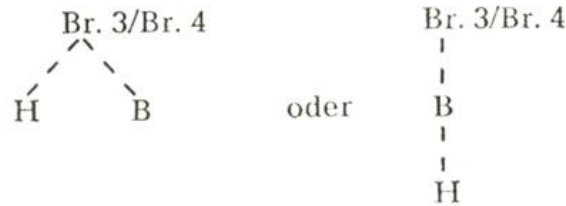


Das widerspricht aber dem oben gefundenen Schema.

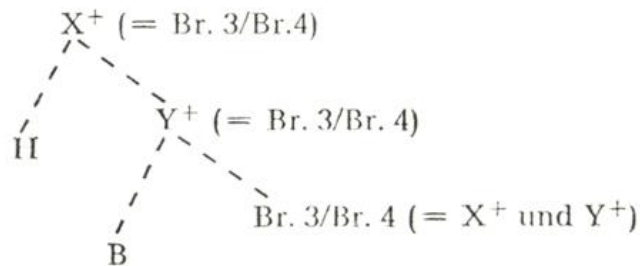
3. Br 3/Br. 4 ist die Urfassung. Daraus ergäbe sich:

- a) Br. 3/Br. 4 wurden einerseits zu H gekürzt und andererseits zu B erweitert; oder
- b) Br. 3/Br. 4 wurden stark zu B erweitert, dann noch stärker verkürzt zu H.

Daraus ließe sich folgendes Schema ableiten:



Die erste dieser beiden Möglichkeiten ließe sich auf das oben gefundene Schema übertragen, wenn man in Br.3 /Br. 4 die auch in X^+ und Y^+ enthaltene Urfassung annimmt:



Das Ergebnis: Sowohl B als auch Br. 3/Br. 4 wären als Urfassungen möglich. Stilistisch und sachlich hat Br. 3/Br. 4 jedoch den klarsten Text. Die Kürzung bei H ergibt eine sachliche Lücke; die Ergänzung bei B ist verschwommen und bringt nichts Wesentliches. Dennoch kann es keine letzte Sicherheit geben.

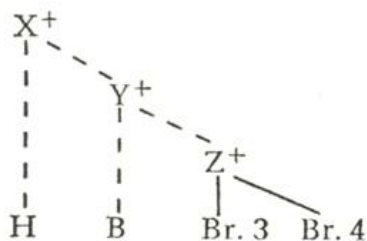
Kap. 534—535 ist eine als Fremdkörper wirkende Darstellung des Lütticher Bischofsstreites. Da die Vorlage bisher nicht bekannt ist, wird man die verschiedenen Fassungen der bremischen Chronik hier nicht eindeutig beurteilen können. Hier stehen sich B und Br. 3/Br. 4 sehr nahe, während H wieder gekürzten Text bietet. Bemerkenswert ist aber eine Stelle auf S. 204, in der H einen Zusatz bietet. B und Br. 3/Br. 4 haben: „Darna wurden in ener stad seventich gevangen.“ H hat: „Dar na wurd to Hereke in der stad LXX gevangen.“ Ge-

meint ist Herck in Brabant; H hat also eine zusätzliche und zuverlässige Angabe. Nimmt man an, daß sie auch in der Urfassung vorhanden war, und legen wir das oben gefundene Handschriftenschema zugrunde, so muß man annehmen, daß X⁺ „to Hereke“ enthielt und H diese Worte von dort richtig übernahm. Y⁺ ließ sie jedoch aus, so daß sie sich weder in B noch in Br. 3/Br. 4 finden.

An anderen Stellen der Kapitel 534—535 stehen Br. 3/Br. 4 wieder zwischen B und H.

Kap. 538: H und Br. 3/Br. 4 bieten beide eine kürzere Fassung als B. Br. 3/Br. 4 stehen teils H und teils B näher. H und Br. 3/Br. 4 gleichen sich vor allem darin, daß sie von den 24 Punkten des Sündenregisters Dide Lubbens die Punkte 6, 9 und 12—23 ganz auslassen. Nimmt man B als Urfassung an, hätten also H und Br. 3/Br. 4 14 Punkte ganz ausgelassen. Dafür fehlt aber jeglicher Grund. Man wird eher annehmen können, daß ein Bearbeiter für B aufgrund eigener Forschung einige Punkte hinzufügte.

Kap. 543: Hier bricht Br. 3/Br. 4 gleich am Anfang des Kapitels ab, und Br. 3, eine Handschrift des 17. Jahrhunderts, schließt die Bemerkung an: *Quod hic deest desiderabat etiam in exemplari vetusto*. Br. 4 läßt an dieser Stelle drei Seiten frei. Die Lücke geht bis Kap. 547 (Anfang). Wie alt die lückenhafte Vorlage war, kann man nicht sagen. Allerdings erlaubt uns diese Beobachtung, unser Handschriftenschema etwas zu ergänzen:



Kap. 544: Wegen Textverlustes in Br. 3/Br. 4 keine Vergleichsmöglichkeit.

Kap. 550: Vergleich erschwert, da wiederum einiger Textverlust in Br. 3/Br. 4. Im vergleichbaren Teil des Kap. 550 steht Br. 3/Br. 4 wieder zwischen H und B.

Dasselbe gilt für Kap. 556 und 557.

Kap. 564: Br. 3/Br. 4 lehnen sich an B an, während H verkürzt.

Kap. 570: Am Schluß des ersten Absatzes hat H im Vergleich zu B und Br. 3/Br. 4 eine Ergänzung, die sachlich von Bedeutung ist. Eine sichere Erklärung ist nicht möglich. Keine Übernahme von X⁺ in Y⁺?

Es bleibt aus der notgedrungen recht verwickelten Textbetrachtung die gesicherte Feststellung, daß Br. 3/Br. 4 im allgemeinen zwischen B und H stehen. Im großen und ganzen kürzt H eine ausführlichere Vorlage, und B erweitert einen kürzeren Vorgänger durch Interpretationen und Ergänzungen, die durchweg wenig Wichtiges enthalten. Br. 3/Br. 4 scheinen der Urfassung am nächsten zu stehen, ohne sie wohl einwandfrei wiederzugeben. Es wurde schon in anderem Zusammenhang ⁴⁾ gezeigt, daß Br. 3/Br. 4 bei der Darstellung von Bremens Eintritt in die Hanse die ursprünglichere Fassung erhalten haben. Das muß nicht für die ganze Chronik gelten, für Teile aber auf jeden Fall. Keine der erhaltenen Handschriften geht vermutlich unmittelbar auf die „Urfassung“ zurück. Es liegen drei verschiedene Bearbeitungen vor, die an manchen Stellen besondere und wichtige Lesarten bieten und die man kapitelweise untersuchen müßte, um jeweils die vermutlich älteste Fassung herauszufinden. Dabei bieten sich freilich immer wieder große Schwierigkeiten.

Meinert hält auf S. XVI H für eine Überarbeitung der Urfassung, B für ihre einigermaßen getreue Abschrift. Diese Voraussetzung liegt dann bei allen weiteren Betrachtungen des Herausgebers zugrunde.

Meinert macht nun den Versuch, die „Urfassung“, also die Vorlage von B, zu charakterisieren. Man kann den Ergebnissen zustimmen: Die Handschrift war sehr uneinheitlich, auch enthielt sie zahlreiche Nachträge am Rande und vielleicht auf losen Zetteln. Dasselbe könnte man freilich auch für die Vorlage von Br. 3/Br. 4 und H sagen. Um zu zeigen, daß bereits die „Urfassung“ als Vorlage von B durch solche Einfügungen angeschwollen war, weist der Herausgeber allein sechs Erwähnungen des Bannerlaufs der Granden Kumpanie 1365 nach, die sich durch eingeschaltete Hin- und Rückverweise ergeben ⁵⁾. Es ist bemerkenswert, daß in Br. 3/Br. 4 und H zwei dieser Einschübe fehlen, was nach unserem Handschriftenschema nur dadurch zu erklären ist, daß sie auch in der Urfassung nicht vorhanden waren. B hat also nachträglich erweitert.

⁴⁾ Hans. Gesch. bl. 79, 1961, 61 ff.

⁵⁾ In Kap. 471, 472, 479, 490, 491, 501.

Von großer Bedeutung ist die Erörterung der Verfasserfrage. Unbestritten ist, daß die Geistlichen Rinesberch und Schene mit der Chronikarbeit den Anfang machten, daß aber die vorliegenden Fassungen von ihnen nicht vollständig verfaßt sein können. Die Chronisten starben 1406, bzw. 1414, während die Chronik bis 1430, bzw. 1447 (B und Br. 3/Br. 4) weitergeführt wurde. Der Tod Rinesberchs 1406 wird am Schluß des Vorworts nur in H erwähnt, nicht aber in B und Br. 3/Br. 4. Da man nicht annehmen kann, daß dieser wichtige Hinweis aus einer Vorlage herausgekürzt wurde, muß man umgekehrt annehmen, daß H ihn hinzufügte. Bei Berücksichtigung des Handschriftenschemas bedeutet das aber, daß X⁺, eine Handschrift, die bis 1430 führte, den Zusatz nicht enthielt und daß H ihn erst nach 1430 hinzugefügt haben kann. Eine Begründung, warum nicht auch der Tod Schenes im Jahre 1414 zugefügt wurde, dürfte sich kaum finden lassen.

Die Versuche, einzelne Abschnitte der Chronik Rinesberch oder Schene zuzuordnen, sind sehr unsicher. Diese Bemühungen gehen bei Meinert von der Voraussetzung aus, daß B tatsächlich eine Abschrift der Urfassung darstellt.

Vielleicht wäre es ganz nützlich gewesen, spätere Bearbeitungen und Einschübe nicht so sehr aus den politischen Tendenzen abzulesen, sondern auch einmal die Gesamtkomposition und den Stil ins Auge zu fassen. Es ergibt sich bei der Arbeit an einer Chronik im allgemeinen, daß Stellen gleichzeitiger Niederschrift ausführlicher und lebendiger sind als spätere Nachträge weit zurückliegender Ereignisse. Ohne in schwierige Einzelheiten einzugehen, läßt sich über die Chronik von Rinesberch und Schene Folgendes sagen:

Es hat als sicher zu gelten, daß die bis 1344 führenden lateinischen Quellen (*Historia Archiepiscoporum Bremensium* und Reimviten) hier einen Einschnitt ergaben. In diesen aus einer Übersetzung bestehenden Teil wurden freilich recht bald Ergänzungen eingeschoben. 1344 begannen dann die weitgehend selbständigen Teile der Chronik. Eine besonders dichte Schilderung zeigt sich bis 1366/1368 (bis Kap. 502). Dann folgt eine ganz andere Art der Darstellung: Bis 1374 finden sich nur Nachrichten über Hochwasser, und dann kommt ein langes Kapitel über Vorrangstreitigkeiten in der Hanse, die über 1374 weit, zum Teil Jahrzehnte, hinausführen. Es folgt rückgeblendet eine kurze Notiz über die Pest 1375, dann sehr ausführlich die Beschuldigung

gegen den Erzbischof Albert, er sei ein Zwitter, und anschließend noch kurz eine Notiz über die Säuberung des Stadtgrabens. Man hat den Eindruck, daß dieses alles spätere Nachträge und Einschübe sind, die eine Lücke überbrücken sollen. Erst 1381 beginnt dann wieder eine ausführlichere und gehaltvollere Darstellung, die bis 1384 führt. Dann wird die Chronik wieder sprunghaft, bei den Nachrichten von 1395 findet sich ein Vorgriff auf 1406. 1400 beginnt erneut eine dichtere Darstellung, die 1408 endet. Darauf folgt der Lütticher Bischofsstreit von 1408, von dem man nicht annehmen kann, daß er gleichzeitig eingetragen wurde. Dann werden Sturmschäden von 1412 dargestellt, gefolgt von Betrachtungen über die großen „Schäden“ der Stadt seit 63 Jahren. Nun kommt ein Sündenregister des Friesenhäuptlings Dide Lubben, das zur ausführlichen Darstellung der Fehde gegen ihn überleitet. 1420 ist wieder ein Einschnitt. Die Zeit bis 1424 ist dann oberflächlich geschildert; darauf wird die Chronik noch einmal bis 1430 ausführlich. Hier endet die Fassung H. Die Fortsetzung der Fassungen B und Br. 3/Br. 4 bis 1447 ist nicht gehaltvoll.

Daraus wären folgende Abschnitte abzulesen —1344, —1366/1368, —1384, —1408, —1420, —1430, —1447. Vielleicht ließe sich die Gliederung noch verfeinern. Sie könnte dann auch für die Beurteilung späterer Einschübe von großer Wichtigkeit sein.

Die Chronik mag bis 1384 von beiden Chronisten verfaßt worden sein; für die Fortsetzung bis 1408 käme nur Schene, für den Rest aber keiner von beiden mehr in Frage. Dabei ist nun freilich zu bedenken, daß auch die bereits vorhandenen Abschnitte immer wieder ergänzt und verändert wurden.

Besondere Aufmerksamkeit widmet der Herausgeber Meinert nun mit Recht einer „Überarbeitung in tendenziöser Absicht“. Er geht von einem Gedicht zur Verherrlichung Bremens — Kap. 524 — aus. Es ist zwischen Ereignissen der Jahre 1404/1405 eingefügt, allerdings nur in der Handschrift B, und soll auch — wie eine Vorbemerkung betont — zu dieser Zeit gedichtet worden sein. Als Verfasser wird der Chronist Schene genannt. Da Meinert B für eine Abschrift der Urfassung hält, müßte er den Text so nehmen, wie er ist. Das aber tut er hier nicht. Mit Recht weist er auf den Zusammenhang des Gedichts mit einer Reihe gefälschter Kaiserprivilegien für Bremen hin, die bestimmte Rechte der Stadt konstituieren sollten. Diese Fälschungen wurden be-

reits mehrfach untersucht. Stein ⁶⁾ glaubte, daß sie 1420 entstanden seien — eine Auffassung, der sich auch Meinert anschließt; von Bippens ⁷⁾ meinte die Fälschungen mit guten Gründen auf 1407/1408 verlegen zu müssen. Sicherheit ist in der Frage nicht zu erreichen.

Richtig ist die Beobachtung, daß sich die gleiche politische Tendenz, wie sie sich in den Fälschungen und im oben genannten Gedicht Schenes zeigt, an weiteren Stellen der Chronik findet, auch an solchen, die in allen drei Fassungen enthalten sind. Die lokalpatriotische Tendenz war also bereits in der Urfassung aller uns überkommenen Handschriften enthalten. Will man die Urkundenfälschungen für primär und die tendenziöse Bearbeitung der Chronik für sekundär halten, was wahrscheinlich ist und auch Meinert annimmt, so müßte diese nach 1407 (von Bippens Datierung) oder 1420 (Stein, auch Meinert) erfolgt sein. Mit Sicherheit kann man auch das nicht entscheiden. Sicher ist nur, daß sich von der Chronik keine Fassung erhalten hat, die der tendenziösen Bearbeitung vorangegangen sein mag.

Nun ergibt sich die Frage, wer der lokalpatriotische Bearbeiter war. Meinert beruft sich auf Koppmann, von Bippens, Lindner und Stein, deren Forschungsergebnis „keinem Zweifel unterliegt“. Sie meinten, daß der Bürgermeister und Dombaumeister Johann Hemeling an der Abfassung der Chronik beteiligt gewesen sei; daß er sie bearbeitet habe, sagen sie nicht.

Es ist richtig, daß die Chronisten im Vorwort erklären, sie hätten die Übersetzung ihrer lateinischen Vorlagen auf Anregung eines „guten Freundes“ mit eigenem Text fortgesetzt. Dieser Freund habe auch das lokalpatriotische und lehrhafte Ziel der Arbeit gewiesen. Nun sind solche Formulierungen in einem Vorwort oft nur Floskeln, die andeuten sollen, daß sich der Verfasser erst auf den Wunsch anderer ans Werk gemacht habe. Es mag aber auch tatsächlich einen drängenden Freund gegeben haben, der Empfehlungen für den Geist des Werkes gab. Diese Tendenz wurde nun aber, wie das Vorwort deutlich zeigt, von den Verfassern auch aus eigener Überzeugung aufgenommen, obwohl sie Geistliche waren. Koppmann suchte den Freund in jenem Personenkreis, der den Chronisten für ihre Arbeit die Auswertung städtischer Urkunden ermöglichte: im Rat. Nun ist aber ja nicht gesagt, daß der „Freund“ des Vorwortes, wenn es

⁶⁾ Hans. Gesch.bl. 1906, 139—212

⁷⁾ Brem. Jahrb. 13, 1886, 37

ihn überhaupt gab, unbedingt mit dem Vermittler der Urkunden personengleich war.

Sicher ist, daß der Bürgermeister und Dombaumeister Johann Hemeling an mehreren Stellen der Chronik in auffälliger Weise genannt wird. Es ist auch mit Recht zu vermuten, daß er den Chronisten mit Auskünften behilflich war. Koppmann ⁸⁾ ließ die Art der Beteiligung offen; von Bippen ⁹⁾ meinte aus einem Schriftvergleich Anhaltspunkte gewonnen zu haben: Er ging davon aus, daß die Hamburger Handschrift der Chronik im letzten Teil „als Original gelten kann“ — eine Auffassung, die jetzt durch Meinert widerlegt worden ist; von Bippen verglich die Schrift von H mit der des *Diplomatarium fabricae Ecclesiae Bremensis*, einer von Johann Hemeling als Dombaumeister veranlaßten Sammlung von Urkunden, sowie mit der Schrift der gefälschten Bremer Kaiserprivilegien, die auch vom Chronisten benutzt wurden; von Bippen meinte eine enge Verwandtschaft, wenn nicht gar Identität der Hände festgestellt zu haben. Aus einer „Verwandtschaft“ von Händen ist beim Vergleich mittelalterlicher Schriften im allgemeinen nichts zu schließen. Vergleiche anhand von Fotokopien haben ergeben, daß keine Identität vorhanden ist. Von der Schrift her ergeben sich also keine Anzeichen für eine Beteiligung Hemelings an den Fälschungen und an der Chronik.

Etwas gewichtiger ist das Argument, daß hinter einem Chronikeinschnitt 1420 die Errichtung des neuen Erzbischofsgrabes im Dom durch Hemeling eingefügt wurde. Durch Schene kann das zu dieser Zeit nicht mehr erfolgt sein, da er bereits tot war. Es ist anzunehmen, daß Hemeling oder ein enger Bekannter hier beteiligt war oder zumindest die Information vermittelte, wie es auch schon in früheren Teilen der Chronik an verschiedenen Stellen anzunehmen ist.

Aufgrund dieser mageren und zum Teil nicht einmal stichhaltigen Indizien vermutete von Bippen einen direkten Anteil Hemelings an der Chronik. Es fragt sich, was er unter „Anteil“ versteht. Er meint, Hemeling haben den Abschnitt 1395—1406 noch zusammen mit Schene, den von 1406—1420 alleine verfaßt. Die Fortsetzung von 1420—1430 soll von einem unbekanntem Schreiber Hemelings herrühren. Später ¹⁰⁾ hat von Bippen dann noch ergänzt, daß Hemeling vermutlich

⁸⁾ Brem. Jahrb. 6, 1872, 262 f.

⁹⁾ Brem. Jahrb. 12, 1883, 121 ff.

¹⁰⁾ Brem. Jahrb. 13, 1886, 29 ff.

neben den Urkundenfälschungen auch die lokalpatriotischen Zusätze in allen Teilen der Chronik verfaßt habe.

Sicherheit gibt es hier nirgends. Meinert macht nicht den Versuch, die Indizien noch einmal zu prüfen. Er nimmt sie als Beweise. So erklärt er denn folgerichtig, das 1404 eingefügte Gedicht habe nicht — wie dort angegeben ist — Schene zum Verfasser, sondern Hemeling. Aber selbst wenn man diesen Mann hinter der im Gedicht geäußerten Tendenz annehmen will, muß er ja nicht unbedingt auch der Poet gewesen sein. Da die Fälschung der mehrfach genannten Kaiserprivilegien nicht eindeutig, jedenfalls auch nicht auf 1420 zu datieren ist, bleibt auch die Annahme, daß die lokalpatriotischen Partien unbedingt nach dem Tode Schenes — 1414 — eingefügt sein müßten, recht unsicher. Das heißt, daß sich Schene durchaus auch selbst als Verherrlicher seiner Vaterstadt betätigt haben kann, was ja Anregungen Hemelings oder anderer „Freunde“ nicht ausschließt.

Meinert hat alle Stellen herausgesucht, in denen Johann Hemeling in der Chronik von sich selbst mit „ik“ gesprochen haben soll. Es handelt sich aber nur um Fälle, in denen sich „ik“ ohne Namensnennung auf den Chronisten bezieht. Ein Fingerzeig auf Hemeling ergibt sich daraus nicht. Selbst das „wi“ in Kap. 525 bezieht sich nicht, wie Meinert glaubt, auf Johann Hemeling und seinen Vater Nikolaus, von denen nur in der dritten Person gesprochen wird, sondern auf den Bremer Rat oder die Bremer allgemein.

Der Herausgeber hält alle Stellen, die besondere Vorrechte Bremens aufzeigen sollen, für spätere Einschübe Hemelings; nur soviel scheint aber sicher zu sein, daß lokalpatriotische und konservative Bürgerkreise auf die Chronik in irgendeiner Weise einwirkten. Daraus ergaben sich zweifellos Umarbeitungen und Einschübe, die zum größten Teil auch bereits in der „Urfassung“ vorhanden waren. Sie ist jedoch nur in einer Redaktion bekannt, die nach 1430 entstand. Wann und von wem die lokalpatriotischen Abschnitte formuliert wurden, läßt sich nicht mit Sicherheit ausmachen.

Nach 1413, vielleicht auch schon nach 1408, hatte Schene keinen Anteil mehr an der Chronik. Wer die Fortsetzung niederschrieb und wer im einzelnen an ihr mitwirkte, kann nicht einmal vermutet werden. Es zeigt sich freilich, daß wiederum Ratskreise ihren Einfluß ausübten. Daß Hemeling keinesfalls auf den gesamten Schluß eingewirkt haben kann, ergibt sich aus der Tatsache, daß er 1428 starb. Meinert

glaubt nun, der Schreiber Hemelings sei der Verfasser der letzten Abschnitte gewesen. Er beruft sich dabei auf von Bippen, der die „enge Verwandtschaft, wo nicht Identität“ der Schrift der Handschrift H mit dem von Hemeling veranlaßten Diplomatar des Doms sowie mit den Privilegienfälschungen festgestellt haben wollte. Hier könnte wiederum nur Schreibergleichheit die Annahme unterstützen, daß eine und dieselbe Person, nämlich Hemelings Schreiber, alle drei Schriftstücke geschrieben hat. Es wurde schon gesagt, daß keine Schriftgleichheit besteht.

Meinert vermutet, daß der Nachruf auf Rinesberch in der Handschrift H um 1420 ergänzt, der Nachruf auf Schene von Hemeling aber ausgelassen worden sei, weil er seinen eigenen Anteil an der Chronik mit der Fiktion vertuschen wollte, daß Schene noch am Leben sei. Nun, in Bremen wußte damals wohl jeder, daß Schene nicht mehr lebte. Zudem ist zu bedenken, daß der Tod Rinesberchs noch nicht in der Urfassung von 1430 gestanden haben kann, weil er in B und Br. 3/Br. 4 fehlt. Er muß in der Handschrift H oder deren Vorlage nach 1430 eingefügt worden sein. Da aber lebte Hemeling selbst nicht mehr. Ähnlich steht es mit dem von Meinert erwähnten Einschub über die Wandlungen des Rates 1426, der ebenfalls in B und Br. 3/Br. 4 fehlt und sich nur in H findet.

Zum Text der von Meinert besorgten Ausgabe ist zu bemerken, daß er sehr zuverlässig ist, und das ist das größte Lob, das man einem Herausgeber spenden kann. Nur eine Berücksichtigung der Lesarten von Br. 3/Br. 4 hätte man sich gewünscht. Im Vorwort wäre vielleicht eine kurze Einführung in die Anordnung des Textes zweckmäßig gewesen. Vermutlich ist alles von den Chronisten aus Vorlagen Übernommene kleiner gedruckt, und wahrscheinlich liegen den gesperrt gedruckten Stellen Urkundenvorlagen zugrunde. Unklar bleiben jedoch die Regeln, nach denen kursive Typen verwandt werden.

Dem Fachmann mögen die Randnotizen eine Augenweide sein. Er wird auch zu würdigen wissen, wieviel entsagungsvolle Arbeit hier geleistet wurde. Wahrscheinlich hätte es sich beruhigend auf das Satzbild ausgewirkt, wenn die Lesarten unter den Chroniktext gesetzt worden wären. Vieles hätte hier ohnehin wohl fortbleiben können. So sind z. B. folgende Unterschiede auf S. 75 unwichtig, weil sie nur auf Schreibereigenart beruhen; Gerardus—Gerhardus; Willehades—

Wilhades; deme—den; do—hir; kopmanne—copluden; sehe—zee; eren—erem; usw.

Dagegen hätte man sich Zeitangaben am Rande gewünscht. Die Lesbarkeit des Textes wäre durch Modernisierung der Interpretation, Großschreibung nach Punkten usw. verbessert worden. Aber das sind wohl Dinge, bei denen der Herausgeber gebunden war. Von großem Nutzen sind die Anmerkungen und das Register.

Eigenartig ist, daß weder Verfasser noch Titel, noch Herausgeber der Chronik auf dem Titelblatt erscheinen; dagegen treten hier die Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und der Carl Schünemann Verlag gleich zweimal auf. Hätte Prof. Dr. Dr. Meinert sein Vorwort nicht bescheiden mit Hermann Meinert unterschrieben, man erführe nicht, wer die Chronik in so vorzüglicher Weise herausgegeben und damit die größte Arbeit an diesem Buch geleistet hat.

Endlich ist eine der wichtigsten Bremer Geschichtsquellen in handlicher und zuverlässiger Ausgabe verfügbar. Es verstärkt sich der Wunsch, in ähnlicher Form die wichtigsten Fortsetzungen und Bearbeitungen der Chronik im 16. Jahrhundert (Sparenberg, Renner usw.) bearbeitet und gedruckt zu sehen.

III.

Das wiedergefundene Birka

Von M a t t s D r e i j e r

Professor Matts Dreijer in Mariehamn auf den Ålandsinseln, der Verfasser des nachfolgenden Aufsatzes, bis vor kurzem der åländische Landesarchäologe, ist einer größeren Anzahl unserer Mitglieder persönlich bekannt geworden, auf der „Traumfahrt“ des Sommers 1969, als wir für einige Tage Gast auf seiner Insel waren, die er uns nach Landesnatur und Geschichte durch seine ausgezeichneten Führungen nahezubringen wußte. Wichtigstes wissenschaftliches Anliegen ist ihm die Frühgeschichte dieser Inselgruppe, die nach seinem Dafürhalten in den Jahrhunderten vor der Wikingerzeit die bedeutsamste Mittelstellung in der Entdeckung des Nordens durch Europa einnahm, auch für die bremische Kirche und ihre Mission. Diese Beziehungen neu untersuchen zu lassen, müßte uns um so gelegener kommen, als man auf den Inseln Hinweise auf das Grab des Erzbischofs Unni, des auf der Missionsfahrt verstorbenen, gefunden haben wollte.

So folgen wir gern dem Vorschlage unseres Freundes Dreijer, einen für diese Angelegenheit entscheidenden Aufsatz aus seiner Feder: *Det återfunnna Birka*, veröffentlicht in seinem Jahrbuch *Åländsk Odling* 1969, S. 3—35, in deutscher, von ihm verfertigter, aber vom Herausgeber dieses Bremischen Jahrbuchs überprüfter Übersetzung nachzudrucken.

Professor Dr. Richard Drögereit in Stade wird zu den Ausführungen Dreijers, soweit sie seine eigenen Forschungen zur Frühgeschichte des Bremer Erzstifts berühren, im nächsten Bande unseres Jahrbuches Stellung nehmen.

Das wiedergefundene Birka

Von M a t t s D r e i j e r

Professor Ivar Lindquist, der bekannte Runenforscher, hat mit seiner Deutung der Runen am Kalksteinkreuz in der Kirche von Sund¹⁾ der nordischen Geschichtsforschung neues, bedeutendes Material zugeführt, welches die Rekonstruktion eines Abschnittes der ältesten Geschichte des Nordens ermöglicht. Ein kurzer Durchgang der bedeutend-

¹⁾ Ivar Lindquist: *Ålands runinskrift, Sund-korset* (Ålands Runeninschrift, Sund-Kreuz), *Åländsk Odling*, 1969, 36—51. Den Ritzten behandelte Ivar Lindquist zum erstenmal in einem Aufsatz *Nya rön om ett par runristningar*, *Åländsk Odling* 1968, 18 ff. und las die Inschrift zunächst (*Hier ruht*) *Wenni Elis s(on)*, eine Deutung, die er in *Åländsk Odling* 1969 zurückgenommen hat, nachdem er mit guten Beispielen nachweisen konnte, daß hohe kirchliche Dignitare ihre Grabschriften in lateinischer Sprache abfaßt haben müssen.

sten Daten in den geschichtlichen Quellen über die fränkische Missionswirksamkeit im nördlichen Ostseeraum und über das archäologische Material aus Björkö im Mälarsee und aus den Ålandinseln möchte deshalb geeignet sein, das Bild der ersten Missionsstation zu schärfen, nachdem die Lage dieser Station durch die Entdeckung des Grabes des Erzbischofs Wenni endgültig festgestellt worden ist.


1.

In den 1050er Jahren wurden mehrere Bischöfe von Erzbischof Adalbert in Bremen für das nordische Missionsgebiet geweiht, u. a. einer namens Johannes für Birca oder — wie es auch genannt war — die Inseln des baltischen Meeres. Ein Zeitgenosse dieses Johannes — Adam aus Bremen —, der erwiesenermaßen mit Johannes zusammengetroffen war, erzählt in seiner einige Jahrzehnte später geschriebenen Chronik, daß dieses Birca außerhalb des schwedischen Machtgebietes, Suedia, liege und den dänischen Steuerländern im Ostseeraum gehöre. Diese Angabe Adams ist sehr bestimmt. Adam erzählt weiter, daß Johannes wirklich zu seinem Bischofssitz gesandt wurde. Dies ist auch von einer zeitgenössischen Chronik aus dem Benediktinerkloster Goseck in Sachsen bestätigt worden. Hierin wird außerdem gesagt, daß der Bestimmungsort von Johannes in Dacia, d. h. Dänemark, läge, welche Angabe nochmals Adams Beschreibung über die Lage²⁾ des Bischofssitzes bestätigt. Das Ziel der Reise könne nicht Björkö im Mälarsee sein, da diese Kaufstadt schon hundert Jahre vorher verlassen und in Verfall geraten war.

Die beiden finnländischen Professoren Kustavi Grotenfelt und Juhani Rinne haben — hauptsächlich aufgrund der geschichtlichen Quellen — die Ålandinseln als das wahre Gebiet für die Wirksamkeit³⁾ des Bischofs Johannes angegeben. Daß diese Auffassung richtig gewesen ist, geht auch daraus hervor, daß der altfriesische Ortsname Birca, der in den Urkunden vorkommt, eine direkte Übersetzung des skandinavischen A-Landes ist. Die Begriffe „birk“ und „land“ sind nämlich gleichzusetzen und bedeuten „Gebiet mit eigener Recht-

²⁾ Im 11. Jahrhundert wurde Dacia mit dem dänischen Machtgebiet gleichgesetzt. Erst am Ende des 12. Jahrhunderts fängt man an, Dacia als Bezeichnung für den ganzen Norden zu verwenden. Siehe *Kulturhistoriskt Lexikon för nordisk medeltid, II: Dacia, Helsingfors, 1957*, und N. Lukman, *Ermanric hos Jordanes og Saxo, København, 1940*, 12 f.

³⁾ Juhani Rinne: *Pyhä Henrik, piispa ja martyyri*, Helsinki 1932.

sprechung“⁴⁾. Adam erzählt, daß das Birka, wohin Bischof Johannes fuhr, das Grab von Erzbischof Unni (Wenni) umschließe, der während einer Missionsreise nach „Skythien“ am 17. September 936 verstorben und am Ort, wo er verschieden war, beerdigt worden war. Sein Grabdenkmal wurde nunmehr bei der Kirche von Sund (Åland) gefunden. Es ist, wie schon gesagt, ein Kalksteinkreuz, versehen mit den folgenden Runen:  die von Professor Ivar Lindquist *WENNI ILLE S(ANCTVS)* gelesen und wie folgt gedeutet werden: „(Hier ruht) *Wenni, der Gottesmann.*“ Von größter Bedeutung für die Zuweisung des Grabdenkmals ist ein oben an ihm eingeritztes Petruskreuz. Das Kreuz ist ein Sinnbild der Papstmacht, deren Vertreter im Norden die Bremer Erzbischöfe waren. Die Anzahl der in den Kreuzwinkeln vorkommenden Strahlen stimmt genau mit der Anzahl der S-förmigen Figuren in entsprechenden Kreuzwinkeln des vatikankanzleiischen Kreuzabdruckes im Pallienbrief an Wenni vom 20. Oktober 920 überein. Ähnliche Kreuzabdrücke wurden zu dieser Zeit als persönliche Siegel oder Handzeichen verwendet. Die Kreuze, die am Ende der beiden Kreuzarme eingehauen worden sind, können auch auf die hohe Stellung des Erzbischofs Wenni verweisen. Sie bilden zusammen ein Patriarchenkreuz. Der Name Wenni kommt in dieser Form nur im Pallienbrief und am Kreuze vor. Andere Quellen verwenden die Form Unni. Ähnliche Kreuze sind im südwestlichen Norwegen zu finden und sind durch Runeninschriften auf die Zeit um das Jahr 1000 datiert worden.

Über die Lage von der in den Altertumsschriften erwähnten Stadt Birca erzählt uns Adam — wie oben gesagt — in seiner Beschreibung der Länder (*insulae*) des Nordens⁵⁾. Die Bischofssitze machen das Rückgrat dieser geographischen Darstellung aus. Adam hatte in seiner Eigenschaft als Kanoniker beim erzbischöflichen Hof in Bremen und Direktor der dortigen Domschule gute Kenntnis davon⁶⁾.

⁴⁾ Elis Wadstein: *Namnet Birka och därmed sammanställda ord* (Der Name von Birka und Wortzusammenstellungen davon), *Namn och Bygd*, 2 (1924), Seite 127 f. Derselbe: *Norden och Västeuropa i gammal tid* (Norden und Westeuropa in alter Zeit), Stockholm, 1925, S. 78, und Fußnote 80:1.

⁵⁾ *Adam af Bremen: De hamburgske Aerbispers Historie, oversat af Carsten L. Henrichsen, København 1930, sid 242 f*; Adam von Bremen: *Hamburgische Kirchengeschichte*, hrsg. von Bernhard Schmeidler, Hannover und Leipzig, 1917, S. 226 f.

⁶⁾ Matts Dreijer: *Häuptlinge, Kaufleute und Missionare im Norden vor tausend Jahren, Ålands Kulturstiftelse, Skrifter, 2, Mariehamn, 1960, S. 416 f.*

Er erzählt zunächst von Dänemark mit den dänischen Bischofsorten und in unmittelbarem Anschluß daran vom dänischen Kolonialgebiet in der nördlichen Ostsee. Innerhalb dieses Kolonialgebietes lag der Bischofssitz Birca. In sämtlichen Handschriften wird der dänische Abschnitt deutlich vom danach folgenden schwedischen gesondert. Innerhalb des schwedischen Machtgebietes werden die Bischofssitze Skara, Sigtuna und *vicus Helsingland* erwähnt, der Bischofssitz Birca wird aber mit keinem Wort berührt. Ein Sonderabschnitt wird auch dem norwegischen Machtgebiet mit den Atlantikinseln gewidmet. Die Darstellung ist klar und deutlich. Und es gibt keine Ursache, in der geographischen Beschreibung Adams über den Norden eine tendenziöse Absicht vorauszusetzen.

Nachdem Adam während der späteren Hälfte der 1070er Jahre⁷⁾ sein Manuskript fertiggestellt hatte, fuhr er einige Zeit nachher damit fort, es mit Randbemerkungen über später zugekommene Nachrichten zu vervollkommen. Eine dieser Nachrichten erzählt, daß einer der Begleiter von Bischof Adalvard auf einer Reise nach Sigtuna Birca besucht habe, *die ganz wüst sei, so daß man schwerlich eine Spur von der Kaufstadt finden könne, deshalb könne er auch nicht das Grab des heiligen Erzbischofs Unni finden*. Diese neue und überraschende Mitteilung mußte ganz natürlich großes Interesse bei Adam erwecken, der in seinem schon fertigen Manuskript den Bischofsort sehr eingehend beschrieben hatte und wohl wußte, daß die Lage dieses immer noch lebenden Ortes Birca seinen Zeitgenossen bekannt war. Daß das von den Begleitern Adalwards besuchte Birca mit der seit 100 Jahren aufgegebenen Altstadt Björkö — auf deutsch und lateinisch Birca — übereinstimmt, steht über jedem Zweifel. Jedenfalls ist klar, daß Adam früher nichts davon gehört hatte, daß im Mälarsee — wo die Stadt Sigtuna schon zu seiner Zeit alt war — eine solche Kaufstadt gewesen war. Um jedoch jedes Mißverständnis und jeden Zweifel über die Lage des von Adam früher beschriebenen Birca zu entfernen, mußte er eine erläuternde Randbemerkung beim Birca des Bischofs Johannes machen, das innerhalb des dänischen Steuergebiets gelegen war: *„Da ist der Hafen des heiligen Ansgar und das Grab des heiligen Erzbischofs Unni, ein beliebter Zufluchtsort, das will ich den heiligen Bekennern unseres Bischofssitzes sagen“*. Also gar nicht die Birkeninsel (Björkö) im Mälarsee, sondern die Inseln des Baltischen

⁷⁾ Bernhard Schmeidler, a. a. O., S. 226 f.

Meeres in der Ostsee! Die beiden Randbemerkungen sind von größter Bedeutung nicht nur für die Erläuterung der Arbeitsweise Adams, sondern auch für die Feststellung des ersten christlichen Missionsfeldes in der nördlichen Ostsee.

2.

Der Norden bestand während der Wikingerzeit und während des ältesten Mittelalters aus kleinen Stammreichen (*patria, terra, civitas*), jedes mit eigenen Gesetzen und mit einem zentral gelegenen Thing- und Kultplatz (altnord. *Land*, altfries. *birk* < *birek*). Die dänische Königsmacht wurde allmählich fester, was den schriftlichen Quellen nach spätestens im 9. Jahrhundert stattfand, und dann wurden diese Stammreiche während längerer und kürzerer Zeit zu größerer oder geringerer Abhängigkeit gebracht, dadurch, daß sie gezwungen blieben, Tribut oder „skoff“⁸⁾ an diese ganz persönliche Königsmacht zu bezahlen. Dieses unreife dänische Reich, das seinen Kern im südlichen Jütland hatte, erinnerte an das Frankenreich, das ebenso die kleinen Nachbarvölker zu Tribut verpflichtete.

Das geht aus den schriftlichen Quellen hervor, daß Ansgar seine erste Reise nach Birka im Jahre 829 erst antreten konnte, nachdem die Dänen besiegt worden und dem fränkischen Kaiser Ludwig dem Frommen tributverpflichtet waren. Von der Reise Ansgars erzählt Rimbert, daß sie mit einem Handelsschiff vorgenommen wurde. Auf halbem Wege, also in der Gegend des Kalmarsundes, wurde das Schiff von Seeräubern überfallen, und Ansgar und seine Begleiter waren gezwungen, ans Land zu fliehen. Sie setzten dann ihre Reise auf dem Landwege zu Fuß fort. Die letzte Strecke ging aber doch über das Meer: *interiacentia maria*. Das nordische Stammreich (*patria, terra, regnum*), zu dem Ansgar auf dem Weg war, bestand beinahe ausschließlich aus Inseln. In der Hafenstadt (*vicus, portus*) hielt das Landething (*placitum*) seine Tagungen.

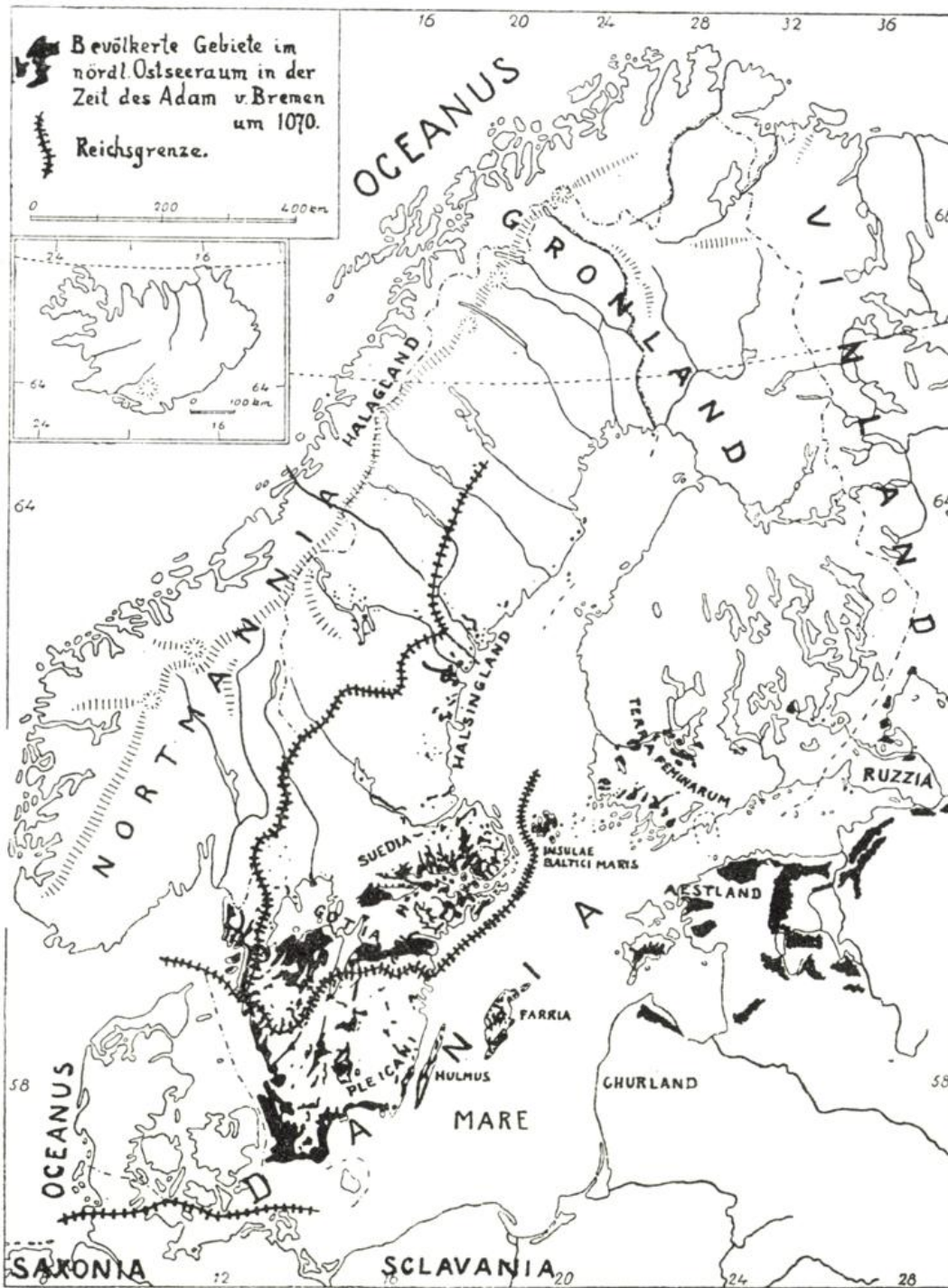
Von den Stammreichen im Norden, die später als Landschaften hervortraten, gibt es kein einziges, das der oben erwähnten Beschreibung so gut entspricht wie die Ålandinseln. Der zentrale Thingplatz bei der Kirche von Saltwik mit den umgebenden Schwarzerdschichten muß folglich der in den Altertumsschriften erwähnte vicus oder portus von

⁸⁾ *Imf scutage i England, Johan Schreiner, Militaere forhold i England omkring 1066, Historisk tidskrift, B. 44, Oslo 1965, S. 20.*

Birca sein. Anfang des 14. Jahrhunderts wurde der Ort *curia Saltwiik de Alandia* genannt; sie bestand aus einer königlichen Domäne, die vom König Magnus Eriksson im Jahre 1351 dem Bistum in Åbo geschenkt wurde. In einer anderen Urkunde wird der Ort *Øningiawijk* genannt. In diesem Ortsnamen steckt als zweites Glied dasselbe wie etwa in *Sliaswiik*, in der altfriesischen Sprache bedeutet es „Handelsplatz“⁹⁾. Dieses *wiik* hat dieselbe Bedeutung wie *thorp* (in *Sliesthorp*) und *bu* (in *Haithabu*). Das mittelalterliche *Saltwiik* wird bei den Bauern *BO* genannt, abgekürzt aus dem amtlichen Namen *Kvarnbo*. Ist die Ähnlichkeit nicht auffallend? Die altertümliche Burg *Borgboda*, deren Fläche größer als alle ähnlichen Anlagen der Mälärlandschaften ist, dürfte die *civitas* und *urbs* von Birca sein. Und der Erdwall bei der Kirche von Sund, der vielleicht der Rest von einer Rundburg mit 100 Meter Durchmesser ist, markiert vermutlich das *oppidum* von Birca.

Daß die Kaufstadt auf Björkö im Mälarsee den Angaben der schriftlichen Quellen nicht entspricht, dürfte nach diesen Angaben klar sein. Ähnliche Kaufstädte hatten keine eigene Jurisdiktion. Deshalb erwähnt Rimbert auch nichts von Thingen in Hadeby. Den Quellen nach wurden in Birca drei Kirchen aufgeführt. Da man indessen über dem ganzen Björkö Gräber aus der Christenzeit auf heidnischen Grabfeldern gefunden hat, kann keine Kirche mit Friedhof hier gewesen sein. Der christliche Kult schrieb nämlich zu dieser Zeit vor, daß die Christen in geweihter oder gesegneter Erde beerdigt werden sollten. Nur an solchen Orten, wo es keine Kirche gäbe und ein langer Weg zur Kirche wäre, war es gestattet, heidnische Grabfelder zu verwenden, dies laut eines Gebots, das Karl der Große in den 790er Jahren für das eroberte Sachsen erlassen hatte und das sicherlich auch für andere Länder maßgebend gewesen ist, insoweit sich das Christentum gegen den Norden ausbreitete. Unbestreitbar christliche Gräber sind deshalb in Heidengrabfeldern sowohl in Schweden als auch in Finnland gefunden worden. Auf den Ålandinseln hat man bisher kein einziges christliches Grab in den zahlreichen heidnischen Grab-

⁹⁾ Wilhelm Schaug, Studien zu den altsächsischen Personennamen des 11. und 12. Jahrhunderts, Lunder Germanische Forschungen, 30, Lund, 1955, S. 158. *Uuic: vicus, ubi mercatores morantur*, in Übersetzung: ein Platz, wo die Kaufleute sich aufzuhalten pflegen. Untersuchungen in Hadeby und Hamburg haben gezeigt, daß der Niederlassungskern geringe Ausdehnung gehabt hat.



Der Norden mit Ausnahme des eigentlichen Dänemark war im 11. Jahrhundert ein spärlich bevölkertes Randgebiet Europas. (Karte nach Matts Dreijer: Håuptlinge, Kaufleute und Missionare im Norden von tausend Jahren. Mariehamn 1960 — S. 7)

feldern gefunden, was darauf zu deuten scheint, daß das Christentum früh zu den Ålandinseln gekommen ist, und zwar mit schon fertigen Kirchen, wie der Verlauf vom Augenzeugen Rimbert in der *Vita Anskarii* geschildert worden ist. Einige der Ålander Kirchen dürften also auf uralten Kirchenplätzen gegründet worden sein. Unter dem Boden der Saltviker Unserer-Lieben-Frauen-Kirche hat man Spuren einer Stabkirche mit in die Erde gegrabenen Dachpfählen und mit Gegenständen aus dem 11. Jahrhundert gefunden. Und Erzbischof Wenni ist auf dem Friedhof von Sund beerdigt worden.

3.

Während der Wikingerzeit gehörte Åland trotz der gebirgigen Natur mit seinen 375 bekannten Grabfeldern aus den Jahren 550 bis 1000 zu den am dichtesten bevölkerten Gegenden des Nordens. Daß die Menschen sich hier ansiedelten oder — was mehr glaublich ist — hierher verpflanzt wurden, obwohl geeignete Gebiete für die Ansiedlung sowohl in Schweden als auch in Dänemark unbewohnt waren, kommt selbstverständlich daher, daß die Inseln in wirtschaftlicher Hinsicht von größter Bedeutung waren. Es ging um den Meeresfang, von dessen Erzeugnissen der Tran für die westeuropäische Volkswirtschaft unentbehrlich war. Nachdem der Wal in der Biskaya und im Kanal der Raubjagd schließlich ganz erlegen war, gab es nur noch ein Gebiet, das mit den damaligen Verkehrsmitteln von den Westeuropäern erreicht werden konnte, ein Gebiet, in dem dazu der Vorrat an Tran unbegrenzt war: die nördliche Ostsee. Der Seehund, der sich den größten Teil des Jahres in den dänischen Meeren und in der Ostsee aufhält, verzieht sich Weihnachten, wenn das Eis im Bottnischen und Finnischen Meerbusen zufriert, nach dem Norden, um den weiblichen Tieren zu ermöglichen, ihre Jungen in den von gestapelten Eischollen gebildeten Höhlen zu gebären. Die Seehunde versammeln sich danach für die Paarung in großen Herden auf dem Meereseis und sind dann für das Fangen leicht erreichbar. Ein fast unerschöpflicher Vorrat an Tran, Seehundfellen für Schuhe und Schiffstau und weichen, weißen Jungtierhäuten steht hier zur Verfügung: Allein in Finnland sind während der Jahre 1909—1918 126 000 Seehunde getötet worden¹⁰⁾. Mitten in diesem Seehundmeer, das für die Versorgung

¹⁰⁾ Gunnar Ehnholm: *Sälångsten i våra skärgårdar* (Der Seehundsfang in unseren Schären), *Skärgårdsboken*, Helsingfors, 1948, S. 640.

Westeuropas mit unentbehrlichen Rohwaren so bedeutend war, liegen die Ålandinseln, die während der in Frage kommenden Zeit unbedingt eine allgemeinbekannte internationale Fangstation gewesen sind. Als Anfang des 9. Jahrhunderts der bedeutende Handelsweg von Hadeby im südlichen Jütland nach der unteren Wolga entdeckt wurde, ging die Route gerade über die Ålandinseln. So kamen die Äländer nicht nur sehr früh mit entfernten Ländern und fremden Völkern in Berührung, vielmehr fand auch das Christentum hier Eingang, früher als in den nahe gelegenen Gegenden von Schweden und Finnland. Die Ålandinseln waren Gräberfunden nach schon zu Anfang des 11. Jahrhunderts ganz und gar zum Christentum bekehrt worden.

4.

Die Entdeckung des Grabes des Erzbischofs Wenni und damit einer fränkischen Missionsstation löst mehrere große Fragestellungen der ältesten Geschichte des Nordens. Es geht daraus deutlich hervor, daß das Eröffnen vom Welthandelsweg zwischen dem westeuropäischen Hochkulturgebiet und dem nahen Orient über Hadeby und entlang der Wolga den Antrieb zu verschiedenen Ereignissen gegeben hat. Dahin gehören die Aktivität der fränkischen Kaisermacht in Dänemark, die erste Mission in der nördlichen Ostsee, die Sklavenjagden im Ostseegebiet, die durch die in den 830er und 840er Jahren am meisten im Mälartal und im Odertal hinterlegten Schatzfunde dokumentiert worden sind, die ersten organisierten Piratenüberfälle an den westeuropäischen Küsten, die weiter auf das Einfangen von Sklaven für die Ausfuhr in den Orient zielten, und auch das Gründen von Sklavenorten wie Björkö, Jumne und Hamburg sowie das Umsiedeln von Kaufleuten aus der Kaufstadt Reric nach Hadeby. Die Lage des Missionsortes Birca, d. h. Åland, zeigt auch, was man anders hätte vermuten können, daß die Reisen Ansgars und Wennis weniger der Vorsorge für die Seelen der Nordländer galten als dem Bewachen von handgreiflichen wirtschaftlichen und kirchenpolitischen Belangen entlang dem Handelsweg nach den schimmernden Fabelländern im Osten, von woher Silber, Gewürze und Purpur westwärts geführt wurden, im Austausch gegen Sklaven und fränkische Waffen. Für eine Wirksamkeit dieser Art, gegen Osten eingestellt, gegen „Skythien“ und „orientalische Völker“, treten die Ålandinseln wie eine natürliche Ausgangsstellung hervor. Man erkennt die beispiellose Handels- und

Erzeugungsgemeinschaft, die zu Anfang der Wikingerzeit hier entstand und die während eineinhalb Jahrhunderten die nördliche Hälfte Europas vom Biskayischen Meerbusen bis ans Kaspische Meer umfaßte.

Es scheint, als ob das Christentum auf Åland allein herrschend gewesen wäre, sogar früher als auf der Insel Gotland, von der behauptet worden ist, sie habe die neue Religion erst kurz vor 1050 übernommen¹¹⁾. Zwar sind genaue Datierungen mit Hilfe archäologischer Funde nur unsicher zu erreichen. Kann doch eine einzige Beerdigung aus gelegentlichem Grunde später stattgefunden haben. Was Åland betrifft, kann man indes Stütze in einer Quellenschrift erhalten, die wegen ihrer altertümlichen geographischen Begriffe von der geschichtlichen Forschung gar nicht beachtet worden ist.

Es verhält sich nämlich so, daß die Ortsnamen in ältester Zeit wie Appellative verwendet wurden und von Wörtern mit derselben Bedeutung ersetzt werden oder in verschiedene Sprachen übersetzt werden konnten¹²⁾. Parallelnamen waren sehr üblich. Gewisse ausgediente Namen konnten auch wandern, so z. B. *Dacia*, das von der unteren Donau nach Norden wanderte und schon im 9. Jahrhundert als Bezeichnung für Dänemark verwendet wurde, doch am Ende des 12. Jahrhunderts die ganze nordische Kirchenprovinz bezeichnete¹³⁾. Dasselbe galt auch für gewisse festländisch-germanische Namen in der Ostsee, die im 11. Jahrhundert ins Atlantische Meer auswanderten und sich auf dort belegenen neubesiedelten Inseln festsetzten. Die Gebietsnamen *Farría*, *Island* und *Gronland* sind in Urkunden, die älter als Mitte des 11. Jahrhunderts sind, althochdeutsche Bezeichnungen für Gotland, Åland und westliches Finnland (*Kvänland*). *Island* ist durch Kontraktion aus *Isila-Land* entstanden, das dieselbe Bedeutung wie *Åland* aus älterem urnordischen *Ahwi-o-Land* — in die

¹¹⁾ Mårten Stenberger: Das Gräberfeld bei Ihre im Kirchspiel Hellvi auf Gotland, *Acta Archaeologica*, 32, Kopenhagen, 1962, S. 98.

¹²⁾ Elis Wadstein: *Norden och Västeuropa i gammal tid* (Norden und Westeuropa in alter Zeit). Stockholm, 1925, S. 6. — Paul Johansen: Nordische Mission, Revals Gründung und die Schwedensiedlung in Estland, Stockholm, 1951, S. 53. Reval hatte 17 verschiedene Namensbezeichnungen. — Matts Dreijer: Die Besiedlung Islands im archäologischen Licht, *Finskt Museum* 1958, Helsingfors, 1959, S. 90.

¹³⁾ N. Lukman: a. a. O., S. 12 f.

finnische Sprache als *Ahve-nan-maa* entlehnt — und das altfriesische Birca hat¹⁴⁾.

In einer Urkunde von 1123 wird Åland *Guarandia* genannt, eine latinisierte Form des von der althochdeutschen Sprache entlehnten *Warid-lands* mit derselben Bedeutung wie Åland¹⁵⁾. Im finnischen *Kalelava*-Epos wird Åland „*Saari*“, d. h. *Holm*¹⁶⁾ = „*Inselchen*“ genannt, ein Name, der auch auf schwedischen Runensteinen vorkommt, vermutlich in derselben Bedeutung.

Die althochdeutsche Form *Island* erscheint in einer Menge früher Urkunden, die sich mit der Geschichte des Hamburg-Bremer Erzbistums beschäftigen, und auch in einigen anderen Dokumenten, u. a. in einigen Fragmenten von Handschriften¹⁷⁾. Diese beiden Fragmente enthalten einen geographischen Bericht über den Norden und nehmen u. a. folgende Ortsnamen auf: *Norweghe*, *Halilande (Halogaland)*, *Scotia (Scytia)*, wo ein Gebiet des Landes von Christen mit befremdlichen Begräbnissitten — schon im Reisebericht von Wulfstan in den 890er Jahren berührt — bewohnt ist, *Goutlande (Gotland)*, *Swetide*, *Grenelande (Kvenland, Västfinland)*, in welchen Ländern ein Teil der Bevölkerung christlich war, ein anderer Teil aber Odin und Thor anbetete, und schließlich *Yslande*, wo alle gute Christen waren. Das Zusammenführen in eine Gruppe von Gebieten, um die nördliche Ostsee gelegen, und das Betonen von der Sonderstellung *Yslands* mit Hinsicht auf den christlichen Glauben deutet bestimmt auf die Zeit

¹⁴⁾ Matts Dreijer: a. a. O. *Farria* (Vgl. *Faroyna für Fårö*) = Gotland und Island aus *Isila-land* = Åland. Die strengen Forderungen auf Vokalharmonie der finnischen Sprache schließen die Möglichkeit aus, daß ein *Ahwa-land-maa* ein *Ahve-nan-maa* werden konnte: Der in die finnische Sprache entlehnte Ortsname muß deshalb *Ahwi-Land* gelautet haben, woraus hervorgeht, daß das Entleihen schon vor der Zeit der runenskandinavischen Sprache oder im 7. oder 8. Jahrhundert stattgefunden hat.

¹⁵⁾ Matts Dreijer: *En studie rörande florensdokumentets svenska rike* (Eine Studie über das schwedische Reich des Florensdokuments), *Åländsk Odling*, 1953, S. 15 f.

¹⁶⁾ Kaarle Krohn: *Kalevalastudien*, 6, *F. F. Communications* Nr. 76, S. 108. Die Angaben der Runensteine und der Gedichte von Holm und von der See Holms beziehen sich wahrscheinlich auf dieselbe dichtbewohnte Insel, die im *Kalevala*-Epos *Saari* = „*Holmen*“ genannt wird. Ob *Garda* und *Garda-reich* im 11. Jahrhundert auch Finnland umfaßte, muß dahingestellt bleiben. Doch muß darauf aufmerksam gemacht werden, daß sowohl *Korois* von *Goroditsche* als *Moisio*, Bischofssitz in *Nousiainen* (Nousis), dieselbe Bedeutung haben wie das altisländische *gardr*.

¹⁷⁾ Bernhard Schmeidler: a. a. O., S. 286.

Knuts des Großen, der über den ganzen Norden und England und Schottland herrschte. Nach der Feldschlacht bei Helgeå im Jahre 1026 hat er sich in einem Briefe vom folgenden Jahr *rex partis suanorum* benannt; dies hindert aber nicht, daß er sich schon früher als *Cnut rex sveorum* angesehen hat, ein Titel, der auf seinen Münzen vorkommt¹⁸⁾. Achten wir darauf, daß *partes sueonum* auch als das Ziel der Reise Ansgars angesehen wird — ein geographischer Begriff, der während der Wikingerzeit Schweden, Rußland und dazwischenliegende Gebiete umfaßte, oder dasselbe Gebiet, das die Isländer noch im 13. Jahrhundert *Svithiod* — „das eigentliche und das große“ — nannten. Die der Forschung gegenwärtig vorliegenden archäologischen Funde deuten darauf hin, daß Åland — in den ältesten schriftlichen Quellen unter der althochdeutschen Namensform *Island* vorkommend, wie oben erwähnt — im nördlichen Ostseeraum das einzige Volkland war, das in den 1020er Jahren ganz und gar zum Christentum bekehrt war.

6.

Gegen diesen Hintergrund muß man sich fragen, was für ein Ort die Kaufstadt Björkö in dem Mälarsee gewesen ist. Wie aus der Schrift Adams hervorgeht, war der Ort in den 1070er Jahren in Bremen ganz unbekannt. In Sigtuna lebte doch immer noch die Erinnerung an die schon seit 100 Jahren aufgegebene Kaufstadt. Daß eine Altstadt hier vorhanden gewesen ist, geht aus den archäologischen Funden klar hervor. Was den Zeitpunkt für die Niederlegung der Stadt betrifft, wird die vom Bericht Adams aus dem archäologischen Stoff gemachte Beobachtung bestätigt. Die Funde scheinen aber auch zu zeigen, daß die Stadt erst kurz vor Mitte des 9. Jahrhunderts gegründet worden ist oder so ungefähr zu der Zeit, auf die die im Mälartal gefundenen kufischen Münzen hinweisen —, Münzen, die davon Zeugnis ablegen, daß der Münzstrom vom Osten eingetreten und daß unruhige Zeiten vorhanden waren¹⁹⁾. Es gibt keinen Grund zu vermuten, daß diese Schatzfunde im Mälartal auf andere Ursachen zurückgeführt werden sollten als die Funde derselben Art im Odertal, d. h. auf eine Sklavenjagd in einem dichtbevölkerten Bauernort, der auf einer ver-

¹⁸⁾ *Nordisk Numismatisk Unions Medlemsblad*, 1969, S. 101.

¹⁹⁾ Matts Dreijer: *Hängbrakteaterna från Geta och Birkaproblemet* (Die Hängbrakteaten aus Geta und das Birkaproblem), *Åländsk Odling*, 1966, S. 22 f.

hältnismäßig niedrigen Kulturstufe stand. In diesem Gebiet ist höchstwahrscheinlich die Kaufstadt von Björkö mit ihrer Burg auf einer Insel ohne Hafen, obwohl gute Hafenplätze überall in der Nähe vorhanden waren, ursprünglich eine Zwingburg gewesen, die im Zusammenhang mit der Entstehung des Sklavenfangs in diesen Gegenden aufgeführt wurde, um dann später aufgegeben zu werden, als dieser Erwerb seine Bedeutung verloren hatte. Der Ort hatte keinen organischen Zusammenhang mit der Gegend, in welcher er lag, und er hat auch keine beweisbare Spur im schwedischen Gesellschaftsgefüge hinterlassen, nachdem er aufgegeben worden war. Als Sigtuna einige Jahrzehnte später gegründet wurde, blieb es die erste Handelsstadt, die der Hauptgend der Svear in einer natürlichen Weise gehörte und die ein Glied der normalen wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung dieser Gegend ausmachte.

Was die Björköstadt in eine Sonderklasse neben übrigen Kaufstadtanlagen im nordisch-slawischen Kolonialgebiet stellt, ist auf die etwa 90 Kammergräber und einige Kistengräber mit deren zahlreichen Funden von Waffen, Keramik und Glas aus klar westeuropäischer Herkunft zurückzuführen. Diese Gräber unterscheiden sich ganz und gar von der großen Menge von Brandgräbern mittelschwedischen Typs, die den Hauptteil der 2500 Grablegungen am Orte ausmachen. Ähnliche, für die schwedische Umwelt fremde Kammergräber, die anderweitig im Norden — sogar in Hadeby — in geringer Anzahl vorkommen, müssen einem höheren Stand gehört haben, welcher mit Hinsicht auf den Haupterwerb der Kaufstadt vermutlich Vertreter der Sklavenhändlerzunft gewesen sind. Was vom Sklavenhandel aus dieser Zeit bekannt ist, deutet darauf hin, daß er das am meisten gewinnbringende Geschäft gewesen ist und daß die Lebensbedingungen der Sklavenhändler deshalb wesentlich besser waren als z. B. diejenigen der Tran-, Fisch- und Hauthändler, von den Bauern gar nicht zu reden. Selbstverständlich wird dies Verhältnis in den Grabfunden abgespiegelt. Daß der Reichtum in der Björköstadt nicht allgemein gewesen ist, davon erzählt uns die große Menge von Gräbern für Kleinkaufleute, Soldaten, Handwerker, Dienstboten und Frauengesindel. Die Fundarmut der sogenannten schwarzen Erde ist hauptsächlich darauf zurückzuführen, daß der Ort kein Opfer eines angreifenden Feindes gewesen, vielmehr aufgegeben worden ist, wobei die Einwohner ihre „Mobilien“ mitgenommen haben.

Beim Prüfen der ålandischen archäologischen Stoffe, die bisher der Forschung zu Gebote standen, erweisen sich die Grabsitten als ganz skandinavisch und ohne Gegenstück weiter ostwärts während der Wikingerzeit. Auch die Fundmasse ist überwiegend skandinavisch mit östlichen und südlichen Einschlägen. Die Schwerter und einige Speerspitzen sind aus dem Rheintal eingeführt worden. Eine Prachtnadel aus dem 10. Jahrhundert und einige andere Gegenstände aus der Wikingerzeit kommen von den Britischen Inseln, und eine silberne Münze, von Aethelstan (924—936) geprägt, kann wohl auf Åland in der Zeit von Erzbischof Wenni angekommen sein²⁰). Mit den festländischen Funden in den Gräbern der Björköstadt verglichen, ist die Anzahl von westeuropäischen Gegenständen aus dem 9. und 10. Jahrhundert, die auf Åland gefunden wurden, äußerst gering. Besonders rätselhaft scheint es, daß man noch nicht eine einzige deutsche oder englische Münze vom Ende des 10. Jahrhunderts oder aus dem 11. Jahrhundert gefunden hat, was wohl teilweise darauf zurückzuführen ist, daß die heidnische Grabsitte so früh auf Åland aufhörte. Schatzfunde auf Åland gibt es nur acht. Ein Fund besteht nur aus gehacktem Silber, während die übrigen ausschließlich arabische Silbermünzen enthalten. Die Schließmünze des ältesten Schatzfundes ist aus dem Jahre 825 und die des jüngsten von 976. Der nächste Münzfund ist pommerscher oder polnischer Herkunft vom Ende des 11. Jahrhunderts und trat in der Schwarzerde unter dem Boden Unserer-Lieben-Frauen-Kirche in Saltvik zutage.

In einer internationalen Seehundfangstation, was Åland während der in Frage kommenden Zeit in erster Hand war, kann man nicht damit rechnen, so gut ausgestattete Reichmanngräber wie die Kammergräber in der Björköstadt zu finden. Åland, mit seinen zu Tausenden auftretenden, noch nicht untersuchten Altgräbern, Hausgründen und Burgen, bietet indes bedeutende Möglichkeiten zu überraschenden Funden.

Der Mangel an Runensteinen auf Åland derselben Art wie in Uppland kommt davon, daß das Christentum so früh eingeführt und allgemein angenommen wurde. Man hat die Beobachtung gemacht,

²⁰) Matts Dreijer: Die Ziernadel von Syllöda, *Suomen Museo*, 1956, Helsinki, 1956, S. 17 f. Für die ältere Zeit siehe Stig Dreijer: Westeuropäischer Einschlag in der Vendelzeit Ålands, *Finskt Museum*, 1961, Helsingfors, 1963, S. 77 f.

daß die Anzahl von Runensteinen und deren verschiedene Typen eine Möglichkeit bieten, ein Bild vom Vordringen des Christentums zu erhalten. Die Runensteine in Uppland sind in den Jahren zwischen 1040 und 1100 geritzt worden. Zu dieser Zeit war ein bedeutender Teil von Schweden schon zum Christentum bekehrt. Nachdem der letzte Rest des Heidentums in Uppland verschwunden war, hörte die Sitte des Runenritzens in Stein auf. Die späte Christianisierung dieser Landschaft gibt deshalb auch die Erklärung dafür, daß mehr als die Hälfte aller Runensteine in Schweden hier gefunden worden ist²¹⁾.

7.

Das Verwenden von archäologischen Funden für das Nachbilden politischer Ereignisse wird schon lange als sehr begrenzt angesehen²²⁾. Einige Geschichtsforscher haben dies überhaupt beiseite gelassen, wo zuverlässige schriftliche Quellen vorhanden sind. Ganz hypothetisch kann also angenommen werden, daß der Mangel deutscher und angelsächsischer Münzen auf Åland um das Jahr 1000 darauf zurückzuführen ist, daß Åland während dieser Zeit wegen russischen Druckes und dänischer Schwäche im nördlichen Ostseegebiet, veranlaßt durch das Vordringen der Deutschen, innere Streitigkeiten und westwärts gerichtete Unternehmen von den Handelsverbindungen südwärts abgeschnitten gewesen ist. Im Jahre 1000 wurde der norwegische Usurpator Olav Tryggvason von Sven Tjuguskägg, in Verbund mit seinem tributpflichtigen Stiefsohn Olov Skottkonung aus Schweden und von seinem Lehnsman in Norwegen, Erik Jarl, unterstützt, in der Schlacht im Öresund besiegt. Und im Jahre 1026 hat Knut der Große das verbündete norwegisch-schwedische Aufrührerheer bei Helgeå in Blekinge geschlagen. An dieser Schlacht nahm auf der Seite der Aufrührer eine Abteilung Krieger aus einem nicht näher bestimmten „Ostreich“ teil. Die zahlreichen Schatzfunde, die in den 1020er Jahren auf der dänischen Insel Gotland niedergelegt worden sind, können mit diesem Kriegsunternehmen zusammenhängen.

Es darf nicht bezweifelt werden, daß Groß-Novgorod und die griechisch-orthodoxe Kirche zu dieser Zeit mächtig genug waren, um

²¹⁾ *Sven Ulrik Palme: Kristendomens genombrott i Sverige* (Der Durchbruch des Christentums in Schweden), Stockholm, 1939, S. 94.

²²⁾ Hans Jürgen Eggers: *Einführung in die Vorgeschichte*, München, 1959, S. 279 f.

danach auszuschaun, die dänische Machtstellung im Norden zurückzudrängen, in erster Hand die in der nördlichen Ostsee. Als Olov der Heilige im Vorsommer 1030 sich von Novgorod über Åland nach Tröndelagen begab, um zu versuchen, sein Reich zurückzuerhalten, hatte er als Flüchtling mit seinem Geleit einige Jahre in Rußland gelebt. Mitte des 11. Jahrhunderts gehörte Osmund, der Hofbischof des schwedischen Königs Emund, der griechisch-katholischen Kirche an. Und als der vom Bremer Erzbischof ausgesandte Bischof Adalvard nach Sigtuna kam, wurde er sofort vertrieben. Es war ein Mann aus diesem Geleit Adalwards, der einen kurzen Besuch auf Björkö gemacht hatte.

Auch auf Åland hatte sich offenbar die griechisch-orthodoxe Kirche eingerichtet, da Bischof *Johannes Bircacensis* auf seiner ersten Reise zu seinem Sitz um das Jahr 1060, oder zu derselben Zeit, als sich Adalvard nach Sigtuna begab, sich in seiner Gemeinde bedeutenden Schwierigkeiten hinsichtlich Lehre und Gebrauch gegenübergestellt sah. Es kann kaum anders sein, als daß sich der griechisch-orthodoxe Glaube vor der Ankunft des Johannes auf dem zum Christentum bekehrten Åland eingemistet hatte. Es darf auch darauf hingewiesen werden, daß die heidnischen Grabsitten im nördlichen „Eigentlichen Finnland“, in Kaland — einer finnischen Altgegend mit für die Finnen typischen Grabsitten um die Stadt Nystad (Uusikaupunki) — zu dieser Zeit aufhören, während das Heidentum im südlichen Teil der Landschaft und in Tavastland²³⁾ noch hundert Jahre fortlebte. Es ist deshalb höchstwahrscheinlich, daß auch Kaland früh von griechisch-katholischer Mission berührt worden ist, wobei kirchliche Ausdrücke, aus der russischen Sprache herrührend, in die westfinnische Sprache eingeführt worden sind²⁴⁾. Von frühem russischem Einfluß zeugt auch

²³⁾ *Ella Kivikoski: Suomen varhaisin kristillisyyden muinaistieteellisen aineiston valossa, Novella Plantatio, Finska kyrkohistoriska samfundets publikationer, 56, Helsinki, 1955, S. 32.* Losfunde in Laitila von einer Menge silberner Gegenstände, u. a. einer silbernen Münze, durch Otto III. geprägt (983—1002), machen vermutlich ein Schatzversteck aus, da silberne Gräbergaben in solcher Menge sonst nicht vorkommen. Der Fund ist indes als Gräberfund gedeutet worden. Siehe *Kerttu Itkonen: Ruumishautalöytö Vakka-Suomesta, Suomen Museo, Jg. 71 (1964), S. 40 f.* (deutsche Zusammenfassung).

²⁴⁾ *Martti Rapola: Suomen kielen muovautuminen kristillisen julistuksen tulkiksi, Novella Plantatio, Finska kyrkohistoriska samfundets publikationer, 56, Helsinki, 1955, S. 121.*

der finnische Name für *Åbo, Turku*, das im Jahre 1188 in der älteren Novgorodchronik *Novotorschek* benannt worden ist oder „neuer Handelsplatz“ nach dem russischen Wort *turgu* = „Handel“, sowie der Bischofssitz *Korois* aus russischer *goroditsche* „Burg“ (*altisländ. gardr*) in derselben Urkunde. Im Jahre 1300 wurde der finnische Bischofssitz ein paar Kilometer weiter südlich nach *Åbo*, an die Flußmündung, übersiedelt.

Der Kampf zwischen Westen und Osten, zwischen Rom und Byzanz, um die hervorragende Stellung Ålands hat sichtlich das ganze 11. Jahrhundert hindurch gedauert, wobei der åländische Zentralort *vicus Saltvik* mit Stabkirche und Ansiedlung in der Nähe der Kirche in den 1080er Jahren Opfer eines plötzlichen Überfalls und eines Feuers geworden ist. Auf der kleinen Fläche, die schon ausgegraben worden ist, sind die Funde besonders zahlreich, was darauf deutet, daß die Einwohner bei der Flucht keine Zeit gehabt haben, ihre Habe mitzunehmen. Eine Menge Pfeilspitzen, darunter eine novgorodischer Type, sind der oberen Erdschicht entnommen worden, was darauf deuten mag, daß die Einwohner Widerstand geleistet haben, so daß die Angreifer sich gezwungen gesehen haben, die Häuser in Brand zu stecken, wobei auch die hölzernen Stiele der Pfeile verbrannt, die Spitzen in der Erde geblieben und nach dem Streit nicht zusammengebracht worden sind. Dieser Verwüstung zufolge sind auch große Mengen verkohlter Getreidekörner, die nicht vermodert sind, aus dem Brandgebiete zusammengebracht worden. Wie außerordentlich gut paßt dies zu einer Quellenangabe aus dem 12. Jahrhundert: „*Birca destructa sedes Lincopiam translata est*“, „Nachdem Birca vernichtet worden war, ist der Bischofssitz nach Linköping umgesiedelt worden“. Und gerade zu dieser Zeit wird ein Bischof Johannes im Bischofsregister Linköpings erwähnt. Das archäologische Material verhilft uns also in einer überraschenden Weise zu Feststellungen, sowohl was den durch Überfall zerstörten Bischofssitz Birca als auch den Handelsplatz von Birca Björkö betrifft, der schon 100 Jahre früher aufgegeben worden und in den 1070er Jahren in Bremen unbekannt war.

Der Brand Bircas, der seinerzeit ohne Zweifel ein außerordentliches Aufsehen in den nahe liegenden Gegenden erregt hat, ist im *Kalevala-Epos* erwähnt worden: „*Näin mä Saaren maan palavan, koiviston kylä kytevän*“, in Übersetzung: „Ich sah das Land Holmens

in Feuer stehen, die Stadt von Birca unter der Asche glühen". Das Wort „kylä“ kommt oft in der altfinnischen Volksdichtung vor, in der Bedeutung von „Stadt“ oder „Dichtort“, also *vicus, wiik und bu*²⁵⁾ entsprechend, eine Bezeichnung, die für den alten åländischen Hauptort Saltwiik, auch als *Bo*²⁶⁾ bekannt, sehr geeignet ist. Da die oben erwähnte Strophe in eine ingermanländische Version von Kalevala eingeht, ist es reizvoll zu denken, daß es ein Teilnehmer des Überfalls gewesen sein mag, der diese Augenzeugenschilderung gegeben hat. Über die Lage dieses „Holm“ wird man gut orientiert in der Erzählung von der Flucht *Kaukomielis*, die über *Saari (Holm)* noch weiter nach Schweden hineinging.

Die Unruhe im Ostseegebiet setzte sich fort, nachdem die dänische Macht unter Sven Estridsson und dessen Söhnen, von der römisch-katholischen Kirche unterstützt, angefangen hatte, das dänische Einflußgebiet im Norden wiederzuerobern, ein Kräftemessen, das in Brand und Vernichtung Bircas in den 1080er Jahren seinen Höhepunkt fand. Damit war die Ruhe in dem dänischen Hauptstützpunkt auf Gotland wiederhergestellt, was auch die Erklärung dafür gibt, warum dort keine Schätze niedergelegt wurden, vom Ende der Wikingerzeit bis zur Verheerung durch Valdemar Atterdag im Jahre 1361²⁷⁾.

Dieser Zusammenhang zwischen Krieg und Schatzniederlegung kann dafür sprechen, daß der Mangel an Schatzfunden auf Åland vom Jahre 1000 ab eine gute Erklärung dafür ist, daß Brandschatzung und langwierige Verheerungen die Gegend nicht betroffen haben und daß es deshalb hier keine Münzschatze deutscher und angelsächsischer Herkunft gibt.

8.

Die åländische Inselgruppe scheint Ende des 11. Jahrhunderts einen wesentlichen Teil ihrer wirtschaftlichen Bedeutung verloren zu haben, teils aufgrund von Veränderungen im Osthhandel, im besonderen der Handelswege, teils auch aufgrund der geringen Ausdehnung und Bevölkerungszahl der Inselgruppe im Vergleich mit anderen

²⁵⁾ *Jalmari Jaakkola: Suomen Varhaishistoria, II, Porvo, 1956, S. 365. Koivisto bedeutet Björkö, auf deutsch Birka.*

²⁶⁾ *Greta Hausen: Ålands ortnamn (Die Ortsnamen Ålands), Svenska Litteratursällskapet i Finland, Skrifter, 194, Helsingfors, 1927, S. 129 u. 138.*

²⁷⁾ *Lars O. Lagerqvist und Ernst Nathorst-Böös: Mynt och medaljer (Münze und Medaillen), Stockholm, 1960, S. 112.*

nordischen Landesgenossenschaften, wo es guten Raum für Neu-siedlung gab und eine solche auch in Gang war, wie z. B. in Roslagen an der schwedischen Seite und bald auch nach Norden an den Küsten des Bottnischen Meerbusens.

Die Verbindungen südwärts nach Gotland und Südschweden verblieben unverändert, bis Birger Jarl in den 1240er Jahren Finnland unter die Krone Schwedens zwang und damit auch die Stellung Ålands veränderte. Keine einzige schwedische Münze, die älter ist als die Mitte des 13. Jahrhunderts, ist in den bisher untersuchten åländischen Kirchen gefunden worden. Sämtliche 34 Stücke älterer Münzen sind gotländisch aus Type III und werden auf die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts datiert²⁸⁾.

Es zeugen doch nicht nur die Münzfunde davon, daß Åland vor der Regierung Birger Jarls eine andere staatliche und kirchliche Zusammengehörigkeit gehabt hat. Es müssen ebenso gewisse klar südskandinavische Züge in der mittelalterlichen åländischen Gesellschaftsordnung erwähnt werden, wie z. B. das dänische *Bol* als Steuereinheit für den „vollgesessenen“ Bauern und der Landesrichter als der Vorsitzende des Landesthings²⁹⁾.

Es kann angenommen werden, daß Åland seit der Umsiedlung des Sitzes von Birca eine mehr oder weniger selbständige Propstei unter Linköping gewesen ist, obwohl keine Urkunden davon melden. Auch Gotland war ja sehr lose an Linköping geknüpft, nachdem sein Bischofssitz, der in dem sogenannten Florensdokument vom Jahre 1123 *Kaupinga (Visby)* genannt wird, eingezogen worden war, die

²⁸⁾ Nils Ludvig Rasmusson und Lars O. Lagerqvist: *Mynt från Jomala kyrka* (Münze von der Jomala Kirche), Åländsk Odling, 1965. Wegen Mangel von Schatzfunden auf Gotland ist die Gruppierung und die Datierung der ältesten gotländischen Münzen schwierig. In dem obenerwähnten Werk wird die Gruppe auf 1210/1220—1260/1270 datiert, in den letzten Zeiten hat aber Ulla Westermark als Prägezeit 1210—1225 angegeben: siehe Nord. Num. Unions Medlemsblad, 1966, Nr. 2, S. 29. Es besteht Veranlassung zu glauben, daß die Gruppe der W-Brakteaten vorhergeht, deren Prägung vermutlich nach Mitte des 13. Jahrhunderts angefangen hat. Die Seltenheit dieser Münzen in den åländischen Kirchenfunden zeigt an, daß sie mit den schwedischen Münzen gleichzeitig sind, die nach der Eroberung von Finnland durch Birger Jarl ganz und gar vorherrschen. Das Opfern von Münzen anstatt Gaben *in natura* hat erst Anfang des 13. Jahrhunderts sowohl auf Åland als auch in Dänemark angefangen: siehe Matts Dreijer: *Kyrkgolvet — en skattkammare* (Der Kirchenboden — eine Schatzkammer), Sanct Olof, 1965, S. 19 f.

²⁹⁾ Väinö Voionmaa: *Studier i Ålands medeltidshistoria* (Studien in der åländischen Mittelaltergeschichte), Helsingfors, 1913.

Insel, erst auch unmittelbar unter Lund geführt, dann Linköping unterstellt wurde. Die gotländischen Pröpste nahmen die bischöflichen amtlichen Aufgaben wahr, die offensichtlich den Behörden³⁰⁾ des Landesthings zustanden. Es scheint, als ob ähnliche Verhältnisse auf Åland herrschten.

Das staatsrechtliche Anknüpfen Gotlands an das schwedische Reich hat offenbar erst 1285 stattgefunden, als der kraftvolle Magnus Ladulås die Gotländer zwang, dem Sveakönig Tribut und Ledungslame zu zahlen, Steuern, die auch anderweitig von unterworfenen kleinen nordischen Stammreichen gezahlt wurden. Diese Arten von Steuern machten auch die ältesten Staatssteuern auf Åland aus.

Aus dem obenerwähnten Florensdokument geht hervor, daß nicht nur Gotland und Åland (*Guarandia*), sondern auch Finnland, Estland und Tavastland zu dem dänischen Machtgebiet in den 1120er Jahren gerechnet wurden. Den gesamten späteren Teil des 12. Jahrhunderts haben die Dänen Kreuzzüge nach Finnland unternommen, und im Jahre 1209 hat Erzbischof Andreas Suneson den Auftrag erhalten, einen Bischof in Finnland zu installieren. Etwas später werden Gotland, Åland (*Olandia*), Finnland und Estland in der Legationsvollmacht aus dem Jahre 1244 für Wilhelm aus Sabina in derselben Ordnung wie im Florensdokument erwähnt.

Bedeutende politische Veränderungen haben zu dieser Zeit im Ostseeraum stattgefunden. Die Niederlage der Dänen in den 1220er Jahren durch die vordringenden Deutschen hat die Machtverhältnisse im Norden besonders verrückt. Hinter den Deutschen stand nun die päpstliche Macht, die ihre Blicke auf das Balticum gerichtet hatte, als ein deutscher Staat an der Rigabucht entstanden war.

Dänemark, das außerdem durch innere Streitigkeiten geschwächt war, verlor den Griff um Finnland und Estland. Die Papstmacht, die selbstverständlich Kenntnis davon hatte, daß der Mongolensturm sich den russischen Kernländern näherte, begriff, daß eine neue Machtgruppierung so schnell wie möglich zustande kommen müsse, mit Front gegen Osten, gegen Novgorod, das bald hart bedrängt werden könne.

Diese Neugruppierung der Staaten des Nordens wurde von dem in diplomatischen Aufträgen erfahrenen päpstlichen Legaten Wilhelm

³⁰⁾ *Hugo Nilsson Yrving: Gotland under äldre medeltid* (Gotland während des älteren Mittelalters), *Studier i Baltisk-Hanseatisk historia*, Lund, 1940.

aus Sabina auf der Versammlung in Stensby auf Själland im Jahre 1238 gebildet. Der scharfsichtige Birger Jarl hat seine Chance gesehen. Entschlossen gab er die dänischgerichtete Politik, die die schwachen schwedischen Könige seit der Zeit Knut Erikssons geführt hatten, auf und trat auf die Seite Lübecks und der Deutschen. Die Belohnung kam sehr schnell. Schon im folgenden Jahr segelte er nach Finnland und schloß das Land dem schwedischen Reich an. Daß er dabei die Belange der deutschen Kaufleute und der römisch-katholischen Kirche vertrat, steht außer allem Zweifel.

In Lübeck hatte man selbstverständlich die politischen Veränderungen im Norden mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgt, und deshalb ist diese Eroberung in seiner Stadtchronik wie folgt vermerkt worden: „Desse Byrger bedwank Vynlande to der kronen to Sweden“³¹⁾. In den 1240er Jahren bewegte sich die Front gegen Osten; Schweden, Finnen, Tavasten und Norweger auf dem linken Flügel, nördlich des Finnischen Meerbusens, Dänen und Rigadeutsche in brüderlicher Einigkeit im Süden von ihm. Aber Alexander Nevski hat alle Angriffe zurückgeschlagen. Finnland blieb danach endgültig in schwedischem Besitz. Als der Erzbischof aus Uppsala im Jahre 1248 seine Suffragane

³¹⁾ Kjell Kumlien: *Sverige och hanseaterna* (Schweden und die Hanseaten), *Kungl. Vitt. Hist. och Antikv. Akademiens handlingar*, 86, Stockholm, 1953, S. 18 und 97 f.; Nils Ahnlund: *Stockholms historia före Gustav Vasa* (Die Geschichte Stockholms vor Gustav Vasa), Stockholm, 1953, S. 110. — Die Bemerkung der Lübecker Chronik zeigt klar, daß Finnland nicht früher zu Schweden gehört hat. Man sucht vergebens ähnliche Angaben in zuverlässigen schriftlichen Quellen. Die Gebundenheit an „Autoritäten“ der geschichtlichen Forschung hat zur Folge, daß sie sich äußerst langsam dem modernen kritischen Denken anpaßt. So sind einige Forscher immer noch der Auffassung, daß der Schutzbrief Innocenz' des Dritten an Erik Knutsson vom Jahre 1216, in dem beiläufig gesagt wird, daß der Papst seine Erlaubnis dazu gegeben hatte, ein oder zwei Bischöfe auszuersuchen, „im Lande, das vom Vorgänger des Königs aus den Händen der Heiden gerückt wurde“, auf Finnland zu beziehen sei, obwohl der Name gar nicht erwähnt wird. Im Volkgedächtnis konnte man aber zum Ende des vorhergehenden Jahrhunderts zurückgehen und sich an einen päpstlichen Brief vom Jahre 1181 an Bischof Egedius in Västerås erinnern mit der Aufforderung, „das Heidentum auszurotten und das Christentum einzupflanzen“. Es mag dieser Brief sein, der dem Sekretär der päpstlichen Kanzlei vorgeschwebt hat, als er 1216 den Schutzbrief für König Knut ausschrieb. Dieser galt aber sicherlich für die großen Waldgebiete oberhalb von Västerås in Dalarna und Helsingland, wo die Siedlung angefangen hatte, nomadisierte Samen aber immer noch umherstreiften.

zur Versammlung in Skänninge gesammelt hatte, war Finnland noch nicht da; im Jahre 1253 aber wird *Bero, episcopus de Finlandia*, als Bischof unter dem schwedischen Erzbischof erwähnt. Er residierte in Korois. Ein umstrittenes dänisches Steuergebiet war schwedisch geworden. Im Jahre 1300 ist der Dom von Åbo eingeweiht worden. Erst im Jahre 1632 wurden die neueroberten Gebiete, Österlande, von Schweden aufgenommen als mit den übrigen schwedischen Landschaften gleichberechtigter Teil von Schweden.

9.

Übrig bleibt noch, die archäologischen Funde auf Åland aus dem 11. und 12. Jahrhundert sowie die dortigen Kirchen aus dem Mittelalter zu untersuchen.

Nachdem die heidnischen Grabsitten nicht mehr verwendet wurden, sind die Funde auf Åland, wie anderswo im Norden, außer in den Städten, sehr gering geworden. Die wichtigsten sind ein kleines Bleikruzifix und ein kleines Bleikreuz sowie eine polnische Silbermünze aus dem 11. Jahrhundert, die in der Schwarzerde unter dem Boden der Kirche Saltviks gefunden worden sind. In den nahe liegenden Hausgründen sind folgende Gegenstände geborgen worden, und zwar Schwarzgut aus der Vendee, Teile einer Kuperdose mit zipfeligen Fugen, ein Paar Silberringe, orientalische Gürtelbeschläge, 2 bronzene Armbänder, eine gotländische bronzene Spange, wie ein Tierkopf geformt, eine russische Pfeilspitze, alles aus dem 11. Jahrhundert. Stücke von gesägtem Horn, bei Kammherstellung übriggeblieben, und kleine rohrförmige Glasstäbe, die als Roherzeugnis bei der Herstellung von Perlen gedient haben können, stimmen mit ähnlichen Funden in anderen alten Kaufstädten überein. Proben åländischen Handwerks sind auch zwei Gießformen aus dem 11. Jahrhundert, im Dorf Bertby, 2,5 km östlich der Kirche, gefunden. Die eine Form ist für das Gießen von Schmuck für Ausfuhr nach dem Osten verwendet worden³²⁾.

Zuverlässige Funde aus dem 12. Jahrhundert sind schwerer aufzuweisen, da es scheint, als ob ein *Dichtort* nach dem Feuer von Saltvik nicht mehr auf Åland entstanden ist. In einer Kulturerdschicht nahe dem großen Altburg in Borgboda, 3 km Ostsüdost von der Kirche

³²⁾ Matts Dreijer: *Två åländska gjutformar* (Zwei åländische Gießformen), *Åländsk Odling*, 1956, S. 91.

gelegen, sind verschiedene Gegenstände gefunden worden, bei denen Übereinstimmungen mit den Schichten Lunds und Sigtunas bestehen dürften. Bei dem Stenhagen Gräberfeld in Kastelholm sind auf einem Wohnplatz kleine rechteckige bronzene Gürtelbeschläge gefunden worden, die ins 12. Jahrhundert gesetzt werden können. Zu diesem Jahrhundert muß auch bis auf weiteres gerechnet werden ein bronzener „Klub“, der möglicherweise den „Nod“ eines bischöflichen Krummstabs oder ein solches Kreuz, das die Erzbischöfe im älteren Mittelalter vor sich tragen ließen, ausgemacht hat.

Selbstverständlich richtet sich die Aufmerksamkeit auch auf die mittelalterlichen Steinkirchen Ålands. Von diesen kann allgemein gesagt werden, daß sämtliche alten Mutterkirchen das Gepräge der späteren Hälfte des 13. Jahrhunderts tragen. Die Kirche Föglös ist Anfang des 14. Jahrhunderts „münzdatiert“ worden. Sämtliche sind aber umgebaut oder „restauriert“ worden, und die meisten enthalten Baureste aus der Zeit vor Birger Jarl.

Die älteste und in baugeschichtlicher Hinsicht auffälligste ist die Steinkirche in Jomala, die dem Schutzheiligen von Åland, Sankt Olov, gewidmet worden ist. In der Südmauer der Kirche treten sehr deutlich drei verschiedene Bauabschnitte hervor. Zuerst sieht man eine Mauer aus Granitplatten, in Schicht gelegt und mit drei Scharten versehen, welche ursprünglich echte Rundbogen gehabt haben. Die Scharten sind nunmehr vermauert worden. Es ist deutlich zu sehen, daß die Kirche einmal, als es im nördlichen Ostseegebiet sehr unruhig war, ein Verteidigungsstockwerk auf dem älteren Baukörper erhalten hat. Überfälle deutscher Kaufleute auf russische in Korois und Åbo und die deutsche Aktivität an der Düne bestimmten die Zeit zu Ende des 12. Jahrhunderts, als auch andere Kirchen an der Ostküste Schwedens aus demselben Grunde in Verteidigungskirchen verändert wurden.

Unter dieser Mauer tritt ganz deutlich eine Mauer in Cyklopverband mit Eckenketten aus Kalkstein hervor. Auch in der Kirche sind behauene Kalksteinblöcke als Garnitur verwendet worden; eine Felsenplatte ist mit einer abschließenden Garnitur in Form eines plastischen Menschenkopfes mit Globaugen versehen. Dieser Bauabschnitt, der der Kalksteinabschnitt genannt worden ist, wird mit Hilfe einer Löwenplastik, mit einem Menschenkopf im Rachen versehen, aufgrund des Motivs und der Verwendung als Giebelzierat auf die

Mitte des 12. Jahrhunderts datiert. Der Typ ist südschandinavisches und kommt in den Kirchen der Mälarschwänze nicht vor³³). Die älteste Steinkirche Jomalas muß billigerweise einige Jahrzehnte älter sein, und wenn man sie dem Anfang des 12. Jahrhunderts zuweist, kommt man wohl der Wahrheit nahe. Die Kirche ist also nur zwei bis drei Jahrzehnte nach dem Überfall auf Saltvik, dem Hauptort des alten Birca, gebaut worden. Die quadratische Form des „Langhauses“ der Kirche erinnert an diejenige des Vretaklosters und diejenige der ältesten Domkirche Linköpings; die Gedanken wandern aber zu der quadratischen Ebene der Stabkirchen und der griechisch-orthodoxen Gotteshäuser.

In der Nähe der Kirche von Jomala sieht man in der Erdschicht die Reste eines Großhofes mit den Grundmauern eines Kastells mit Brunnen. Wie bei den übrigen äländischen Hauptkirchen, außer der von Finström, breitet sich in der Nähe der Hofmauer ein großes Gräberfeld aus.

In der Kirche von Finström blickt aus dem Gewölbe nach unten auf den Besucher ein hölzerner Kopf, das Ende eines behauenen Stocks, der im Gewölbe eingemauert ist³⁴). Da man ja nicht diesen „Stiel“ wegen der Einmauerung geformt haben kann, ist es möglich, daß der Kopf einer Stabkirche gehört hat, die in Ähnlichkeit mit einigen norwegischen Stabkirchen dachtragende Pfosten mit einer abschließenden Skulptur in Form eines Menschenkopfes gehabt haben könnte. Der hölzerne Kopf in der Kirche von Finström ist in New York auf Mitte des 12. Jahrhunderts „radiocarbon datiert“ worden, kann aber auch dem Ende des 11. Jahrhunderts angehört haben.

Bei der Ausgrabung in der Saltviker Kirche sind unter dem Boden und unter der Schwarzerdschicht drei grobe Pfostenhöhlen in Reihen im harten Lehm gefunden worden. Es muß wohl angenommen werden, daß diese Höhlen eine Stabkirche mit dachtragenden Pfosten von einem Typ, der älter als um das Jahr 1100 ist, anzeigen. Die Kirche sowie die sie umgebende Siedlung ist verbrannt worden, weshalb die Höhlen mit rußgemischter Dammerde und vermodertem Holz angefüllt waren. Eine in der Schwarzerde gefundene silberne Münze

³³) *Matts Dreijer: Kalkstenslejonet i Jomala* (Der Kalksteinlöwe in Jomala), *Äländsk Odling*, 1957, S. 25 f.

³⁴) *Matts Dreijer: Jätten Finn i Finström, Sanct Olof*, 1963, Mariehamn 1963, S. 33 f.

vom Ende des 11. Jahrhunderts scheint durch Feuer beschädigt worden zu sein, weshalb die Prägung sehr undeutlich ist.

In sämtlichen åländischen Kirchen aus dem 13. Jahrhundert gibt es Einzelheiten, die sie Gotland anschließen und sie von der überwiegenden Mehrzahl mittelalterlicher Kirchen im Westen und Osten unterscheiden. Von diesen Einzelheiten mögen Türme, Sockel, Dörmalgewölbe, Dreieckbogen und Mauermalereien erwähnt werden.

Kastellgrundmauern kommen außer bei der Kirche von Jomala bei Finström, Sund, Hammarland und wahrscheinlich bei Lemland vor. Sie sind vermutlich am Ende des 12. Jahrhunderts ausgeführt worden, wie auf Gotland und an einigen anderen Plätzen im östlichen Schweden.

Unter den Inventarstücken sollte in erster Linie das stattliche Taufbecken aus gotländischem Kalkstein in der Hauptkirche Ålands, in Saltvik, erwähnt werden, der Heiligen Mutter Jesu gewidmet. Es ist Mitte des 13. Jahrhunderts datiert und von einem Typ, der nur in Domkirchen vorkommt. Da es auch in der Sancta-Maria-Kirche in Visby ein ähnliches Taufbecken gibt, dürfte man annehmen, daß der Landespropst auf Åland, ebenso wie der von Gotland, gewisse Amtsverrichtungen vorgenommen hat, die normalerweise dem Bischof obliegen. Aus diesem Grunde können diese insellandschaftlichen Hauptkirchen, jede für sich der Heiligen Mutter Jesu geweiht, für eine Zeit wie Domkirchen gewirkt haben. Daß Propste wie Bischöfe tätig gewesen sind, geht aus einem Brief hervor, den Innocenz III. im Jahre 1198 an Erzbischof Absalon in Lund schrieb. „Es ist eine Sitte von Kindheit des Christentums an, die abgeschafft werden muß“, sagt der Papst. Åland hat sicherlich die ähnliche selbständige Stellung innerhalb des Linköpinger Stifts wie Gotland gehabt. Alle anderen Taufbecken auf Åland sind aus dem Ende des 13. Jahrhunderts und stammen aus Gotland.

Die älteste aufbewahrte Skulptur auf Åland ist ein St. Mikael in Finström. Sie ist gleichfalls nach 1250 zu datieren und wahrscheinlich in Visby entstanden. Zwei Triumphkruzifixe, eines in Saltvik und eines in Sund, gehören der späteren Hälfte des 13. Jahrhunderts an. Ein Altarschrank in Kumlinge, der gewiß aus der Mutterkirche in Sund kommt, ist vom gleichen Alter wie St. Mikael in Finström.

10.

Die Zuweisung Ålands zum neueingerichteten Stift Åbo hat wahrscheinlich unter Mitwirkung von Bischof *Ragvald II. Alandensis*, der 1309 zum Bischof in Åbo gewählt wurde, stattgefunden. Danach hat das Bistum Åbo damit angefangen, Land auf Åland zu erwerben. Und die erste Landesthingsakte aus dem Jahre 1322 gilt einem ähnlichen Landerwerb, und zwar Tjudnäs Hof in Kastelholm.

Anfang des 14. Jahrhunderts kommen mehrere Äländer in gehobenen Gesellschaftsstellungen in den finländischen Landschaften vor. Dies zeigt, daß Åland noch einen Teil seiner wirtschaftlichen Bedeutung bewahrte. Im Jahre 1326 wurde den Bürgern Revals das Recht zugesichert, åländische Häfen zu besuchen; in den 1340er Jahren wurden die Küsten Ålands und des Bottnischen Meerbusens unter den Stapel Stockholms gelegt, was bedeutete, daß aller Handel Ålands durch Stockholm gehen mußte. Selbstverständlich waren es die Erzeugnisse des Meeresfangs, in erster Linie Seehundtran und Seehundhäute, die für die Handelsentwicklung Stockholms als unentbehrlich angesehen wurden. Die åländischen Unternehmer waren gezwungen, ihren Betrieb in die werdende Hauptstadt umzusiedeln. Und so kommt das Bemerkenswerte vor, daß unter allen deutschen Großkaufleuten, die dort am Ende des 14. Jahrhunderts tätig waren, es nur zwei Schweden gab, namens *Petter Ålänning* und *Gunder Ålänning*, wovon der erstgenannte sogar der bedeutendste Kaufmann Stockholms war. Diese zwei Gestalten repräsentierten, kann man sagen, eine verschwindende åländische Handelskultur mit Wurzeln in der Wikingerzeit.

IV.

**Von den Hansestädten nach Santiago:
Die große Wallfahrt des Mittelalters**

Von B o d o H e y n e

Es ist eine eigenartige Tatsache, daß in Bremen, dieser seit vier Jahrhunderten ausschließlich vom Protestantismus bestimmten Stadt, noch heute auf jedermann zugänglichen öffentlichen Grundstücken drei Heiligenstatuen vorhanden sind. Ursprünglich, d. h. in der Zeit vor der Reformation, ist Bremen an solchen Bildwerken ebenso reich gewesen, wie das heute noch alte bayerische oder österreichische Städte ahnen lassen. Man muß sich nur einmal beim Besuch unserer altstädtischen Kirchen vergegenwärtigen, daß allein im Dom 42 Altäre, in Ansgarii 23, in Stephani 19, in Unser Lieben Frauen 7, in Martini 5 gestanden haben ¹⁾. Zu diesen Altären gehörten in der Regel Vikare, also Geistliche, die an den betreffenden Altären die Messe zu lesen verpflichtet waren. Die Mittel dazu waren zum großen Teil von Bremer Bürgern gestiftet worden. Die Gesamtzahl der Heiligen, die in allen bremischen Kirchen verehrt wurden, betrug über 140. Nehmen wir dann noch die 24 Bruderschaften und die fast unübersehbare Fülle von Stiftungen und Testamenten hinzu, so haben wir ein eindrucksvolles Bild von der in Bremen herrschenden Frömmigkeit ²⁾.

Mit der Reformation ist hier eine grundlegende Veränderung eingetreten. Zwar blieben diese Altäre und ihr reicher Schmuck zunächst noch bestehen. Aber im Zuge der Zuwendung zum reformierten Bekenntnis, etwa seit 1560, hat Bremen die sogenannte zweite Refor-

¹⁾ Die mittelalterlichen Kirchen- und Altarpatrozinien Niedersachsens, hrsg. von Hans Walter Krumwiede, Göttingen 1960, S. 27—34. Die auf den Dom bezüglichen Teile wurden dabei von Hans Joachim von Homeyer, alles andere, sich auf die Stadt beziehende, von Friedrich Prüser bearbeitet.

²⁾ Hermann Lange, Geschichte der christlichen Liebestätigkeit in der Stadt Bremen im Mittelalter, Münster 1925, S. 167—192. — Auch Friedrich Prüser, Bremische Stiftskirchen des Mittelalters in Wirtschaft und Kultur. Brem. Jb., Bd. 37 (1937), 30—63.

mation erlebt. Sie fand dadurch ihren sichtbaren Ausdruck, daß im November 1582 in allen Kirchen der „papistische Greuel“, wie man es nannte, in Gestalt der Altäre, Kruzifixe, Heiligenbilder und Statuen völlig ausgeräumt wurde, und zwar geschah dies nicht etwa in tumultuarischer Weise wie 60 Jahre vorher beim Bildersturm in Wittenberg, sondern unter aktiver Teilnahme des Rates und des von ihm berufenen Superintendenten Christoph Pezel³⁾. Da der Dom nicht dem Rat, sondern dem Erzbischof unterstand, wurde diese „Reinigung“ in ihm nicht durchgeführt. Aber die jahrzehntelange Schließung des Domes von 1560 bis 1638 hat dann das ihre getan, so daß auch in ihm nur das Wenige übriggeblieben ist, was wir noch heute im Dominnern oder als museale Reste in den Krypten sehen können. Seitdem ist Bremen auch in dieser Richtung eine „ernste gescheuerte Stadt“, wie einmal ein Journalist — Beuermann — etwas boshaft von ihr gesagt hat⁴⁾.

Um so erstaunlicher sind nun jene drei Standbilder, zumal sie alle denselben Heiligen, den Apostel Jacobus, darstellen. Da ist zunächst das bekannteste von ihnen, der *Juxmajor*⁵⁾, mit welchem Namen die alten Bremer jenes hölzerne Barockstandbild bedacht haben, das noch heute, wieder neu bemalt, an der Wüstenstätte im Schnoor die Fassade eines Packhauses ziert. In selbstbewußter, fast martialischer Haltung steht dieser Jacobus da, so daß man kaum einen Heiligen in ihm vermuten möchte. Aber der Stab, der breite Hut und der schwere Mantel, dazu auch die Pilgertasche, vor allem aber die vier Muscheln am Gewand und am Hut lassen keinen Zweifel, daß es sich um den Apostel Jacobus handelt, auch wenn nicht noch besonders darunter Jacobus major geschrieben stände. Diese Statue ist erst in der Barockzeit, also in nachreformatorischer Zeit, entstanden, und zwar gestiftet

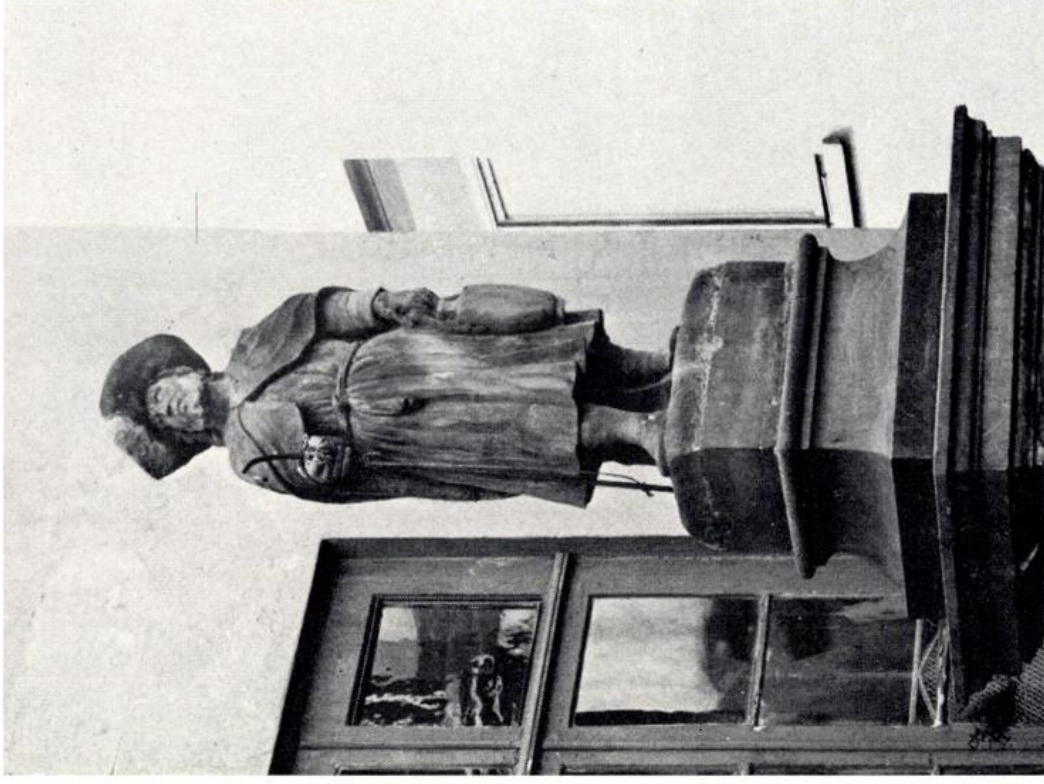
³⁾ Otto Veeck: Geschichte der Reformierten Kirche Bremens, Bremen 1909, S. 44. — Jürgen Moltmann: Christoph Pezel und der Calvinismus in Bremen, 1958; *Hospitium Ecclesiae*, Bd. 2, S. 110 f.

⁴⁾ Eduard Beuermann (1836), s. Hans Konrad Röthel, Die Hansestädte, München 1955, S. 222.

⁵⁾ *Jaaksmajor*: im Volksmund zur Bezeichnung für eine wunderliche Person, die durch Kleidung und Benehmen auffällt. *He is' daarmit behangen; as sunt Jaaks mit den Musseln*, war eine häufiger gebrauchte Redensart über eine aufgeputzte Person, siehe Bremisch-Niedersächsisches Wörterbuch, hrsg. von der Bremisch-Deutschen Gesellschaft 1767, II, S. 685. Im Laufe der Zeit ist diese Redensart in Vergessenheit geraten und die Bezeichnung „Juxmajor“ entstanden.



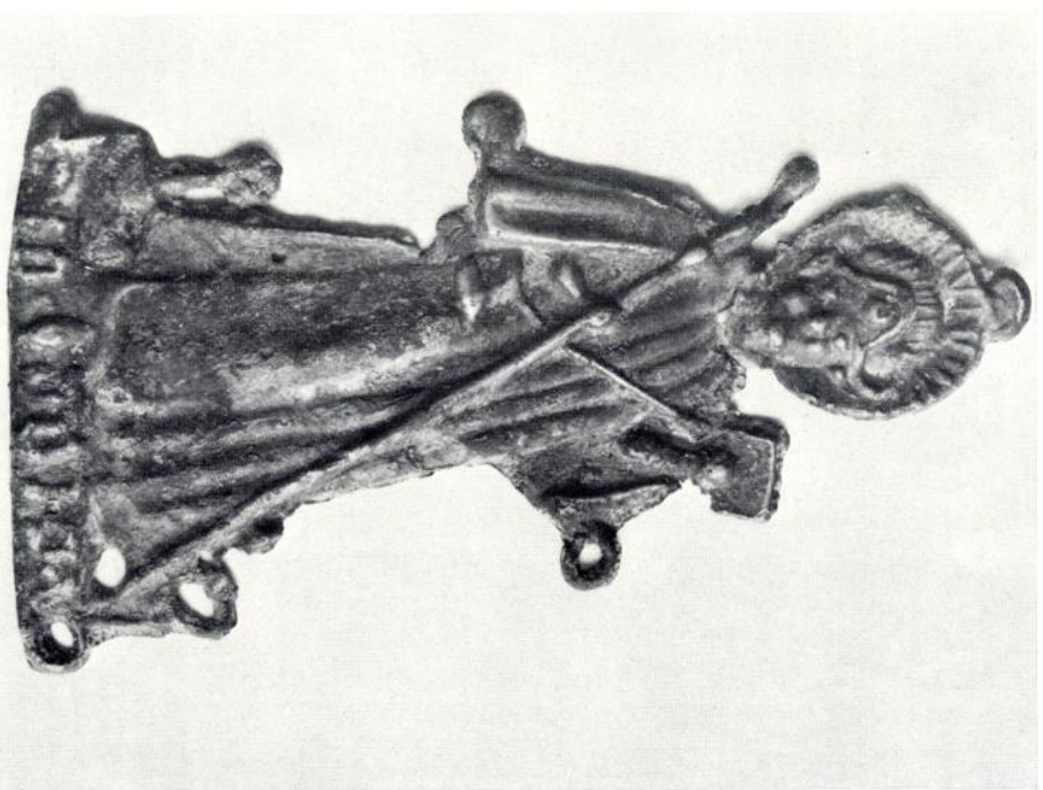
1. Jacobus Major
Hölzerne Statue an der Wüsten Stätte vor dem ehemaligen
Witwenhaus. Um 1661. Vgl. Anm. 61.



2. Jakobus-Statue, fälschlich Jacobus Minor genannt.
Ursprünglich bei der Jacobi-Kirche, heute vor dem
Neander-Haus bei St. Martini.



3. Jakobus-Statue im Park des Focke-Museums.
Ursprünglich am Gertruden-Gasthaus, an einer 1366
entstandenen Pilgerherberge.



4. Pilgerabzeichen im Focke-Museum.
Am Weserufer beim früheren Gertruden-Gasthaus gefun-
den. Vgl. Anm. 10

von der 1656 gegründeten Jacobi-Majoris-Brüderschaft als Schmuck für das von ihr gestiftete Witwenhaus ⁶⁾).

Anders liegt es bei der zweiten Statue am Neanderhaus bei der Martinikirche, die ebenfalls den Jacobus darstellt. Diese Statue ist halb so groß wie die eben erwähnte und wird deshalb fälschlicherweise oft als Jacobus minor bezeichnet, obwohl es sich um denselben Jacobus handelt wie im Schnoor. Sie ist zwar nur eine nach dem letzten Kriege hergestellte Kopie eines im Kriege zerstörten Standbildes, das seinerseits bereits Nachbildung eines vor dem Ersten Weltkrieg mutwillig beschädigten Denkmals war. Diese Statue aus der Zeit um 1400 hat an der ehemaligen Jacobikirche auf dem Jacobikirchhof gestanden und später dort einen Brunnen gekrönt, bis sie mit den Resten der alten Jacobikirche, wie sie noch in der Gaststätte der Jacobihalle bis 1944 erhalten waren, vernichtet wurde ⁷⁾. Es ist erfreulich, daß die alte Jacobi-Brüderschaft ⁸⁾ in Zusammenarbeit mit der staatlichen Denkmalspflege diese schöne Statue wieder hat errichten lassen. Sie steht an einem traditionsbestimmten Ort, nämlich gegenüber der Stätte des ehemaligen Gertruden-Hospitals, das 1366 nach einem Testament des Bürgermeisters Hermann von

⁶⁾ Über die Brüderschaft siehe den kurzen geschichtlichen Überblick in dem Archiv der heute noch bestehenden „Societät“, wie sie sich auch wohl bezeichnete. Das Witwenhaus, zur Unterbringung von 12 armen Witwen bestimmt, bestand bis zum Jahre 1804, wurde wegen Baufälligkeit aufgegeben und in der Folgezeit zu einem Packhaus umgebaut. Wenn auch dieser Gründung keine religiöse Wurzel zugrunde lag, so zeigt die Wahl des Namens, welches besonderen Ansehens sich der Apostel Jacobus auch in späterer Zeit erfreute.

⁷⁾ Rudolf Stein: Romanische, Gotische und Renaissance-Baukunst in Bremen, Bremen 1962, S. 205—208. — Vgl. auch Friedrich Prüser: Rund um St. Jacob, 2 Teile, Bremer Nachr. vom 17. und 18. April 1943.

⁸⁾ Diese gleichfalls heute noch bestehende Brüderschaft blickt auf eine ältere Vergangenheit zurück. Als frühestes Datum ihres Bestehens kann sie aufgrund eines noch in ihrem Besitz befindlichen Dokuments den 15. Mai 1471 nachweisen. Ihre Vorsteher werden darin als *vorstendere der armen lude to den twolff Aposteln* bezeichnet. In einer Eingabe vom 15. Juli 1630 an den Rat wird ihr Bestehen bereits seit 300—400 Jahren erwähnt. Ob sie mit einer Jacobus-Brüderschaft bei den grauen Mönchen gleichgestellt werden kann, ist nicht mehr nachweisbar. Lange a. a. O., S. 185. Seit 1837 hatte diese Brüderschaft zur Unterscheidung von der vorher erwähnten Brüderschaft die Bezeichnung Jacobi-Minoris-Brüderschaft angenommen, und erst nach 1945 wurde sie wieder Sancti-Jacobi-Brüderschaft genannt, da es sich bei ihr auch um den Jacobus-Major handelt. Privatdruck: Sancti-Jacobi-Brüderschaft nach Studien des Bremer Stadtbibliothekars J. G. Vohl, neu bearbeitet im Jahre 1959.

Ruten für *ankommende Pilgrame, Bettler und Kranke* errichtet worden ist. Die Urkunde trägt den bezeichnenden Vermerk: *gegeven na Gades Vort in den avende Sunti Jacobi des Apostels* ⁹⁾. Dieses Datum, der 25. Juli, wird kaum ein zufälliges gewesen sein; denn es besteht zwischen dem Zweck dieses Hauses und dem Apostel der Pilger ein innerer Zusammenhang. Bezeichnend sind übrigens noch die kleinen Pilgerzeichen, die das Focke-Museum aufbewahrt. Sie sind erst in neuerer Zeit aus dem Wesersand beim Martini-Anleger, also in unmittelbarer Nähe des ehemaligen Gertruden-Gasthauses, gefunden worden. Unter ihnen befinden sich drei, bei denen eine Beziehung zu Jacobus besteht ¹⁰⁾.

Die dritte Statue steht heute auf dem Gelände des Focke-Museums in einer Ecke des Hauses Riensberg. Bis 1944 hatte dieses Standbild seinen Platz an dem im Kriege zerstörten Packhaus der Firma Hoffmann & Leisewitz gegenüber der Martinikirche an der Weser, das einstmals das erwähnte St.-Gertruden-Gasthaus gewesen ist. Nimmt man noch das Holzrelief am alten Chorgestühl des Doms von 1400 hinzu, dann wären also in Bremen noch 4 bildliche Darstellungen des Jacobus vorhanden ¹¹⁾.

Aber es läßt sich in Bremen noch mehr feststellen, was mit Jacobus zusammenhängt. Erwähnt wurde schon jene alte Jacobikirche in der Altstadt. Sie wurde um 1190 als Eigenkirche von Gerhard von der

⁹⁾ Bremer Urkundenbuch (Br. UB) III, Nr. 267.

¹⁰⁾ Vgl. Gerd Dettmann: Heimatliche Altertümer geschichtlicher Zeit, die Ernte der letzten Jahre an bremischen Boden- und Weserfunden, Bremen 1937, 8 ffs. Nach Dettmann stellen die hier erwähnten Pilgerabzeichen mit ihrer schwer entzifferbaren Unterschrift St. Jodocus dar, einen Einsiedler in der Picardie (gest. 669?), der im späten Mittelalter in den Niederlanden und in Nordfrankreich sehr verehrt wurde. Nach ihm trägt auch der Ort St. Joost in Oldenburg, früher ein besuchter Wallfahrtsort, seinen Namen. Dettmann weist darauf hin, daß die Jacobs-Pilger nach Santiago de Compostela sich St. Jodocus als Schutzpatron erkoren hatten. So bringt auch die Jodocus-Kapelle in Überlingen Bilder von Wundertaten des Apostels Jacobus. Die Attribute auf den Pilgerabzeichen (mit einem muschelverzierten Hut, Pilgerstab, Reisetasche und Trinkflasche) weisen ebenfalls auf Jacobus hin.

¹¹⁾ Im Jahrbuch 1967 des Vereins für niedersächsisches Volkstum hat Götz Ruempler einen Aufsatz über diese Statuen veröffentlicht. Bei der von ihm erwähnten Statue am südlichen Pfeiler vor der Treppe zum hohen Chor im Dom handelt es sich nicht, wie R. meint, um Jacobus, sondern um den auch in der Hansestadt viel verehrten Pestheiligen St. Rochus, wie sein Attribut, die Schnittwunde im Oberschenkel, zeigt.

Kaemenade gestiftet¹²⁾ und 1221 dem Kapitel St. Ansgarii überlassen, das es auch nach Errichtung der Ansgarikirche weiter als Gotteshaus benutzte. Wie es zu dieser Stiftung gekommen ist, wissen wir nicht, ebenso nicht den Grund für die Namensgebung. Sollte dahinter eine Wallfahrt nach Santiago de Compostela stehen? Die Kirche wurde nach der Reformation zweckentfremdet und verfiel langsam. 1960 ist dann der letzte Rest bei der neuen Straßenführung beseitigt worden¹³⁾. Es können aber noch weitere Zeugnisse angeführt werden, die auf die Beziehungen zu Jacobus hinweisen. In den verschiedenen altstädtischen Kirchen sind nämlich Altäre gestiftet worden, die dem Jacobus geweiht wurden. So 1299 in Ansgarii, 1360 im Dom, 1368 in Unser Lieben Frauen¹⁴⁾. Die älteste Glocke in Bremen aus dem Jahre 1319, die am Kirchturm von Unser Lieben Frauen hing, ist eine Jacobus-Glocke gewesen¹⁵⁾. Aus früherer Zeit sei schließlich noch berichtet, daß Erzbischof Adalbert als Reliquie eine Hand des Apostels Jacobus von seiner Italienreise mitgebracht hat, die ihm von dem Bischof Vitalis von Venedig geschenkt wurde. Sie wurde im Dom aufbewahrt. Nach Adalberts Tod hat Kaiser Heinrich IV. diese Reliquie an sich genommen. Aus der Hand ist später ein Hut geworden. Darüber berichtet Adam von Bremen, bei dem wir auch zum ersten Male die Bezeichnung Spaniens als Jacobsland finden¹⁶⁾. Nimmt man noch die verschiedenen Urkunden hinzu, welche die Wallfahrt nach Santiago betreffen und nachher noch erwähnt werden, so darf wohl gesagt werden, daß der Apostel Jacobus in Bremen seit alten Zeiten in großem Ansehen gestanden hat. Das gilt aber nicht nur für Bremen, sondern für den ganzen norddeutschen Raum und auch für die an der Ostsee liegenden Handels- und Hansestädte. Überall treffen wir Kirchen, Altäre und Bildwerke, die mit Jacobus in Beziehung stehen. Bei der Vielfalt der Heiligen, die im Mittelalter verehrt wurden — das Patrozinien-Verzeichnis von Niedersachsen führt insgesamt 309 Heilige auf — ist diese häufige Wieder-

¹²⁾ Br. UB I, Nr. 121; IV, Nr. 213 und 215. — Vgl. Friedrich Prüser: Die Güterverhältnisse des Anscharikapitels in Bremen, Brem. Jb., Bd. 33, hier S. 54 ff.

¹³⁾ Stein, a. a. O., S. 206.

¹⁴⁾ Krumwiede, a. a. H., S. 28, 29, 32. — Br. UB I, Nr. 529; III Nr. 162 u. 350.

¹⁵⁾ Stein, a. a. O., S. 92.

¹⁶⁾ Adam von Bremen: *Magistri Adam Bremensis Gesta Hammaburgensis Ecclesiae Pontificum*, hrsg. von Bernhard Schneider, 1917, Liber III, 67.

kehr des Jacobus-Namens zum mindesten auffällig. Wir finden hier Jacobus an siebenter Stelle. Nur die Mutter Jesu, Maria, Johannes der Täufer, der Apostel Johannes, die Heiligen Georg, Nikolaus und Martin sowie die heilige Anna sind noch stärker vertreten. In Niedersachsen finden wir in 128 Orten Kirchen, die dem Jacobus geweiht sind¹⁷⁾. Wir stoßen überall auf seine Spuren, auch dort, wo wir kaum noch daran denken. Ich erinnere an die Ortschaft Jacobidrebber auf dem Wege nach Osnabrück und an den Jacobsberg an der Porta Westfalica. Richten wir unseren Blick auf die Städte an der Ostsee, so können wir dort feststellen, daß in all diesen Städten von Riga über Danzig, Greifswald, Stralsund, Stettin, Rostock, Lübeck bis nach Hamburg Kirchen vorhanden sind, die dem Jacobus geweiht waren¹⁸⁾. Und zwar sind diese Kirchen alle bezeichnenderweise in den andert-halb Jahrhunderten von 1180 bis 1320 entstanden, die für die Wallfahrt nach Santiago ihre besondere Bedeutung hatten. In Süddeutschland sind diese Spuren noch weitaus zahlreicher¹⁹⁾. Hier seien nur die Jacobskirche in Rothenburg ob der Tauber und die Jodocus-Kapelle in Überlingen am Bodensee erwähnt. Die dort noch vorhandenen Bildwerke (Altar und Fresken) mit Szenen aus dem Leben des Apostels sind bekannt. Alles in allem kann man wohl ohne Übertreibung feststellen, daß der Apostel Jacobus im Mittelalter mit der volkstümlichste Heilige gewesen ist. Das gilt auch für den nord-deutschen Raum.

Diese Tatsache kann nicht verwunderlich erscheinen, wenn wir die Gruppen betrachten, welche den Jacobus zu ihrem Schutzheiligen erkoren. Das waren vor allem jene, die in die Fremde zogen, also die Reisenden und Seefahrer, die aus beruflichen oder anderen Gründen längere Zeit unterwegs waren. Weiter waren es die Pilger, die in großen Scharen zu den dem Jacobus geweihten Heiligtümern wallfarteten. Natürlich gehörten auch die fernhandelnden Kaufleute zu denen, die zu Jacobus ein besonders enges Verhältnis hatten. Das gilt gerade in den Hansestädten. Freilich läßt sich die mehrfach geäußerte

¹⁷⁾ Krumwiede, a. a. O., S. 295 f.

¹⁸⁾ Hellmuth Heyden: Die Kirchen Greifswalds und ihre Geschichte. Berlin 1965, S. 22 ff. — Nikolaus Zaske: Die gotischen Kirchen Stralsunds und ihre Kunstwerke, Berlin 1964, S. 207.

¹⁹⁾ Hermann J. Hüffer: Sant' Jago — Entwicklung und Bedeutung des Jacobuskultes in Spanien und dem Römisch-Deutschen Reich. München 1957, S. 47 f., 55 ff.

Auffassung, daß Jacobus der Schutzheilige der Hanse gewesen sei, nicht halten. War sie doch nur ein loser Verband, der keinen Schutzheiligen hatte. Aber jedenfalls bestanden in den Hansestädten besondere Beziehungen zu Jacobus. Indes ist er auch der Schutzpatron für andere Gruppen gewesen. So hören wir z. B. von Stralsund, daß dort Arbeiter und Lastträger, Hutmacher, Wachszieher, Strumpfwirker und Krieger zu ihm als ihrem Schutzpatron hielten ²⁰⁾.

Im Mittelalter hatte jeder Heilige seine besonderen „Attribute“, an denen er erkannt werden konnte. Für Jacobus liegen die Kennzeichen in der Pilgertracht. Dazu gehört der große breitrempige Pilgerhut, der lange schwere Mantel, der große Pilgerstab, die Reisetasche oder Trinkflasche. Oft hat Jacobus noch ein Buch oder eine Schriftrolle in der Hand, die ihn als Apostel kennzeichnen. Ein Schwert oder zwei gekreuzte Schwerter am Gewande weisen auf seinen Märtyrertod hin. Das eigentliche Kennzeichen aber am Hut oder am Gewand ist eine große Muschel, die ihn vor allem im späteren Mittelalter kenntlich machte ²¹⁾. Eine Muschel als Pilgerabzeichen trugen die Wallfahrer, die von Santiago de Compostela kamen. Wenn auch durchaus nicht immer sämtliche Kennzeichen bei den bildlichen Darstellungen des Apostels vorhanden sind, so ist er doch nicht zu verkennen.

In Spanien begegnet uns der Apostel Jacobus noch in einer anderen Gestalt. Schon früh wurde er im Nordwesten der Iberischen Halbinsel von den Herrschern der kleinen Königreiche von Asturien und Leon, die sich dort nach der verhängnisvollen Schlacht von Xerez de la Frontera (711) noch gehalten hatten, als Schutzheiliger und Schirmherr von Spanien verehrt ²²⁾. So war er *el Padron* im Kampf gegen die Ungläubigen und trug den Namen *Matamoros* (Maurentöter). Von ihm als Retter in der Schlacht bestehen auch in Deutschland noch einige Bildwerke, so ein Stich von Martin Schongauer, auf dem er zu

²⁰⁾ Hüffer, a. a. O., S. 52 f., Zaska, a. a. O., S. 206.

²¹⁾ Für die Muscheln als Kennzeichen zwei Hinweise: Einmal eignet sich die große Muschel, die noch heute den Namen Jacobus-Muschel führt, gut als Trinkgefäß für den Pilger. Dann erzählt die Legende, daß ein Ritter, der dem Jacobus folgte, beim Durchqueren eines Meeresarmes über und über mit Muscheln bedeckt wurde. S. auch Georg Schreiber: Deutschland und Spanien, Düsseldorf 1936, S. 103.

²²⁾ Hüffer, a. a. O., S. 27 ff.

Pferde, das Schwert schwingend, helfend in das Kampfgetümmel eingreift ²³⁾).

Es ist notwendig, über Jacobus selbst noch etwas zu sagen, weil sich im Neuen Testament drei Personen desselben Namens vorfinden, die im Mittelalter häufig und auch heute noch miteinander verwechselt worden sind. Da ist einmal der Bruder Jesu, der erst nach dem Tode Christi sein Anhänger geworden ist und als Haupt der Gemeinde in Jerusalem bis zu seinem Märtyrertod anerkannt wurde. Er führte den Beinamen „der Gerechte“. Ob er der Verfasser des Jacobusbriefes gewesen ist, steht dahin. Dieser Jacobus interessiert uns nicht in unserem Zusammenhang. Daneben ist ein zweiter Jacobus Apostel, der Sohn des Alphäus. Er ist kaum hervorgetreten. Wir haben über ihn aus dem Neuen Testament keine näheren Angaben. Er wird zum Unterschied des gleich zu besprechenden Jacobus der *minor* genannt. Ob dieses zu verstehen ist als „der Kleinere“ oder „der Jüngere“, steht wieder dahin. Oft ist die Größe der Statue dafür ausschlaggebend gewesen, so auch hier in Bremen, und hat deshalb manchen Grund zur Verwechslung gegeben. Dieser Jacobus ist ebenfalls den Märtyrertod gestorben. Er wurde von der Zinne des Tempels herabgestürzt und nachher mit einem Walkerknüppel totgeschlagen. Sein Kennzeichen ist gerade dieser Knüppel. Der dritte Jacobus, also der, von dem wir hier jetzt sprechen, ist der Bruder des Evangelisten Johannes. Beide waren die Söhne eines Fischers Zebedäus am See Genesareth. Beide haben mit Petrus und dessen Bruder den engsten Jüngerkreis Jesu gebildet. Er hat den beiden Brüdern Johannes und Jacobus den Beinamen „Donnersöhne“ gegeben, wohl ein Hinweis auf ihr tatkräftiges Wesen. Es ist der *Jacobus major*, mit dem wir es hier zu tun haben. Über seinen Märtyrertod finden wir in der Apostelgeschichte, Kapitel 12, die Nachricht, daß er von Herodes Agrippa zum Osterfest enthauptet worden sei. Das ist im Jahre 42 oder 44 n. Chr. geschehen ²⁴⁾).

Zunächst schweigt die Überlieferung für mehrere Jahrhunderte. Wir haben über Jacobus keinerlei Nachrichten, auch nicht in Spanien. Erst im 7. Jahrhundert finden wir in lateinischen Übersetzungen von

²³⁾ Vera und Helmut Hell: Die große Wallfahrt des Mittelalters, Tübingen 1964, S. 216. Mit einer Einführung von Hermann J. Hüffer.

²⁴⁾ Jacobus, der Bruder des Herrn, 1. Apostelgeschichte 12, 176- 15, 13; 21, 18. 2. Jacobus *Minor*, Ap.-G. 1, 13; 12, 2; 1. Korinther 15, 7.

Apostelverzeichnissen byzantinischen Ursprungs den Aposteln bestimmte Landgebiete als Wirkungsstätte zugeordnet. Hier taucht zum erstenmal die Angabe auf, daß Jacobus in Spanien gewesen sei. Die Legende erzählt, daß seine Missionstätigkeit hier nur geringen Erfolg gehabt hätte. Mit zwei oder drei Anhängern sei er nach Jerusalem zurückgekehrt. Nach seinem Märtyrertod ist er dann von seinen Anhängern auf ein Schiff gebracht worden. Dieses sei ohne jedes menschliche Zutun von Joppe an die äußerste Nordwestecke von Spanien gefahren. Dort wurde der Leichnam an Land gebracht und begraben²⁵⁾. Dann fällt der Ort der Vergessenheit anheim.

Eine andere Lesart berichtet, daß sich das erste Grab des Apostels in Jerusalem befunden habe. Von dort seien die Gebeine des Apostels durch Kaiser Justinian (483 bis 565) dem Kloster Haithu auf der Halbinsel Sinai geschenkt worden. Bei der Gefährdung durch die Angriffe der Anhänger Mohammeds seit 640 seien dann die Reliquien nach Spanien überführt worden²⁶⁾.

Von dort wird dann weiter berichtet²⁷⁾, zwischen 812 und 830 sei das Grab dadurch wiederentdeckt worden, daß Bauern aus der Umgegend von Iria Flavia, einer alten Römersiedlung, zu dem Bischof Theodimir gekommen seien und von wunderbaren Lichterscheinungen berichtet hätten, die über einer bestimmten Stelle sich zeigten. Der Bischof überzeugte sich von der Wahrheit dieser Erzählungen und entdeckte so das Grab des Apostels mit dem seiner beiden Schüler: Theodorus und Athanasius. In der Tat haben noch nicht abgeschlossene Ausgrabungen unter der Kathedrale von Santiago de Compostela das Vorhandensein eines gut ausgestatteten römischen Grabmals mit Mosaikboden und stuckverzierten Wänden nachgewiesen. So könnte dessen Auffindung in Verbindung mit der schriftstellerischen Tätigkeit eines Mönches, Beatus von Liébana, der mit Alkuin, dem Ver-

²⁵⁾ Darüber berichten ausführlich die *Acta Sanctorum Tom. VI, Julii XXV, Jacobus Major*. Die A. S. sind eine nach dem liturgischen Heiligenkalender aufgestellte Sammlung der Lebensläufe, Taten und Legenden sämtlicher Heiliger in lateinischer Sprache. Sie werden von einem dem Jesuitenorden nahestehenden Kreis (nach dem Urheber Jean Bolland „Bollandisten“ genannt) seit 1635 mit Unterbrechungen herausgegeben und sind jetzt bis zum 10. November fertiggestellt.

²⁶⁾ Hell, a. a. O., S. 38.

²⁷⁾ Siehe die eingehenden Darstellungen von Hüffer, a. a. O., S. 17—35, ferner von Richard Kempe, Jakobsland — Wanderungen durch die spanische Geschichte, München 1958.

trauten und Ratgeber Karls des Großen, in Briefwechsel stand und großen Einfluß auf den königlichen Hof von Asturien und León hatte, nunmehr die feste Überlieferung der Bekehrung von Spanien durch den Apostel Jacobus geschaffen haben.

Jedenfalls wird Jacobus schon Anfang des 9. Jahrhunderts als der Schutzpatron Spaniens bezeichnet. Daß dann König Alfons II. von Asturien-León, dem schmalen Streifen im Norden der Iberischen Halbinsel, der nicht von den Arabern besetzt war, über dieser Grabstelle eine Kirche mit einem Kloster erbauen ließ, die schon 899 durch eine neue ersetzt wurde, hat der Verehrung des Apostels großen Aufschwung gegeben. Die Könige von León taten alles, um diese Verehrung zu steigern, indem sie in einer Reihe von Urkunden Jacobus immer wieder als Patron und Herrn ganz Spaniens bezeichneten. Im Jahre 1096 genehmigte der Papst, daß der Bischofssitz anstatt Iria Flavia künftig Santiago de Compostela sein solle. Das war auch insofern berechtigt, als jener alte Ort nach seiner Zerstörung nicht wiederaufgebaut worden war, während Santiago sich zu einer ansehnlichen Stadt entwickelt hatte. Schließlich erreichte es der ehrgeizige, kluge und tatkräftige Bischof Diego Gelmirez im Jahre 1124, daß Santiago der Sitz eines Erzbischofs wurde. Er förderte den Bau der noch heute bestehenden Kathedrale und überführte dahin die Gebeine des Apostels und seiner beiden Jünger, die bisher noch immer auf dem Hügel ihre Ruhestätte hatten, wo sie vor rund 300 Jahren gefunden worden waren, nicht weit von dem alten Bischofssitz und jenem kleinen Dorf, das seinen Namen El Padron dem Grabe des Apostels verdankt. Zu dieser Zeit war Santiago schon längst ein weit über das Gebiet der Pyrenäen-Halbinsel bekannter Wallfahrtsort geworden, zu dem aus verschiedenen Ländern des christlichen Abendlandes die Pilger zogen. Im *Codex Calixtinus*²⁸⁾, einer in dem Kathedralarchiv von Santiago aufbewahrten großen Handschrift aus dem 12. Jahrhundert, die fälschlicherweise dem Papst Calixt II. zugeschrieben wird, werden in einer langen Liste die Herkunftsländer dieser Pilger aus sämtlichen Ländern Europas, des nahen Asiens und von Nordafrika aufgezählt. Der Codex besteht aus fünf Teilen. Er bringt zunächst Gebete und Betrachtungen, die für den Gebrauch an

²⁸⁾ Auch *Liber Sancti Jacobi* bezeichnet. Dazu Adalbert Haenel: Überlieferung und Bedeutung des *Liber Sancti Jacobi*, Bayr. Akademie der Wissenschaften, Philos.-Histor. Klasse, München 1950, Heft 2.

den Jacobusfesten bestimmt sind, anschließend eine Zusammenstellung der Wunder (*Miracula*), die dem Jacobus zugeschrieben werden. Es folgt die Geschichte des Apostels mit der *Translatio*, der Überführung seines Leichnams nach Spanien. Dann kommt ein vierter Abschnitt, der seine besondere Bedeutung hat, weil er eine Lebensbeschreibung Karls des Großen enthält mit dem Bericht über seinen Heereszug nach Spanien, auf dem sein Gefolgsmann Roland, als Führer der Nachhut in den Bergen von Roncesvalles kämpfend, gefallen sein soll, sowie auch über seine anschließende Pilgerfahrt nach Santiago.

Der ganze Bericht ist wohl ins Reich der Legende zu verweisen. Er ist wohl im Zusammenhang mit den Bemühungen Friedrich Barbarossas um die Heiligsprechung Karls des Großen entstanden. Der fünfte Abschnitt des Codex bringt zum ersten Male ein ausführliches Verzeichnis der Gnadenstätten und Orte auf dem Pilgerweg nach Santiago.

Vor dem Jahre 1080 ist kein deutscher Pilger nach Santiago bekannt. Als erster wird der Erzbischof Siegfried von Mainz genannt. Nach ihm ist mancher deutsche weltliche Herr, Graf und Fürst, auch mancher geistliche Würdenträger mit großem Gefolge nach Santiago gewallfahrtet. So ist u. a. 1182 auch Heinrich der Löwe nach seiner Verbannung in Santiago gewesen. Es sind vor allen Dingen die Großen dieser Erde zu nennen, die sich selbst eine lange und kostspielige Reise mit Gefolge leisten konnten. Und es kann durchaus gefragt werden, ob nicht schon damals außer religiösen Gründen für solche Wallfahrten auch andere entscheidend gewesen sind.

Die Frage liegt wohl nahe: Wie ist es gekommen, daß dieser unbekannt Ort, ganz im letzten Winkel Europas, an der Nordwestecke Spaniens, wo das Cap Finisterre seinen Namen (Ende der Erde) mit Recht bis ins 15. Jahrhundert getragen hat, ein solch hervorragender Wallfahrtsort geworden ist, der mit Jerusalem und Rom allen anderen vorausging. Wir haben für seine Stellung ein klassisches Zeugnis in der Lebensbeschreibung eines unserer bekanntesten abendländischen Dichter, Dante Alighieri. Dieser schreibt um das Jahr 1290 in seiner *Vita Nuova*²⁹⁾, das Wort Pilger ließe sich in einem engeren und einem weiteren Sinne verstehen. Im weiteren „insofern jeder ein Pilger ist, der sich außerhalb seines Vaterlandes befindet; im engeren

²⁹⁾ Dante: *Vita Nuova*, Das neue Leben, Fischer-Bücherei 1964, S. 149.

meint man unter einem Pilger nur den, der zum Hause von St. Jacob pilgert oder davon wieder zurückkehrt". Er unterscheidet dann „Palmfahrer“, wenn sie über das Meer ziehen, also nach Jerusalem, oder „Rompilger“, wenn sie nach Rom pilgern, oder „man nennt sie Pilger, wenn sie zum Gotteshaus in Galicia ziehen, da das Grab St. Jacobs weiter entfernt war von seinem Vaterlande als das irgendeines anderen Apostels“.

Gerade der letzte Satz Dantes, scheint mir, gibt einen Fingerzeig für die Beantwortung unserer Frage. Das Apostelgrab liegt am Ende der Welt. So weit zu wandern ist schwer, aber verdienstvoll. Wichtiger scheint noch ein anderes. Das Grab liegt an der Grenze der Christenheit. Die Landschaft Galicien, in der Santiago liegt, oder das kleine Königreich Asturien-León war ja der letzte schmale Streifen im Norden der Iberischen Halbinsel, der von den Arabern nach der Unglücksschlacht von Xerez de la Frontera noch nicht dauernd besetzt war. Nur mit Mühe hat der fränkische Hausmeier Karl Martell den Ansturm der Anhänger Mohammeds nördlich von Poitiers in Frankreich zum Stehen gebracht. Aber erst 1495 hat der letzte Maure den spanischen Boden verlassen. Karls des Großen Bemühungen um die Sicherung der spanischen Mark zeigen diese furchtbare Gefahr für die Christenheit. Santiago lag, wenn man so sagen darf, unmittelbar an der Front. Und das christliche Abendland wußte, seitdem die heiligen Stätten im Morgenlande an den Islam verlorengegangen waren, welche Verantwortung es trug. Das zeigen nicht nur die Kreuzzüge, sondern besonders auch die Wallfahrten nach Compostela, bei denen auch der Kreuzzugsgedanke eine erhebliche Rolle spielte³⁰⁾. Es ist ferner Tatsache, daß sich dort eine beträchtliche Einwanderung in Verbindung damit vollzogen hat, indem Pilger dablieben und so der Raum allmählich nach Süden vorgeschoben wurde. Ein Drittes muß noch angeführt werden, so seltsam es klingen mag: das kontinentale Denken des frühen Mittelalters. Die Menschen in der ersten Hälfte des vorigen Jahrtausends hatten einen weiten Blick. Die Kolonisationsunternehmungen im Osten Europas wären sonst nicht möglich gewesen. Der kleinbürgerliche Standpunkt des „Bleibe im Hause und nähre dich redlich“ stammt erst aus einer viel späteren Zeit. Wenn dieses Denken über den Kontinent hinaus nicht gewesen wäre, wäre z. B. die Hanse überhaupt nicht möglich gewesen. Ein Zug ins Große

³⁰⁾ Kempe, a. a. O., S. 93 ff.

bestimmte die Menschen dieses Zeitalters. Man hüte sich davor, das nur mit merkantilen Plänen und wirtschaftlicher Geschäftstüchtigkeit erklären zu wollen. Mag solche Einstellung auch bei weitem nicht allen bewußt sein — wer könnte das etwa heute von dem Geist unserer Zeit sagen —, so war diese „kontinentale“ Einstellung doch da und bestimmte das Denken dieser Zeit. Deshalb war Santiago nicht irgendein weit entfernter Wallfahrtsort und der Apostel, dessen Grab sich dort befinden sollte, irgendeiner der vielen Heiligen, sondern Ort wie Person trugen in sich eine Mächtigkeit, der man sich nicht entziehen konnte; denn sie wurzelte in religiöser Tiefe.

Oder wie wäre es sonst zu erklären, daß damals — ich meine jetzt seit dem 13. Jahrhundert — Jahr für Jahr etwa 20 000 Pilger nach Santiago wallfahrteten, und daß diese Zahl erheblich anstieg, wenn es sich um ein heiliges Jahr handelte, d. h. ein Jahr, in dem der 25. Juli, der Tag der Translation des Apostels, auf einen Sonntag fiel. Je mehr die Santiagofahrt volkstümlich wurde, desto größer wurden die Erleichterungen. Sie können in Kürze nur gestreift werden. Es hatten sich bestimmte Pilgerstraßen herausgebildet ³¹⁾. Da war die „Oberstraße“, die im Süden bei dem Wallfahrtsort Einsiedeln in der Schweiz begann und über Luzern, Genf die Rhone abwärts nach Toulouse und weiter über die Pyrenäenpässe bei Roncesvalles oder Somport auf den eigentlichen, noch heute so genannten „Jacobsweg“ quer durch den Norden Spaniens über Burgos und San Domingo nach Santiago führte. Ein zweiter Weg, die „Niederstraße“, begann in Aachen und ging über Brüssel, Paris, Tours, Poitiers, Bordeaux wieder zu den schon genannten Pyrenäenpässen. Außerdem gab es in Frankreich noch einen dritten und vierten Weg. Auf all diesen Wegen nun war weithin für Unterkunft und Verpflegung gesorgt. Selbstverständlich befanden sich heilige Stätten, Kirchen, Gnadenorte an diesem Wege, die bezeugten, daß der Pilger auf dem richtigen Wege war. Man kann geradezu die Entwicklung der romanischen Kunst in Frankreich und Spanien auf diesem Weg verfolgen. Einflüsse von

³¹⁾ Hell, a. a. O. Der Bildband gibt mit seinen 169 Abbildungen und den umfangreichen Erläuterungen einen ausgezeichneten Überblick über den Pilgerweg nach Santiago. — S. auch: Georg Schreiber: Wallfahrt und Volkstum, Düsseldorf 1934 (mit vielen Literaturangaben), und F. Knapp: Die Bedeutung Spaniens in der Wallfahrt nach Santiago für das frühe Mittelalter, Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung, Berlin und Leipzig 1929, Bd. V, S. 593 ff.

Frankreich sind so nach Spanien gekommen, aber auch Umgekehrtes. Auf dem Jacobsweg nach Spanien nahmen sich die Grundherren besonders der Wege und Brücken an. Es wurden neue Brücken gebaut, vor allem der heiliggesprochene *San Domingo* hat sich dadurch einen Namen gemacht, so daß er der „Brückenbauer“ genannt wurde. Fürsten und Könige gewährten den Pilgern ihren Schutz. Einen mit dem Jacobsabzeichen, der Muschel, versehenen Pilger zu überfallen, zog schwerste Strafen nach sich, nicht nur im Zeitlichen, sondern auch im Ewigen.

Im übrigen gab es für diese Pilgerreisen nach Santiago außer einer großen Anzahl genauer Reiseberichte von Pilgern regelrechte Reiseführer. Zunächst handschriftliche wie der des Flamen Aymeric Picaud aus dem Jahre 1140, später am Ausgang des 15. Jahrhunderts auch gedruckte, so von einem Servitenmönch aus Straßburg, Hermannus König von Vach ³²⁾. Das in Versen abgefaßte Büchlein führt den Titel *Die Wallfahrt und Straß zu sant Jacob*. Es gibt genau den Weg, die Übernachtungsorte, die Verpflegungsmöglichkeiten an, schildert auch mit Lob oder Warnung das Verhalten der Herbergswirte. Freilich gewinnt man auch daraus einen Einblick in die drohenden Gefahren durch die Unbilden des langen Weges, für den man durch Frankreich etwa 50 Tage und durch Spanien mindestens noch 20 dazu brauchte, hatte doch der „Jacobsweg“ in Spanien von Roncesvalles bis Santiago eine Länge von 823 km. Dazu kamen dann noch die Gefahren durch menschlichen Betrug oder Gewalt. Es sind viele nicht von ihrer Wallfahrt zurückgekehrt, namentlich die Gräber in der „Bardewesch Heyde“, wie König die Gegend zwischen Bayonne und Bordeaux nennt, reden eine ernste Sprache. Es heißt dort bei ihm:

Darnach hastü XXXVI (= Meilen) über die Bardewesch heyde,
die den armen brudern thut vyl zu leyde.
Versorge dich mit brot und auch mit dem dranck.
Ich sage dir furwar, wer daruff wird krank,
der ist von den walhen (= Wallern) gantz gelassen.
Sie begraben gar vyl bruder uff die strassen,
die dar uff hungers sterben.

³²⁾ Konrad Häbler: Das Wallfahrtsbuch des Hermannus Kuenig von Vach und die Pilgerreisen der Deutschen, Straßburg 1899. Es bringt einen Abdruck des Wallfahrtsbuches und unterrichtet ausführlich über die ganze Fahrt. S. auch: Georg Schreiber, Wallfahrt und Volkstum.

Dieser Reiseführer scheint 1518 in Braunschweig auch niederdeutsch gedruckt worden zu sein. Er heißt dort *De overen unde underen Straten von Brunsvygk tho Sante Jacob in Galizien*. Insgesamt sind uns sechs Ausgaben von diesem „Baedeker für St.-Jacobs-Pilger“ bekannt.

Es ist verständlich, daß man von den Hansestädten aus lieber den Seeweg wählte³³⁾. Gewiß war auch er nicht gefahrlos; aber er war doch wesentlich kürzer. Zum Beispiel haben im Jahre 1518 Pilger für die Schiffsreise von Stralsund nach Santiago nur neun Wochen gebraucht. Der Landweg hätte fast das Dreifache an Zeit gekostet. Wie stark der Schiffsverkehr von England aus gewesen ist, ergibt sich aus folgenden Zahlen: Während noch im Jahre 1394 nur einzelne Schiffe in La Coruna, der Hafenstadt an der Nordwestspitze von Spanien, vor Anker gingen, waren es 1434 schon 39. Im Jahre 1456 landeten an ein und demselben Tage 32 Pilgerschiffe.

Wir haben von den Hansestädten eine ganze Anzahl von Nachrichten über Pilgerfahrten nach Santiago. Von Hamburg scheint ziemlich regelmäßig einmal im Frühjahr mindestens ein Pilgerschiff nach Santiago gegangen zu sein³⁴⁾. Jedenfalls gilt dies für die Wende des 15. Jahrhunderts. Leider hören wir nur von Verlusten. Im Jahre 1506 ging ein Schiff mit 200 Pilgern auf der Rückfahrt in der Elbe durch einen Sturm verloren. 1510 hat sich dasselbe auf der Hinfahrt nach Santiago ereignet. Im Jahre 1508 hat ein Schiff aus Stralsund mit 150 Wallfahrern den englischen Hafen Plymouth angelaufen³⁵⁾. Es wurde dort festgehalten, weil zwei seiner Pilger einen dritten erstochen hatten. Der Schiffer hat versucht, sich dann der Bewachung zu entziehen, nachdem er das Schiff vorsichtshalber mit Waffen für einen etwaigen Kampf versehen hatte. Es ist ihm das auch gelungen. Die Engländer hatten gedroht, *dat se alle Pilgrime wolden upgehengt hebben, wenn se erer mächtig geworden*. Das Schiff ist nach Santiago gekommen und nach Stralsund glücklich zurückgekehrt. Dort war große Freude; denn verschiedene Pilger waren schon von den Ihren als tot betrauert worden. Die Zustände auf den Schiffsreisen scheinen wirklich nicht immer einer Wallfahrt angemessen gewesen zu sein.

³³⁾ Walter Vogel: Geschichte der deutschen Seeschiffahrt, Berlin 1915, Bd. 1, S. 125 f.

³⁴⁾ Heinrich Reincke: Am Vorabend der Reformation, Hamburg 1966, S. 53 f.

³⁵⁾ Helmut Heyden: Die Kirchen Stralsunds und ihre Geschichte, Berlin 1961, S. 91.

Aber auch auf den Pilgerwegen zu Lande sind Schlägereien und Betrügereien oft vorgekommen, und zwar sowohl unter den Pilgern selbst als auch in der Form, daß die Pilger auf ihrem Wege betrogen oder auch tötlich angegriffen wurden. Davon berichtet eine der bekanntesten Legenden von den Wundertaten des Apostels Jacobus, die auch auf dem Altar der Jacobskirche in Rothenburg ob der Tauber, in der kleinen Jodocus-Kapelle in Überlingen und in der Schloßkirche zu Winnenden bei Stuttgart abgebildet worden sind³⁶⁾. Sie erzählt folgendes:

Ein habgieriger Wirt, nach anderer Lesung seine Tochter, die in einen jungen Pilger vernarrt war, steckt dem Pilger beim Abschied heimlich einen goldenen Becher in seine Wandertasche. Dann werden die Pilger verfolgt. Der Becher wird gefunden, und der Pilger wird zum Tode verurteilt. Aber St. Jacob greift ein. Er stützt den Pilger so lange, daß er bei dem Erhängen nicht stirbt. Die Angehörigen des Pilgers rufen den Richter an und klagen, daß hier ein Justizmord geschehen sei. Der Richter sitzt gerade bei einem großen Abendessen, eine Anzahl von Hühnern am Spieß vor sich auf dem Tische. Er sagt: „Das Urteil ist richtig, es sei denn, daß diese Hühner sich wieder erheben und lebendig wegfliegen“. In demselben Augenblick fliegen die gebratenen Hühner durch das nächste Fenster hinaus, und der Pilger ist gerechtfertigt. Da Jacobus ihn am Leben erhalten hat, kann er seine Pilgerfahrt fortsetzen. Von diesem Wunder erzählt Hermann König in seinen Reisebüchern sehr anschaulich:

*Das sye von den bratspieß synt geflogen,
ich weiß fürwar, das es nicht erlogen.
Dan ich selber hab gesehen das loch,
dar uß eyns dem anderen nach floch,
und den hert, dar uff sye sint gebraten.*

Doch noch einmal zurück zu den Wallfahrten aus den Hansestädten. Aus dem Jahre 1521 haben wir auch aus Bremen eine Nachricht über eine Pilgerreise nach Santiago zur See. Johann Brand, der Vorsteher des Gertrudenhospitals, bestimmt in seinem Testament, daß seine Testamentsvollstrecker *scholen einen man to sunte Jakob segelen*

³⁶⁾ Abbildungen davon bei Hell, a. a. O., S. 194/195.

laten, weil er das gelobt habe³⁷⁾. Danach ist die Pilgerreise also zu Schiff erfolgt. Dies scheint im allgemeinen von den Hafenstädten aus der gegebene Weg gewesen zu sein. So erfahren wir 1479 von einem Lübecker „Krämer“ Hinrich Dunkelgud, der auf dem Wege zur See erst nach Brügge und dann von dort weiter nach Santiago gefahren ist. Seine Reise hat vom 2. Februar bis zum 21. Juli, also 23 Wochen, gedauert. Der Anlaß zu dieser Reise war allerdings nicht nur die Wallfahrt selbst, sondern — wie auch bei einem zweiten Lübecker und zwei Danziger Kaufleuten, Christoph Beyer und Kleisz Voss — die Möglichkeit, in Brügge Handel zu treiben³⁸⁾.

Dabei kam den Kaufleuten die Gewährung eines besonderen Ablasses, den der Papst in diesem Jahr für Jakobspilger bewilligt hatte, natürlich sehr gelegen.

Ein besonderer Grund lag auch den Sühne- und Bußwallfahrten zugrunde, die aus den Hansestädten reichlich bezeugt sind. 1354 hatten Bürger von Lübeck den Knappen Marquard von Westensee erschlagen³⁹⁾. Als Buße wurde dafür Lübeck durch ein Schiedsgericht aufgelegt, je einen Pilger nach Jerusalem, Rom, Aachen und Santiago zu schicken. 1377 war in Danzig Hermann von Ruden⁴⁰⁾ der Acht verfallen. Um sich davon zu lösen, unternahm er eine Wallfahrt nach Santiago, von der er gesund zurückkehrte und damit wieder ein *achtbarer* Mann, d. h. der Achtbarer Mann wurde. Im Jahre 1403 mußte Stralsund neben anderen schwersten Lasten wie Interdikt und Geldbußen je drei Mann nach Rom, Santiago und zwei anderen Gnadenorten entsenden, als Sühne für den sogenannten „Pfaffenbrand“, einen Akt der Volksjustiz, dem verschiedene Kleriker zum Opfer gefallen waren. 1458 hatten Stralsunder Patriziersöhne einen Müller nach einem Festgelage mutwillig zu Tode geschleift. Zur Sühne dafür mußte der Haupttäter, Mathias Lippe, zum Grabe des Apostels Jacobus wallfahren⁴¹⁾. Diese Sühnewallfahrten kamen übrigens in ihrer Auswirkung einer Verurteilung zur Landesverweisung gleich, bewahrten aber auch den Täter selbst vor irgendwelchen Akten einer Rachejustiz.

³⁷⁾ Testamentenbuch (von 1500—1569), vgl. Lange, a. a. O., S. 181.

³⁸⁾ Häbler, a. a. O., S. 38.

³⁹⁾ Häbler, a. a. O., S. 30.

⁴⁰⁾ Häbler, a. a. O., S. 35. Auch T. Hirsch, Danzigs Handels- und Gewerbe-geschichte, Leipzig 1858, S. 86.

⁴¹⁾ Heyden, a. a. O., S. 89 f.

Doch würde es zu weit führen, den mancherlei Nachrichten über die von den norddeutschen Handels- und Hansestädten unternommenen Wallfahrten nach Santiago im einzelnen nachzugehen. Es sei aber noch auf einen Vorgang besonderer Art aufmerksam gemacht, der Bremen betrifft und von dem Beweggrund des Dankes bestimmt war.

Im Jahre 1366 geloben Bremer Bürger als Dank für die Errettung ihrer Stadt, die durch Verrat dem Erzbischof ausgeliefert gewesen war, nach Wiederherstellung des Rechtszustandes jedes Jahr einen Pilger nach Santiago zu schicken. Dieses Gelübte wird — aus welchen Gründen, steht nicht fest — 1369 in die Errichtung eines Jacobus-Altars in Unser Lieben Frauen Kirche verwandelt mit jährlichen Einkünften von 30 Goldgulden für den Priester und jährlichen Geschenken nach Santiago. Der Papst gibt seine Zustimmung dazu. 1372 präsentiert der Rat den Priester Johann Papendorp für diese Vikarie. Noch im 17. Jahrhundert hat von dieser Stiftung ein Geistlicher der Liebfrauenkirche seine Einkünfte bezogen ⁴²⁾.

Es ist erstaunlich, welche Opfer und Mühsal sich die Menschen im Mittelalter mit diesen Wallfahrten auferlegt haben. Freilich, daß sie, je größeren Umfang sie annahmen, um so mehr in Gefahr waren, ihrem eigentlichen Zweck entfremdet zu werden, ist schon angedeutet worden. Es ist wohl verständlich, daß der fernhandelnde Kaufmann sich die Vorteile der Pilgerschaft zunutze machte, zumal die Gnadenstätten meistens in der Nähe der großen Handelszentren lagen oder der Weg an ihnen vorüberführte. Brügge, Bordeaux und Lissabon seien nur in diesem Zusammenhang genannt. Der Handel mit Gewürzen, Schmuckgegenständen, Wein und flandrischem Tuch war mit der Wallfahrt nach Santiago aus geschäftlichen Gründen durchaus einverstanden.

Aber der eigentliche Sinn der Wallfahrt mußte in dem gleichen Maße verlorengehen, in dem — offen oder geheim — andere Zwecke mit ihm verbunden wurden. Ob dieses den Beteiligten klagewesen ist oder nicht, ändert nichts an dieser Tatsache. Es ist ja nicht bei Kreuzzugsideen und merkantilen Plänen geblieben, die mit Wallfahrten verbunden wurden. Auch der Wunsch, fremde Länder zu besuchen,

⁴²⁾ Brem. UB III, Nr. 266, 28. Juni 1366; Nr. 376, 6. Dezember 1369; Nr. 429, 13. Dezember 1372. Schon am 10. Juli 1299 hatten vier Brüder Lumme im Gedanken an das Jüngste Gericht einen dem St. Jacobus geweihten Altar gestiftet, der mit jährlichen Einkünften von 4 Mark ausgestattet war. Brem. UB I, Nr. 529.

die Freude, herumzuschweifen, die Lust am Abenteuer, der Wille, lästige Bindungen loszuwerden, alle diese Nebenabsichten haben sich um so stärker hervorgeedrängt, je mehr die Wallfahrten Massenunternehmungen wurden, zu denen sich ganz verschiedenartig zusammengesetzte Scharen drängten. Das vorhin erwähnte Pilgerschiff in Plymouth ist Beispiel dafür. Ursprünglich war es die Angst um das eigene Seelenheil, die Bitte um Hilfe in Krankheit und Not, die Buße für begangenes Unrecht, der Dank für Errettung aus Gefahr, was in den Menschen den heißen Wunsch entstehen ließ, an besonders geweihter Stätte Gott Anbetung und Verehrung darzubringen. Je mehr aber die Wallfahrt veräußerlicht und entpersönlicht wurde, so daß man einen Vertreter entsenden konnte mit dem Auftrag, am Wallfahrtsort das zu erledigen, was eigenstes persönliches Anliegen sein sollte, desto mehr wurde ihr Ziel und Sinn in das Gegenteil verkehrt. Daher ist es verständlich, daß schon in vorreformatorischer Zeit auch von geistlicher Seite — so von Nicolaus Cusanus, dem großen deutschen Kardinal — scharfe Kritik an den Wallfahrten geübt wurde. Die Reformation hat mit diesem alten Stück Volksfrömmigkeit gebrochen. Luther zitiert im Zusammenhang mit seinem Kampf gegen die sogenannten guten Werke den bezeichnenden, das Gewissen beruhigenden Spruch:

„Wer da geht zu St. Jacob in Compostell und tritt in die Capell fährt nicht in die Höll.“

In seiner Jacobuspredigt führt er aus: „Hat aber jemand ein Gelübde getan, zu St. Jacob zu reisen oder an andere Orte, so laß es hinfahren. Doch sollst du solch dein närrisch und ungöttlich Gelübde bereuen und Gott um Gnade bitten, daß er dir solch Unwissenheit und Unglauben wolle verzeihen.“⁴³⁾ Damit war im protestantisch gewordenen Norden Deutschlands die Zeit für die Pilgerfahrten nach Santiago vorbei.

Und heute in Santiago selbst? Das Jahr 1965 war für Santiago ein „Heiliges Jahr“, da der Tag des Apostels, der 25. Juli, auf einen Sonntag fiel. Über eine Million Pilger haben in diesem Jahr die geweihte Stätte besucht. Dort sind die Wallfahrten also noch nicht zu Ende, sondern ein Stück lebendiger Volksfrömmigkeit in Spanien. Auf den Be-

⁴³⁾ Aus: Sermon von Sant Jacob, dem munteren und heiligen Zwölffboten, gepredigt zu Wittenberg Dr. D. Martinus Luther MDXXII.

sucher aus Norddeutschland macht der Ort mit seinem wundervoll geschlossenen architektonischen Gesamtbild, das allerdings in seinem Hauptstück, der Kathedrale, vom Barock geprägt ist, einen außerordentlichen Eindruck. Und wenn er dennoch etwas enttäuscht darüber ist, daß erst dieser spätere Stil mit seiner prachtvollen Schmuckfreudigkeit die Grabstätte des Apostels bestimmt, so empfängt ihn beim Eintritt durch den *Portico de la Gloria* die stolze und herbe Größe des romanischen Domes aus den ersten Jahrhunderten christlich-abendländischer Geschichte.

V.

**Niederländische Glaubensflüchtlinge in Bremen (1585—1600)
und ihr Briefwechsel**

Von Robert van Roosbroeck

Die Folgen der Anfänge der Lutherischen Reformation zeigen sich früh in Antwerpen. Hier werden schon ab 1518 die ersten lutherischen Schriften verbreitet; die Bibel wird übersetzt, und man kauft schon im Jahre 1521 in der Stadt die Schrift Luthers „Von der Babylonischen Gefangenschaft der Kirche“. Albrecht Dürer, der sich in Antwerpen niedergelassen hat, bekommt diese Schrift vom Antwerpener Stadtsekretär anno 1521 geschenkt. Noch ehe man in Bremen oder Hamburg der neuen Lehre folgt, hat Antwerpen seine Verfolgten um ihres Glaubens willen. Jacob Proost (Propst) aus Ieper, der Prior der Augustinermonche, der im Jahre 1521 noch in Wittenberg bei Luther weilt, wird 1522 in Brüssel verhaftet, zweimal hintereinander, kann fliehen, ist im Jahre 1523 Prediger in Bremen und stirbt hier am 30. Juni 1562: „der kleine dicke Flame“ hieß er bei Luther. Der neue Prior, Hendrik van Zutphen, wird im September 1522 in Antwerpen verhaftet, kann aber flüchten und predigt in Bremen, erst in einer Seitenkapelle in St. Ansgar, anno 1523 in der Kirche selbst. Indes folgt er dringlichen Rufen nach Dithmarschen, wird im Dezember 1524 aber in Meldorf verbrannt. Wir kennen Luthers schöne Predigt mit dem Schlußsatz: „Das ist kürzlich die ware Historie von dem Leiden des heiligen Martyrers Henrici von Zutphen“. Und wir kennen auch Luthers „Eyn neues Lied wir heben an“ für die Opfer aus Antwerpen, die am 1. Juli 1523 in Brüssel verbrannt wurden! Es ist bemerkenswert, daß die Antwerpener, die vor der Verfolgung fliehen mußten, dem alten Wege der Kaufleute, der „Flämischen Straße“, folgten.

Mit Proost-Propst oder Praepositus ist aus Antwerpen auch Adriaan Buxschott, Lehrer an der lateinischen Schule, geflohen (1523). Er sucht Hilfe in Wittenberg und wird dort vom Grafen von Hoya angefordert, um in seiner Grafschaft die „heilsame Lehre“ weiter zu führen. Er arbeitet als Prediger in Nienburg, predigt vom Jahre 1531 an aber in Hoya, wo er 1561 gestorben ist. Wir begegnen Adriaan Buxschott

als Visitor des Stiftes Bassum, dort die Reformation durchzuführen (1541); er meldet sich mit seinem Landsmann Johan van Hake ¹⁾).

Im Jahre 1536 ist in Bremen ein guter Bekannter des Erasmus tätig, Claus van den Bosche, der gleichfalls wegen der „lutherie“ die Stadt Antwerpen verlassen mußte. Er lebte in Basel, dann in Wittenberg und kam als Lehrer nach Bremen. Wir begegnen ihm später als Rektor der Lateinischen Schule in Wesel (1544) ²⁾.

Sie alle waren in der Richtung der „Flämischen Straße“ gezogen, deren Überlieferung scheint durchaus noch lebendig gewesen zu sein. Auch im ostfriesischen Raum waren mehrere geflüchtete Niederländer als lutherische Prediger tätig.

Sobald sich die calvinistische Glaubensänderung abzeichnet und dem Reformationsgedanken neue Kraft und Antrieb gibt, wird in den Niederlanden die Verfolgung heftiger. Die Edikte gegen die Anhänger der calvinistischen Lehre sind die Veranlassung, daß mancher Niederländer seine Heimat verläßt. Wir wollen hier vor allem die Lage der südniederländischen Flüchtlinge betrachten, aber selbstverständlich sind auch aus den sich jetzt freimachenden niederländischen Provinzen im Norden — aus Holland, aus Sealand, aus Groningen, aus Geldern und Utrecht — viele Protestanten geflüchtet. Erwähnt seien der Prediger van Haemstede, der Gelehrte Gnapheus und der Prediger Dr. Rizaeus aus dem grenznahen Hardenberg, der vor allem unter dem Namen seiner Vaterstadt bekanntgeworden ist.

Emden spielt dabei schon vor 1550 für die Niederlande die Rolle einer Art „Mutterkirche“: hier holen sich die verfolgten niederländischen „neuen Christen“ Rat und Hilfe, hier treffen sich manche niederländischen Prediger mit dem Emdener Konsistorium, und Emden ist die Stadt, wo viele niederländische Flüchtlinge landen. Der polnische Theologe Johannes à Lasco ist hier der Vermittler. In Ostfriesland meldet sich 1540 der obengenannte Dr. Albertus Rizaeus aus Hardenberg; 1543 ist er in Köln tätig, Feldprediger im Schmalkaldener Krieg, erwirbt er um 1547 in Bremen die Stelle als Prediger beim Domkapitel ³⁾. Nach Emden flüchtet auch der Flame Johan van der Moelen

¹⁾ Fr. Helfers: Aus der Kirchengeschichte des Hoyaer Landes, Bruchhausen-Vilsen, 1958, ab S. 37 — Fr. Bestmann, Bassum: Kirche und Stift im Wandel der Zeiten, Bassum, 1959, maschinenschriftlich S. 12.

²⁾ Dr. H. Forsthoff: Rheinische Kirchengeschichte, Bd. I, Essen 1929, S. 260 ff. — Nationale Biografie — Brüssel, 1966.

³⁾ Über Hardenberg: Forsthoff, S. 220, 232, 236, 275.

(Meulen) aus Nieuwekerke bei Ieper (Ypern). In Löwen wurde er *magister artium*; ab 1543 Schulrektor in Diest (bei Löwen), wurde er der calvinistischen Tendenzen beklagt und auch gefangengesetzt. Es gelingt ihm aus dem Gefängnis zu flüchten; Anfang 1553 sucht er in Emden Zuflucht. Der Emdener Bürgermeister Petrus Medmann empfiehlt ihn bei dem Domprediger Dr. Rizaeus in Bremen, dem es gelingt, von der Moelen-Molanus eine Stelle als Privatlehrer des Schülerkonvikts im Katharinenkloster zu vermitteln: seine Schüler sind schon im Anfang die Söhne der bedeutendsten Bremer Familien sowie auch die Kinder der über Emden gekommenen vornehmen Flüchtlinge ⁴⁾.

Inwieweit sich auch dann schon geflüchtete Handwerker aus Flandern in Bremen niedergelassen haben, steht im einzelnen nicht fest: wohl entnehmen wir den Äußerungen Hardenbergs, daß sich flämische Weber bei ihm wegen der Predigt beklagt hätten ⁵⁾.

Bremen war 1559 noch eine streng lutherische Stadt. Die lutherisch-calvinistischen Auseinandersetzungen finden hier die lutherische Geistlichkeit sehr angriffsfreudig. Dr. Rizaeus wurde ab 1556 stark angegriffen und im Jahre 1561 auch entlassen. Er wurde dann Prediger in Emden.

Auch Molanus wurde seiner Auffassung vom Abendmahl wegen stark befehdet, 1557 von seinem Landsmann Jakob Propst sogar „examiniert“. Er verließ Bremen im Jahre 1558 und wurde Professor — später Rektor — an dem neu gegründeten Gymnasium in Duisburg, wo er sich mit seinen niederländischen Kollegen gut zusammenfand: dort traf er den durch seine Karten berühmten flämischen Geographen Gerhard Kremer-Gerardus Mercator, den Niederländer Heinrich Geldorp (bis 1562 Rektor des Gymnasiums), den Antwerpener Hellenisten Cornelius Rhetius, den Genter Rektor Otho. Schließlich holte er sich von dort auch seine Gattin, die Tochter des Mercator.

Das Duisburger Gymnasium fand indes nicht den erhofften Widerhall, und im Jahre 1563 wurde es geschlossen. Molanus kehrte nach

⁴⁾ J. Moltmann: Johannes Molanus (1510—1583) und der Übergang Bremens zum Calvinismus, *Jahrb. d. Wittheit zu Bremen*, Bd. I, 1957, S. 119. Dort auch das Schrifttum. — Nationale Biografie, wie oben.

⁵⁾ H. Entholt: Die Evangelische Kirche Bremens, Ihre Entwicklung u. Bedeutung, Bremen, 1947, S. 10. — So bei A. Langhals: Die Bürgerbücher der Stadt Wesel, Neubürger von 1308—1677, Duisburg, 1950. S. u. über 1550, 17: *Hans van Lyr (Lier) is vertogen na Bremen mit der woeninge*.

Bremen zurück, wo man inzwischen durch Bürgermeister Daniel von Büren den Jüngeren zur Toleranz in der Kirchenpolitik zurückgekehrt war. So wird nun Molanus zum Rektor der Lateinschule ernannt — ein Amt, das er bis zu seinem Tode wahrgenommen hat ⁶⁾.

Vorher war hier der Niederländer Francken noch entlassen worden, der in der Steffenskirche gepredigt und sich nun nach Garrelt in Ostfriesland verzogen hatte ⁷⁾.

Es wird behauptet, daß der Bremer Rat, der wirtschaftlichen Entwicklung der Stadt wegen, Niederländer nach Bremen eingeladen habe. Wir wissen nur, daß Bürgermeister Daniel von Büren, von Molanus über die Möglichkeit der Niederlassung niederländischer Emigranten befragt, diese stark empfohlen hat, nur mit der aus kluger Voraussicht entsprungenen Bedingung, die Emigranten sollten sich einzeln und nicht in Gruppen melden ⁸⁾.

Gewiß dürfen wir annehmen, daß im Jahre 1567, als sich Tausende von Niederländern dazu entschlossen, ihre Heimat zu verlassen, solche auch nach Bremen geflüchtet sind. Noch waren es nicht immer ausgesprochene Anhänger Calvins. Der Bremer Heinrich Zobel, als Kaufmann in Antwerpen lebend, hatte seine Verbindungen gerade in dem Kreis der lutherischen Kaufleute. Aber es hat sich der bekannte Dichter und Publizist Marnix von St. Aldegonde, einer der führenden Männer der Opposition gegen die Spanier, Schüler des Calvin, während seiner Flucht nach Emden im Frühjahr 1567 in Bremen aufgehalten. Er fand mit seiner Familie eine Unterkunft im Hause des Gelehrten Bernhard zum Poene-Boenius und war dem Gastherrn dafür sehr dankbar; er begegnete in Bremen auch dem Molanus, der sich im Jahre 1577 noch gern dieser Begegnung und der anregenden Gespräche mit seinem Gast „vor dem Hause und vor der Schule spazierend“

⁶⁾ H. Entholt: S. 15. — J. Moltmann, a. a. O., S. 120—122 — Für die Univers. Duisburg: W. Ring, Geschichte der Universität Duisburg, Duisburg 1920. — Auch H. Averdunk: Geschichte der Stadt Duisburg, Duisburg, 1894. — Über die Schule van Molanus und den Unterricht, die Erinnerung eines Studenten, in: C. Van der Woude: Sibrandus Lubbertus . . . Kampen, 1963. — Auch Fr. Prüser: Das Bremer Gymnasium Illustre, Bremen, 1962.

⁷⁾ P. u. R. Miessner: Bremische Pastoren seit der Reformation, 1951. (Staatsbibl. Bremen), S. 5 — Cornelius Becker in der St.-Ansgari-Kirche, St.-Stephani-Gemeinde, S. 45: Franz Francken.

⁸⁾ In einem Brief des Molanus an seinen Freund Carolus Mylius, 7. Feb. 1572.

erinnerte⁹⁾. Wir wissen auch, daß der Graf von Brederode, der „große Geuse“, sich im Mai 1567 in Bremen umgetan und sich mit der Werbung neuer Fähnlein beschäftigt hat. Auch der Bruder des Prinzen von Oranien, Ludwig von Nassau, ist im Jahre 1568 in Bremen gewesen, wo Marnix van St. Aldegonde sich im September 1568 übrigens wieder mit anderen Niederländern getroffen hat. So hat Bremen in dem Fortgang des Aufstandes gegen Spanien eine Rolle gespielt¹⁰⁾.

Für die Emigration aus den Niederlanden ist nach 1569/1570 die Lage nicht mehr so dringlich wie vorher: es fliehen nur diejenigen, die wegen geheimer Versammlungen der reformierten Gemeinden unterm Kreuz unmittelbar bedroht werden, und für diese war Bremen doch nicht der richtige Ort. Sie flüchteten meist nach Städten, wo sich schon eine geheime Flüchtlingsgemeinde gebildet hatte. Schließlich war Bremen nach außen hin immer noch eine lutherische Stadt, obwohl der Superintendent Marcus Mening (1572—1583) als ein toleranter, vermittelnder Theologe galt. Die Lage änderte sich, nachdem die Prediger Dr. Widebram und Christoph Pezel, die seit 1574 in Nassau gearbeitet hatten, vom Rate berufen wurden. Im Jahre 1581 fand dann die „Kirchenvereinigung“ statt, und allmählich folgte die Kirchenreform. Molanus und seine Schüler beteiligten sich stark an diesen Reformen, und seine Schüler eiferten später für die Religionsfreiheit, nicht aber für eine calvinistische Kirchendisziplin¹¹⁾.

Es ist möglich, daß sich Handwerker und Kaufleute während dieser Jahre in Bremen niedergelassen haben. Findet doch auch immer eine innere Emigration statt: zeitliche Ereignisse — zum Beispiel eine Seuche, wirtschaftliche Stagnierung — veranlassen dann die Emigranten öfter, sich nach einem anderen Zufluchtsort umzusehen. Es waren aber auch immer noch Flüchtlinge aus Flandern unterwegs.

Aber nach 1574 meldeten sie sich kaum noch. Die Emigranten aus Holland und Seeland waren von Oranien in ihre Heimat zurückgerufen worden. In Flandern und Brabant war die Lage nach dem Abschied des Herzogs von Alba auch ruhiger geworden. Wohl trafen sich nach 1576 die Vertreter der aufständischen nördlichen Provinzen und der noch loyalen südniederländischen Gebiete in Gent (die „Genter Pazi-

⁹⁾ A. van Schelven: *Marnix van St. Aldegonde*, Utrecht 1939, S. 36.

¹⁰⁾ J. Moltmann, a. a. O. — Auch W. von Bippen: *Geschichte der Stadt Bremen*, Bd. II, Bremen 1898, ab S. 199.

¹¹⁾ P. J. van Herwerden: *Bij den oorsprong van onze onafhankelijkheid*, Groningen, 1947, S. 53 ff.

fikation“), wenn auch untergründig die allgemeine Rebellion gegen Spanien weiterschwelte. Im Jahre 1578 wurde sogar ein Religionsfriede vorgeschlagen und erlassen. Von Emigration war nicht mehr die Rede: aus mehreren deutschen Orten waren sogar viele Emigranten heimgekehrt.

Wieder anders aber wurde die Lage, sobald der neue spanische Gouverneur und Heerführer, Alexander, Herzog von Farnese, mit der Wiedereroberung der von den Generalstaaten unter Führung Oraniens verwalteten Provinzen begann. Städte in der Provinz Namen (Namur), im Hennegau, bald in Brabant und Südflandern werden von dem spanischen Feldherrn wiedererobert, und dort wird nur noch die katholische Religion geduldet. Wer aber bei seinem protestantischen Bekenntnis bleiben will, hat die Möglichkeit, das Land zu verlassen, seine Besitzungen zu verkaufen und innerhalb von zwei bis vier Jahren eine neue Heimat zu suchen.

Nachdem im August 1585 die große Kaufstadt Antwerpen in die Hand Farneses gefallen ist, kommt eine neue Emigrationswelle. Schon 1583 flüchten die Leute aus Tournai, aus Französisch-Flandern, bald die aus Ieper (Ypern) und Gent. 1585 folgen auch die aus Mecheln, Brüssel und Antwerpen. Ein Teil der Flüchtlinge richtet seine Schritte in nördliche Richtung: viele wählten das lutherische Hamburg, aber sehr vornehme Kaufleute ließen sich in Bremen nieder, wohl weil hier jetzt das religiöse Klima für die Reformierten günstiger war ¹²⁾.

Die meisten Emigranten sind erst nach 1583 nach Bremen gekommen, auch wohl weil allmählich die Wirtschaftslage günstiger geworden war. Natürlich hat jede niederländische Familie ihre „Emigrantengeschichte“, zum Beispiel der Fall der Brüder Jürgen und Cord von Berchem, die 1623 den Bürgereid leisten. Der Großvater Joachim von Berchem war mit der Tochter des bekannten Täufers oder Sakramentariers David Jorisz verheiratet; er gehörte einer der ältesten Familien Antwerpens an. Mit seiner Mutter, Anna van Etten, wohnte er auf dem alten Schloß in Schilde, wo sich auch David Jorisz eingenistet hatte. Sein Schwager, Cornelis van Liere, war auch mit David Jorisz bekannt. Und als die große Verfolgung der „Joristen“ anfang, flüchte-

¹²⁾ *Geschiedenis van Vlaanderen*, herausg. von Rob. van Roosbroeck, Antwerpen, 1939, Bd. IV, ab S. 183. Auch für Antwerpen: Rob. van Roosbroeck, *Brieven uit het belegerde Antwerpen, 1584/1585*, in „*Wetenschappelijke Tijdingen*“, Gent, 28. Jrg., nr. I. Rob. van Roosbroeck: *Emigranten, Davidsfonds, Leuven, 1968*, ab S. 16.

ten Mitglieder der Familien van Etten und van Liere, Joachim von Berchem und die Familie Jorisz nach Basel (1544), nachdem sie sich hier schon vorher wegen einer Niederlassung erkundigt hatten. Cornelis van Liere flüchtete nur bis Straßburg und kehrte dann bald nach Antwerpen zurück. Aber Anna van Etten und Kinder zusammen mit dem Sohn Joachim und die Joriszfamilie bleiben in Basel, wo 1556 der Täufer David Jorisz stirbt, wodurch die fremde Glaubenslage der Flüchtlinge aufgedeckt wurde. Anna van Etten kehrte nach Antwerpen zurück, während Joachim in Basel blieb; sein Sohn Adelborg ließ sich in Warburg nieder und wurde dort Erzieher des jungen Erbprinzen Moritz von Sachsen. Seine Söhne kamen dann später nach Bremen ¹³⁾.

Etwas ähnlich liegt der Fall Isaac Motte. Er gehört einer bekannten Emigrantenfamilie an, die schon 1567 in Köln erwähnt wird, wo er auch geboren ist. Auch seine Mutter war Flüchtling, Vater Motte, Seidenhändler, lebte in Köln und Frankfurt, war dort der geheimen Gemeinde angeschlossen und ist dann nach Bremen umgesiedelt. Isaac Motte heiratete 1611 die Tochter des Emigranten Claude Herlin. Beider Bilder hängen — von Tilmann-Schenk gemalt — im Kaminsaal des Neuen Rathauses in Bremen.

Manche Emigranten aus den Niederlanden werden in den Verzeichnissen der Zuwanderer bei Ruth Prange erwähnt ¹⁴⁾.

Allerdings muß bei den Zuwanderern aus Deutschland unterstrichen werden, daß mancher calvinistische Flüchtling aus den Niederlanden Jahre in anderen Orten gewohnt hatte, meistens dort, wo schon eine geheime Gemeinde entstanden war. Deshalb werden öfter Köln, Wessel, Frankfurt und auch die Gemeinden in der Pfalz als Ort der Herkunft angedeutet, etwa bei Alardin Dionys aus Schönau. Schönau war ab 1562 der Ort, wo sich viele wallonische Flüchtlinge aus den Niederlanden niedergelassen hatten, ähnlich Hanau, bis um 1598 Neu-Hanau als Flüchtlingsstadt gegründet wurde. Ich nehme an, daß auch Johann

¹³⁾ F. Prims: *Geschiedenis van Berchem*, Antwerpen, S. 94. — Ruth Prange: Die Bremische Kaufmannschaft des 16. u. 17. Jhs. in sozialgeschichtlicher Betrachtung (Veröffentl. a. d. Staatsarchiv d. Freien Hansestadt Bremen, Bd. 31, 1963), S. 193, Nr. 46/51 — dort auch Mitteilungen.

¹⁴⁾ Für die Familie Motte: R. Prange, a. a. O., S. 187. — R. van Roosbroeck, *Emigranten*, a. a. O., s. Register. — Für Motte: desgleichen H. Kellenbenz, *Unternehmerkräfte im Hamburger Portugal- und Spanienhandel (1590—1625)*, Hamburg, 1954, S. 218. — Porträts aus den Kreisen der Emigranten sind vom Bremer Maler Tilmann-Schenck gemalt worden, einige davon im Neuen Rathaus in Bremen. Vgl. L. Beutin, S. 38, Nr. 30.

de Binder aus Emden niederländischer Herkunft ist, ebenso wie Wolter Lorenz aus Hamburg, wo sich ein Steffen Wolters aus Antwerpen schon um 1570 mit dem Tuchhandel beschäftigte: er wird auch in Stade erwähnt. Bei Cornelius Adrian ist zu bemerken, daß in Hamburg eine Familie Cornelissen Adrianus tätig ist, die aus den Niederlanden, aus Roosendaal, stammte.

Wir wollen hier nicht jede Emigrantenfamilie erwähnen: nur wollen wir zu den Verzeichnissen von Kaufleuten unbekannter oder unsicherer Herkunft mitteilen, daß die Hardewins niederländischer Herkunft waren und in dem Briefwechsel derer van der Meulen öfters genannt werden. Auch Bürger Jacob Vetmenger ist niederländischer Herkunft ¹⁵⁾.

Nun erscheinen auch in den Briefen der Emigranten van der Meulen oder des Claude Herlin noch Namen von Emigranten, die in Bremen wohnhaft waren. So wohnte in Horn ein Kaufmann van den Berghe, guter Freund des Andries van der Meulen: wohl ein Niederländer! Es wird über die von Hoof(t)man geschrieben, d. h. von der Kompagnie Hooftman. Gillis Hooftman war der sehr bekannte Sohn des großen Reeders und Getreidekaufmannes Gillis Hooftman aus Antwerpen. Nach 1585 hatte der Sohn Gillis Antwerpen verlassen müssen und hat sich in Bremen niedergelassen, während seine Mutter in Frankfurt, Bremen und Hamburg erwähnt wird. Seine Schwester Johanna Hooftman war verheiratet mit dem niederländischen, genauer Antwerpener, Kaufmann Antonio Anselmo, der in Hamburg und nachher in Stade sein großes Handelsgeschäft betrieb. Gillis Hooftman war vermählt mit Catharina van Santfoort, Fraue, d. h. Freifrau von Gestel, die einer sehr vornehmen Antwerpener Patrizierfamilie angehörte. Die Familie der Frau Hooftman wird in Hamburg erwähnt. Frau Hooftman starb in Bremen — 1591 — und wurde im Dom bestattet! Gillis Hooftman hat für seine verstorbene Gattin im südlichen Seitenschiff vor dem Kreuzgang ein sehr schönes Epitaph errichtet „in der Erinnerung an süßeste eheliche Liebe . . .“ ¹⁶⁾. In Bremen wird auch der niederländische Kaufmann L'Empereur erwähnt, Schwager des Daniel van

¹⁵⁾ Für alle diese Namen siehe bei R. Prange und General-Register (zum Brem. Jahrb., Bd. 1—23, u. Serie II, Bd. 1 u. 2).

¹⁶⁾ A. Börtzler, Lateinische Inschriften Bremens, 1952, S. 150. — G. Dettmann, Die Steinepitaphien der bremischen Kirchen und die bremische Bildhauerkunst, Jahresschrift d. Focke-Museums, 1939, hier S. 165.

der Meulen, während in dem Briefwechsel des Herlin auch Kottwijk erscheint, wie auch der Postmeister Hoens, ein Niederländer, der aus Danzig gekommen war. Wir dürfen dabei nicht vergessen, daß alle diese Kaufleute auch meist ihre Knechte, Mägde, Secretarii oder Lehrlinge mitgebracht hatten.

Aber wie schon gesagt: diese niederländische Niederlassung in Bremen war schwankend in Größe und Zahl und konnte erst nach 1600 eine festere Gestalt erringen. Aus manchen Briefen gewinnt man den Eindruck, daß die Emigranten einen festen Kreis gebildet haben: Claude Herlin schreibt immer über *ceux de nostre nation*, die Grüße bestellen lassen, und berichtet ihnen, ob es gut oder weniger gut geht! Auch Andries van der Meulen grüßt seinen Bruder Daniel in dieser allgemeinen Form: „ . . . und alle die hiesigen Freunde grüßen Sie sehr herzlich . . .“ Diese Freunde, das war dann wohl der Kreis der Kaufleute, die sich morgens vor dem Schütting trafen . . . Ein Kreis von wohlhabenden niederländischen Bürgern, die den niederländischen Handwerkern — Webern, Färbern, Nagelmachern usw. —, die bestimmt dort lebten, aber nur gelegentlich erwähnt werden, sehr ferne standen, hatte sich offenbar in Bremen niedergelassen. Daß die meisten dieser Emigranten um 1590 noch keinen Bürgereid leisteten, hängt wohl damit zusammen, daß sie noch nicht wußten, ob sie in Bremen bleiben würden. „Vielleicht ist es möglich, bald nach der Heimat zurückzukehren?“ Das war die stete Frage. Vielleicht — so hat man wohl um 1590 und etwas später noch gedacht — kommt bald ein Friede mit Spanien, ein guter Friede, den eine siegende Republik mit einem geschwächten Spanien schließen kann. Sogar noch eine Möglichkeit gab es: die Republik hätte die südlichen Niederlande auch zurückgewinnen können. Und dann hätte man zurückkehren können in die *patria*, die wirkliche *patria*, nach Brabant oder Flandern. Und darauf hat man gewartet. Aber nach 1595 und bestimmt um 1598 hatte man die Hoffnung auf einen Sieg verloren. Und man überlegte sich sogar, daß, wenn es auch zum Friedensschluß käme, jedenfalls in der *patria*, also in Flandern oder in Brabant, die Religion nicht frei sein würde. Dann hatte es auch keinen Sinn, nach der Heimat zurückzukehren. Man versuchte durch Vermittlung, Besitzungen, die man dort noch hatte, zu verkaufen . . ., man entschloß sich, in Bremen zu bleiben, oder sich nach einer Stadt zu verziehen, wo sich mehr Niederländer — und das heißt dann wohl mehr Flamen, Brabanter oder Wallonen

— angesiedelt hatten . . . Man konnte auch nach dem Vaterland, der Republik, dem Rest der ehemaligen Niederlande zurückkehren, was schließlich Andries van der Meulen, die Mal(l)eparts und mancher andere wohl getan haben mögen. Das war auch die Absicht des Claude Herlin . . ., der aber im Jahre 1600 — gut fünfzig Jahre alt — verstarb ¹⁷⁾).

Und wer dann in Bremen geblieben ist, hat erlebt, daß seine Kinder den Bürgereid leisteten: so Berend Schmitt, so Frans Pirenz — oder Pierens —, der ohne Religionsfreiheit nicht nach Flandern heimkehren wollte. Und einige erlebten es auch, daß ihre Kinder im öffentlichen Leben der Stadt einen bedeutenden Platz erwarben.

Bei der Niederlassung der Niederländer in Bremen haben dann vor allem wirtschaftliche Gründe eine Rolle gespielt: die wirtschaftliche Lage der Weserstadt war günstig; denn die Neutralität Bremens gestattete Handelsbeziehungen mit den Niederlanden und mit Spanien, bzw. den südlichen Niederlanden. So war es den niederländischen Emigranten, die in Bremen oder Hamburg weilten, möglich, Handel mit Spanien und dem von ihnen beherrschten Teil der Niederlande zu treiben, was im Grunde einem Niederländer in der Republik nicht gestattet war. Und wohl deshalb sind mehrere Flüchtlinge, die sich erst in der Republik aufgehalten hatten, später in eine dieser Städte übergesiedelt. In Bremen und Hamburg war für diejenigen, die mit Spanien, Italien und dem Nahen Osten die Beziehungen erweitern wollten, die Lage günstiger, und die Flagge einer Hansestadt war manchmal der beste Schutz. Für manchen Antwerpener Kaufmann mögen die persönlichen Beziehungen aber auch eine Rolle gespielt haben. Man hatte bereits in Antwerpen oder sonstwo in den Niederlanden mit Bremer Kaufleuten Verbindungen geknüpft. Das ist wahrscheinlich wohl der Fall für Daniel und Andries van der Meulen und für die Schwäger Frans Pirenz, l'Empereur, Mallepart, die sich noch vor 1600 in Bremen niederließen ¹⁸⁾. Sobald Handel und Gewerbe in Bremen die Zeichen einer günstigen Entwicklung zeigten, sind dann wohl mehrere Familien, die in anderen Städten Deutschlands wohn-

¹⁷⁾ R. van Roosbroeck, *Nederlands of Brabants, Het vaderland in de 16^e eeuw*, in „*Periodiek*“, Jg. 21, Nr. 9, Nov. 1966, S. 235—246.

¹⁸⁾ Über diese Verhältnisse W. von B i p p e n, a. a. O., Bd. 2, S. 219 ff. — Entholt, H., u. Beutin, L., *Bremen und die Niederlande, Quellen u. Forschungen zur Bremer Handelsgeschichte*, II, Weimar, 1939. — G. W. K e r n k a m p, *De handel op de vijand, 1572—1609*, 2 Bde., Utrecht, 1934.

ten, nach Bremen verzogen. Die militärischen Spannungen um Köln, um Wesel, später in der Pfalz haben auch veranlaßt, daß Emigranten, die schon Jahre in dort liegenden Städten wohnten, nach Bremen übersiedelten. Auch aus Emden sind mehrere nach Bremen gekommen, sobald sich an der Ems die Lage wirtschaftlich und auch politisch weniger günstig und ruhig gestaltete. Mancher Niederländer hatte sich nach 1589 in Stade niedergelassen, als sich dort die Kaufleute der *Merchant Adventurers* ansiedelten und der *English Court* der Mittelpunkt des Tuchhandels mit England wurde. Aber der Erlaß des Kaiserlichen Mandats vom 1. August 1597 hatte zur Folge, daß die Engländer Stade verlassen mußten, und mancher Emigrant, der sich in Stade wohnhaft gemacht hatte, verzog sich nach Hamburg oder Bremen. Ein Teil des Tuchhandels verlagerte sich nun auch nach Bremen. Englische Tuche kamen über Middelburg und Bremen nach Deutschland, und so hatte Bremen seinen Vorteil aus der neuen Lage, bis die *Merchant Adventurers* 1611 ihren Tuchstapel endgültig nach Hamburg verlegten. Jedenfalls kannte Bremen die Belebung der Tuchindustrie, der Tuchbereitung, während der Getreidehandel — mit den südlichen Niederlanden und Spanien — eine schnelle Entwicklung nahm¹⁹⁾.

Diese allmähliche Verbesserung der wirtschaftlichen Lage in Bremen hat dann wohl manchen Emigranten veranlaßt, sich hier endgültig niederzulassen. Man kann nicht für jede Emigrantenfamilie genau feststellen, wann das der Fall gewesen ist. Manche mögen schon vor 1590 dort erschienen sein — so die Formanoir, die Familie de Verhagen oder Dwerghagen, die Familien Holle, Dirichs, ter Helle, Bouwer, möglich auch Schmitt, der vorher in Paderborn gelebt hat, aber um 1594 in Bremen erwähnt wird. Die Familie Terhel (ter Helle) kommt aus Vechta: aber der Kaufmann Dietrich Terhel muß schon um 1600 in Bremen gelebt haben. Der Vater Dietrichs, ebenfalls ein Dietrich Terhel, war Rat und Kämmerer der Herzogin Margareta von Parma; er hatte wohl nach 1567 Brabant verlassen und war dann nach Vechta gegangen.

Ein verwickelter Fall ist die Niederlassung des Frans Pirenz, auch Pierens, Pirens oder Piers genannt. Er leistete erst 1605 den Bürgereid, aber war schon um 1592 in Bremen erschienen. Um 1572 war er aus Flandern geflüchtet und lebte als reformierter Emigrant in Köln,

¹⁹⁾ H. Reptien, Stade als Hansestadt, Stade, 1933, S. 92 ff.

dann als Kaufmann in Frankfurt und hatte sich inzwischen mit einer Tochter der Antwerpener Familie van der Meulen verheiratet. Wir begegnen ihm wieder in Köln, wo er als Ältester der geheimen Gemeinde tätig war. Aber um 1590 verzog er sich nach Stade und war dort Ältester der niederländischen Gemeinde. Sobald die Lage in Stade weniger günstig wurde, kam er nach Bremen, wo sein Schwager Andries van der Meulen die Geschäfte der Familie van der Meulen, wozu auch Pirenz gehörte, weiterbetrieb ²⁰⁾.

Eine gewisse Schlüsselstellung hatte in Bremen, bereits erwähnt, Claude Herlin, aus Atrecht gebürtig, dessen Bruder Michel schon im Mai 1567 in Valenciennes hingerichtet worden war. Herlin hatte sich dann nach Antwerpen verzogen, wo er schon um 1578 als Kapitän in der Stadtmiliz genannt wird und bald als Hauptmann tätig war, also mit Befehlsgewalt über die Miliz eines Stadtviertels. Er floh 1585 mit seiner Familie — seiner Frau Agnes de Fines und drei Söhnen — nach Bremen. Sobald sein Freund Daniel van der Meulen von hier nach Leiden übersiedelt war (1591), schickte er ihm Briefe, die ihm alle möglichen Auskünfte gaben, über die Lage der Stadt Bremen und über die Verhältnisse der Emigranten. Seinen Briefen entnehmen wir Berichte über die Anwesenheit von Emigranten, die sonst nicht erwähnt werden. ²¹⁾.

Sehr wichtig sind die beiden Brüder van der Meulen aus Antwerpen. Daniel van der Meulen hatte schon im Jahre 1584 die Stadt Antwerpen verlassen, im Auftrage der Verwaltung und der Staaten von Brabant. Er war von der Ständevertretung nach Delft und Den Haag geschickt worden, wo die Staten-General und die Staten van Brabant tagten: er vertrat dort die Belange der Stadt Antwerpen. Wie sein Bruder Andries war er ein angesehener Kaufmann, sein Vater war

²⁰⁾ Über Pier, Prenius, Pierens, Gesamt-Register (z. Brem. Jahrb.), 5. Jg., S. 117. Von ihm Briefe in der *Collectie van der Meulen*, worüber weiter gehandelt werden wird. Wird auch genannt im Cassabuch der geheimen niederländischen Gemeinde in Köln, 1585/1586, war auch dort, so wie in Stade, im Konsistorium. Er sehnte sich sehr stark nach der Heimat, nach Brabant. — Auch R. Prange, a. a. O., S. 187. — in Bremen wohnte P. mit seiner Frau, vier Töchterlein, einem jungen Sohn, dem späteren Bürgermeister.

²¹⁾ Über Herlin, R. Prange, a. a. O., S. 235. — Bremer Staatsarchiv, Familiengeschichtliche Sammlung, 8. — J. J. V. Herlin, Stammtafeln des um 1590 von Flandern ausgewanderten Geschlechtes Herlin, Emden, 1914. — Dazu: J. J. H. U. Herlijn, Bausteine zur Geschichte der Familie Herlijn, Emden, 1920. — Die in meinem Beitrag erwähnten Briefe Herlins sind noch unbenutzt.

als Tuchkaufmann eingeschrieben; es wurde aber behauptet, daß sein Großvater ein einfacher Schuster gewesen wäre. Bei der Stadtmiliz hatte er den Posten eines Obersten und eine entsprechende Stellung bei der Verwaltung. Während nun die Stadt Antwerpen von den Spaniern belagert wurde — ab 1584 —, blieb Daniel außerhalb und meldete aus Delft, welche Hilfe in Aussicht gestellt wurde und welche Beziehungen sich mit Frankreich und England zu knüpfen schienen. Dabei verteidigte er die Belange der Stadt Antwerpen, wo die Not sehr groß wurde und wo man auf militärische, finanzielle und materielle Hilfe wartete: alle Vorräte seien nun bald verbraucht.

Der Bruder Andries war derweil Schöffe der Stadt Antwerpen und leitete mit anderen ihre Verteidigung gegen Allesandro Farnese. Er berichtete seinem Bruder Daniel alles, was in der Stadt vor sich ging: dieser Briefwechsel (1584—1585) ist sehr wichtig für die Geschichte der Belagerung. Indessen mußte die Stadt im August 1585 kapitulieren, und da überlegte Andries, was er mit seiner Familie, wozu auch die alte Mutter gerechnet werden muß, jetzt tun müßte. Er wollte fliehen und meldete seinem Bruder in Delft diese Absicht. Noch Ende August — als die Spanier schon in der Stadt waren — schrieb er darüber seinem Bruder, aber nirgendwo ist vermerkt, daß Bremen Ziel der Flüchtlinge sein würde — Ziel für seinen Bruder und für Andries. Denn schon im September 1585 war Daniel mit seiner Frau und „Zuhoren“ nach Bremen gekommen und hatte sich hier *husslick niddergesett*; im März 1586 wurde ihm diese Erklärung von *borgermeistern und rahtmannen* der „Stadt Bremen“ gegeben. Vermutlich ist er dann auch mit seinem Bruder Andries geflüchtet, der sich also Ende August darauf vorbereitet haben muß²²⁾.

In Bremen hatte der sonst so geschäftige Daniel keinen richtigen politischen Auftrag mehr; aber aus dem Briefwechsel der Brüder ist deutlich zu spüren, daß er sich trotzdem weiter mit der Politik der Generalstaaten beschäftigte und zu den dortigen Kreisen sehr gute Verbindungen behalten hatte. Jedenfalls war er dauernd unterwegs,

²²⁾ Erklärung, März 1586: *Wij, borgermeistere und Rahtmannen der Stadt Bremen* bezeugen . . . daß *Daniel von der Möhlen . . . tho Antwerpe gewonnen undt Huss geholden . . . nach dem 4. September 1585 sich in Bremen niddergesett* hat. — Noch im September 1585 hat Frau Daniel van der Meulen in Bremen ihr Testament niedergeschrieben. Stadtarchiv Leiden, *Collectie van der Meulen*, Testam. Nr. 40, Nr. 41. Testam. von Daniel und seiner Frau. — Auch der Kaufmann *L'Empereur* war im Jahre 1591 in Bremen.

und sein Bruder Andries meldete ihm, was in Bremen und in der Heimat geschah. Der Briefwechsel des Andries mit seinem Bruder fängt schon am 4. Februar 1586 an, als Daniel in Braunschweig weilte. Seine Frau lebte auch in Bremen, und dort wollte man die Heirat der Schwester Sara van der Meulen mit dem auch aus Antwerpen geflüchteten Kaufmann Malapart (Mallepart, Malepart) feiern. Daniel war inzwischen schon in Nürnberg, weilte im Mai 1586 in Haarlem, bald in Middelburg und war inzwischen auch schon nach Emden gekommen. Im Juni war er in London, bald darauf in Haarlem, aber im September wieder in London, dann wohl wieder in Bremen, bei seinem Bruder Andries, der inzwischen auch in Hamburg gewesen war. Man merkt es aus diesem Briefwechsel: von Bremen aus wurde der Handel wieder aufgebaut, wurde auch der Handel auf Spanien — was den Niederländern verboten war — gestaltet: Daniel hatte in den benachbarten Ländern die Lage untersucht, Verbindungen angeknüpft. Schon jetzt bestätigte sich eine besondere Eigenschaft dieses Briefwechsels: die Briefe sind im Grunde „geschriebene Zeitungen“: alle politischen Informationen werden weiter berichtet, und es zeigte sich bald, daß Bremen eine ergiebige Mittelstelle war ²³⁾.

Im Jahre 1591 verließ Daniel mit seiner Familie Bremen und wohnte hinfort in Leiden. Diese Stadt ist nicht nur wegen ihrer Textilindustrie wichtig, sondern auch wegen ihrer Universität, die dort im Jahre 1575 gegründet worden war und sich seitdem einen großen Ruf erworben hatte. Dort wurden bald auch die reformierten Prediger für die deutschen Gemeinden gebildet ²⁴⁾.

²³⁾ Der Briefwechsel befindet sich im Stadtarchiv Leiden in der Sammlung *Collectie van der Meulen*. Diese *Collectie* umfaßt Hunderte von Briefen aus Bremen, von 1586 bis 1599. Viele Briefe von seinen Geschäftsfreunden und „Intimi“: so die Briefe des Herlin, des Pierens, des l'Empereur, des Mal(l)epart; Briefe von Bremer Honoratioren, von Petzel, von den Stipendiaten, einen Brief von Lüder von Bentheim und anderes mehr.

²⁴⁾ Die Universität Leiden wurde im Jahre 1575 gegründet. So wird dann Leiden, schon bekannt wegen seiner Tuchindustrie und als Tuchmarkt, in der Nähe von Haarlem und Amsterdam, eine Pflanzstätte der reformierten Geistigkeit. Auch die Söhne der Bremer und Hamburger vornehmen Kreise kamen zum Studium nach Leiden. Über die Bedeutung der Leidener Universität für Deutschland vgl. H. S c h n e p p e n, *Niederländische Universitäten und deutsches Geistesleben*, Münster, 1960, 1970 auch als Nr. 3 in der Reihe „Nachbarn“, hrsg. von der Kulturabtlg. der Kgl. Niederländischen Botschaft in Bonn. — Vgl. auch die Arbeiten Friedrich Prüfers über das bremische Gymnasium Illustre.

Nun entstand ein reger Briefwechsel zwischen Bremen und Leiden, der nicht nur wichtig ist für unsere Kenntnisse über die Handelsbräuche, den Handelsverkehr und die Geschäfte der Gesellschaft van der Meulen, sondern der uns auch über die politische Lage in Europa und über die Geschehnisse in Bremen und in der Nachbarschaft aufklärt. Aus diesem Briefwechsel gewinnen wir außerdem ein sehr deutliches Bild des Familienlebens und der geistigen Bedürfnisse und Verhältnisse des gebildeten Kaufmanns.

Die Aufmerksamkeit gilt dabei nicht nur den Geschehnissen in der niederländischen Heimat, d. h. in der Republik der Niederlande oder in den von den Spaniern besetzten südlichen Provinzen, wo noch so viele ihrer Verwandten und Bekannten lebten, sondern galt auch Frankreich, England, dem Elsaß und der Schweiz, und natürlich den Ereignissen, die sich in unmittelbarer Nachbarschaft — Bremen, Lüneburg, Westfalen — abspielten.

Wo die Fähnlein der Generalstaaten unter Führung des Moritz von Nassau ausrückten und sich dem Feind stellten — in Groningen, in Geldern, in Jülich, den Rhein entlang wurde auch noch gegen Spanien gekämpft —, können wir als Ereignisse verfolgen. Die Bremer Kaufleute wurden von den Bekannten in der Republik „informiert“; aber andererseits hatten sie auch ihre eigenen Berichtsquellen über die Kämpfe bei Coevorden nahe Lingen; und man wußte genau, welche und wie viele Fähnlein vom Bischof von Münster oder von deutschen Adligen geworben wurden und an welcher Seite sie kämpften. Wir werden auch genau unterrichtet, wo und wann in der Nachbarschaft eine große Ansammlung von Truppen stattfindet. Erscheint irgendwo ein Vertreter des Königs von Spanien oder von Frankreich auf einer Versammlung von niederdeutschen Adligen — so in Lüneburg —, dann werden wir damit bekanntgemacht.

Große Aufmerksamkeit fand König Heinrich von Navarra in seinem Kampf um den Thron Frankreichs oder bei seiner Belagerung der Stadt Paris. Hierüber war unser Andries van der Meulen sehr gut unterrichtet. Er stand diesem König Heinrich sehr freundlich gegenüber und erblickte in ihm — was schon während der Belagerung Antwerpens der Fall war — den *Defensor Fidei*, den Verteidiger der reformierten Kirche und der Niederlande —, was sich allerdings bei seinem *Paris vaut bien une messe* änderte. Wir wollen später über die Herkunft seiner *nouvelles* und „Informationen“ schreiben, aber jetzt

schon betonen, daß der Schwager des Andries, der Kaufmann Vivien, auch Emigrant, der sich in Köln und Aachen aufhielt, ihn auch in Bremen besuchte, gute Verbindungen zu den Lütticher Kreisen unterhielt und von dort über die Vorgänge in Frankreich unterrichtet war, u. a. in Sedan, Straßburg, in der Bourgogne. Dieser Vivien war vor kurzem — anno 1595 — sogar in Brüssel gewesen, wegen einer Belehungsformalität, und hatte dort allerhand „Informationen“ aufgefangen über den Krieg in Frankreich, über den Anteil des süd-niederländischen Adels an den Kämpfen gegen König Heinrich von Navarra, über die Absichten des neuen Statthalters, des Erzherzogs Ernst von Habsburg; alles wurde dem Schwager berichtet, der dann seinem Bruder Daniel in Leiden alle Berichte weitergab. Und Daniel, der auch seine persönlichen Quellen hatte — so u. a. bei Herrn Calvart, Vertreter der Republik Frankreich, dem Agenten des Königs von Navarra bei den deutschen Fürsten —, meldete dann im Austausch alle neuen Berichte ²⁵⁾. So wird Andries eine Art Mittelstelle für alle möglichen diplomatischen, politischen und auch strategischen Berichte.

Mannigfaltig waren die Informationsquellen des Andries in Bremen. Wir lesen in seinen Briefen den Ausdruck: *man schreibt mir, man meldet mir*. Hier handelt es sich um Berichte, die ihm seine Korrespondenten, seine Handelsfreunde melden. Gelegentlich wird auch der Name des Briefschreibers mitgeteilt — so Vivien —, denn das waren Herren, die auch Daniel, dem Geschäftsmann, bekannt waren. Es gibt übrigens auch in diesem Kreis der „Korrespondenten“ Leute, die den Auftrag hatten, Berichte zu sammeln . . . So hatte der Bruder Daniels einen Korrespondenten — ihm wohl zu Dank verpflichtet —, der ihm aus Den Haag, wo er eine bedeutende Stelle hatte, alle Informationen besorgte. Einem Brief vom Jahre 1597 entnehme ich: *suivant ma dernière promesse à votre demande . . .* Er schickte ihm wichtige „interzeptierte“ Briefe, *lettres vrayment dignes d'estre communiquées à chaque homme de bien . . .* Was der Bruder Daniel erreichte, wurde auch sofort dem Andries in Bremen gemeldet, der es dann in seinen Kreisen berichtete, sofern sein Bruder Daniel weiter nicht davor warnte und die Geheimhaltung gebot. So hatte Bruder

²⁵⁾ Vor allem sind die Briefe von Andries sehr wichtig. Die Briefe von Daniel sind, abgesehen von einigen Konzepten und Abschriften, leider nicht mehr erhalten; aber auch den Briefen des Andries entnehmen wir, was und worüber Daniel geschrieben hat und welche Reisen er noch unternommen hat.

Daniel in Lüttich gelegentlich einen Korrespondenten, dessen Briefe nur reine *nouvelles* und „Informationen“ waren, wichtig für die französische und südniederländische Politik; diese „Informationen“ waren aber unter Geheimhaltung gestellt. Sie waren aber, so antwortete ihm Andries, in Bremen in dem Kreise der Kaufleute schon längst „ausgeplaudert“: Bremen als Mittelpunkt der politischen Informationen ²⁶⁾!

Es kam auch vor, daß Andries seinem Bruder mitteilte: *Ich habe eben erfahren* . . . Man darf annehmen, daß es Informationen waren, die er in seinem Kreise gehört hatte: von Kaufleuten, die von einer Reise heimgekehrt waren, von Ratsherren, die „mehr wissen“, vom Domdechanten oder vom Domvikar, die öfters unterwegs waren. Es betrifft hier dann meistens Berichte über den Aufmarsch von Fähnlein in der Nachbarschaft, von Truppenansammlungen im Westfälischen. So auch, wenn er schreibt: *Ich habe allerhand erfahren über England*, dann waren es wohl Bemerkungen, die er auf der Versammlung der Kaufleute gehört hatte und die er seinem Bruder, der mit England viel bessere Verbindungen hatte als er, nur am Rande mitteilte. Er hatte auch seine Handelsagenten in Venedig, und die meldeten ihm allerhand über die Kampfhandlungen gegen die Türken. Die wohl wichtigsten Berichte wurden als *lettres de* oder noch mehr als *nouvelles de* angedeutet.

Die beiden Worte *lettres et nouvelles* werden öfters erwähnt und immer in Verbindung mit dem Namen einer Stadt, die am Rande eines Kriegsschauplatzes lag . . . Wenn er dann schreibt *les dernières lettres* ohne Andeutung des Korrespondenten, dann betrifft dies wohl besondere Informationsbriefe. Es handelt sich gegebenenfalls über *les dernières lettres de Sedan* oder *de Strassbourg* oder *de Valenciennes* ²⁷⁾.

Und wenn Andries schreibt *les dernières lettres de Sedan* — dann weiß sein Bruder, daß es sich um solche Informationsbriefe handelt. So berichtet er in seinem Brief, daß *par lettres de 26 janvier (1594) de Rouen, oder par lettres du 4 et du 5 de Valenciennes* etwas Besonderes mitgeteilt wird. Er meldet seinem Bruder, der doch sein Teilhaber im

²⁶⁾ So die Briefe von Rob. De Weert, ab 1593 aus Marburg, ab 1597 aus Den Haag — *Collectie van der Meulen*, Nr. 683.

²⁷⁾ In fast jedem Brief wird über diese *nouvelles* geschrieben. Andries meldet Daniel z. B.: ich schicke Ihnen mit gleichem Bote *nouvelles d'Italie*.

Geschäft ist, nicht, welcher Agent ihm geschrieben hat, weil eben die *lettres de* eine Art geschriebener Zeitung sind: diese *lettres* bringen ihm allerhand Berichte über die Ereignisse in Paris; die *mesmes lettres* bringen die „Informationen“ über die militärischen Geschehnisse im Norden Frankreichs.

Wenn er auch einmal schreibt *Quelcun fraichement venu de Metz . . .*, wird der Unterschied deutlich: er nennt *lettres de Valenciennes, de Prague, de Sedan, de Strassbourg . . .* die besonderen Informationen und schickt gelegentlich diese *nouvelles* seinem Bruder Daniel. Handelt es sich um Hamburg oder Stade, dann heißt es einfach: *on me mande de Stade!* Man meldet mir „aus Stade“ . . . oder „aus Venedig“. Im Archiv seines Bruders, wo alle diese Briefe des Andries und der vielen Korrespondenten aufbewahrt werden, durch Zufall auch wohl für uns behalten sind, fand ich eine ganze Reihe solcher *lettres* oder *nouvelles von Prag* oder vom *Kampfplatz vor den Türken*, sogar eine ganze Reihe geschriebener Briefe über Ereignisse in Antwerpen. Selbst aus Danzig liegen solche *nouvelles vor*²⁸⁾.

Alle diese Nachrichten und Informationen werden dem Bruder weiter zugeschickt oder einfach in den langen Briefen auch mitgeteilt. Auch der Briefwechsel des Herlin bringt uns „Informationen“, aber ganz anderer Art. Wo Herlin mehr gemütlich erzählt, über bekannte Leute und Dinge schreibt, gelegentlich einmal etwas Politisches meldet, das er bei den Freunden erfahren hat, ist der Fall bei Andries ganz anders. Die Briefe sind fast systematisch abgefaßt: erst kommen die Geschäftsinformationen und Meldungen, dann die Berichte über Bekannte, mit denen man geschäftlich zu reden und zu verhandeln hat; dann kommen gelegentlich Berichte über die Lage des Geschäfts, über die Preise für Getreide, Holz oder Textilien, und natürlich werden die Verhältnisse der Compagnie besprochen. War es doch Brauch, für jedes große Geschäft eine Compagnie zu errichten mit den Companen, auch mit solchen in einer anderen Stadt. Die Verteilung der Anteile in der Compagnie wird in dem Briefwechsel behandelt. Ist man soweit, und sind auch die Informationen über die Schiffe und ihre Ladung besprochen — wir erfahren z. B., wie man die Ware nach Vegesack zu führen hat, wo die Schiffe für die Niederlande und für Italien an-

²⁸⁾ *Collectie van der Meulen*, Nr. 245: *nouvelles de Strassbourg*, Zeitung von mererley Orten, *nouvelles von Dansick* (2. August 1595), *nouvelles aus Bremen über Emden*, 18. Juni 1595.

kerten —, dann folgten in den Briefen die mehr „intimen“ Informationen: über die Lage der Familie, wer krank ist, welche Schwäger in Bremen verweilen, welche Schwester gerade das Wochenbettzimmer verlassen hat, welche Verwandte sich bald verheiraten werden usw. Wir erfahren, wie es Bekannten ergangen ist, und gerade hier ist es uns auch möglich, etwas über die Kaufmannsmoral und die religiösen Gefühle zu lesen. Aber dann kommen in dem Schreiben die politischen Informationen: meistens an erster Stelle über die Niederlande, dann die über die europäischen Verhältnisse. Schließlich folgen dann allgemeine Mitteilungen, die öfter geistige, kulturelle Angelegenheiten berühren, so Berichte über Stipendiate, über Gelehrte, über die Lage der Leidener Universität . . . und auch Mitteilungen, die den Bau der neuen Wohnung Daniels in Leiden betreffen und wofür in Bremen von Lüder von Bentheim und Johan van der Horst gearbeitet wird. Hier erhält man wichtige Auskünfte über Holzeinkäufe im Bremer Lande ²⁹⁾. Dazu kommen gelegentlich ganz besondere Mitteilungen über die Bremer Verhältnisse, allerdings weniger bei Andries als in den Briefen des Herlin.

Politische Aufgeschlossenheit für den ganzen weit gespannten Kreis der europäischen Beziehungen zeigt sich in fast allen Kaufmannsbriefen. Aber betrachten wir das nächste, das nachbarliche Feld, so gewinnen wir, jedenfalls aus dem Briefwechsel des Andries van der Meulen und des Claude Herlin, den Eindruck, daß das Verhältnis dieser niederländischen Emigranten zu der Bremer Bevölkerung nicht sehr innig gewesen sein kann. Erwähnt werden nur die Bürgermeister, einige vornehme Familien wie die Esich, die Kenckel, Kaufleute oder Lieferanten, sowie gewisse geistliche Herren wie der Domdechant und der Domvikar, womit gewiß einer der Herren gemeint ist, die das Erbe des alten Kapitels verwalteten. Mit den Bürgermeistern sind die Beziehungen wohl recht herzlich gewesen: so mit dem Bürgermeister

²⁹⁾ Stipendiaten sind u. a. Christophorus HELLERUS: (*Collectie v. d. M.*, Nr. 370, Briefe aus Bremen und Utrecht; 1599/1600), Henr. ISSELBURGIUS aus Bremen (Nr. 380). — Briefe aus Frankfurt, Genf, Bremen, Utrecht: auch ein Brief der Mutter aus Bremen an *myn lieve Son thue herberg by Doctor Franshosi Gomarii by die hogen scholl zu leyen . . .*, 28. Jan. 1599. Sie war die Witwe eines Pastors.

Die Briefe der Stipendiaten sind aufschlußreich: sie beschreiben die Methode des Studiums, die Bücher, welche bearbeitet werden, die Tageseinteilung eines Studenten.

Heinrich Zobel, der bis 1577 in Antwerpen gelebt hatte und mit dem die van der Meulen wohl enge Beziehungen pflegten: Heinrich Zobel wurde 1583 zum Ratsherrn gewählt. Im Jahre 1588 wurde *Andries von der Molen von Antorff* mit dem niederländischen Kaufmann Nikolaus Mallepart bei der Taufe der Anna Zobel als Gevatter gefragt. Bei der Bürgermeisterwahl des Heinrich Zobel schreibt über *seinen Komperen . . . , d. h. meinen Freund*³⁰⁾ 1597 Andries. Die Freundschaft äußert sich noch in manch anderer Weise: so wird Andries oft für Zobel, für Bürgermeister Steding und andere gute Freunde in Bremen bei Daniel drängen, daß man doch die schon längst versprochenen Obstbäume verschicken möge: schöne Apfelbäume, Birnbäume, Aprikosenbäume und sogar etwas sehr Seltenes, einen Maulbeerbaum! Andries möchte auch gern, daß das bekannte Bier aus England bald hierher verschickt würde, denn das würde den Herrn vom Rat bestimmt gefallen . . . Auch der Käse aus Holland ist willkommen. Übrigens schicken die Bremer Herren gelegentlich auch ihren schönen Gruß: einige Fässer gutes Bremer Bier, das Daniel in Leiden wohl sehr gerne hat. Und darum auch die Bitte des Andries: Daniel möge doch bald einmal dem Herrn Domvikar einen schönen Brief schicken . . .

Da sind dann auch die Beziehungen mit der Familie Krefting — Heinrich Krefting war Bürgermeister —, und auch ihm wurden Bäume zugeschickt. Weiter erfährt man von der Freundschaft mit der Familie des Bürgermeisters Christian Steding, und noch manches andere mehr. Als Daniel von der Meulen Bremen im Jahre 1591 verlassen hatte, ließ er sich in Leiden vom Bremer Baumeister Lüder von Bentheim bei dem Bau seiner Patrizierwohnung in Leiden helfen. Aus Bremen wurde dazu mit Hilfe des Kaufmanns und Reeders Johan Clamp viel Baustoff nach Leiden befördert. In dem Briefwechsel zwischen Andries und seinem Bruder Daniel lesen wir um 1593 alle Berichte über den Versand der bearbeiteten Steine für Treppe, Fenster und Flur; wir lesen über den Schornsteinmantel, der ihm vom Bremer Johan von der Horst verkauft wurde; über das Holz — die Balken in jedem Format —, das in der Umgebung von Bremen gekauft wurde, so in Osterholz,

³⁰⁾ W. v o n B i p p e n, Lebensbeschreibung des bremischen Bürgermeisters H. Zobel, 1539—1615. (Bremisches Jahrbuch, 9. Bd., 1877, S. 101 ff., auch R. Prange, a. a. O., S. 235.)

wobei die Hilfe des Domdechanten und der Stadtherren unentbehrlich war. Wir merken auch, daß die van der Meulen für die finanzielle Abfertigung zwischen Lüder von Bentheim und dem Leidener Stadtrat in der Angelegenheit des Baues des Leidener Rathauses vermittelten³¹⁾. Der Briefwechsel zwischen Daniel van der Meulen und seinen Bremer Freunden und Verwandten bringt auch für die Geschichte der Stadt Bremen in diesen bewegten Jahren manche Besonderheit ans Licht.

So wird in den Briefen Herlins über die Pestseuche in Bremen berichtet³²⁾. Ubrigens enthalten alle Briefe Herlins kleine Hinweise auf die Lage der Stadt. Sie sind keine „Kaufmannsbriefe“, doch wohl Briefe eines guten Freundes, der viele Leute in Bremen kennt und weiß, daß sein Freund in Leiden gern etwas über gemeinschaftliche Bekannte hört. Er weiß, was in den Familien der Bremer Bekannten vor sich geht; er macht jeden Morgen seinen Spaziergang in der Stadt, begegnet „vielen *Kompanen*“ und gibt allerhand kleine „Informationen“ über die Familien weiter. So meint er, daß die Lage Bremens um 1592 nicht sehr günstig sei: „Seit die Ems wieder für die Schiffe zugänglich ist, geht es in Bremen weniger gut mit dem Handel“, Emden war der Rivale. Es gibt zuviel Räuber und auch zuviel Soldaten der Coevorder Garnison (Niederländer), die Bremer Kaufleute verhaften und dann hohes Lösegeld fordern. Sogar der Sohn des Emigranten Berent Smit, Urgroßvater des späteren Bürgermeisters, wurde in Groningen verhaftet und mußte durch Vermittlung des Bremer Rates befreit werden.

Aber, so fährt Herlin fort, obwohl die Lage nicht so günstig ist, werden in der Stadt doch viele neue Wohnungen gebaut, fast in allen Straßen. Man kann hier kaum eine Wohnung, sogar keinen Wohnkeller finden, und zieht ein Bewohner um, sofort sind die Häuser und

³¹⁾ Brief von Lüder von Bentheim an Daniel van der Meulen, 19. Okt. 1597, betr. Bau des Leidener Rathauses und die Bezahlung (*Coll. v. d. M.*, Nr. 317).

In den Briefen von Andries wird Lüder von Bentheim öfter erwähnt: so wegen der Bearbeitung der Steine, des Transports der Steine, „was er noch zu besorgen hat“, usw. Der Transport geschah (auch für das Leidener Rathaus) meistens durch Schiffer J. Clamp.

³²⁾ Die Briefe des Claude Herlin: erster Brief ab 1592, letzter im Jahr 1600, dann starb Daniel. Die Briefe des Herlin zeigen den „weisen“ Kaufmann, den Mann mit Lebenserfahrung, sind aber sehr wichtig als Klimazeichnung. *Collect. v. d. M.*, Nr. 371.

Keller wieder vermietet. Nur an der „Weidekant“ ist nichts zu machen. Hier droht, sagt man, immer die Pest.

In den Vororten der Stadt — so Herlin — werden nun überall landschaftliche Wohnungen erbaut: er meint wohl die kleinen Landhäuser, die von den Kaufleuten außerhalb der Stadt errichtet wurden. Herlin hat das auch in Antwerpen erlebt. Andries bittet seinen Bruder in Leiden, ihm ein neues Buch über *la maison rustique* zu kaufen. Er erwähnt, daß er mit seinen beiden Schwägern — auf Besuch in Bremen — den Kaufmann Franz van den Berge — auch wohl einen Emigranten — draußen in seiner Villa in Horn besucht habe ³³⁾.

Die Zeit ist aber sehr unruhig, und der Rat der Stadt fühlt sich nicht ganz sicher. Darum hat er eine große Menge Getreide aus dem Ostland und aus Braunschweig aufgelagert: so ist dann die Stadt und sogar das Stift gesichert gegen die Ausschreitungen der „Unseren“, d. h. der niederländischen See- und Landmacht. Die junge Republik nahm es den Bremern übel, daß die Kaufleute auch Getreide nach den südlichen Niederlanden und sogar nach Spanien verschickten. Übrigens machten auch die niederländischen Emigranten dieses Geschäft mit dem spanischen Feind mit. Dieses Getreide war jetzt, um 1600, in dem 1591 bei St. Steffen gebauten neuen Kornhaus aufgestapelt. Und Herlin beschreibt dieses Kornhaus, das Daniel van der Meulen noch nicht kannte, das er aber wohl bald kennenlernen würde, denn er weilte häufig in der Weserstadt. Herlin erzählt dann allerhand über einige Bremer Familien, so über die von Gerd Putteman, über die Witwe Dietrich Kenckels, über viele Bremer Bekannte, die ihm begegnet waren.

Er meldet in seinen Briefen, wie es mit dem Wetter ist, welche Gefahren der Schnee bringt, wie wegen des Regenwetters die Ernte sein wird. Und da schreibt er: die Leute von Hooftman geben nur acht auf die Geschäftslage, wieviel Getreide verkauft wird, usw... Aus dieser kleinen Bemerkung wird es deutlich, daß Hooftman in Bremen wohl viel mit der Getreideausfuhr zu tun hatte. Und in manchen Briefen gibt Herlin Auskunft über den Preis von Korn und Roggen und über die schlechtere Preislage in Hamburg. Er meldet seinen

³³⁾ Über diesen Besuch, einen Unfall und die Bremer Ärzte: R. van Roosbroeck, *Zestiendeeuwse chirurgen aan 't werk* in „*Periodiek*“, 23. Jg., Nr. 3/4.

Freunden auch, welche neuen Niederländer hier eintreffen: der Kaufmann Niklaus Mal(l)epart, der Schwager des Andries, Kompagnon des Van-der-Meulen-Geschäfts, und auch der sehr tätige und vornehme Kaufmann und Reeder Balthasar Moucheron, der in Middelburg tätig ist und dort die Fahrt auf Indien und Rußland einrichtet . . . Auch Moucheron war Emigrant. Herlin meldet auch Begegnungen mit Bremer Gelehrten, den Brüdern Johann und Dietrich Esich, die, im Dienste des Pfälzer Herzogs von Zweybrücken, Bremen verlassen hatten und gute Bekannte der niederländischen Kaufleute waren . . . ³⁴⁾.

Wichtig sind Herlins Mitteilungen über die Pestseuche. Er hat schon über eine Art von Pest geschrieben: es sterben hier viele Leute an einer Art von Pest . . . Aber 1598 hat sich die Pest nun auch in Bremen gemeldet, nachdem sie in Hamburg und Emden ihre Opfer gefordert hatte. Im Brief vom 4. Juni 1598 — in Eile geschrieben — bittet er Daniel um die Anschrift eines Pestmeisters, eines Flamen, der früher in Bremen gelebt, es aber wegen Schwierigkeiten mit dem Rat verlassen hatte. Er sollte jetzt in Leiden ansässig sein. Man brauchte ihn in Bremen, *denn die Pest wütet jetzt*. Der Pestmeister Joest Hoen — ein Emigrant . . . aus Danzig gekommen — sei *vor Pest* gestorben. Es sterben jetzt in Bremen jeden Tag 15 bis 25 Personen, oft sogar mehr, *vor Pest*. Sie fange jetzt an *von Straße zu Straße zu springen*, aber in breiten und geräumigen Straßen sei es noch nicht soweit. Wohl aber in der Katharinenstraße, *wo nun schon 9 Häuser infiziert seien* . . . Viele namhafte Bürger hatten die Stadt verlassen und wohnen außerhalb. Herlin ist der Meinung, daß, sobald die Krankheit sich meldet, die Parole heißt: *cite fuge et longe, schnell und weit fliehen*. Von zehn Kranken werde nur einer gerettet. Und dann nennt er solche Bekannte, die schon gestorben sind. Gerade habe er von einem Emigranten, der in Stade lebe, den Bericht empfangen, daß auch in Hamburg wieder die Pest wüte.

In den folgenden Briefen wird weiter über die Pest geschrieben: Herlin selbst und seine Familie, viele niederländische Kaufleute, *ceux de nostre nation*, und dann Bremer Leute hätten die Stadt verlassen. Er selber wohnt jetzt in Stade. Viele niederländische Familien seien von der Pest angesteckt worden, heißt es jetzt in seinen Briefen,

³⁴⁾ So die Briefe Herlins, 28. Juni 1592, November 1593, September 1595, April 1596.

und es stürben im Verhältnis mehr niederländische Leute als Bremer. Alle versuchten der Seuche zu entkommen: sogar arme Leute strengten sich an, ihre Kinder aus der Stadt zu bringen. In Stade selber sei nur eine Wohnung „infiziert“. Aber in Bremen stürben täglich 40 bis 50 Menschen. In Emden sei es noch schlimmer: da seien es jeden Tag 50 bis 75 . . . Dann erzählt er weiter über die wirtschaftliche Lage in Stade ³⁵).

Und im Oktober 1598 wird dann mitgeteilt, daß die Pest in Bremen aufgehört habe. Man will wieder in die Weserstadt fahren. Herlin — und er schreibt dazu *und mein Compane Kottwijk*, wir wollen nach Bremen zurück.

Mit dem Geschäft ging es nun gut. Die Engländer importierten englische Tücher über Middelburg nach Emden, Stade und Bremen: die Tücher wurden dann — auch in Bremen — gefärbt und appretiert. Nur Hamburg, Lübeck und Lüneburg weigerten sich, die Tücher zu nehmen: holländische Kriegsschiffe mußten die Handelsschiffe bis vor Stade gegen Hamburg in Schutz nehmen. Sein Brief vom März 1599 — wohl sein letzter vor seinem Tode im Jahre 1600 — bringt Informationen aus der Bremer Umgebung: der Erzbischof von Bremen habe seine Leute — 500 Soldaten — in Langwedel antreten lassen; in Lüneburg würde eine Versammlung der adligen Herren abgehalten . . . und der Herzog von Braunschweig habe seine 300 Reiter im Land von Hoya gelagert . . . Auch in Emden würden Soldaten geworben; denn das Kapern von Schiffen höre nicht auf: sein Sohn Johann war mit Pommeraulx — auch einem niederländischen Emigranten — in Emden . . .

Alles in allem: der Briefwechsel des Herlin bietet für den Historiker sehr viele Informationen über das menschliche und politische Klima in der Stadt Bremen und in den Städten Stade und — allerdings weniger — Emden.

Anders ist es mit den Briefen des Andries van der Meulen ³⁶). Während wir für Herlin nur über gut 20 Briefe verfügen, ist es so, daß Andries von 1592 bis 1599 seinem Bruder Daniel fast jede Woche einen Brief geschickt hat. Allerdings, die Art des Briefwechsels ist

³⁵) Über die Pestseuche in Bremen: Briefe Herlins April 1596, Juni/August 1598, Oktober 1598 aus Stade, aus Bremen 16. März 1599.

³⁶) Der Briefwechsel umfaßt Briefe aus Antwerpen, 1584/1585, aus Bremen 1586/1587, und dann ab 1592 bis 1599. Stadtarchiv Leiden, *Collectie van der Meulen*, Nr. 593 — a/b/c/d.

völlig anders: wo Herlin kaum über Geschäfte schreibt, hat jeder Brief des Andries über manche Seiten nur Geschäftsandeutungen, und wir können aus dieser Korrespondenz manches lesen, was uns über die Geschichte des Handels in Bremen belehren kann: was von Bremen verschickt wird; wohin es verschickt wird; welche Rolle Frankfurt in dem Handel auf Italien spielt; was nach Hamburg geleitet wird; welche Schiffer den Transport von Bremen auf die Niederlande, von Hamburg auf Middelburg und weiter ausführen; welche Zahlungsmodalitäten in Frage kommen, welche Niederländer in Bremen oder Stade und Hamburg (und Frankfurt) oder in Italien im Handel tätig sind. So erfährt man auch, welche Niederländer in Bremen ihren Wohnsitz haben. Wir lesen über Antoine l'Empereur, Großkaufmann, der auch aus Antwerpen geflüchtet war, in Köln und Frankfurt gelebt hat, Verwandter der van der Meulens, der nun einige Jahre in Bremen bleiben wird; später verzog er sich nach Holland — in Utrecht, Haarlem — und meldete sich von neuem in Stade. Er ist ein Geschäftsmann, dessen Briefe fast nur von Geschäften handeln und nur ausnahmsweise — bei der Geburt eines Sohnes — den Weg der romantischen und frommen Äußerungen betreten, aber dann in rührend schöner Weise. So werden in den Briefen des Andries öfter niederländische Kaufleute oder Unternehmer genannt, die gelegentlich in Bremen weilten. Natürlich wurden auch politische „Informationen“ mitgeteilt, die sich auf Bremen oder auf die Niederlande beziehen. Wir lesen z. B., welche Leute hier als Vertreter des Königs Heinrich IV. oder als Gesandte aus den südlichen Niederlanden in Bremen gemeldet sind, und wir wissen auch, welche Mitglieder der Nassauer in Bremen und in Stade auf Besuch kommen und sich die Weserstadt ansehen wollen.

Gelegentlich wird etwas Wichtiges aus den Bremer Geschehnissen mitgeteilt: als Heinrich Zöbel zum Bürgermeister gewählt worden ist, nennt ihn Andries van der Meulen: *Onse vriendt end mijn Compeer*, d. h. mein „Intimus“. Als 1597 an Stelle des Bürgermeisters Steding Daniel von Büren gewählt wurde, urteilte Andries folgendermaßen: ein schwacher Mann, der die Arbeit nicht gewohnt, körperlich auch nicht stark, aber fest in der Religion ist; er habe studiert und „stuhle“ auf dem „Respekt“, daß Vater und Großvater 105 Jahre lang der Stadt gedient haben . . . Mit solchem Mann sei einem schließlich besser geholfen als mit einem dieser jungen Doktoren. Wir werden über alle Maßregeln unterrichtet, die Bremens Bischof für die militärische Ver-

teidigung seines Bistums trifft, und vor allem sind wir in der Lage, aus diesem Briefwechsel die Verhältnisse zwischen dem Rat und der Kapitelgeistlichkeit zu verstehen. Anlässlich der Wahl eines neuen Bischofs (1596) waren in Bremen Rat und Kapitularherren uneins geworden. Der Rat gehe nun gegen den Domvikar und seine Mitarbeiter, die Domherren, vor. Alle die Privilegien, die ihnen zustanden, wurden zurückgenommen. Gehe einer der Domherren spazieren, d.h. vor das Tor, werde er nicht mehr in die Stadt hineingelassen, und man hetze die Leute gegen den Domvikar auf. Sogar die Frauen und Kinder würden aus der Stadt geführt, und die Geistlichen beklagten sich beim König von Dänemark. Die Ereignisse sind uns bekannt; wichtig ist das Klima, das sie umgibt. Sehr dumm, so urteilte Andries — ein guter Freund des Domvikars —, daß der Rat seine Bürger zur „Meuterei“ aufweckt. Wohin solle das nur führen?

Es zeigt sich, daß sich die „Patrizier“ aus Flandern — denn Patrizier waren sie schon in der flämischen Heimat — wohl dem Adel ebenbürtig fühlten und auch als sehr angesehene Gäste betrachtet wurden. Ein Graf von der Lippe — dem wir später in den Niederlanden begegnen — war vom Kaiser zum Kommissar ernannt worden, um in die Streitigkeiten mit Stade in der Angelegenheit des englischen Tuchstapels zu vermitteln. Der Graf meldete sich im Februar 1596 bei Andries van der Meulen. Er hatte den Auftrag, für den Kaiser niederländische Gemälde zu kaufen und wollte diesen „geheimen“ Auftrag mit Hilfe des Kaufmanns van der Meulen erledigen. Er kommt zu Besuch, versucht sehr freundschaftliche Beziehungen zu unterhalten, schreibt ihm Briefe, lädt ihn zum Besuch in sein Schloß ein, bringt ihm einen Hirschen. Aber da redet der Kaufmann und Patrizier: das Geschäft wird er machen, die Gemälde werden in Holland von den Agenten und Verwandten des Andries gekauft; aber alles andere wird abgelehnt: keine Besuche und dergleichen, das ist reiner Zeitverlust. Denn . . . die geistigen Perspektiven des Grafen sind ihm „zu eng“ — *te eng van geeste*. „Er ist mir zu *timide*, und dazu sehr ehrgeizig . . .“ Dazu kommt dann die Philosophie des reformierten Kaufmanns: „Gott hat seine Gaben sehr verschiedentlich, seinen Gnaden nach, verteilt.“

Der Briefwechsel des Andries van der Meulen und der seines Bruders bilden für die Geschichte der Stadt Bremen eine einzigartige Quelle.

Viele aufschlußreiche Besonderheiten sind dem Briefwechsel noch zu entnehmen: so, daß es z. B. jeden Tag einen Boten nach Emden gibt, der die Korrespondenz, aber auch die Fahrgäste „besorgt“, und daß die Verbindungen mit den Niederlanden für den Verkehr der Personen auch schon bestehen. Der Bruder Daniel — auf Besuch in Deutschland — hat die Rückfahrt nach Leiden über Bremen unternommen, eine Fahrt, die 17 Tage dauert, und wir finden in seinen Aufzeichnungen den ganzen „finanziellen“ Bericht über die Reise. Wir lesen genau, welche Vorbereitungen getroffen werden, was man aus Bremen mitnehmen will, etwa die sehr guten Bremer Schinken, die in einem Faß verpackt und mit dem Schiffer auf Amsterdam — Johann Clamp — befördert werden; wie man sich Pulver und Kugeln kauft, weil Halunken und Soldaten, sogar Räuber unterwegs ihr böses Geschäft machen, und was an Obst und Brot mitgenommen wird. Wir verfolgen die Fahrt: Farge — Berne — Oldenburg — Apen (im Gasthof Blixhuys) — Oldersum — Emden. Dort nimmt man das Schiff, und nun muß man mehr Vorräte mitnehmen, denn auf dem Schiff muß man sich selbst versorgen. Wir lesen über die Versorgung im Gasthof und noch über so manches sonst. So wird die Reise über Amsterdam bis Leiden beschrieben und „finanziell“ auch verantwortet . . . ³⁷⁾.

Soweit wir dies alles darstellen konnten, war es nur ein Griff aus den vielen „Informationen“, die uns das Bremen und seine Umgegend zeigen, so wie ein flämischer Kaufmann es gesehen und erlebt hat. Auf jeder Ebene bringt dieser Briefwechsel Besonderheiten, die sehr bezeichnend sind und für die Geschichtsschreibung der Stadt Bremen nicht unerwähnt bleiben dürfen.

Es lohnt sich nicht, das Schicksal jeder Emigrantenfamilie zu verfolgen. Manche Familien — so die van der Meulen, so die Mal(l)epart — haben sich später in der Republik der Niederlande niedergelassen. Viele aber sind in Bremen ansässig geblieben, und wir begegnen später ihren Söhnen als Ratsherren, sogar als Bürgermeister der Weserstadt: so dem Sohn des Franz Pierens, in Bremen geboren 1593, dem bekannten Juristen und Bürgermeister der Stadt; so auch dem

³⁷⁾ Über diesen Briefwechsel u. a. noch R. van Roosbroeck, *Reizen, zorgen en ziekte, familieleven in de 16e eeuw*, „*Periodiek*“, 20. Jg., 3; *Nederlandse Patriciers in exiel*, „*Periodiek*“, 20. Jg., 9; *Het „Oncostboeckken van onse huishoudinge, an. 1592“* in „*Periodiek*“, 21. Jg., 5. — Er wurde auch für mein Buch „Emigranten“ benutzt.

Urenkel des Brabanters Bernhard Schmidt, dem Bürgermeister Heinrich Schmidt; so dem Urenkel des Martin Eelking und des Johan Formanoir . . . Wir begegnen den Nachkommen — bis ins 18. Jahrhundert bleiben die Namen der Kinder flämisch, die eine ganze Zeit doch einen geschlossenen Kreis bilden — im wirtschaftlichen und kulturellen Leben der Weserstadt. Es würde sich lohnen, die Bedeutung ihres Schaffens im wirtschaftlichen Bereich näher zu untersuchen.

VI.

**Daniel Gerhard Heisius,
Pastor in Arbergen 1704—1747.****Zugleich Erinnerung an das 250jährige Gedenken an den Neubau
der Kirche in Arbergen**

V o n W i l h e l m B e r n e r

August Freudenthal spricht in seinen Heidefahrten¹⁾ von dem Pastor Daniel Gerhard Heise als einem Original des 18. Jahrhunderts. Er schreibt: „Er war ein tüchtiger Mann und führte ein strenges Kirchenregiment. Bei der durch viele Prozesse mit seinen Vorgängern verwilderten Gemeinde wußte er sich sehr in Respekt zu setzen; er bediente sich dazu nicht allein des Wortes Gottes, sondern oft auch einer Hundepfeife, die er selbst des Sonntags unter dem Talar in der Kirche bei sich führte... Die Gemeindemitglieder fürchteten den Pastor Heisius wegen seiner Strenge noch nach seinem Tode, und manche wollen ihn alsdann noch haben herumwandeln sehen, weshalb man seinen Geist durch katholische Priester exorzieren und nach dem Holze bei Thedinghausen bringen ließ, wo der Aberglaube ihn bis auf den heutigen Tag noch umgehen läßt.“

Diese anekdotenhaft gespickte, in sich unwahrscheinliche Geschichte hat mich angeregt, mich näher mit dem Leben von Heisius zu befassen. Anekdoten enthalten meistens einen wahren Kern und überliefern, übertrieben und verzerrt, kennzeichnende Wesenszüge der betreffenden Person. Ich will versuchen, das Leben von Heisius aufgrund der erreichbaren Quellen nachzuzeichnen und zu deuten.

1. Lebensgeschichte

Heisius (eigentlich Heise) — die Latinisierung des Namens entsprach dem Brauch der Gelehrten seiner Zeit — stammt aus einer Geistlichenfamilie des ehemaligen Erzstifts Bremen. Der Pastor Ernst Heise trägt 1675 in das Kirchenbuch der Gemeinde Krummendeich im Lande

¹⁾ August Freudenthal, Heidefahrten II (Bremen 1892), S. 118.

Kehdingen ein²⁾: „den 10. April mein Sohn Daniel Gerhard geboren und den 13. getauft“. Ernst Heise wirkte in Krummendeich von 1670 bis zu seinem Tode 1680³⁾. Wir gehen wohl nicht fehl in der Annahme, in ihm den Sohn des von 1629 bis 1659 in Wulsdorf bei Bremerhaven nachgewiesenen Pastors M. Reinhardt Heise zu sehen⁴⁾. Heisius verlor seinen Vater sehr früh, im Alter von fünf Jahren. Er besuchte zunächst die Schulen in Stade und Hamburg⁵⁾. 1693 finden wir ihn auf der Universität Greifswald⁶⁾, wo er am 21. November 1695 über das uns fremd anmutende Thema *idea errante in Monstrorum generatione* disputiert⁷⁾. Drei Jahre bleibt er in Greifswald und be-

²⁾ Kirchenbuch der Gemeinde Krummendeich (Kehdingen) — H. Schlichthorst, Beiträge zur Erläuterung der älteren und neueren Geschichte der Herzogtümer Bremen und Verden (Hannover 1796), 1. Bd., 40 S. — Philipp Meyer, Die Pastoren der Landeskirchen Hannovers und Schaumburg-Lippes seit der Reformation (Göttingen 1941), Bd. 1, S. 29.

³⁾ W. v. Issendorff, Kirchliche Geschichte der Gemeinde Krummendeich, in der Zeitschr. d. Gesellschaft f. niedersächs. Kirchengesch., 14. Jahrgang 1909, S. 106, gibt eine einleitende Kirchenbuch-Eintragung von Ernestus Heisius wieder, wonach dieser am 21. Sonntag nach Trinitatis 1670 in sein Amt berufen wurde; er führt ihn aber nur bis 1678 und kann nicht angeben, ob er versetzt oder in Krummendeich gestorben ist. Aus dem in der Staatsbibliothek Bremen (Brem. B. 694) befindlichen Mscr. von Georg Wilhelm Plate, Pastor zu Drochtersen, Predigerverzeichnis des Kehding-Ostensen Kirchenkreises, ergibt sich S. 59 indes, daß Ernst Heisius, der sein Amt 1670 antrat, es „wie sein Leben beschloß 1680“ (an anderer Stelle, S. 134, „trat hier an 1671 und 1680 in die Ewigkeit“ [sic]). Die Kirchenbücher in Krummendeich haben eine Lücke von 1678—1695.

⁴⁾ In der Matrikel des Gymnasium Illustre in Bremen ist 1665 unter Nr. 41 eingetragen: „Ernestus Heisius Wulsdorffio Brem.“ (offenbar der Vater von Daniel Gerhard Heisius), in Wulsdorf aber weist Schlichthorst a. a. O., 3. Bd., S. 294, unter „Nachrichten vom Vielande“ M. Reinhardt Heise als Prediger von Wulsdorf 1629—1659 — ohne nähere Angaben — nach. Ebenso die Kopie einer Handschrift aus der Bibliothek von J. H. Pratje (allerdings ohne Jahresangabe) in der Staatsbibliothek Bremen, Brem. B. 694.

⁵⁾ Schlichthorst a. a. O, Heise ist weder in der Matrikel des auf den Hochschulberuf hinführenden Akademischen Gymnasiums in Hamburg noch im „Album Johannei“, dem Schülerverzeichnis der Gelehrtenschule des Johanneums nachweisbar (dankenswerte Auskunft des Staatsarchivs Hamburg). In Stade sind Schülerverzeichnisse der älteren Zeit nicht erhalten.

⁶⁾ Matrikel der Universität Greifswald, 2. Bd. (1646—1700), S. 203, Nr. 20: „21. Maii 1693 Daniel Gerhard Heise, Bremensia, Stada, veniens juravit“. Daß man seinen Lebensweg verfolgt hat, beweist der Zusatz: *jam pastor in pago quodam Bremensi*.

⁷⁾ Schlichthorst a. a. O.

gibt sich dann für nicht ganz zwei Jahre auf die Universität Leipzig ⁸⁾. 1704, also mit 29 Jahren, wird er als Pastor nach Arbergen berufen, wo sein Vorgänger im Amte Augustin Holstein am 21. August 1704 verstorben war. Ob Heise während der nicht nachgewiesenen Zeit von etwa 1700 bis 1704 auf Reisen oder als Erzieher tätig war, wissen wir nicht. Am Sonntag Iudica 1705 führt ihn der Generalsuperintendent Dieckmann in sein Amt ein, das er bis zu seinem Tode 42 Jahre verwalten sollte ⁹⁾.

Als Frau führte er keine Tochter des Landes heim, sondern eine Greifswalderin, die Witwe von Dr. Nicolaus Dassovius, Anna Louisa Catharina, geb. Siricius. Dassovius war ordentlicher Professor an der Universität Greifswald, Senior der theologischen Fakultät und Pastor an St. Marien gewesen. Es kann sich nur um die Witwe seines Greifswalder Lehrers handeln, denn zu der Zeit, als sich Heisius in Greifswald immatrikulieren ließ, war Nicolaus Dassovius (eigentlich Claus Dassau) dort Professor der Theologie. Die auffallende Tatsache, daß Heise die *W i t w e* (nicht etwa eine Tochter) seines Greifswalder Professors heiraten konnte, erklärt sich daraus, daß Dassovius verhältnismäßig spät, mit 45 Jahren, die damals erst 14jährige Tochter seines früheren Lehrers Professor Michael Siricius heiratete. Als Dassovius am 8. August 1706 starb, war seine Witwe 35 Jahre alt. Binnen Jahresfrist heiratete sie den viereinhalb Jahre jüngeren Heise. Das alles erklärt die auffälligen Altersverhältnisse ¹⁰⁾.

Die glänzende Hochzeit, an der die akademische Gesellschaft der Greifswalder Universität teilnahm, fand am 12. Juli 1707 in Greifswald statt. Eine ganze Anzahl der Hochzeitsgedichte, kunstvoll gesetzt und gedruckt in deutscher und lateinischer Sprache, hat sich dank dem Sammeleifer von Johann Philipp Cassel, Professor der Beredsamkeit

⁸⁾ In der jüngeren Matrikel der Universität Leipzig 1559—1809 ist er allerdings erst zwei Jahre später eingetragen: „Heise Dan. Gerhard. Thumen i. W. 1698 M 33“. Auch stimmt die Herkunftsbezeichnung nicht. An der Identität besteht jedoch kein Zweifel. Thumen ist sicher verlesen aus Bremens. oder Stadens., überdies bestätigt Schlichthorst a. a. O. positiv, daß Heisius in Leipzig studiert hat. In einem Kirchenvisitationsprotokoll vom 16. Juli 1719 bezeugt Heisius selbst, daß er drei Jahre in Greifswald studiert habe und anschließend 1½ Jahre in Leipzig.

⁹⁾ Schlichthorst a. a. O.

¹⁰⁾ Über Nicolaus Dassovius vgl. Allgemeine Deutsche Biographie.

und der freien Künste in Bremen, in der Staatsbibliothek Bremen erhalten ¹¹⁾. Es handelt sich um Wortkunst im Stil des Barocks.

Immerhin enthält ein Gedicht unter all dem Schwulst witzige, fast sentenzartige Bemerkungen, die hier, weil gar nicht barocken Geistes, wiedergegeben seien:

„Allein / was nützt es doch / wenn man bey vielen Zeilen /
 Da man zur Taffel sitzt / und isst / und trinckt / und spricht /
 In dem man sie durchliest / sich wolte viel verweilen!
 Ein langes Carmen schickt sich zu der Freude nicht.
 Die Kürtze wird gelobt: was kurtz ist / wird gelesen:
 Was lang und künstlich ist / bleibt vielmahl unberührt /
 Und krieget / ehe man vermeint / ein ander Wesen /.
 Man packt Confect darein / dass sich doch nicht gebührt.
 Zudem / so weiss ich auch / dass Euch an diesem Tage
 Die Zeit wird fallen knapp / ihr habt sonst was zu thun.“

Es mag der Frau nicht leichtgefallen sein, den gewohnten großen Lebenskreis mit dem Leben auf einer stillen Landpfarre zu vertauschen. Ihr Vater, Michael Siricius, war Hofprediger in Güstrow, daneben Theologieprofessor in Rostock gewesen, und ihr erster Gatte, Professor Dr. Nicolaus Dassovius, ein Schüler ihres Vaters, wirkte bis zu seinem Tode 24 Jahre als Professor der Theologie an der Universität Greifswald und war daneben dort Hauptpastor an Sankt Marien. Aber diese nicht alltägliche Verbindung spricht für eine starke Zuneigung der Gatten.

Die ersten Amts- und Ehejahre fielen in eine unruhvolle Zeit. Erst die Jahre 1715/1719 brachten eine Festigung der Verhältnisse: Kurhannover erwarb die Herzogtümer Bremen und Verden endgültig, und damit wurde die Bahn frei für das ureigenste Werk von Heisius, den Neubau der Kirche in Arbergen. Hier fließen die Quellen reichlicher, so daß der Neubau weiter unten ausführlich im Zusammenhang mit der politischen Entwicklung dargestellt werden kann.

Heisius ist seiner Gemeinde bis zu seinem Tode durch zweiundvierzig Jahre hindurch treu geblieben. Nur einmal, 1724, mußte er seine Tätigkeit ein Jahr unterbrechen und die Verwaltung der bremischen Superintendentur übernehmen ¹²⁾. Aber das geschah ohne sein Zutun, er gehorchte lediglich einer Anordnung des Konsistoriums, die im Grunde eine Auszeichnung war. Der durch seine ausgebreitete Gelehr-

¹¹⁾ Staatsbibliothek Bremen, CS XXVI, 14 a—c.

¹²⁾ Schlichthorst a. a. O.

samkeit berühmte, aber sehr streitbare Superintendent, Scholarch und Erste Domprediger in Bremen, Dr. Gerhard Meier, war am 25. Februar 1723 gestorben¹³⁾, und die Stelle wurde erst am 18. April 1725 durch den Superintendenten Crusen wieder besetzt¹⁴⁾. In der Zwischenzeit verwaltete Heisius, wie gesagt, ein Jahr allein den bremischen Kirchenkreis, der den Dom zu Bremen und die Kirchen zu Lesum, Ritterhude, Scharmbeck, Osterholz, Hambergen, St. Jürgen, Lilienthal, Arbergen, Achim und Daverden umfaßte.

Am 14. Oktober 1730 starb Frau Heisius im Alter von 60 Jahren nach 23jähriger Ehe. Ob Kinder aus dieser Ehe hervorgegangen sind, habe ich nicht feststellen können, weil sich die im Kriege ausgelagerten Kirchenbücher noch in der DDR befinden¹⁵⁾. Heisius, der beim Tode seiner Frau 55 Jahre alt war, war noch ein zweites Mal verheiratet; denn in dem Begräbnisstellenverzeichnis der Pfarre in Arbergen¹⁶⁾ wird ausdrücklich von der ersten Frau von Heisius gesprochen, und aus dem Kirchnenebenbuch von Arbergen ergibt sich zufällig, daß seine Frau Sophia Magdalena am 18. August 1746 Patin bei der Tochter des Küsters in Arbergen war.

Heisius starb am Karfreitag, dem 31. März 1747, im Alter von fast 72 Jahren. Er liegt in der Kirche vor dem Altar neben seiner ersten Frau begraben. Er hatte sich diese Stelle vom Konsistorium ausgebeten und der Kirche dafür 50 Reichstaler gegeben¹⁷⁾. Die Inschriften der Grabsteine lauten:

Daniel Gerhardus Heisius
Pastor in Arbergen ist
Geboren 1675 den 10. Aprill
Gestorben den 31. Martyi 1747
Im Ampte hie gestanden 42
Jahre seines Alters 72
Jahre
weniger 10 Tage.

Anna Louisa Catharina
Heisin, geborene Siriciin.
Ist geboren 1670 den 14.
Octobr. mit diesem ihrem
Ehemann gelebet 24 Jahre
Gestorben den 14. Oct. 1730
Ihres Alters 60 Jahre.

¹³⁾ H. W. Rotermund, Nachrichten über Lebensveränderungen von Superintendenten der Domkirche zu Bremen, Bremen 1804, S. 33.

¹⁴⁾ H. W. Rotermund wie Anm. ¹³⁾, S. 63.

¹⁵⁾ Aus den Kirchennebenbüchern von Arbergen, soweit sie sich im Staatsarchiv in Stade erhalten haben, sind jedenfalls für die Jahre 1715 bis 1726 keine Kinder von Heisius nachzuweisen.

¹⁶⁾ *Inventarium Corporis Bonorum Eccl.* zu Arbergen in der Pfarre daselbst unter „Begräbnisstellen“.

¹⁷⁾ Ebd.

Heisius setzte in seinem Testament ein Stipendium von 2000 Reichsthalern aus, an dem etwa vorhandene Verwandte vor andern Anteil haben sollen¹⁸⁾. Die Art dieser Testierung mag die Annahme rechtfertigen, daß Heisius tatsächlich keine Leibeserben hinterlassen hat. Als Wertmaßstab für die Höhe des Stipendiums diene der Hinweis, daß der ganze Kirchenneubau etwas mehr als 2000 Reichstaler gekostet hat.

2. Der Kirchenneubau

a) Zustand der Kirche

Das eigentliche Lebenswerk von Heisius war der Neubau der Kirche, den er unter schwierigsten Verhältnissen in dem kaum vorstellbaren Zeitraum von weniger als 30 Wochen bewerkstelligte. Wir schöpfen — zu unserem Glück — aus einer guten zeitgenössischen Quelle, aus der von Heisius in dem neuerbauten Gotteshause gehaltenen und zwei Jahre später gedruckten Einweihungspredigt, von der sich ein Exemplar — wahrscheinlich aus dem Nachlaß von J. H. Pratje stammend — in der Staatsbibliothek Bremen befindet¹⁹⁾. Die Druckschrift umfaßt 48 Seiten, von denen drei Viertel allein den theologischen Teil betreffen. Es ist leicht zu ermessen, daß der Gottesdienst mehrere Stunden gedauert haben muß, den Gemeindegang nicht gerechnet.

Der Zustand der Kirche muß beängstigend gewesen sein. Heisius spricht von ihr²⁰⁾ als einer „sehr kleinen / unförmlichen / und was das meiste / sehr baufälligen Wohnung und Tempel / massen das Fundament desselben gar schlecht gegründet / das Sparrenwerk verfault / die Mauern von den schweren Gewölben gewaltig geborsten /

¹⁸⁾ Schlichthorst a. a. O.

¹⁹⁾ Staatsbibliothek Bremen, Brem. c. 810., Nr. 4. Der umständliche Titel lautet: *Encaenia Arbergensia* (Anm. d. Verf.: Enkainia = Fest der Erneuerung oder Einweihung des Tempels bei den Juden). Das ist Christliche Einweihung des neu-erbaueten Gottes-Hauses zu Arbergen wie selbiges am 23. Sonntage nach Trinitatis 1719 nach Anleitung des ordentlichen Evangelii durch Gottes Wort und Gebät / in ansehnlicher und Volkreicher Versammlung / dem heiligen drey-einigen Gotte geheiligt und übergeben. Auf Verlangen unterschiedlicher Freunde und Liebhaber Göttlichen Worts zum Druck befordert von Daniel Gerhard Heisio, Pastore zu Arbergen. Stade / Gedruckt bey sel. Caspar Holweins Erben / 1721.

²⁰⁾ Der besseren Lesbarkeit wegen in der heutigen Rechtschreibung wiedergegeben; Ausdruck und Zeichensetzung mußten aber beibehalten werden.

die bei starken Sturmwinden einen gefährlichen Einfall / und daher gar entstehendes Unglück / gedrohet. Welches mich öfters nicht wenig betrübet und viel Seufzen verursacht / und mußte mein Herz vor Leid gleichsam brechen / wann noch einige Liebhaber Gottes und seines Wortes / die vor mehr denn zwölf Jahren ihre Begierde / sich nebst den ihrigen in den Tempel des Herrn einzufinden / wann ihnen nur ein Ortchen könnte angewiesen werden / entdeckt / wegen Mangel des Raumes / mit abschlägiger Antwort und / so zu sagen von der Versammlung der Heiligen abzuweisen / genötigt wurde.“

Wie Heisius ferner sagt, zwang ihn sein Gewissen, schon zu schwedischen Zeiten um eine Erweiterung des Gotteshauses anzuhalten. Diese wurde zwar genehmigt, aber die folgenden „trübseligen Zeiten“, wie er sich ausdrückt, verhinderten die Ausführung. Unter den trübseligen Zeiten sind der Spanische Erbfolgekrieg 1701 bis 1714, mehr noch der Nordische Krieg— 1700 bis 1721 — mit seinen unmittelbaren Auswirkungen auf unser Gebiet, und die Pest im Bremischen zu verstehen. Zum besseren Verständnis müssen wir kurz auf die damaligen Verhältnisse eingehen ²¹.

b) Politische Verhältnisse

Schweden hatte bekanntlich im Westfälischen Frieden die Stifte Bremen und Verden als Herzogtümer erhalten, und zwar als Reichslehen. Rußland, Sachsen-Polen und Dänemark verbündeten sich später gegen Schweden, um dessen Übergewicht in Nordeuropa zu brechen. Der junge Schwedenkönig Karl XII. schlug aber seine Feinde in glänzendem Siegeszuge (Schlacht bei Narwa am 30. November 1700 und Frieden zu Altranstädt vom 24. September 1706). Dann zog er in die ferne Ukraine, verlor aber die entscheidende Schlacht bei Poltawa vom 8. Juli 1709 und floh in die Türkei, in der er unbegreiflich lange, bis 1714, blieb. Das nutzten die Feinde, um die deutschen Provinzen des führerlosen Landes anzugreifen. Die Dänen fielen 1712 in das Herzogtum Bremen ein und eroberten die stark befestigte Festung Stade. Sie besetzten das ganze Herzogtum, das ihnen als Verbindung zu ihren oldenburgischen Besitzungen wichtig war; ihnen gehörte schon das östliche, holsteinische Ufer der Elbmündung und das westliche Ufer der Wesermündung. Dem konnte wiederum der Kurfürst von

²¹) Otto Haintz, König Karl XII. von Schweden, II, 155.

Hannover nicht tatenlos zusehen, weil ihm an dem freien Zugang zum Meere gelegen war, besonders auch im Hinblick auf seine Anwartschaft auf den englischen Thron. Um das weitere Vordringen der dänischen Völker zu verhindern, ließ der Kurfürst von Hannover daher das Stift Verden und den angrenzenden südlichen Teil des Herzogtums Bremen, also das Gebiet um das Gogericht Achim und das Amt Ottersberg von einer Armeeabteilung unter dem Kommando des Generalleutnants Balthasar v. Klinckowström besetzen²²⁾. Ein weiterer Grund war, sich gegen die Pest abzuriegeln, die sich im Bremischen ausgebreitet hatte²³⁾. Über die Pest in der Stadt Bremen 1712—1714 haben wir Nachrichten von Duntze²⁴⁾; am 7. Februar 1714 fand ein Danktag nach gänzlicher Beendigung der Pest statt²⁵⁾. Daß Achim s. Z. wegen der Pest abgeriegelt war, ergibt sich auch aus einer Bemerkung bei Schlichthorst²⁶⁾, wonach Pastor Willemer seinem am 24. Oktober 1712 verstorbenen Sohne selbst die Leichenpredigt halten mußte, „weil Achim der Pest halber damals besetzt war“. Es waren also wirklich betrübliche und unruhige Zeiten, wie Heisius sagt.

Indes — 1714 bahnte sich ein grundlegender Wandel der Verhältnisse an.

Am 12. August 1714 war Königin Anna von England gestorben; ihr folgte Kurfürst Georg Ludwig von Hannover als Georg I. auf dem englischen Königsthron (Krönung in Westminster am 2. November 1714). England lag daran, Dänemark vom Kontinent zurückzudrängen, und für sich die Handelswege auf dem Festland über Elbe und Weser zu sichern war jetzt Ziel der englischen Politik. Ein Gleiches erstrebte das jetzt in Personalunion mit Großbritannien verbundene Hannover. Um die gleiche Zeit war der unnachgiebige Karl XII. von Schweden aus der Türkei plötzlich zurückgekehrt und bildete eine Gefahr für Dänemark, das allen Anlaß hatte, um seinen unsicheren Besitz der beiden Herzogtümer Bremen und Verden besorgt zu sein und sich auf Verhandlungen mit Hannover einzulassen. Durch Vertrag vom 11. Juli 1715 trat Dänemark die beiden Herzogtümer an Hannover gegen Entschädigung ab; die Gesamtkosten für ihren Erwerb beliefen sich auf 790 660 Rthlr., 32 Mgr., 3 Pfg. Am 15.

²²⁾ J. H. Pratje, *Altes u. Neues*, VI, 285.

²³⁾ Pratje a. a. O.

²⁴⁾ Duntze, *Geschichte der freien Stadt Bremen*, IV, 344.

²⁵⁾ Duntze a. a. O., III, 445/446.

²⁶⁾ Schlichthorst a. a. O., 62.

Oktober 1715 erfolgte die Übergabe an Hannover; am selben Tage erklärte Hannover, wie vereinbart, Schweden den Krieg²⁷⁾; denn rechtlich war Karl XII. noch immer rechtmäßiger Herzog von Bremen und Verden. Erst der Tod des Schwedenkönigs, der am 11. Dezember 1718 vor der norwegischen Festung Frederikshall fiel, leitete eine Veränderung der Lage ein: Schwedens Großmachtstellung war gebrochen; die für Schweden aussichtslos gewordene Kriegslage veranlaßte die Nachfolgerin Karls XII., die Königin Ulrika Eleonore, im Stockholmer Frieden vom 20. November 1719 Hannover gegen Zahlung von einer Million Rthlr. im Besitz der beiden Herzogtümer zu bestätigen.

c) Ausführung des Plans des Kirchenkeubaus

Kaum war eine Festigung der Verhältnisse, der endgültige Erwerb der Herzogtümer durch Kurhannover, zu erwarten, da griff Heisius schlagartig seine Pläne wieder auf, ohne den Friedensschluß erst abzuwarten. Unterstützt wurde er durch den Kommandeur der hannoverschen Truppen, den Generalleutnant Balthasar von Klinkowström, Gouverneur der Festung Hameln, Besitzer des benachbarten Gutes Clüverswerder. Über ihn wird an anderer Stelle unten noch kurz zu berichten sein.

Inzwischen hatte man den ursprünglichen Plan einer Erweiterung des Kirchenbaus fallenlassen und an seine Stelle den eines Abbruches und völligen Neubaus gerückt, denn „bei fleißiger Untersuchung vornehmer Bauerfahrener / daß / wegen des alten Gebäudes schlechten Zustandes / kein Anbau mit gutem Gewissen zu raten / sondern falls man nicht ein immerwährendes Flickwerk suchte / müßte ein Grund auf neu vorzunehmendes Gebäude resolviert werden. Was aber alles dabei zu erwägen / wie es nicht nur Zeit / und darneben große Unkosten erfodere / sondern auch mir und der ganzen Gemeinde eine schwere Last und Bürde würde aufgeladen werden und dergleichen ist gar leicht zu ermessen. Doch mußte der Arbergische Gottestempel erhalten oder erbaut werden. Denn hochpreislicher, königl. Konsistorialbefehl war da.“

Es ging jetzt Schlag auf Schlag. Karl XII. war am 11. Dezember 1718 gefallen. Am 4. Januar 1719 lag der Kostenanschlag des Landesbau-

²⁷⁾ F. Genzel, Der Erwerb von Bremen-Verden durch Hannover, Stader Jahrb. 1953, 7 ff.

meisters Georg Vick, Hannover, vor, der die Kosten des Neubaus auf 2194 Reichstaler veranschlagte. Die Königliche Regierung als Konsistorium bestätigte den Neubau. Balthasar v. Klinckowström unterstützte den Plan von Heisius und sammelte im Frühjahr 1719 bei guten Freunden einen Betrag von 80 Talern und 29 Groschen. Der Abbruch begann am 18. April 1719. In vierzehn Tagen war die Kirche niedergerissen. Am 2. Mai wurde der Grundstein des neuen Kirchenhauses gelegt, und schon am 23. Sonntag nach Trinitatis, am 12. November, hielt Heisius die Einweihungspredigt in dem fertiggestellten neuen Gotteshause. Eine unglaubliche Leistung der Gemeinde und ihres Geistlichen, besonders wenn man berücksichtigt, daß Hand- und Spanndienste der Bauern in die Saat- und Erntezeit fielen.

Hören wir Heisius selbst:

„Im Namen Jesu aber ward den 18. April a. c. mittags um 12 Uhr / das alte Gebäude herunterzubrechen / der Anfang gemacht. Dazu denn der gütige Gott uns solche Maurer und Arbeitsleute angewiesen / die mit Weisheit und wahrer Gottesseligkeit geschmücket / kraft welcher ihnen alles geglückt / und ohne merklichen Schaden vonstatten gegangen / so daß innerhalb 14 Tagen die ganze Kirche abgebrochen. Der erste Grundstein ward im Namen der hochgelobten heiligen Dreieinigkeit nach einem über die Worte Jesaja Kap. 28,16 „Siehe / ich lege in Zion einen Grundstein / einen bewehrten Stein / einen köstlichen Eckstein / der wohlgegründet ist“ / von mir gehaltenen Sermon, den 2. folgenden Monats Mai, mit Freuden gelegt / die Arbeit mit allem Fleiß und Behutsamkeit fortgesetzt. Der gütigste Gott gab das erwünschteste Wetter zum Bau / daß nicht nur die daran Arbeitenden ihr Werk ungehindert konnten fortsetzen / (massen Regen und Unwetter sie beim ganzen Bau nicht drei Tage gehindert) sondern auch unsere Gemeinde / wegen ihrer unermüdeten Hand- und Spannarbeit / nicht das geringste / weder in der Saat noch Erntezeit / versäumen durfte. Überdem hat der gnädige Gott alle / die daran gearbeitet / in seinen mächtigen Schutz genommen / daß keinen ein sonderliches Unglück getroffen / wenigstens daß niemand Gottlob! seine Gesundheit / vielweniger sein Leben dabei eingebüßt. Sollte denn das nicht eine herzliche Freude in uns erwecken und uns nötigen mit David auszubrechen: ‚Ich freue mich. Sehen wir dieses Tempelbaus kurze Zeit an / so ist ja dieselbe so wenig / daß unzählige / dieses gar nicht vorstellende Menschen / solche bewundern müssen.‘“

Und denjenigen, die gegenüber dem Bauvorhaben kritisch und kleinmütig waren, sagt er:

„Nicht wenige finden sich unter dieser Arbergischen Gemeinde / die in Gottes geheimen Rat gegriffen / und sich nicht gescheut zu urteilen / unsere Arbergische Kirche würde in fünf und mehr Jahren nicht wieder in den Stand kommen / daß wir Gott darin öffentlich dienen könnten. Aber wie beschämt sie die Hand itzo auf ihren Mund legen müssen /

ist am Tage. Denn Gott hat gezeigt / daß ihre Gedanken nicht seine / sondern seine höher wären / denn ihre. Wie kümmerlich mancher in unserm vorigen alten gar kleinen und dunkeln Gebäude sich beholfen / und wie mancher gerne selber nebst seinen Kindern zur Anhörung göttlichen Worts sich darin eingefunden / wann der Raum nicht gemangelt / ist nicht nur mir / sondern auch vielen andern bekannt. Wir haben aber nunmehr Gottlob noch zwei Tage unter dreißig Wochen ein reguläres, ziemlich erweitertes und unsere Gemeinde genugsam fassendes Gotteshaus / dem wir billig den Namen Rehoboth mit Freuden geben mögen / den Namen / welchen dorten Isaak einem Brunnen lebendiges Wasser gab / und dabei sprach: Nun hat uns der Herr Raum gemacht / und uns wachsen lassen im Lande."

Er vergißt bei der Lobpreisung nicht die Handwerker, indem er Gott dankt

„für die angewiesenen treuen Maurer / und andere uns zugeführte Arbeiter / welche ihrer ihnen verliehenen Wissenschaft nach allem Vermögen uns treulich genießen lassen / und wohl erwogen / daß es ein Gotteshaus / daher sie die Erbauung bestmöglichst und rühmlichst auch in der allergrößten Hitze / als redliche gewissenhafte Christen / befördert ... Befördere / gnädiger Gott! ferner aller und jeder ihrer Hände Arbeit und segne / beschütze und erhalte sie aus Gnaden."

Ferner dankt er

„für die gnädige Beschützung derer / so daran gearbeitet / in dem wir Gottlob nur zwei gehabt / die in etwas an Beinen beschädiget / doch nun völlig schon genesen".

Bescheiden und dankbar erkennt er auch die Förderung des Baues durch seinen väterlichen Freund Balthasar v. Klinckowström an, ohne indes seinen Namen zu nennen:

„Und siehe / der Höchste gab nicht nur Herz und Mut / sondern erweckte auch ein vornehmes hohes Haupt zum nötigen Beförderer dieses hochwichtigen Werkes / welcher denn recht väterlich mit Rat und Tat assistieret und diesen Arbergischen Tempelbau wahrlich / fast unglaublich befördert / so uns aber . ach leider! unserm Bedünken nach / gar zu frühe durch den zeitlichen Tod entrissen / und dadurch wir in ein- und andern ziemlichen Aufschub verspüret; Dessen Gedächtnis aber / als eines Gerechten / bleibe im Segen / und der allvergeltende Gott erquicke denselben zur gnadenvollen Vergeltung mit ewiger himmlischen Ergötzung in der triumphierenden Kirche / gebe auch dessen nachgelassener hohen Familie seelerquickenden Trost in dero größten Bekümmernis / und setze sie zum Segen ewiglich."

Stolz verkündet ein Stein in der Außenwand der Kirche über dem Eingang zur Sakristei:

„ÄÖ 1719 den 2. May ist der erste Grundstein dieser Kirchen im Nahmen Gottes gelegt. Und den 23 P. Trinit. a. c. die Einweihungspredigt darin von Dan. Gerh. Heisio ordentl. Pastore allhie gehalten."

Es ist bemerkenswert, daß Heisius außer der Kanzel und der Taufe auch den *Beichtstuhl*²⁸ weihte, der also aus katholischen Zeiten übernommen war und seine ursprüngliche Bedeutung behalten hatte. Die Privatbeichte wurde erst seit Mitte des 18. Jahrhunderts von der allgemeinen Beichte abgelöst. Mit welchem sittlichem Ernst Heisius die Beichte wertete, bezeugen seine Worte:

„Ach, so gib Gnade, daß niemand ohne rechtschaffen angestellte Selbstprüfung aus Gewohnheit und mit unbußfertigem Herzen im Beichtstuhl erscheinen möge, sondern gib allen und jeden Konfitemen den heiligen Geist, der in ihnen wirke wahre Erkenntnis ihrer Sünden, eine göttliche Traurigkeit über ihre Übertretung, den wahrhaftigen Glauben an den gekreuzigten Jesum, ein kindliches Vertrauen auf sein heiliges Verdienst und aufrichtige Lebensbesserung oder rechtschaffene Früchte des Bessern, damit sie gerechtfertigt, los von Sünden, frei von der Sündenstrafe, voller Gnade und Güte, mögen hiernach in ihr Haus gehen.“

d) Balthasar v. Klinckowström, Freund und tatkräftiger Förderer

Eine besondere Rolle spielte im Leben von Heisius dessen Freundschaft mit dem mehrfach erwähnten hannoverschen General Balthasar v. Klinckowström, der das nahegelegene Gut Clüverswerder besaß und regelmäßig die Gottesdienste von Heisius besuchte, obwohl Clüverswerder in Achim eingepfarrt war. Eine kurze Abschweifung sei gestattet, um das ereignisreiche, fast abenteuerliche Leben dieser bedeutenden Persönlichkeit kurz zu skizzieren und verständlich zu machen, wie sich zwei starke Persönlichkeiten anziehen und fördern.

Balthasar v. Klinckowström (eigentlich Klinkau), geboren am 22. August 1656 in Stralsund als Sohn einer wohlhabenden Patrizierfamilie, studiert 1674—1677 in Greifswald, Rostock und Frankfurt (Oder), wird 1679 in London Hofjunker beim schwedischen Botschafter Güldenstern, wechselt mangels Fortkommens im Zivildienst in den Militärdienst über, wird 1680 Fähnrich in Stralsund. Da Beförderungsmöglichkeiten fehlen, nimmt er Kriegsdienste, zunächst in Frankreich (1684 verwundet), dann 1685 im Türkenkriege im Dienste Venedigs an und nimmt mit hannoverschen Truppen an der Eroberung von Santa Maura und Koron teil. Als die Truppen Winterquartiere auf der Insel Zante beziehen, läßt er sich für eine Reise nach Konstantinopel und Adrianopel beurlauben (Fahrt über Messina mit einem

²⁸) Über Beichte und Absolution vgl. Ernst Georg Wolters, Kirchliche und sittliche Zustände in den Herzogtümern Bremen und Verden 1650—1725, dargestellt auf Grund der Generalkirchenvisitationsakten, Zeitschrift d. Gesellschaft f. niedersächsische Kirchengesch., 20. Jahrg. (1915), 163 ff.

englischen Schiff nach Konstantinopel). Besucht 1686 die „Morgeländer“, insbesondere das Gelobte Land, zunächst mit Karawane von Konstantinopel nach Aleppo, von dort mit Schiff nach Zypern und nach Jaffa, reist nach Jerusalem und den Heiligen Orten; zurück über Jaffa nach Malta mit einem französischen Schiff, dann über Rom, Florenz nach Venedig (Rückkehr Dezember 1686). Ist beteiligt an verschiedenen Schlachten und Belagerungen auf dem Peloponnes unter dem Feldmarschall Graf Otto Wilhelm v. Königsmarck als dessen Generaladjutant (wahrscheinlich auch an der Belagerung der Akropolis Ende September 1687, bei der unglücklicherweise der Minervatempel in die Luft gesprengt wird); begleitet die Witwe des am 15. September 1688 bei der Belagerung von Negroponte an einem Fieber gestorbenen Feldmarschalls v. Königsmarck und dessen Leiche nach Venedig; marschiert endlich, da die hannoverschen Truppen aus Morea zurückgezogen wurden, mit diesen nach Hannover ²⁹⁾ (Rückkehr Ende April 1689). Er tritt dann endgültig in hannoversche Dienste über. 1690 Auftrag des Herzogs Ernst August an Klinckowström als Kenner des Balkans und des Orients, nach dem Schicksal des am 1. Januar 1690 nach einem Gefecht auf dem Amselfelde vermißten Prinzen Karl Philipp zu forschen ³⁰⁾; in Flandern 1692/1693 Adjutant des Kurprinzen; 1701 in diplomatischer Mission des Kurfürsten im Feldlager Karls XII. von Schweden in Livland ³¹⁾. Er stirbt am 15. August 1719 als Gouverneur der Festung Hameln und wird am 21. September 1719 in der Kirche in Achim in der Clüverkapelle beigesetzt, seinem Erbbegräbnis als Besitzer von Clüverswerder ³²⁾.

²⁹⁾ Lebenslauf, entstanden anlässlich der Nobilitierung v. Klinckowströms, laut Mitteilung des Reichsarchivs Stockholm, dem auch an dieser Stelle für die Übermittlung verbindlichst gedankt sei.

³⁰⁾ Georg Schnath, Geschichte Hannovers im Zeitalter der Neunten Kur, 563 ff.

³¹⁾ Eigene Feststellungen im Staatsarchiv Hannover, die noch auszuwerten sind.

³²⁾ Kirchenbuch in Achim. Wenn Seebode in seiner Jubiläumsfestschrift zum 200jährigen Jubiläum der Kirche zu Arbergen 1919 (Staatsbibliothek Bremen, Brem. c. 3515, Nr. 15) v. Klinckowström bei der Einweihung der Kirche am 12. November 1719 anwesend sein läßt, so widerspricht das den Tatsachen; in Wahrheit ruhte v. Klinckowström damals schon seit einigen Wochen in der Kirche zu Achim. Evident ergibt sich das auch aus der Einweihungspredigt, auch wenn v. Klinckowström nicht namentlich genannt wird.

Am 20. März 1690 war Klinckowström übrigens von Karl XI. von Schweden unter dem Namen v. Klinckowström in den schwedischen Adelsstand erhoben worden ³³⁾.

Diese Abschweifung ist hoffentlich nicht unwillkommen; sie zeigt, wie wertvoll die Freundschaft mit einem so einflußreichen, welt-erfahrenen und klugen Manne war, der sich aus freien Stücken zu dem für ihn gar nicht zuständigen Heisius in Arbergen hingezogen fühlte und ihn förderte — und wie wenig die Bemerkung von Freudenthal zutrifft, der ihn als „alten Haudegen“ charakterisiert. Das meiste, was Freudenthal über ihn sonst aus nicht mehr bekannten Quellen zu berichten weiß ³⁴⁾, ist mit unsern Feststellungen in Einklang zu bringen, nämlich: „Der Generalleutnant v. Klinckowström, der zu damaliger Zeit den Hof zu Clüverswerder bei Uphusen besaß, fast jeden Sonntag nach Arbergen zur Kirche gefahren kam, auch ein guter Freund und Gönner des Pastors Heisius war, soll durch seinen Einfluß und sein Ansehen den letzteren bei seinem strengen Handeln sehr unterstützt, auch dem verfallenen Kirchengut zu Arbergen von seinem Vermögen vieles zugewendet und den Bau der neuen Kirche sehr gefördert haben. Heisius hat ihn daher auch sehr geehrt und deshalb beim Beginn des Gottesdienstes nicht früher läuten lassen, als bis Klinckowström nahe beim Dorfe war, oder wie das Volk sich ausdrückte, bis er der Ohren der Pferde vor Klinckowströms Wagen ansichtig wurde.“

3. Zeitgenössische Beurteilung von Heisius

Schlichthorst, dem wir viele der oben verarbeiteten Daten verdanken und dem heute nicht mehr vorhandenes Material zur Verfügung gestanden haben muß, urteilt über Heisius 1796 ³⁵⁾:

„Er ist den guten Fußstapfen, die sein Vorgänger ihm hinterlassen hatte, gefolgt und hat sowohl für die Ausbreitung der heilsamen Erkenntnis im Christentum als auch für die Aufnahme der aerarii ecclesiastici unermüdlich und nicht ohne Nutzen gesorgt. Bei seiner Gemeinde stand er in solchem Ansehen, daß er sie in allen Stücken nach seinem Willen lenken konnte.“

³³⁾ Auskunft des Reichsarchivs Stockholm.

³⁴⁾ Freudenthal a. a. O., S. 118.

³⁵⁾ Schlichthorst a. a. O.

Weit wichtiger ist aber ein zeitgenössisches Urteil über Heisius, das seines väterlichen Freundes und Gönners v. Klinckowström, der bei einer Sammlung für den Kirchenneubau bei Freunden in einem Begleitschreiben, datiert Hameln, (wo v. Klinckowström Kommandant der Festung war), den 20. März 1719, u. a. schreibt ³⁶⁾:

„Und ich dann daselbst eine solche Lehrart und eine so wohl erbaute Gemeinde gefunden, als ich sonst Zeit Lebens nirgends angetroffen zu haben mich entsinne. So hat die Liebe für einen ungemein wohl eingerichteten Gottesdienst mich verpflichtet, hierdurch um dergleichen Beisteuer einen Versuch bei denjenigen zu tun, zu welchen ich das Zutrauen guter Freundschaft trage, ihrer beiwohnenden Charité und christlichem Gemüte anheimgeben, was sie zur Beförderung oberwähnten Baues mit hin zur Ehre Gottes willigen Herzens schenken wollen.“

Die Sammlung ergab in 19 Posten einen Gesamtbetrag von 80 Reichstalern und 29 Groschen. Die Zeichnung erfolgte anonym („Ein guter Freund“ und ähnlich), wie auch der Dank an v. Klinckowström in der Einweihungspredigt ohne Namensnennung erfolgte. Es entsprach wohl den Anschauungen der Zeit, die Wohltaten, nicht aber die Wohltäter namentlich zu loben. Beachtlich bleibt, daß v. Klinckowström kein Mitglied der Gemeinde Arbergen war und ganz uneigennützig handelte.

Aber das wichtigste, unmittelbar wirkende Zeugnis stellt Heisius sich selbst in seiner Einweihungspredigt aus, die besser als alles andere den Stempel seiner Persönlichkeit trägt und den treuen Seelsorger seiner Gemeinde zeigt.

4. Abschließende Wertung

Vor unserem Auge steht das Bild einer ungemein tatkräftigen, feingebildeten Persönlichkeit, das Bild eines eifrigen Seelsorgers, der seiner Gemeinde, seiner einzigen, bis zu seinem Tode durch 42 Jahre hindurch in allen Nöten unruhvoller Zeiten treublieb. Sichtbarer Ausdruck seiner Persönlichkeit ist der Neubau der Kirche in Arbergen vor 250 Jahren in schweren Zeiten, den er mit Umsicht und Beharrlichkeit vorantrieb und in unglaublich kurzer Zeit durchführte, geschickt auch einflußreiche Verbindungen nutzend. In dieses Bild passen nicht Züge eines gewalttätigen Priesters, als der er, wie ich am

³⁶⁾ Archiv der Pfarre in Arbergen.

Anfang meiner Ausführungen berichtet habe, von A. Freudenthal geschildert wird. Die Gemeinde war keineswegs bequem, das hatte sie 1683 unter dem Vorgänger von Heisius bewiesen, der in einer Predigt eine anzügliche Bemerkung in bezug auf einen Prozeß mit der Gemeinde gemacht hatte; die Gemeinde streikte, sie nahm kurzerhand am Gottesdienst und Abendmahl nicht mehr teil und verlangte vom Konsistorium die Versetzung des Geistlichen³⁷⁾. Einen tyrannisch veranlagten Seelsorger hätte die Gemeinde nicht 42 Jahre ertragen, und sie hätte nicht geholfen, den Kirchenneubau, der sie mit Hand- und Spanndiensten zu ungeeigneter Zeit stark belastete, in so kurzer Zeit zu vollenden; Heisius hat denn auch mit Lob und Anerkennung nicht gespart. Aber das mag zugegeben werden: Heisius wird den Bauern manchmal unbequem geworden sein, indes — er wurde selbst durch die Zeitumstände und die Jahreszeit getrieben. Bei uns pflegt man von einem Menschen, der eine Sache vorantreibt und ständig dahintersteht, zu sagen, er stehe mit der Peitsche dahinter. In diesem Sinne mögen die Ausführungen Freudenthals einen wahren Kern enthalten, sie sind im Grunde ein verstecktes Lob für die starke Persönlichkeit von Heisius. Die Beschwörung seines „bösen“ Geistes und dessen Verbannung in ein Gehölz bei Thedinghausen durch katholische Geistliche ist natürlich reiner Aberglaube, aber doch ein betrübliches Zeichen der Zeit³⁸⁾. Erinnern wir uns, wie Grimmlshausen in seinem 1669 erschienenen „Simplizissimus“ die geistigen und sittlichen Zustände im 17. Jahrhundert beschrieben hat. Wenn Freudenthal³⁹⁾ noch im Winter 1890 von einem Gespenst zu berichten weiß, einer großen weißbärtigen Gestalt in weißem Gewande, die mit einer brennenden Laterne in der Hand den Mühlenberg von Arbergen umkreiste und die Bewohner ängstigte, so dürfen wir uns über ähnliche, noch eineinhalb Jahrhunderte weiter zurückliegende Vorgänge nicht wundern.

Abschließend sei als wissenschaftlich bemerkenswert noch nachgetragen, daß die Leiche von Heisius, wie sich gelegentlich baulicher Änderungen in der Kirche herausstellte, nicht verwest ist. Hier zeigen sich die gleichen Eigentümlichkeiten wie bei den mumifizierten Leichen im Bleikeller im Dom zu Bremen. Vor Jahrzehnten waren

³⁷⁾ Schlichthorst a. a. O., S. 38.

³⁸⁾ Wegen der sittlichen Zustände jener Zeit vgl. Wolters in Anm. 2).

³⁹⁾ Freudenthal a. a. O., S. 123.

auch die Leichen in den Särgen der jetzt nicht mehr vorhandenen von Haerlemschen Grabkammer am Turm der Kirche in Achim trotz Luftzutritts unverwest. In allen Fällen handelt es sich um Kirchen auf demselben Dünenzug an der Weser.

VII.

Heimweh nach Bremen und Borgfeld**Neue Familienbriefe aus dem Kreise der Familien von Lingen und Noltenius aus den Jahren 1813 bis 1859¹⁾.**

Mitgeteilt von G ü n t e r S c h u l z

Vor einigen Jahren konnte der Herausgeber der folgenden Briefe und Tagebuchaufzeichnungen die Briefe des Bremer Ratsherren Caspar von Lingen (1755—1837) vorlegen ²⁾.

Eine seiner Töchter, Catharina M a r i e von Lingen (19. April 1790 bis 6. Dezember 1858) aus erster Ehe heiratete am 16. November 1819 den Secretarius am Bremer Criminalgericht, Johann Eberhard Noltenius (31. Oktober 1777 bis 30. Juli 1845). Mit dieser Ehe wurde die Verbindung der Familien Noltenius und von Lingen begründet ³⁾.

Die nachfolgenden Lebenszeugnisse der heute wie damals verehrten Urgroßmutter eines Zweiges der Familie Noltenius vermitteln dem Leser bedeutende Einblicke in die geistig-sittliche Entwicklung eines bremischen jungen Mädchens aus der Zeit ihrer Ausbildung in einem Lüchower Landhaushalt und das Bild einer liebevollen, mütterlichen Frau, die in ihrer Ehe mit Johann Eberhard Noltenius neun Kinder zur Welt brachte, mit denen sie bis zu ihrem Tode in herzlicher Verbindung gestanden hat ⁴⁾.

¹⁾ Der Herausgeber dankt Herrn Bürgermeister Dr. Jules Eberhard Noltenius und seiner Mutter, Frau Elsa Noltenius in Bremen-Borgfeld, auch an dieser Stelle für die freundliche Erlaubnis, diese Briefe und Tagebücher zu veröffentlichen.

²⁾ Vgl. Jahrbuch der Wittheit zu Bremen, Band IX, 1965.

³⁾ Marie von Lingen war die ä l t e s t e Tochter, hatte als Kind noch ihre früh verstorbene Mutter Gesche Margarete, geb. de Hase, erlebt. Mit ihrer zweiten Mutter, Susanne Johanne, geb. Wilhelmi, verband sie ein herzliches Verhältnis.

⁴⁾ Marie von Lingen war die Urgroßmutter der sog. r o t e n Linie. Die Urgroßmütter der anderen Zweige waren:

Friederike Rohde (1778—1859), Frau des Bürgermeisters Johann Daniel Noltenius (1779—1852) und

Therese Auguste Schöne (1791—1882), Frau des Pastors Bernhard Noltenius (1788—1828).

Von dem ältesten Bruder, Johann Heinrich Noltenius (1770—1828), der ebenfalls mit einer Rohde verheiratet war, gibt es keine Träger des Namens Noltenius mehr.

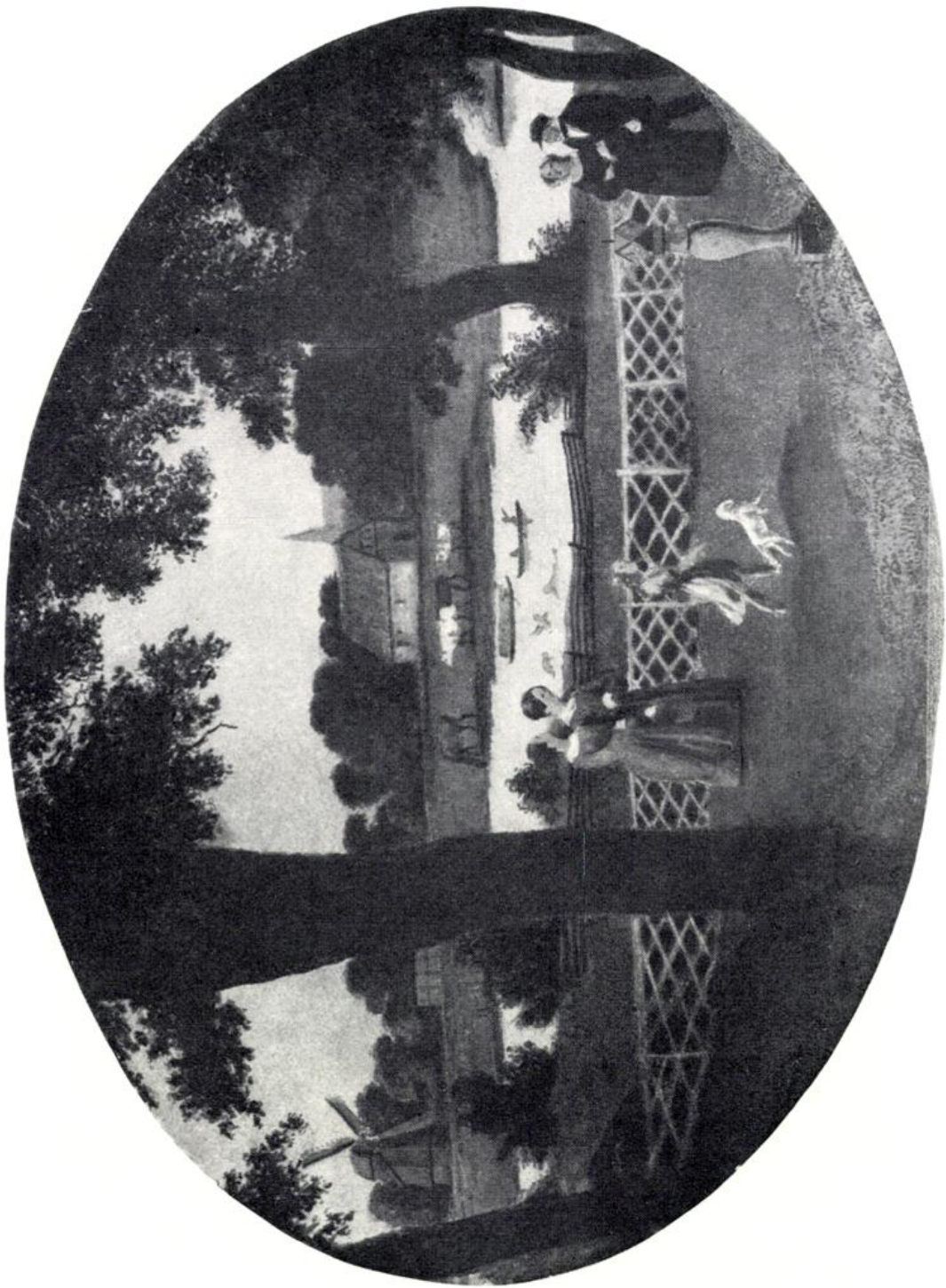
Unsere Briefe beginnen mit der Schilderung einer Reise des Rats-herrn Caspar von Lingen mit seiner Frau und seiner Tochter Marie zu einem Fest zu Ehren Napoleons nach Hamburg; sie zeigen, in den folgenden Jahren, nach dem Abzug der Franzosen, den Wandel der Gesinnung zum deutschen Leben und Wesen.

Das sich anschließende „Lüchower Tagebuch 1814“ zeugt von der tiefen Eltern- und Geschwisterliebe und von der Gottesfurcht, die im Hause von Lingen herrschte; es schildert die Lebensformen in dem großen Landhaushalt bei dem Oberamtmann Stock in Lüchow, die Jahreszeiten, Ausflüge und Feste, die Tugenden, die in der damaligen Zeit ihrer Ausbildung geübt wurden: Sparsamkeit und Reinlichkeit im Innern und Äußern; sie erzählen vom Spinnen und Nähen, von der Kleidung, vom Kochen und nicht zuletzt: vom Heimweh nach Bremen.

Auch der natürliche Herzenswunsch eines jungen Mädchens, zu heiraten, klingt öfters in Maries Briefen an. Wer war ihr zukünftiger Mann? Dr. jur. Johann Eberhard Noltenius. Er ging nach der Schulzeit im Gymnasium Illustre auf die Universitäten Göttingen und Jena. Vermutlich war es der Wunsch seiner Mutter (Gesche Catharine, geb. Berkemeyer, 1747—1825), ihr zweiter Sohn möge Theologie studieren. Er selbst konnte sich nicht dazu überwinden und widmete sich ganz der Jurisprudenz⁵⁾.

⁵⁾ Vgl. Rotermund, Lexikon aller Gelehrten, die seit der Reformation in Bremen gelebt haben usw., 1818, II, S. 68. — Darauf mag es zurückzuführen sein, daß er fortan in der Familie für freisinnig galt und seine Nachkommen „die weltliche Linie“ genannt wurden, im Unterschied zu den drei anderen, den „frommen“. So erklären sich vielleicht die Sätze Maries im Brief vom 25. Januar 1815 an ihre Schwestern: „Möchte Wilhelmine Holler doch recht glücklich sein mit Eberhard Noltenius; er soll aber ja jetzt ein sehr guter Mensch seyn; hoffentlich wird er durch Minchen darin bestärkt werden und gut bleiben“.

Erst der jüngste Sohn Bernhard (1788—1828) erfüllte den Wunsch der Mutter und wurde Prediger, zuerst in Borgfeld, später in Horn.



Blick vom Haus über die Wümme auf Butendiek und die Kirche in Lilienthal
Original: Teile eines Lampenschirmes im Besitz von J. E. Noltenius.



Ansicht vom Brandenhof (Mitte des 19. Jahrhunderts)
alter Sitz der „Erbrichter“ Brand, heute Eigentum der Familie Noltenius.
Original im Fockemuseum in Bremen

Zwei kleine Gedichte aus dem Jahr 1794, als Johann Eberhard Student wurde, beruhen noch auf der Voraussetzung, er wolle Prediger werden:

1

Mein Herr Student Noltenius
 An deines Jahrestages Schluß
 Komm ich hier noch mit Wünschen an:
 Geh auf der schon betreten Bahn
 der Weisheit und der Tugend, heiter
 Bis zu dem Amte immer weiter.
 Und bist du dann ein schwarzer Mann,
 Den eine weiße Seele schmücket,
 So hört dich jeder gerne an,
 Weil du ihm sagest, was beglücket.
 Du stehst vor Bürgern oder Bauern,
 Nie laß die Musen um dich trauern.
 Kommt dieser Reim nur schlecht dir vor,
 so wiß, ich macht ihn außerm Thor.
 Denn es kann seyn, daß auch die Stadt
 Vorzug im Versemachen hat.

2

Durchdrungen vom Gefühl der Freude
 Erblick ich dich im Feyerkleide,
 Dich, der du dem gelehrten Orden
 Bist heute einverleibet worden.
 O Freund, wie nützlich kannst du werden!
 Schreit fort, scheu keiner Art Beschwerden.
 Talente hat dir Gott gegeben.
 Dank ihm und widme ihm dein Leben.
 Und Predige zu seiner Ehre
 Einst ungescheuet Jesu Lehre.
 Mach Aberglauben, Wahn und Laster
 Den Menschen immer mehr verhaßter.
 Und stifte hier des Guten viel,
 Bis du gereift zum selgen Ziel.

Nach abgelegtem Examen kam Johann Eberhard nach Bremen zurück und wurde am 20. März 1801 zum Prokurator gewählt. Im Bremischen Staatskalender vom Jahre 1805 ist er danach als „Kaiserlich beeidigter und hieselbst immatrikulierter Notar“ verzeichnet, gleichzeitig mit seinem Bruder Johann Daniel Noltenius. Dieses Amt wurde im Jahre 1806 aufgehoben. Sein Siegel, das er als kaiserlicher Notar führte, ist erhalten⁶⁾.

⁶⁾ Vgl. Das Geheimnis des Siegels. Zur Geschichte des Wappens der Familie Noltenius. Dem Familienkreise mitgeteilt am 29. Oktober 1955 von Dr. med. Bernhard Noltenius (1883—1962). S. 41 (Privatdruck).

Secretär des Criminalgerichts wurde Johann Eberhard nach der französischen Besetzungszeit. Im Volksmund hieß dieser Posten der „Blutschreiber“. In dieser Eigenschaft führte er 1831 den Prozeß gegen die berühmte Giftmörderin Gesche Margarete Gottfried⁷⁾.

Johann Eberhard war ein Patriot seiner Zeit wie auch seine damalige Braut, Wilhelmine Holler (1792—1816), die zu einem Kreis sehr patriotischer junger Mädchen gehörte. Ihnen wurde damals Max von Schenkendorfs Maxime zum Gebot: „Dem sei die Braut verloren, der nicht im Felde stand“. Ihrem Rufe folgend, ging er zur Hanseatischen Legion. Er machte den Feldzug als Brigadeauditeur mit. Nachdem er sich aus Bremen entfernt hatte, erließ die französische Administration jenen Steckbrief, der sich im Bremer Staatsarchiv erhalten hat.

Die erste Ehe schloß Johann Eberhard Noltenius mit Wilhelmine Holler, der Tochter von Johann Holler, am 4. Juli 1815. Schon am 16. April 1816 starb Wilhelmine nach der Geburt ihres ersten Kindes⁸⁾.

Im Nachlaß der Schwiegereltern Holler befand sich auch der Erbrichterhof in Borgfeld mit seinen Ländereien, der in das Erbteil der jungen Frau gefallen war. Johann Eberhard führte als letzter den ehrwürdigen Titel eines „Erbrichters zu Borgfeld“, wenn er seine Meierbriefe unterzeichnete. Die Gerichtsbarkeit wurde schon seit langem vom Rat ausgeübt; die Erbrichterschaft wurde endgültig erst 1892 abgelöst⁹⁾.

Borgfeld wurde nicht nur die Heimat aller der Kinder aus der zweiten Ehe von Johann Eberhard Noltenius, sondern auch der ältesten Tochter Wilhelmine und ihrer Kinder aus der Ehe mit Hermann Smidt. Auch sie hatten noch im Alter lebhaftere Erinnerungen an ihre Kindheit in Borgfeld¹⁰⁾.

⁷⁾ Vgl. Friedrich Prüser, Beilage zur Weserzeitung vom 18. April 1931, S. 2 und 3.

⁸⁾ Dieses Kind, Gesche Catharine Wilhelmine (1816—1846), war seit 1836 mit dem Richter Dr. jur. Hermann Smidt, dem bekannten, sehr volkstümlichen „Richter Smidt“, verheiratet (1804—1879).

⁹⁾ Vgl. Karl H. Schwebel, Das Bremische Patriziergeschlecht Brand, Herren zu Riensberg und Erbrichter in Borgfeld. Bremisches Jahrbuch 41, 1944, S. 86 bis 183.

¹⁰⁾ Die Familie Hermann Smidt wurde im Jahre 1872, als Friedrich Noltenius Borgfeld übernahm, abgefunden. Bis zu diesem Jahre war der Nachlaß ungeteilt geblieben.

Die meisten dieser Kinder erscheinen in unseren Briefen. Aus diesem Grunde führen wir hier nochmals die Kinder von Eberhard und Marie Noltenius auf:

1. H e i n r i c h , Kaufmann in Adelaide (1820—1884),
2. W i l h e l m Ernst, Landwirt in Kentucky (USA). Er kehrte im Jahre 1875 nach Bremen zurück (1821—1904),
3. J o h a n n e Margarete Caroline (1822—1891),
4. B e r n h a r d August (1823—1899), Kaufmann in Adelaide und Melbourne,
5. C o n r a d Rudolf (1824—1900), Schiffskapitän in Bremerhaven,
6. C a r l (1827—1903), Kaufmann in Bremen,
7. F r i e d r i c h Eberhard (1828—1891), Kaufmann in Lima und Iquique bei J. Matthias Gildemeister,
8. J o h a n n e s (1831—1884), Kaufmann und Goldsucher in Australien; er wurde im Jahre 1884 im Northern Territory von Eingeborenen ermordet,
9. C a t h a r i n e M a r i e (1835—1864). Sie wurde 1864 von Conrad und seiner Frau Helene, geb. Pajeken (1842—1918, verh. seit 8. Dez. 1863) auf deren Hochzeitsreise mit der Bark „Elisabeth“ nach Westindien mitgenommen. Am gelben Fieber verstorben, wurde sie auf einer Azoreninsel begraben. Ihr Tagebuch an Bord der „Elisabeth“ auf der Reise nach Cuba ist erhalten.

Nach der Heirat schildern die Familienbriefe die ländlich-einfachen Ereignisse, Begebenheiten und Lebensformen in Borgfeld, das seitdem der Kern der Heimatliebe in der Familie Noltenius geblieben ist. Nicht nur die Auswanderer nach Australien hingen mit inniger Liebe an ihrer Mutter, sondern auch die nach Amerika. Unter ihnen war Bernhard der begabteste Briefschreiber.

Aus einem Tagebuch der Familie Noltenius aus dem Jahre 1856 sei folgender fröhlicher Bericht mitgeteilt:

„Wir machten um 10 Uhr Morgens einen Spaziergang nach Lilienthal, begleitet von einem Esel, welchem unser Proviant in 2 Jagdtaschen umgehängt war. In Lilienthal ging der Esel beim Chausseebaum durch, warf den Führer bei Seite und unseren Proviant, als geschnittenen Schinken, Salz, Pfeffer, Butter etc. in den Dreck. Alles wurde aufgesammelt, wieder eingepackt, und fort ging es nach dem Lilienthaler Holze. Dort wurde ein Schiff gemiethet, und bis zur Falkenburger Brücke gefahren. Hier stiegen wir aus und gingen durchs Kornfeld nach Fehrenmoor und frühstückten endlich um 1 Uhr bei Behrens. Da wir bis 2 Uhr dort blieben und eigentlich um diese Zeit schon wieder zu Hause sein wollten, so ließen wir anspannen, und

Behrens fuhr uns auf einem Leiterwagen, worauf Stühle waren, zurück nach Borgfeld, wo wir um 2³/₄ Uhr anlangten und von der kleinen lieben Mutter empfangen wurden, die so herzensgut gewesen, mit dem Mittagessen auf uns zu warten. Es nahmen an dieser Parthie teil: Herr Ropers, dessen Frau und Kinder, Fräulein Heineken, Marie und Carl, der Esel, und Fritz Talle, gen. Meyer, als Eselführer."

Bernhards Wunsch, die Heimat wiederzusehen, wurde erfüllt. Im Sommer 1888 kam er nach 40 Jahren aus Australien zurück nach Borgfeld und verlebte dort mit Wilhelm, Johanne, Carl, Friedrich und Conrad einige glückliche Jahre. 1891 wurden Friedrich und Johanne aus diesem Kreise gerissen; 1899 starb Bernhard. Sein Testament zeigt, daß er nach mühseligen Jahren in Australien schließlich ein wohlhabender Mann geworden war. Im Jahre 1900 starb Conrad, 1903 Carl und 1904 Wilhelm, der letzte der sieben Brüder Noltenius.

Noch der Enkel Carl Emanuel Noltenius (1859—1932) wußte den Borgfelder Erinnerungen Ausdruck zu geben:

"Es war ein rührendes Bild, wenn an den lauen warmen Sommerabenden die Großeltern, die Hände ineinander haltend, auf dem Berge unter der alten schattenspendenden Silberpappel saßen und dem Sonnenuntergang zusahen. Quakende Frösche im nahen Sumpfe gaben ihr Abendkonzert. Vollbeladene Heuschiffe, badende Männer und Frauen belebten das Bild. Die Knaben liefen in den großen Ferien in Borgfeld barfuß herum, nur mit Hemd und Hose bekleidet. An heißen Sommertagen nahmen die Knaben viermal ein Wümmebad. Badehosen und Handtücher kannten die Knaben nicht; sie nahmen ihr Hemd zum Abtrocknen oder ließen sich von der lieben Sonne trocken scheinen. Häufig kam es vor, daß vornehmer Besuch unangemeldet nachmittags in Borgfeld zum Kaffee kam und zum Leidwesen unserer guten Großmutter Marie, die eine auf Etikette haltende Frau war, die Knaben beim Baden überraschte. Oftmals wurde an sie die Frage gestellt: ‚Sagen Sie mal, Frau Doktor, wer sind da die schokoladenfarbigen Gestalten, die dort baden?‘ Dann hat die Großmutter stolz geantwortet: ‚Es sind meine Söhne, die dort baden.‘"

Großmutter Marie war eine liebe Mutter. Ihr Wahlspruch war: Mit gleicher Liebe liebe ich meine Kinder; Kinder, Kinder, Kinder, liebt Euch untereinander! Großmutter trug eine weiße feine Tüllhaube, an den Schläfen eine Locke mit Puffkamm, ein einfaches schwarzes Kleid mit Polkajacke und weiten Ärmeln.

War Großvater gut aufgelegt, sang er lustige Studentenlieder:

„Die Kosacken versaufen, was sie haben.
Sie versaufen Geld, Strumpf und Schuh,
Laufen barfuß dem Himmelreich zu‘.

Wenn Großvater das Kosackenlied sang, steuerte Großmutter ihren Eberhard und sagte: ‚Eberhard, Eberhard sei ruhig, hör‘ auf zu singen; was sollen die Kinder davon denken, daß Du solch unpassende Lieder singst‘.



Catharina Marie Noltenius, geb. v. Lingen (1790—1858).

Großvater war ein ernster Mann. Als er in Jena studierte, hat er im Theater unversehens das Grogglas Goethes umgestoßen und sich bei Goethe höflich entschuldigt. Als Husar machte er den Freiheitskrieg mit; er war von Napoleon für vogelfrei erklärt worden. Im Jahr 1831 führte er den Giftmischerprozeß mit der Gesche Margarete Gottfried ¹¹⁾.

Großvater starb am 29. Juli 1845 in Bad Rehburg. Mein Vater, als Achtzehnjähriger, holte seine Leiche von Rehburg; sie kam per Dampfschiff und landete an der Schlachte. Am 6. Dezember 1858 legte unsere gute Großmutter ihr müdes Haupt zur ewigen Ruhe nieder.

Auf dem Herdentorfriedhof wurden sie beerdigt. Zwei große Kreuze bezeichneten ihre Ruhestätte. Im Jahre 1901 wurden ihre Gebeine nach Borgfeld überführt. Auf dem Grabstein lesen wir:

Wo Glaube — Da Friede
 Wo Friede — Da Segen
 Wo Segen — Da Gott
 Wo Gott — Keine Noth."

Die Jahre des jungen Mädchens.

Reise nach Hamburg, Aufenthalt in Lüchow.

1.

Marie von Lingen an ihre Schwester Henriette Adelheid.

Hamburg, den 17. August [1813].

So eben meine beste Jette komme ich vom Tische, Mutter legt sich ein wenig schlafen, Vater zieht sich an, weil er um 6 Uhr an der Tafel des Ministers erscheinen muß, und ich habe nun ein halbes Stündchen übrig, um an Dich zu schreiben.

Ich stelle mir vor, Du wirst am liebsten von mir hören wollen, ob und wie gut ich mich hier amüsiere. Dieses wirst Du aus der Folge meines Briefes sehen, daß ich hier so viele Vergnügungen habe und mich so sehr daran gewöhne, daß ich hier auch gerne einige Zeit blieb.

Jetzt will ich Dir einigermaßen schildern, wie wir unsere Zeit unter lauter angenehmen Vergnügen zu gebracht haben. Freitag um 2 Uhr kamen wir nach einer glücklichen Elbefahrt in Hamburg an, ruheten uns eine Stunde aus und fuhren dann zum Eßen nach Rainville, wo wir die Lübecker und Bremer Herrn und Damen auch versammelt

¹¹⁾ Vgl. F. L. Voget, Die Giftmörderin Gesche Margarete Gottfried in der Gefangenschaft bis zur Hinrichtung. Nach Vollzug des Todesurtheils herausgegeben. Bremen 1831 (Schünemann). Auch: Weserzeitung Abendausgabe, Bremen Sonnabend, den 18. April 1931, Beilage, S. 2 und 3 kurze Darstellung von Friedrich Prüser.

fanden. Die Aussicht war hier sehr schön; denke Dir ein großes Haus wie das *Museum*, welches auf einer hohen Anhöhe liegt, rings von einem Garten umgeben, der die Aussicht nach der Elbe hat. Den *Ersten*, den wir trafen, war? — rath ein mahl! — war *Reinqsap*, seine erste Frage war: *où est ma belle Henriette*.

Ich muß nur machen, daß ich mit dem Schreiben zu Ende komme, denn meine Gedanken sind alle abwesend, ich sitze hier beym offenen Fenster, habe eine reizende Aussicht nach der Alster und dem Jungfernstieg, der vom Morgen bis zum Abend von lauter Menschen angefüllt ist.

Doch die Hauptsache wird Dir sein, etwas von der Fête Napoleons des Großen zu erfahren, kurz ich will Dir schreiben, aber euch allen, und den *Tanten*, werde ich es recht ausführlich erzählen, wenn ich wieder bei euch bin.

Die Stadt war erleuchtet und in der Straße, wo der Prinz sein Haus hat, waren 8 schöne Ehren-Pforten errichtet, die mit den Wagen und Nahmenszug *N* gezeichnet waren, an beiden Seiten der Häuser waren Steelagen angebracht mit lauter Lampen verziert. Durch diese Ehrenpforten kamen wir bis zum *Palais*, ich hatte gar keine Angst, mir schlug nicht einmal das Herz, wie der Wagen still hielt und wir ausstiegen. Denke Dir mein Erstaunen, wie ich eben ins Haus trete, ist der Erste, der mich empfängt, *Reder*, und er führte mich in den großen prachtvollen Sallon durch alle superbe gekleideten Damen hindurch; mit ihm tanzte ich den ersten Tanz und so habe ich keinen Tanz übergehen laßen. Ich habe mich überaus gut amüsiert und hätte jetzt um *keinen* Preis gewollt, daß ich nicht da gewesen wäre, weil ich auch einige *sehr* interessante Menschen habe *kennen* gelernt. —

Der Sallon war ohne Nebenlichter, mit 30 schönen Kronleuchtern verziert, an beiden Seiten des Sallons waren Pfeiler, hinter diesen saßen die nicht tanzenden Damen, wenn man herein trat, so sah man im Hintergrunde die Büste *Napoléons* mit einem Lorbeer umwunden, welches einen guten Eindruck machte.

Ich muß hier abbrechen, meine gute Jette, weil ich alle Minute etwas zu sehen habe, nur muß ich Dir noch um ein Theil bitten und Du mußt es ja halten; verstehst Du? Lies diesen Brief für Dich alleine und erzähle den andern etwas daraus, aber daß sie ihnen um *Himmels* willen nicht in die Hände bekommen, was würden die sonst für

einen Begriff von meiner Schreibart und meinen Brief Styl bekommen, nicht wahr? Diesen Gefallen erfüllst Du gerne Deiner abwesenden Schwester Marie. —

N. S. Sage an meiner guten Sophie, ich entbehrte sie recht, und ich würde sie gewiß ein kleines Briefchen schreiben, wenn ich ihr, wovon ich so voll, und meine Gedanken so verwirrt wären, nicht selbst es mündlich sagen müßte und ich mich recht danach sehnte, es ihr bald mittheilen zu können, denn die *F r e u n d i n*, wovon Peggy Wilkens ihr gesagt hätte ich hier gefunden, und ich hätte mich den Abend auf dem Ball *s e h r* viel mit ihr unterhalten, hätte zu Tische bei sie geseßen und sähe sie jeden Tag. Vergiß dieses nicht, meiner besten Sophie zu sagen und erfülle nochmal die Bitte, dieses Billiet *n i e m a n d* lesen zu laßen, denn sonst verlierst Du all mein Zutrauen.

Sage noch an Sophie, sie möchte mir nur ein paar Zeilen schreiben, sie kann es ja nur nach unsern Hause bringen und dann erwarte ich von *e u c h b e i d e n* mit nächstem Posttag einen Brief. Noch einmal erinnere Dich an meine Bitte und nun sage ich Dir gute Nacht.

Grüße *a l l e n* Andern und Tanten, Cousinen und Freundinnen, 1000mal von mir, und küße sie in meinem Nahmen, sage an Mete ich freute mich recht, daß sie so artig wäre, und wenn sie so fortführe, wollte ich ihr was Schönes mitbringen. Nun gute Nacht, ihr Lieben. Schlaft alle eines süßen, sanften Schlafs, denn nun ich ende, ist es 10 Uhr abends.

Anmerkungen:

J e t t e: Henriette Adelheid von Lingen (17. 5. 1792—19. 11. 1826), Schwester Maries.

R a i n v i l l e: César Claude Rainville (7. 3. 1767 Paris — 14. 11. 1845 in Ottensen), Gastwirt in Ottensen. Sein Haus ist nicht mehr vorhanden, wohl lebt aber sein Name fort in der Bezeichnung „Rainvilleterrasse“.

R e i n q s a p: Auch im Staatsarchiv in Hamburg konnte dieser Name nicht aufgeklärt werden.

Fête Napoleons des Großen: Im Jahr 1813 wurde Napoleons Geburtstag (15. August) am 10. August als großer nationaler Feiertag begangen. Einen ausführlichen Bericht über den Verlauf der Festlichkeiten brachte der „Hamburgische Correspondent“ vom 13. August 1813.

w o d e r P r i n z s e i n H a u s h a t: Prinz von Eckmühl (Marschall Louis Nicolas Davout, Herzog von Auerstedt, 1770—1832; er war seit 1811 General-Gouverneur des Départements der Elbmündungen); seine Residenz hatte er in der Straße „Große Bleichen“.

R e d e r: Friedrich August Rüder (1762—1856), wurde nach der Wiedereroberung Hamburgs durch die Franzosen im Mai 1813 an Stelle Abendroths zum Maire ernannt.

bis zum Palais: Vermutlich handelt es sich um ein Fest bei dem Staatsrat Graf Chaban, Intendanten der Finanzen in Hamburg.

2.

Lüchower Tagebuch 1814.

Mittwoch, den 5. October 1814.

Des Morgens um 5 Uhr trank ich mit meinen innigstgeliebten Schwestern für eine geraume Zeit getrennt Caffé. Wir saßen alle drey im Sopha, und ich fühlte recht tief: wie viel es Werth ist, solche gute brave Schwestern zu haben. Dann nahm ich herzlichen Abschied von meinen braven Eltern und fühlte, daß ihr Segen mich schützen und begleiten würde. — $\frac{3}{4}$ auf 6 fuhr ich aus der geliebten Vaterstadt; mein wundes Herz wurde bald durch die gute Gesellschaft und herrliche Reden des Pastors Franke wieder geheilt. —

Donnerstag, den 6. October.

Des Morgens frühe setzten wir unsern Weg vergnügt von Visselhövede, wo wir übernachtet hatten, bis Uelzen, unter belehrenden Gesprächen weiter fort.

Freitag, den 7. October.

Des Morgens um 7 Uhr fuhren wir aus Uelzen und kamen um $3\frac{1}{2}$ Uhr in Lüchow an; mein Empfang war herzlich und froh; es war mir sehr bald hernach hier wohnlich.

Sonnabend, den 8. October.

Wie ich erwachte, währte ich mich in meiner kleinen Kammer, wurde aber von der Freundlichkeit meines kleinen Zimmers angenehm überrascht; des Tages konnten wir Lüchow nicht ansehen, weil es regnete; er ging mir aber doch ziemlich schnell hin.

Sonntag den 9. October.

Des Morgens blieben wir des trüben Wetters zu Hause, zum Mittags Essen hatten wir Güderitzens; nachher tanzten wir recht vergnügt beim Erntefest, das hier im Hause gefeiert wurde. —

Montag 10. October.

Des Morgens 9 fuhren wir nach S a l z w e d e l, einer alten, ziemlich großen Preußischen Stadt, wo gerade Markt gehalten wurde. Wir

stiegen im Deutschen Hof aus und wurden recht gut dort bedient. Die Stadt hat recht breite Straßen, gefiel mir wegen ihrer alten traurigen Bauart nicht gut.

Dienstag 11. [October].

Des Morgens besahen wir Lüchow und das abgebrannte Schloß. Zum Thee und Abendessen waren wir nach Güderiz gebeten, ich zog aber vor zu Hause zu bleiben, um mich mal recht unter meine geliebten Geschwister zu versetzen, fing daher an der guten Henriette einen Brief an, den ich aber nicht vollendete, weil die Vergangenheit noch zu lebhaft mir vorschwebte.

Mittwoch [den 12. October].

Des Morgens war ich nach Lüchow, um von dem Bürgermeister des Städtchens den Stein zum Neuen Rathause legen zu sehen, welches aber erbärmlich ausfiel. Zum Thee und Butterbrod waren Supperintendents Pott mit ihren beiden Töchtern und die Doctorin Gösch bei uns. Ersteren gefielen mich nicht gut, letztere recht gut, in dem sie kein Wort dabei sagte, und es einen Zimmer Gesell überließ. —

Donnerstag, 13. [October].

Zum Mittag Essen Landdrost von *[Name ausgelassen]*. Die junge Comtesse von Grote und Julie Ebell. Letztere freute sich herzlich, mich wieder zu sehen. Ich fand sie etwas geältert, aber liebenswürdiger in ihrem Betragen. Herr Verdens kam. Sein äußeres reizte uns zum Lachen, sein Benehmen erwarb ihm Achtung.

Freitag, 14. [October].

Des Morgens schrieb ich an meiner guten Henriette ich glaube viel dummes Zeug, welches mich nachher ärgerte. Das väterliche Haus stand aber so lebhaft vor mir, daß ich meine Gedanken durchaus aufs Papier bringen mußte. Des Nachmittags blieben wir der nahen Abreise wegen zu Hause.

Sonnabend, 15. [October].

Des Morgens um 7 Uhr verließen uns die Bremer. Bei den Gedanken, daß sie nach das geliebte Bremen zurückkehren, war ich ziemlich heiter, weil die Stocken so sehr gut ist und ich mich hier recht wohllich fühle.

Sonntag, 16. [October].

Um 12 fuhren wir mit den Amth. W: zum Mittags Essen nach Ehrenburg zum Förster, wo ich lauter mir unbekannte Menschen traf. Sehr oft dachte ich, in Bremen ist es doch besser, hier kennst Du niemanden, bei Tische saß ich beim Forstmeister, den ich nicht gerne leiden mag, er macht oft dumme Späße. — Über Amt. W. . . . ärgere ich mich, weil er so kalt von seiner jungen Frau spricht. —

Montag, 17. [October].

Waren wir alle sehr beschäftigt Schwetgen auszumachen, um Muß davon zu kochen, meine Gedanken waren sehr oft in das Vaterliche Haus; bald hörte ich der guten Caroline, bald Conrads Stimme. — —

Dienstag, 18. October.

Das selbe Geschäft; wieder viele Zeit mich an das Vergangene zu erinnern. Den Abend war Anne ein wenig unartig, ich verwies es ihr mit Ernst und will Gott täglich um mehr Sanftmuth bitten, was uns Mädchen so sehr höchst nothwendig ist. Ich finde es wird für mich gut sein, Anne ein wenig unter meine Aufsicht zu haben, ich werde ordentlicher und besser dadurch werden, weil ich sorgfältiger auf mich achten muß.

Mittwoch, 19. [October].

Heute dachte ich recht viel an meine Geschwister, weil ich mir fest einbildete, sie würden zum Ball gehen um den 19. October mit zu feiern, in Gedanken kleidete ich sie mit an und sah sie zum Ball fahren, ich war dabei recht froh. — Nun ich zu Bett gehen will, tritt die Vergangenheit wieder plötzlich vor mir, wie ich zum letztenmal des Morgens so traulich Caffé mit ihnen getrunken, wie ich von meinen guten Eltern geschieden, wie ich meine Brüder geküßt und vermahnt hatte, oh gütiger Gott! gebe, daß ich sie so rein und gut wieder finde als ich sie verließ — ich muß Weinen, heftig Weinen — und bin doch gerne hier.

Donnerstag, den 20. October.

Heute habe ich wieder ziemlich viel geholfen, Obst zum trocken zu schälen; ich hatte wieder Zeit zum Nachdenken und bedauerte, daß ich nicht noch einige Zeit in Tante Piene ihren Umgange hatte zubringen können, der so sehr angenehm und belehrend für mich war. Ich lernte auch heute den Probst Bremer kennen — ein ganz vortrefflicher Mann. —

Freitag, 21. [October].

Des Morgens mancherley kleine Geschäfte. Heute Nachmittag zum Thee, Visite bei Amtmann von Zesterfleth gemacht. Der Mann kam mir vor wie ein Geizhals, die Frau ein wenig [*letzter Satz wieder gestrichen*].

Sonnabend, den 22. [October].

Heute mittag aß der Landbaumeister aus Uelzen bei uns, der eine geborene Hölty aus Bremen zur Frau hat; wir sprechen ziemlich viel von Bremen, welches mich recht freute.

Sonntag, den 23. [October].

Heute Morgen sehnte ich mich auf einen Augenblick zu Haus; denke ich mir die weite Entfernung, so schaudert mich; ich wähne mich nahe bei Bremen und glaube oft die Thürme sehen zu müssen, die nur ein starker Nebel meinen Augen verbirgt. Zu Tisch aß ich mit Herrn Verdens und Herrn Bardig, mit denen ich mich sehr vernünftig über Politik unterhielt. Ich machte die Dame vom Hause und zerlegte eine Hammelkeule. Stocks waren zum Mittag Essen nach den Rittmeister von Plate zu Grabow. Hernach setzte ich mich in der freundlichen Vorstube und stopfte meine Kragen. Ich lebte und webte mit meinen Gedanken wie natürlich im Elterlichen Hause, sehe die gute Mutter auf den Sopha sitzend, ihren schlimmen Arm in der Hand haltend, und ihre Augen leider auch wohl nicht viel besser, guter Gott, wie lange soll das noch währen! Was macht wohl die kleine Pauline, warum denke ich diese Woche so oft daran? Hätte ich doch nur erst einen Brief, wie glücklich würde er mich machen. Sonderbar, ich sehe Jette und Caroline heute beständig auf den Sall, beschäftigt, ihn für die kleine Sonntag Gesellschaft recht einladent zu machen.

Montag, 24. [October].

Heute habe ich fleißig genäht und beinahe den ganzen Tag auf meiner Stube zugebracht, weil die Stocken starkes Kopfweh hatte und auf meinem Sopha lag. Des Abends habe ich noch vorgelesen.

Dienstag, 25. [October].

Heute Morgen habe ich ernstlich wegen den Kindern gesprochen. Die Mutter ist ganz meiner Meinung, und ich werde durch Gottes Hülfe, vereint mit der Mutter wirken.

Mittwoch, 26. [October].

Heute Morgen habe ich viel in der Küche geholfen, weil wir zum Mittags Essen den Oberforstmeister von During hatten, ein alter achtungswürdiger Mann. Auch lernte ich den Droß von Harling kennen, ein sehr feuriger Patriot.

Donnerstag, den 27. [October].

Heute dachte ich wieder viel an Bremen, des Abends lasen wir zusammen.

Freitag, 28. [October].

Heute war ich zu einer kleinen Partie, um eine Flickendecke zu nähen bei Frau Doctor Gösch eingeladen. Hier sah ich eine Menge Lüchower junger Mädchen, denen aber die feine Bildung noch etwas mangelt; ich amüsierte mich gut. Hernach kamen drei Musikanten, und wir Mädchen tanzten unter uns bis 10¹/₂ Uhr.

Sonnabend, den 29. (October).

Nachdem ich eine Visite mit der Stocken bei Madame Bauer gemacht hatte, und ihr großes neugebautes Haus besehen hatte, worin ein großer Tanzsaal kömmt, eilten wir zu Hause. Ich hatte den Gedanken einen Brief zu bekommen, schon ganz aufgegeben, weil die Post Freitags ankommt. Siehe da, die Stocken tritt mir freundlich entgegen, und ruft; Marie, ich habe etwas von Dir gefunden, was giebst Du mir, es wieder zu erhalten? Mein erstes Wort: ein Brief. Die Freude, welche ich empfand, überwog alles. Der herzliche Ton von meiner innigstgeliebten Henriette, der darin herrschte, überzeugte mich, daß sie ebenso empfunden hatte wie ich.

Sonntag, 30. [October].

Heute Morgen war ich nach die Kirche. Der Supperintendent Pott predigte. Ich fand mich hier um ein Jahrhundert zu ruck gesetzt. Des Nachmittags kamen die Majorin Plate mit ihrer Tochter aus Wustrow. Die Amtmanin Elise, die Forstmeisterin von Sebitsch und Mlle. Mörchen.

Montag, 31. (October).

Bekam ich einen dicken Backen. Der Probst trank Thee mit uns.

Dienstag, 1. November.

Heute ist mein Backen noch dicker wie gestern. Ich halte mich deswegen im Zimmer. Die Stocken, Henny und der Probst waren nach Wustrow. Ich konnte meines Backens wegen nicht mit, machte daher zu Hause die Wirthin.

Mittwoch, 2. November.

Heute hütete ich den ganzen Tag das Zimmer. Mein Backen ist heute gewiß am schlimmsten. Elise von Zesterfleth und Frau von Sebtsch besuchten mich auf meiner Stube. Letztere bat mich, Sonntag, mit Anne bei ihr zuzubringen. Ich habe aber keine große Lust dazu.

Donnerstag, 3. November.

Mein Backen ist heute doch ein wenig besser. Ich hielt mich mit Fleiß noch im Zimmer.

Anmerkungen:

Zur Geschichte der Stadt Lüchow vgl. (E. Köhring, Hrsg.): Chronik der Stadt Lüchow. Lüchow 1949.

5. 10. 1814:

meine innigstgeliebten Schwestern: Marie Noltenius, geb. v. Lingen hatte drei Schwestern:

Henriette Adelheid, geb. 17. 5. 1792, gest. 19. 11. 1826; Caroline Theodore, geb. 5. 6. 1794, gest. 11. 12. 1822, verheiratet 16. 11. 1819 (an demselben Tage, an dem Marie heiratete) mit Heinrich Wilhelm Hayen, Canzleiassessor in Oldenburg, gestorben 1854 als Vizepräsident des Oberappellationsgerichtes. Vgl. a. W. Hayen: Ein oldenburgischer Student der Rechte vor 100 Jahren. In: Jahrbuch für die Geschichte des Herzogtums Oldenburg. 21, 1913, S. 24—60 (= Schriften des Oldenburger Vereins für Altertumskunde und Landesgeschichte. 40); Margarethe Auguste (aus der zweiten Ehe ihres Vaters, geb. 19. 11. 1801, gest. 7. 7. 1863.

Eltern: Caspar von Lingen (2. 8. 1755—2. 1. 1837) und seine zweite Frau: Susanna Johanna, geb. Wilhelmi (23. 11. 1759—1. 1. 1850; verh. 2. 7. 1798). Maries Mutter war die erste Frau: Gesche Margarethe de Hase (23. 6. 1763 bis März 1797; verh. 16. 11. 1788).

Pastor Franke: Heinrich Gottfried Bernhard Franke (1764—1845), 1809 an den Bremer Dom berufen, Prediger seit 1810.

11. 10. 1814:

das abgebrannte Schloß: im April 1811 gingen zwei Drittel der Stadt Lüchow in Flammen auf (Köhring, S. 23).

12. 10. 1814:

Bürgermeister: Carl Friedrich Gottlob Torwirth.

Neues Rathaus: Zur Geschichte des Rathauses vgl. W. Grupe in: Köhring, S. 30—33.

Superintendent Pott: Ernst August Pott, † 24. Febr. 1878.

13. 10. 1814:

Comtesse von Grote: Charlotte Gräfin Grote (geb. 25. 3. 1801,

verh. 14. 9. 1825 mit dem hann. Generalmajor Bernhard v. Bothmer); Tochter des Grafen August Otto v. Grote (1747—1830) und seiner zweiten Frau Auguste v. Hahn († 1844).

14. 10. 1814:

Das väterliche Haus: Schlüsselkorb 2.

15. 10. 1814:

die Stocken: Marie Catharina Stock, geb. Droop (9. 4. 1777 bis 6. 8. 1850), seit 19. 9. 1802 verh. mit Otto Friedrich Conrad Stock, Oberamtmann von Lüchow (17. 12. 1766—17. 6. 1836).

17. 10. 1814:

Conrad: Maries Bruder aus der zweiten Ehe ihres Vaters (15. 12. 1799 bis 15. 12. 1880).

18. 10. 1814:

Anne: Anna Dorothea Regine Stock (17. 8. 1803—19. 12. 1871); Tochter von Otto und Marie Stock. Sie heiratete am 24. 6. 1823 den Major und Gutsbesitzer in Seesen Wilhelm Johann Heinrich Reinicke (1792—1875).

19. 10. 1814:

Geschwister: Außer den unter dem 5. 10. 1814 genannten Schwestern: Carl (28. 12. 1795—21. 2. 1859); er heiratete 1828 Metta Henriette Louise Schumacher (geb. 1809), Conrad Wilhelm August (15. 12. 1799 bis 15. 12. 1879).

20. 10. 1814:

Tante Piene: vermutlich handelt es sich um die jüngste Schwester ihrer Mutter: Philippine Agathe Wilhelmi (geb. 1777).

Probst Bremer: Georg Christoph Br., Garnisonprediger in Hannover; seit 1809 Propst in Lüchow; 1818 Superintendent in Nienburg.

21. 10. 1814:

Amtmann v. Zesterfleth: Christian Heinrich v. Z., (24. 2. 1748 bis 6. 3. 1815). Kgl. Großbrit. u. Kgl. hann. Amtmann in Lüchow seit 1796.

Frau: Henriette Louise v. Zesterfleth, geb. Eden (19. 11. 1758—17. 2. 1824), seit 1789 verh. mit dem Amtmann v. Z.

Die Tochter: Zesterfleths hatten drei Töchter.

22. 10. 1814:

Landbaumeister: Carl Friedrich Wilhelm Mitthoff, zuletzt Oberlandbaumeister (Madelungen bei Eisenach 30. 5. 1766—Celle 29. 8. 1852).

eine geborene Hölty aus Bremen: Adelheid Lucie Margarethe Hölty († 3. 2. 1833), verh. seit 18. 10. 1807. Älteste Tochter des Kaufmanns Justus Heinrich Christoph H. u. d. Anna Margarethe, geb. Bengst. Vgl. a. Hector Wilh. Heinrich Mithoff: Mitteilungen über die Familie Mithoff bürgerlicher u. geadelter Linie. Als Ms. gedr. Familienbuch. Hannover 1881; Culemann.

23. 10. 1814:

Rittmeister v. Plate zu Grabow: Friedrich Carl Ludwig v. Plato (11. 3. 1781—1. 11. 1866), preuß. Rittmeister.

Pauline: Pauline Wilhelmi (geb. 1811), Tochter von Engelbert W. (1774 bis 3. 3. 1837) u. d. Sophie Maria Catharina Beate Lucie, geb. v. Schwanevede (1775—1844). Sie heiratete 1838 Friedrich Engelken, der in 1. Ehe mit ihrer älteren Schwester Marie Auguste verheiratet gewesen war; (1810—1837).

25. 10. 1814:

den Kindern: Anne Stock (vgl. 18. 10. 1814) und Heinrich Stock (24. 1. 1805—9. 1. 1887).

26. 10. 1814:

Oberforstmeister von Düring: Johann Christian v. Düring (19. 5. 1751—17. 6. 1823), Burgmann auf Horneburg; Kgl. hann. Oberjägermstr. und Geheimrat, Exz. Vgl. dazu: Lebensbilder und Lebenserinnerungen von Marie Ulrike von Düring, geb. von Lindau . . . (1916, S. 13—20) = Beilage zu Nr. 40 des von Düring'schen Familienblattes.

Droß von Harling: August Hartwig Ernst Ludolf v. Harling (10. 8. 1770—26. 4. 1838) auf Bienbüttel/Kr. Uelzen; Drost zu Isenhagen, kgl. hann. OHptm. zu Wustrow.

30. 10. 1814:

Majorin Plate: Annette v. Plato, geb. v. Bülow (12. 2. 1772—16. 2. 1847), seit 8. 5. 1796 verh. mit dem hann. Major Bodo Christian Wilhelm v. Plato (23. 4. 1764—5. 3. 1847).

Forstmeisterin v. Sebisch: die zweite Frau des Forstmeisters Ernst Friedrich Christian August v. Sebisch (1. 8. 1751, † Lüchow 21. 12. 1832 zu Künsche/Amt Lüchow, Luise Georgine v. Laffert (1779—30. 1. 1846; verh. seit Okt. 1797).

3.

Weitere Briefe Marias von Lingen aus Lüchow, 1814—1818.

Lüchow den 9 Decemb: 1814

Freitag abend 6¹/₂ Uhr.

Liebe gute Eltern und Geschwister! Wie glücklich bin ich unaussprechlich glücklich solche gute Eltern zu haben, die sich meiner immer so liebevoll erinnern und mir so manche unverdiente Freude machen; Du weißt nicht liebe Schwester, wie sehr froh mich Dein herzlicher Brief vor einer halben Stunde machte, ich drückte ihn an Herz und Mund, weinte laut vor Freude, als ich die *Deutsche Jungfrau* von der geliebten Mutterhand darauf geschrieben fand — eine kleine Täuschung war es freilich, daß ich für einen Augenblick wähnen konnte, der ganze Brief sei von der guten Mutter geschrieben; das könnten und sollen ihre Augen noch lange, lange nicht versuchen; im nächsten Frühling, noch ehe die Bäume ihr schönes Blütenkleid anziehen, wird Mutter so hell und klar wie sie im 20. Jahr sah, wieder sehen können. Und dann verspreche ich mir auch einen Brief von ihr. Bis dahin will ich mich in Gedult faßen und höchst zufrieden sein, wenn ich nur jedesmal in jedem Briefe von ihrer Besserung lese. —

Den guten Vater seinen herrlichen Brief erhielt ich grade heute vor 14 Tage am Bette meiner vortrefflichen Freundin, die eine starke

Erkältung einige Tage zu Bett hielt. Ich hätte den selben Abend wieder geantwortet, wenn ein Brief an ihm nicht grade unterwegs gewesen wäre. Bitte liebe gute Seele, sage dem Vater, er möchte nicht glauben, daß ich ihm nur ein wenig vergeßen könnte, weil ich mich nicht mal herzlich für seinen Brief bedankt habe. Vater hat aber so sehr viele Geschäfte, das weiß ich, und Ihr guten Schwestern *[berichtet]* treulich das, was ihn ein wenig intereßiren kann, mit. So denke ich, ist es einerley, an *wem* ich den Brief adreßire.

So manches ist auch, was ich Euch treuer, offener und ohne Scheu erzählen kann und mag, als man es einem Vater *[erzählen kann]*. Wenn Vater des Abends, ermüdet von Geschäften heimkehrt und ihr zu Tische sitzt, so möchte ich Euch wohl bitten, ihm einen recht herzlichen Kuß von mir auf Stirn und Mund zu geben, der zugleich meinen Dank für den lieben Brief ausdrücken soll. —

Für mein Leben gern hätte ich den 23. November bei Euch zugebracht; Du kannst Dir leicht denken, daß ich jede Stunde, Minute, an Euch, Ihr Lieben, dachte, unter Euch war, so gar zuweilen der lieben Tante Kohl ihre Stimme hörte, so wie ich der guten Mutter ihr nicht Begreifen, wie sie so gar nichts davon gemerkt hätte, und alles, durch die thätigen Hände der beiden Schwestern recht gut in Ordnung war, mir vorstellte. Ich allein mußte zurück bleiben! und nichts bringen. Dieser Gedanke schmerzt mich sehr. Um es einigermaßen wieder gut zu machen, habe ich einen Arbeitsbeutel angefangen, wobei ich recht fleißig bin, um ihn zu rechter Zeit fertig zu bekommen. Nur wird er nicht so geschmackvoll und gut gearbeitet, liebe Henriette, wie es unter Deiner gütigen Anweisung würde geschehen sein. Ich bin mir nun ganz alleine überlassen und wirklich im Sticken ein wenig aus der Uebung gekommen, wie Du selbst finden wirst. Bitte Mutter also, es niemanden zu sagen, daß er von mir kömmt. —

Gerne machte ich mehrere Weihnachtsgeschenke, es fehlt mir aber an Zeit. Ich wünsche daher nichts lieber, als wenn ich in Bremen wäre, und mir eine Kleinigkeit von den guten Eltern zgedacht wäre, sie nun unter Euch alle, Ihr guten Geschwister, Groß und klein zu vertheilen. —

Zweimal bin ich schon von der guten Stocken beschenkt worden; es sind, wie sie es nennt, nur große Kleinigkeiten, mir aber doch recht lieb und nützlich.

Ein paar kurze feine waschlederne Handschuhe zum Jahrmarkt, der hier vor einigen Tagen gehalten wurde, und neulich, wie Herr Amtschreiber von Hannover kam, habe ich eine ziemliche Partie 4 Ellen lange Schnürbänder, die in Lüchow durchaus nicht zu haben sind, und ein paar lange, sehr feine weiße waschlederne Handschuhe bekommen, damit zum Club zu gehen.

Vorigen Sonntag, den 4. Dezember, hatten wir im Clubhause einen förmlichen Ball, wo ich mich recht gut amüsirte und Euch beide hundertmal herwünschte, weil ich dann noch ungleich mehr Vergnügen gehabt hätte. Jeden Sonntag könnt Ihr Euch mich im Lüchowschen Club denken, dem es durchaus an feiner Bildung für den Geist fehlt. Ich habe mir nun auch vorgenommen, mit der Tochter des Amtsmanns von Zesterfleth, welches ein recht nettes Mädchen ist und ein paar andere Mädchen, jeden Sonntag, wenn nicht getanzt wird, eine kleine Partie Boston zu spielen. Den dritten Weihnachtstag wird wieder getanzt; dazu möchte ich gern, wenn Ihr mich nicht auslachen wollt, einen Strich von Euern Pekinet haben, falten will ich ihn hier. Ich würde es gewiß nicht schreiben, wenn in ganz Lüchow etwas Dienliches dazu aufzutreiben wäre. Kannst Du es aber nicht in Briefe legen, laß es lieber ganz sein. Ich muß mir dann anders helfen. Gerne möchte ich Mutter ihre Meinung wissen, ob ich dem Stubenmädchen, die mich des Morgens anhilft zu zu schnürren, mein Bett macht und die Stube reinhält, auch wohl Weihnachten ein Trinkgeld geben muß und wie viel? oder ob ich lieber die Stocken darum fragen soll? Bitte, bitte, ich kann noch vor Weihnachten Bescheid darauf haben.

Dein heutiger Brief ist recht schnell übergekommen; sie glauben hier im Hause, daß die Briefe, welche über Hamburg kommen, am geschwindesten hinkommen. —

Die arme Tante Metta bedauere ich recht sehr. Wie erstaunend lebhaft sehe ich sie noch fallen. Wer hätte das gedacht, daß dieser herrliche Spaziergang von solchen bösen Folgen sein sollte. Ich wünsche von Herzen eine baldige Besserung, um nächsten Sommer mit gestärkten Beinen bei gutem Wetter diesen schönen Spaziergang recht oft zu wiederholen und unter der Buche oder im Holze noch manches Granddärbrod zu verzehren wo ich mit meinen Herzen gewiß nicht bei fehlen werde.

Nächstens werde ich auch ein Verzeichniß von den hiesigen Brautpaaren schicken, davon Nahmen Euch recht amusiren werden. Die

Heirat von J. Evers mit Hr Blendermann hat mich am meisten intereßirt, daran hätte ich nie gedacht. Oh Gott! was gäbe ich darum, wenn ich unter mehreren Brautpaaren, die nächstens in Bremen bekannt werden, eine von meinen guten Schwestern fände; keine größere Freude könnte mir zu theil werden; ich weiß nicht, warum es mir diesen Augenblick einfällt; habt Ihr noch nichts von dem Bayern gehört?

Daß Herr Köpken tod ist, thut mir sehr leid, obgleich ich ihn gar nicht gekannt habe. Mich dünkt, es war ein sehr thätiger Mann; woran ist er wohl gestorben?

Sophie Oelrichs bringe bei Gelegenheit einen herzlichen Gruß und Kuß, sage, ich könnte nicht begreifen, wo ihr Brief so lange blieb, dem ich mit unbeschreiblicher Sehnsucht entgegensehe. Oder hat sie vielleicht auch keine Zeit zu Schreiben gehabt?, so will ich so bald wie möglich schreiben, denn ich möchte um keinen Preis dieses gute deutsche Mädchen erzürnen. Der deutschen Jungfrau Philippine bringe einen ächten deutschen Handschlag, Gruß und Kuß von mir! —

Das Wort Jungfrau hat mich recht entzückt. Ihr habt gewiß unter einander gesagt, das ist *so recht etwas* für Marie. Ihr habt auch nicht unrecht, Deutsches Blut fließt in meinen Adern. Doch habe ich noch einige französische Wörter gebraucht; sie mögen stehen bleiben und sollen aufeinandermal nicht wieder vorkommen.

Pastor Dreseke sein Bildniß habe ich schon vor einiger Zeit bei dem Herrn Probst Bremer (einen ganz vortrefflichen Mann) gesehen; sein Gesicht gefiel mir sehr gut, er sah so ehrlich und wie ein anspruchloser Deutscher aus. Herr Probst sagte mir, daß er ein ganz vorzüglicher Redner sein sollte. Pastor Franken hast Du wohl nicht wieder gesprochen; das thun Vater und Mutter wohl nicht wie bei Rump und Wichelh[ausen]; zu nöthigen Späßen würden sie vortrefflich sein; es sind recht liebe Gesellschafter, und sie ließen es nicht undeutlich merken, wie gerne sie in Bremen uns zuweilen besuchen würden, wenn es uns lieb wäre. Die Pastorin schrieb letzt einen ganz allerliebsten Brief an der Stocken und erwähnte meiner auf eine schmeichelhafte Weise darin, daß ich ordentlich roth darüber wurde. —

Denke Dir, welch einen Verlust ich letzt gehabt habe. Mein kleiner treuer Kasten mit Zahnbürste und einer Schachtel voll schönes Zahnpulver ist durch einen Zufall aufgebrannt.

Die Uhr schlägt 8; wir werden zu Tisch gerufen. Kaum mag ich Dir dieses Gekritzel schicken. Morgen früh geht aber die Post, und so mag

er zu Dir gelangen angefüllt mit lauter Küßen und Grüßen an alle meine Lieben im Väterlichen Hause. Oh — könntet Ihr doch Flügel nehmen und einmal zu mir fliegen. Gott, wie glücklich macht mich der Gedanke, Wer weiß, ob Ihr Euch nicht ein paar Flügel anschafft und unerwartet zu mir kömt. Aepfel sollst Du, so viel Du haben willst, bekommen. — Die Feder will nicht mehr Anne ist mit ihrem Schreiben auch fertig und hat mich oft gestört. Du wirst Mühe haben, diesen Brief zu lesen. — Gute Nacht. Viele herzliche Grüße und einen herzlichen Kuß, an Tante Betjen, Kohl, alle Tanten, Freundinnen, Sonntagsgesellschaft, der thätigen Rebecka, der reinlichen Anna, der fleißigen Trina, der kränklichen Frau Nagel.

Anmerkungen:

23. November: Geburtstag der Mutter Susanne v. Lingen, geb. Wilhelmi.

Tante Kohl: Metta Kohl, geb. v. Lingen (26. 12. 1756—11. 4. 1835). Schwester des Vaters. Seit 1792 verh. mit dem Weinkaufmann Peter Kohl (1738—1798).

Amtsschreiber von Hannover: Georg Friedrich Jochmus (25. 11. 1772—12. 9. 1846). Dr. jur., zuletzt Konsistoriumsdirektor.

Herr Köpken tot: Christian Heinrich Köpke, Weinkaufmann.

Sophie Oelrichs: Sophie Amalie Oelrichs (30. 6. 1790—7. 5. 1864). Sie heiratete am 7. 7. 1816 Jasper Oelrichs (7. 3. 1788—29. 12. 1846).

Pastor Dreseke: Johann Heinrich Bernhard Draeseke (1774—1850); wurde am 13. 10. 1814 nach St. Ansgarii berufen und hielt seine Antrittspredigt am 2. Advent 1814. 1832 Bischof und Domprediger in Magdeburg. Vgl. über ihn das in der Zeitschriften- und Bücherschau erwähnte Buch von W. Schaefer.

Rump: Henrich Rump (1768—1837).

Wichelhausen: Wilhelm Ernst Wichelhausen (1769—1823).

Pastorin: Henriette Juliane Philippine Franke, geb. Warneke (get. 4. 11. 1774—4. 1. 1838), die Frau des Dompredigers.

Tante Betjen: Ilsabetha Holler (13. 7. 1751—28. 1. 1829), die Tante und Erzieherin der (1. Frau) Gesche Margarete v. Lingen, geb. de Hase, Mariens Mutter.

4.

Lüchow, den 25. Jan.: 1815

Euch beiden, Ihr geliebten Schwestern, schreibe ich zusammen, die Zeit wird mir zu kurz, da ich noch viel schreiben will, was ich wohl nicht alles ausführen werde. — Zuerst sage ich Euch meinen herzlichen Dank für die schönen Weihnachtsgeschenke, dir mir alle recht lieb und willkommen gewesen sind. Ich schäme mich entsetzlich, daß Ihr guten Seelen gar nichts von mir bekommen habt; die Zeit fehlte mir wirklich dazu, weil die Kinder eine Menge Geschenke nach

Bremen geschickt haben, wo ich ein wenig mit daran geholfen habe; dann ist in einem solchen großen Landhaushalt beständig etwas zu thun, wo ich unmöglich müßig bei bleiben kann. Sagt doch in meinem Nahmen Mutter meinen besten Dank dafür, und daß ich sehr froh wäre, sie ganz gesund wieder zu wissen. Ein Glück, daß es wieder bald dem Frühling zu eilt, wo die herrliche Vegesacker Luft stärkend auf die gute Mutter wirken wird, wenn noch etwas Schwäche zurückgeblieben sein sollte.

Möchte Wilhelmine Holler doch recht glücklich werden mit Eberhard Noltenius: es soll aber ja jetzt ein sehr guter Mensch seyn; hoffentlich wird er durch Minchen darin bestärkt werden und gut bleiben. Was sagt David Oelrichs wohl dazu; ich dachte immer, der würde sie bekommen. Habt Ihr ihn schon gesprochen? ich denke ihn mir wie Thomson. Prophezeit Pastorin E. denn nicht bald eine Hochzeit in unserem Hause? Gott, wie wollte ich mich freuen und hochspringen; ich käme dann mit Herrn Oetling im Frühjahr nach Bremen und helfe sie mit feiern; denn dabei müßte ich seyn. Bitte, liebe Kinder, schiebt es nicht zu lange auf. Ihr wißt wohl, einmal, daß ich nicht will; die Herrn, die hier sind, paßen auch gar nicht für mich. Ich mag sie alle nicht leiden. Sie sind zu roh und ungebildet; außer einige Verheirathete; sie sind recht liebenswürdig; das sind aber keine Lüchower.

Mit meinem Taftkleide will ich warten, bis Du, liebe Caroline, mir das Muster geschickt hast. Mad. v Lengerken hat mir davon erzählt; ich bin schon ganz darin weg und freue mich, daß es noch nicht gemacht ist; es wird ja aber auch ein eigener Kragen dabei getragen, den möchte ich nun gar zu gerne dabei haben. Du läßt Deines wohl bald machen? Ich bin recht verlegen um mein Kleid; mein altes schwarzes Taftkleid ist ganz zerrissen; ich habe es recht viel hier getragen; nun muß ich wohl eine Schürze daraus machen, die mir recht nützlich hier ist; man sieht doch immer ordentlich darin aus. Bitte sage es auch Mutter, daß es so zerrissen ist; ich kann es nicht helfen.

Was mag Tante Betjen wohl von dem Briefe sagen? Er ist nicht besonders geschrieben; ich war gar nicht dazu aufgelegt und habe vergessen, Catrine und Fr. Marks zu grüßen. Tante Kohl küßt und grüßt beide herzlich von mir; sie möchte meiner nicht ganz vergessen. Die gute herrliche Philippine kann ich nicht lieber gewinnen, wie ich sie jetzt schon habe, sonst würde ich es gethan haben. So sehr hat

mich gefreut, daß sie Tante Thran so weit umgestimmt hat, zuweilen nach der Kirche zu gehen, was kluge, vernünftige Vorstellungen doch nicht vermögen. Ich kann es Euch nicht ausdrücken, welche Achtung und Liebe diese Philippine mir einflößt. Mein Zutrauen zu ihr bleibt in der Ferne unverändert. Möchte sie mir stets zum Muster dienen, mich nach ihr zu bilden, um nur etwas von dem zu leisten, was sie in Stande ist.

Was machen die Tanten auf dem Walle und Onkel C.? ist das alte Verhältnis ganz wieder hergestellt? Besuchen sie Mutter nicht recht oft? Grüße sie von mir, und sage der Tante Metjen, ich dünke fleißig an sie, wenn ich beim Spinnrad säße. Ob sie auch wohl viel spinnt? Wie benimmt sich Hanchen? Hält sie auch viel von Pinchen? Sie sagte mir mal, sie mögte sie nicht gerne; das hat sich aber gewiß gegeben. Gefällt es W. noch gut in ihrem neuen Hause?

Tante Sophie bin ich ein wenig böse, daß sie ihre Mllen nicht mehr estimirt; eine gute wird sie schwerlich wieder erhalten. — Liesbeth wünsche ich recht viel Glück. Mögte Rebecke ihr bald nachfolgen, natürlich einen sehr guten Mann wünsche ich ihr auch. So könnten wir ja eine Schwester von ihr wieder in Dienst nehmen. Anna, die reinliche, fürcht ich, kommt auch mal traurig an. Ich wünsche Mutter ein rechtliches, treues, fleißiges reinliches Mädchen wieder. Grüße Frau Siegel, Trina Gerksche, Rebecke, Anna, Liesbeth und wie sie alle heißen von mir.

Ihr guten Schwestern, schreibt mir doch mal, ob Vater zuweilen des Mittwochs recht vergnügt zu Hause kommt und Mutter einen warmen Händedruck giebt. Im Januar und Februar muß sie wohl oft Pink pink rufen; das sind recht böse Monathe. Ich denke oft daran, wenn die häßlichen Zettel von Schuster und Schneider gebracht werden. Sagt mal, seid Ihr denn nun viel vergnügter, seitdem ich weg bin, und braucht Mutter jeden Groten so ängstlich nicht mehr zu hüten? Es ist ja Eure treue Schwester, die danach fragt und sich sehr dafür intereßirt, ob ihre Eltern ängstlich für die Zukunft seyn müssen und mit Sorgen in der Gegenwart leben. Oh, schreibt es mir doch mal recht aufrichtig. — Ihr guten Schwestern müßt aber Niemand etwas davon sagen.

Diesen Brief muß ich schließen, so viel ich Euch noch zu sagen habe; an die übrigen Geschwister wollte ich, wenn es möglich ist, auch noch schreiben.

Ich sitze hier ganz allerliebste mit Mad. von Lengerke und der Stocks an einem Tisch. Wir schreiben alle Drey nach das liebe Bremen. Ich wollte, Ihr könntet mich hier so sitzen sehen; auch Euch würde der letzte Morgen, wie wir so recht traulich zusammen auf dem Sopha saßen, dabei einfallen, der mir unvergeßlich bleiben wird, weil ich fühlte, wie viel ich an Euch verlor, das mir nun, Gottlob, so viel wie möglich durch die Stocken ersetzt wird. — Die Fremden sind nach Wustrow, einem nahe gelegenen Flecken gefahren; wir erwarten sie zum Thee zurück.

Adieu, meine geliebten theuren Schwestern, die Ihr in der weiten Ferne meinem Herzen eben so nahe bleibt wie in Bremen, Grüßt mir herzlich alle, die sich meiner erinnern und laßt recht bald etwas von Euch hören. — Der Mond scheint so unvergleichlich schön; ich gebe diesem stillen Freund manchen Kuß, Gruß und heiße Wünsche für Euer aller Wohl mit; es ist mir ein recht tröstender Gedanke, daß auch Ihr in Bremen denselben Mond seht, den ich hier aus meinem Stubenfenster so oft mit unendlichem Vergnügen betrachte. —

Grüßt Amalie Tiedeman und Friederike v. d. Bussche von mir. In Gedanken küßt Euch herzlich

Eure treue Schwester Marie.

P. S.

Ich habe noch vergessen, ob Ihr nicht Tante Pine um das kleine Gedicht: An Psyche, von Pfeffel, bitten solltet. Es steht im Almanach hinter einem Briefe von Jacobi, den Tante mir mal vorlaß. Sie wird es sich wohl noch erinnern. Eine von Euch ist denn wohl so gut und schreibt es mir ab. —

Anmerkungen:

Wilhelmine Holler...: mit Eberhard Noltenius: Metta Almata Wilhelmine Holler (10. 4. 1792—16. 4. 1816) heiratete am 4. 6. 1815 Johann Eberhard Noltenius (31. 10. 1777—30. 7. 1845).

David Oelrichs: Johann David Oelrichs (24. 3. 1788—14. 2. 1853).

Mad. v. Lengerken: Engel v. L., geb. Droop (20. 3. 1779—4. 6. 1841), Schwester der Frau Stock; seit 1. 4. 1803 verh. mit Johann Abraham v. L. (1775—1831).

Tante Thran: Adelheit Catharina Wilhelmine Wilhelmi (3. 11. 1770 bis 1839). In erster Ehe, 20. 6. 1796, verh. mit Gottfried Hane; in zweiter Ehe 1808 mit Johann Thran († 1811).

Tanten auf dem Walle und Onkel C.: Conrad Wilhelmi, ein Bruder ihrer Mutter (1768—3. 5. 1838) wohnte Wall 93. Vermutlich lebten seine unverheirateten Schwestern bei ihm im väterlichen Haus: Metta (18. 6. 1761—1823); Elisabeth (12. 9. 1762—1845); Johanna Friederike (1775 bis 1839).

Tante Sophie: Sophie Marie Catharine Beate Lucie Wilhelmi, geb. v. Schwanewede (1775—1844), die Frau des Eltermannes Engelbert W. (1774 bis 3. 3. 1837).

Amalie Tiedeman: Amalie Tideman (geb. 1792), heiratete 1817 Friedrich Wilhelm Schlodtmann (1789—1833).

An Psyche, von Pfeffel: Gottlieb Konrad Pfeffel (1736—1809), der blinde Colmarer Dichter.

Almanach: Der Vossische Musenalmanach, der von 1776—1800 in Hamburg erschien.

Jacobi: Johann Georg Jacobi (1740—1814), der Anakreontiker, der Bruder Friedrich Heinrich Jacobis.

5. Lüchow, den 4. Jan. 1817.

Meine liebe gute Mutter,

Hoffentlich bist Du liebe Mutter und mein gütiger Vater von allen Schnupfen, Erkältungen und Husten völlig wieder genesen und hast daher das herrliche Weihnachtsfest im frohen Familienkreise desto inniger feiern können. Möchte der liebe Gott mich erhören und meinen lieben Eltern und guten Geschwistern ein herzlich frohes segensreiches Jahr nebst Erfüllung ihrer liebsten Wünsche schenken, dann wäre niemand glücklicher wie ich.

Auch ich bin diesen Weihnachten wieder ein recht glückliches Kind gewesen und von meinen guten Eltern so reich beschenkt worden; mit dem herzlichsten Dank und dem größten Vergnügen habe ich es empfangen und werde es so gut als nützlich, wie ich nur irgend kann, anwenden. Wenn ich Dir liebe Mutter nun noch erst sage, daß mir kein lieberes Geschenk hätte werden können, wird es Dich sicher recht freuen.

Von der guten Stocks habe ich ein recht hübsches, fertig gemachtes, vortreflich sitzendes Bombasin Kleid oder Überrock, wie man will, vorne Sammt besetzt, wie es dort Mode ist. (Einliegende Probe ist die Farbe des Zeugs), ein paar sehr schöne Bernsteinknöpfe, mit Gold im Gürtel zu tragen dazu; noch ein sehr niedliches Buch, worauf mein Name mit goldenen Buchstaben gedruckt steht, und worin mir die gute Marie Stock viel Liebes und Gutes aus ihren Gedanken aufgeschrieben hat, worüber ich mich unendlich freue. Von Engel v. Zesterleth ein Kragentuch mit einer ausserordentlich hübschen Fraise, die aus 8 Zacken besteht, welche durch eine kleine Zackenspitze aneinander geheftet sind und wovon eine jede Zacke gestickt ist. Anna und Heloise haben mir einen recht niedlichen Arbeitsbeutel auf blauen Bombasin gestickt; von Marie W. habe ich einen weißen

Batistbeutel bekommen, und von ihrer Mutter eine hübsche Nähtasche von Seladongrünen Atlas, mit schönen Zwirn, Seide und Nähnadeln versehen; ist das nicht ganz niedlich? da sie sie selbst genäht hat.

Nun meine gute Mutter habe ich Dich so lange von meinen Sachen und Geschenken unterhalten, daß Du gewiß ganz müde davon geworden bist; mittheilen wollte ich es Dir und den guten Geschwistern gerne, weil ich von den Antheil überzeugt bin, den Ihr alle daran nehmt. Und doch, meine liebe Mutter muß ich Dir noch sagen, daß wir das Weihnachtsfest hier auf eine ganz eigene, herrliche Weise gefeiert haben. Nämlich die gute Marie Stock hat mit unendlicher Mühe für diese rauhen, kalten, theuern Wintermonate eine wöchentliche Sammlung für ein Dutzend Arme angestellt, die sie am Weihnachts Morgen selbst besucht hat und ihnen, nach Armuth und Verdienst, die bestimmte Summe ausgetheilt. Wie manche sorgenvolle Thräne sie dadurch getrocknet und manche dankbare Freudenthräne ihr dadurch zutheil wird, ist leicht zu denken. Täglich kommen hier einige Arme, welche hier zu Essen holen und auch selbst essen; einigen guten Kindern wird durch ihre Fürsorge Stricken und Nähen gelehrt. — Ach, Du glaubst nicht, gute Mutter, wie manche braven Leute wir in der bittersten Armuth finden, die lieber verhungern und verfrieren, als jemanden ihre Noth klagen. Es ist mir wirklich ein köstliches Vergnügen, diese Leute mit Marie zu besuchen und ihre große Noth in etwas zu erleichtern. Der Probst und Mehrere machten ihr die Sache hier im Wendlande unendlich schwierig und das wohl mit Recht; ihre Freude ist aber nun um so größer, da es gut gelingt. —

Eine Bitte, liebe Mutter, welche Du mir nicht abschlagen muß, ist, einliegende Strümpfe zu meinen andern fleißig zu tragen. Das eine Paar ist entsetzlich grob; das Garn war aber hier nicht anders zu bekommen. Du thust mir also den Gefallen und gibst sie einen von den Brüdern, und ich stricke Dir, wenn ich das Garn nur habe, gerne ein paar feinere dafür. Die Mütze will ich Dich bitten, dem guten Vater aufzusetzen; sie wird sogleich jeden Husten und Schnupfen verbannen. Bitte gieb ihm einen Kuß von mir und grüße ihn herzlich.

Carl und Conrad werde ich nächstens schreiben. Jette danke ich herzlich für ihren sehr lange ersehnten, aber doch recht willkommenen Brief. —

Wenn Du nichts dagegen hast, liebe Mutter, möchte ich mir wohl aus dem alten braunen Taftkleide (ich denke, es ist noch so viel Gutes

daran) einen Spenzer machen lassen, täglich im Hause zu tragen, und aus meinem alten Morgenkleide, was so bunt gestreift und ganz zerrissen ist, ein paar Schürzen machen weil ich nichts mehr dazu habe. Die Schwestern schreiben mir wohl nächstens Bescheid darüber. Bitte treibe Du sie ein wenig dazu an. Ich möchte gar nicht gerne, (da ich leider es auch ziemlich kenne) wenn Deine armen Augen noch so angegriffen sind, daß Du sie durch Schreiben noch mehr schwächst, Denn ich darf ja fest glauben, daß Du mir deswegen nicht weniger gut bist. — Wie Du den Weihnachten ausgetheilt hast und was für schöne Geschenke allen zutheil geworden sind, werde ich denn wohl recht bald, durch eine von meinen lieben Schwestern erfahren. —

Nun Adieu, meine gute liebe Mutter, lebe recht wohl und vergnügt, grüße meinen lieben Vater so wie alle Geschwister und Tanten herzlich von mir. Onkel Eltermann auch. Wahrscheinlich schickt der Amtmann einen Wagen nach *B r e m e n*. Dann dürfte Onkel wohl auf ein paar Oxhüften rechnen. Ich möchte es so gerne und rede tapfer zu. Bitte sage aber lieber noch nichts davon.

In Gedanken küßt Dich Deine Dich herzlich liebende Tochter

Marie von Lingen

Anmerkungen:

B o m b a s i n: Vom altitalienischen Bombaggine = Seidenzeug; Doppelbarchent.

C o n r a d: Carl und Conrad von Lingen waren Mariens jüngere Brüder (Carl 1795—1859, Conrad 1799—1881).

E n g e l v. Z.: Engel von Zesterfleth, eine Tochter des Amtmanns Christian Heinrich von Zesterfleth u. d. Henriette Louise, geb. Eden.

6. Lüchow, den 4. Merz 1817.

Meine gute, liebe Mutter,

Vielen Dank für Deinen in jeder Hinsicht willkommenen Brief. Du bist eine solche fleißige Schreiberin geworden, liebe Mutter, daß ich ganz und gar dadurch beschämt worden bin. Meine Absicht ist es wirklich nicht, daß Du selbst die Briefe immer beantworten sollst; ich kann meiner guten Mutter wohl drei Briefe schreiben und will mich recht freuen, wenn Deine armen kranken Augen den dritten ausführlich beantworten können. Übrigens, liebe Mutter, muß ich Dir nun gestehen, bin ich gar nicht böse darüber, sondern habe mich wie immer unbeschreiblich gefreut, als ich beim Oeffnen des Briefes Deine Hand erkannte; und nun vollends der Inhalt! Gott! wie sorgt Mutter

doch so gut für uns. Dieß habe ich von Neuem auch wieder recht erfahren.

Wahrscheinlich hatte Henriette meinen Brief noch nicht, also daß Du meine Wünsche schon im voraus erfülltest. Das Bombasin-Kleid nebst Garn wird mir außerordentlich willkommen seyn. Wenn der sehr heftige Sturm es nur nicht den Wellen zu verschlingen giebt; das wäre eine gar üble Geschichte, was Gott verhüten mag.

Indem ich dieses schreibe, fällt mir ein, Du würdest mir wahrscheinlich ein kattunes Kleid gegeben haben, was lange nicht so kostbar gewesen wäre, wenn Du nicht gedacht hättest, für meine Gesundheit sey Bombasin besser. Aber so krank bin ich gewiß nicht, liebe Mutter, wie Du es Dir denkst. Ist der schöne herrliche Frühling erst wieder erschienen, bekomme ich bessern Appetit, weil ich mich dann fleißig in der freien Luft herum zu tummeln denke. Dann wird sich meine Müdigkeit auch schon verlieren, und meine Augen werden sich weidlich an dem schönen Grün laben.

Solltest Du Heineken zufällig sehen, bitte, so frage ihn in meinem Namen (weil ich das größte Vertrauen zu ihm habe) ob ich die sauern Tropfen, oder Medizin, die ich verwichnen Sommer brauchte, wieder machen lassen sollte, weil sie, wie mich dünkt appetiterregend waren. Das Rezept schickst Du mir dann wohl im Briefe. Es hat aber ganz gewiß keine Eile; glaube es mir, ich bin sicher viel besser als ich in Bremen vorigen Sommer je gewesen bin.

Die Nachricht von Carolinens Ankunft in Frankfurt hat mich sehr glücklich gemacht; ihre Briefe nebst Bemerkungen werden gewiß höchst amüsan seyn. Jette, die Gute, theilt mir ja wohl zuweilen aus ihren Briefen mit, damit auch ich hier in Gedanken mit ihr fortleben kann.

In Bremen glaubt man ja wohl Caroline sei deswegen hingereist, um Minchen T. in Wochen zu pflegen. Nicht wahr, das ist nicht die Ursache? — Wie macht sie es aber mit ihrer Garderobe? Mich dünkt, sie war nicht so brillant, an großen Assembleen Theilnehmen zu können. Wahrscheinlich hat sie sich doch noch ein paar recht hübsche Kleider angeschafft; von welchem Stoffe, das möchte ich nun gerne wissen.

Recht einsam, liebe Mutter, muß es Dir vorzüglich des Morgens vorkommen, zumal da die hülfreiche Hand der treuen Rebecka Dir nun nicht mehr zu Diensten stehet. Das dauert mich wirklich recht, wenn ich mich Dir des Morgens so einsam denke. Freilich sind es nur

drei Stunden, die sehr schnell dahin eilen. Wenn Jette und Mete kommen, bringen sie gewiß immer eine doppelte Portion Frohsinn mit. Mete hat doch wieder ein wenig gepipelt (ich denke es mir daher, weil sie nicht in der Schule war, wie Du in meinem Brief schriebst). Wann wird denn das einmal anders mit ihr werden? Medizin gebraucht sie doch nicht?

Viel Bewegung in freier Luft, recht folgsam und gefällig gegen Andere ist für meine liebe liebe Schwester Mete gewiß gewiß das allerwürcksamste Recept, was nur verschrieben werden kann, und ich will sie recht herzlich darum bitten, täglich eine kleine Dosis davon zu nehmen, so wird sie gewiß in kurzer Zeit die köstlichste Wirkung davon erfahren. Bitte, gute Mutter, küße sie herzlich von mir und bitte sie in meinem Namen, recht sehr bald einen kleinen Brief an mich zu schreiben, wozu ich mich schon jetzt freuen kann.

Dem ehrlichen Conrad gebe ich treuherzig die Hand und grüße ihn freundlich. Noch diesen Monat soll er und der gute Carl einen Brief von mir haben. Wie findet sich denn mein lieber Vater darin, nun Caroline, die Muntere, fort ist? Gott sei Dank, daß er ganz wieder hergestellt ist und hoffentlich auch recht, recht lange bleiben wird. Diesen Augenblick ist es mir, als sähe ich ihn beim Caffé lesend sitzend, die Pfeife in der Hand und ich böte ihm einen recht freundlichen guten Morgen. Tante Kohl kömmt nun ja wohl fleißig hier. Vorige Nacht habe ich immer von der guten Tante geträumt und recht viel mit ihr gesprochen, da ich auf einen ganzen Tag sie besuchte, was — wenn ich lange lebe, — gewiß noch mal der Fall sein wird.

Von Jette hoffe ich recht bald etwas zu hören, und hoffe, sie verschiebt es nicht zu lange. Wird Tante Betjen denn noch nicht wieder besser? Sie ist gewiß ein wenig melancholisch, weil sie jetzt immer so ganz alleine ist.

Onkel Conrad geht doch wohl schon wieder herum? Was macht denn die alte ehrliche Tante Metta? Sie bleibt doch wohl immer dieselbe? Alle Tanten, die sich meiner erinnern, grüße ich, so herzlich mir es möglich ist.

In Gedanken küsse ich meine guten Eltern und Geschwister. Gott erhalte sie mir recht gesund und froh und erfülle ihre Wünsche. —

Dich liebe gute Mutter bitte ich recht sehr, ein wenig lieb zu behalten
Deine treue
Tochter Marie.

Die Stocks trägt Grüße an meine guten Eltern auf, und Anne läßt Mete grüßen. Marie von Lingen meint, sie dürfe wohl hoffen, recht bald einen Brief wieder zu bekommen.

Anmerkungen:

Heineken: Entweder Dr. med. Joh. Heineken oder Dr. med. Philipp H., sein Sohn.

Dem ehrlichen Conrad . . . und der gute Carl: Conrad Wilhelmi (geb. 1806) und Carl Wilhelmi (geb. 1807), ihre Vettern.

Tante Metta: Metta Wilhelmi (1761—1823).

7.

Lüchow, den 26. May 1818.

Liebe, liebe Mutter! Herzlichen Dank für Deinen herrlichen Brief und für die schöne goldene Einlage, die ich so gut wie möglich anwenden werde; obgleich ich mir nur die nothwendigsten Kleinigkeiten dafür anschaffe, geht doch sehr leicht eins nach dem andern fort; das macht das beste Geld; ich lobe mir deswegen noch immer die alten ehrlichen Bremer Grote. Gute Mutter, sage meinem lieben Vater auch meinen innigsten Dank dafür. —

Daß die Strümpfe nicht passen, ist mir sehr leid; hoffentlich wird dieses Paar ganz nach Deinem Wunsch ausfallen; ich hatte so eben am ersten Strumpf den Hacken fertig, habe ihn aber mit dem größten Vergnügen wieder aufgerissen, weil ich selbst fand, daß er zu dicht war.

Montag sind zu unser aller Freude die so lange ersehnten Sachen angekommen; zwei sehr schöne Mahagoni Comoden von Delius für Stocks. Die Auszüge waren mit den angenehmsten Sachen vollgepackt, worunter mein schöner Anzug wohl eine Hauptrolle mitspielt; unendlich vielen, vielen Dank sage ich meinen guten Eltern und Geschwistern, die sich meiner unverdient immerfort erinnern. Das Kleid paßt sehr gut; es ist nur ein wenig zu eng, was ich mit leichter Mühe abändern kann, alles höchst geschmackvoll und appetitlich. Anne Stock rief gleich, wie sie den Unterrock sah, den hat Caroline gemacht. Anne wird wahrscheinlich diesen Sommer, vielleicht, schon bald nach Bremen kömmen, während ihre Eltern nach dem Brunnen sind; ich übernehme hier dann so lange die Miene der Frau Amtmannin.

Ich übe mich jetzt recht im Backen und Kochen, liebe Mutter; komme ich wieder zu Euch, Oh Wunder, was werdet Ihr alle für Fortschritte in dieser edlen Kunst bei mir gewahr werden. Vor 8 Tagen hatten wir große Damengesellschaft, 29 Personen ohne uns hier im Hause, wozu die Amtmannin und ich a c h t e r l e y Sorten von Kuchen gebacken hatten, die, wie sie einstimmig sagten, vortrefflich gerathen waren.

Soll ich sie Dir nennen, liebe Mutter? Wirst Du nicht zu viel darüber lachen? Wohlan, Du giebst mir die Erlaubniß dazu. Beym Thee Wickelkuchen und Krenzel, nach her eine Mandeltorte mit einem Zuckerguß, eine Reißtorte à la Glace, eine Sandtorte, Spanischen Wind, Englischen schnitt und kleine Himbeertorten. Liebe Mutter, ich möchte aber nicht gerne, daß Du es wieder erzähltest. Hier ist freilich ein Senator und Conditor in einer Person, der aber mal sehr grob gegen Stocks gewesen ist; nun lassen wir auch für keinen Pfening von ihm holen und freuen uns ein wenig, wenn sie es nun wieder erfahren, daß alles so gut gerathen war.

Bald wird wohl die herrliche Zeit kommen, daß Hannchen und Philippinen, die beiden Vortrefflichen, in Bremen eintreffen; ach! hätte ich dann nur für einen Tag Flügel, sie zu sehen und zu sprechen — warum müssen auch nur die Gedanken Flügel haben! — — —

Pauliene ist hoffentlich wieder besser; es ist gewiß ein recht gutes Kind. Wie ich in Bremen war, erzählte sie mir oft von der kleinen Helene, daß die in einem so schönen Garten wäre, wo lauter gute Kinder spielten, die ganz besonders schöne Blumen pflückten, und daß sie auch, wenn sie artig wäre, bald dahin käme. Wer dem Kinde dieses erzählt hat, weiß ich nicht. Sie sagte mir immer: Niemand. Bitte grüße Sophie Wilhelmi von mir — —

Recht bald, liebe Mutter, wollte ich meine Hemden ausflicken; darf ich denn wohl das schlechteste Hemd zerschneiden, um damit auszubessern? Bitte sey so gut und gieb mir hier so bald wie möglich Bescheid auf. Hoffentlich bekomme ich doch Briefe von den Schwestern durch Vetter Jacob, wozu ich schon unendlich freue.

Nun, Du gute liebe Mutter wünsche ich Dir, dem guten Vater und allen meinen lieben Geschwistern eine herzliche gute Nacht. Es ist schon ziemlich spät. Vetter Jacob, der Gute, hat schon gegessen. Morgen früh 3 Uhr geht es nach Bremen! ich mag ihn nicht länger aufhalten.

Entschuldige mein schlechtes Schreiben; eine kleine Handarbeit hielt mich davon ab. Nun einen herzlichen Kuß und gute gute Nacht!
— Allezusammen — —

Doch habe ich noch etwas vergessen. Gott Lob und Dank, daß es mit meiner lieben Schwester Mete bis dahin ist — hoffentlich wächst sie nun recht aus und wird gesünder.

Jetzt habe ich mir in Salzwedel einen Strohhut für 7 GGr. (Gute Groschen) gekauft, der ziemlich gut ist, weil ich gar keinen aufzusetzen hatte. Wenn ich mir hier einen kaufen soll, bitte, so schreibe es mir. Moderne sind hier freilich nicht zu haben.

Die Einlage bist Du wohl so gut zu übersenden. Wahrscheinlich wird Mathilde Reinbold einen Brief wieder schicken, den die Schwestern wohl so gut sind, mit einzulegen.

1000000 Grüße an alle meine lieben Tanten; Thorspecken bleibt nur 4 Tage in Bremen. O wie bald kann ich denn von allen hören; der ehrliche Konrad ist doch ganz wieder besser. Noch einmal, liebe Mutter wünscht Dir einen recht sanften Schlaf und fortwährende Gesundheit

Deine treue Tochter Marie.

Mit Kahlen glaube ich, ist es wohl nichts, da sie zu schwächlich ist; wir verlieren wirklich einen Juwehl. —

Anmerkungen:

Delius: Friedrich Christian D. (14. 11. 1770—11. 3. 1823); er war mit einer Schwester der Frau Stock verheiratet: Elisabeth Droop (20. 6. 1775 bis 22. 4. 1853).

Senator und Konditor in einer Person: Steiner.

Hannchen: Johanne Friederike Wilhelmi (1775—11. 8. 1839).

Philippine: ihre Schwester (geb. 1777).

Pauliene: Pauline Wilhelmi (geb. 1811), Tochter von Engelbert W. Sie heiratete 1838 Dr. med. Friedrich Engelken, den Besitzer der Heilanstalt auf dem Hodenberg.

kleine Helene: Helene Wilhelmi, das jüngste Kind von Engelbert W. (1813—1814).

Sophie Wilhelmi: die Frau von Engelbert W.

8.

Lüchow, den 18. Juli 1818.

Herzlichen Dank, liebe gute Henriette für Deinen letzten Brief; welche frohe glückliche Tage verlebt Ihr wohl mit den guten Düssel-

dorf fern; werden sie noch lange bleiben? Ach Gott! wie so gerne flöge ich an einen Abend zu Euch, um die Lieben mal alle wieder zu sehen. Da dieses leider eine Unmöglichkeit ist, werde ich gewiß dafür recht bald durch Schreiben unter Alle versetzt werden. Täglich geht mir der Gedanke im Kopfe herum ob es nicht möglich zu machen wäre, daß die lieben Düsseldorfer unsere Mete wieder mitnehmen. Gott! welch ein großes Glück wäre das für Mete und für uns Alle; ist sie nun wirklich freundlicher und liebevoller als sonst gegen Euch? —

Wie gefällt Dir Agatha bei näherer Bekanntschaft, und sind H. und P. recht zutraulich gegen Euch? Sind sie es, so grüße sie herzlich von mir. Mögte der gütige Gott doch geben, daß mein Wunsch erfüllt würde.

Kömt Anne St. oft zu Euch? Hier hatte sie es recht damit vor, oft zu kommen, und wenn Ihr nach Vegesack zieht, zöge sie für ihr Leben gerne, wenn Ihr alle dort seid, ein paar Tage mit hinaus. Mir würde, wenn es möglich wäre, auch ein sehr großer Gefallen damit geschehn, weil die guten Stocks unaufhörlich so viel für mich thun.

Hier im Hause ist es seit Stocks Abreise recht einsam, obgleich wir an unserm Tisch noch mit 11 Personen sind. So lange Stocks weg sind, führe ich den Haushalt, aber gewiß recht mangelhaft. Denn meine Marie fehlt überall, auch meine gute Anne vermisse ich, denn ich habe sie recht lieb. Nun, die Freude des Wiedersehens ist desto größer.

Wie gefällt Dir Emma R.? nicht wahr, ein niedliches Mädchen.

Die Correspondenz mit Pymont ist gewiß recht lebhaft; ich habe schon 3 Briefe von meiner Marie, aber auch immer aus Hannover.

Der Amtmann ist so sehr krank gewesen, wie Du von Anne wohl gehört haben wirst, jetzt aber Gottlob! wieder besser, und Montag sind sie, glaube ich erst in Pymont eingetroffen.

Ich habe eine rechte Angst gehabt, wie ich es erfuhr. Marie Stock hat sich gewiß so sehr dabei abgequält, daß es ein Wunder ist, möchte ich sagen, wenn sie nicht krank wird. — Sage ja Anne nichts davon, daß ich es fürchte.

Montag nachmittag denk an mich. Dann ziehe ich mit einem Wagen voll Kuchen und Wein zu Markt; frage Anne nur danach; sie wird es Dir erzählen. Die alte Amtmannin und ihre Tochter, die Majorin Wolter und ihr Mann fahren mit mir. Ein rechter Spaß, wenn nur alles gut geräth.

So eben fällt mir in Deinem Briefe der Satz übers Kochen in die Augen. Da muß [ich] wirklich herzlich lachen über Vetter Jacob: daß der etwas davon weiß!

Wahrscheinlich gebe ich bei Stocks Zurückkunft die Küche wieder ab, weil Fräulein Frankenfeld dann kömmt; wirklich macht mir das Kochen jetzt Vergnügen; ich finde es gar so beschwerlich nicht mehr.

Lamey haben bis jetzt wirklich nicht viel Glück mit ihren Kindern gehabt. Ist Hannchen noch in L.? wird sie in ihrem Hause wohnen bleiben?

Was macht A. Schlotmann, F. v. d. B., Betty B.; grüße alle herzlich von mir.

Hat die alte ehrliche Tante Kohl schon eine Wohnung wieder? Mögte sie doch so recht eine nach Wunsch finden. Grüße sie herzlich. Was macht Tante H? Grüße sie auch herzlich. Was denkt sie wohl, daß ich nie schreibe; ich mag es aber wirklich nicht thun. Was sagen Rumps zu C. v. Grote?

Nun Ade, meine liebe gute Jette. In Gedanken küße ich Dich. Grüße die guten Eltern und übrigen Geschwister herzlich und schreibe recht bald wieder, auch wie Ihr Anne Stock findet. Hier sprach sie noch sehr viel von Caroline. Haben die Beiden sich noch lieb? — Es küßt Dich nochmals

Deine treue Schwester

Pfui, wie abscheulich geschrieben!

Marie.

Anmerkungen:

Anne St...: Anne Stock.

Die alte Amtmannin: Henriette Louise v. Zesterfleth, geb. Eden.

Tante Kohl: Metta Kohl, geb. v. Lingen (1756—1835), Schwester des Vaters.

Rumps: Henrich Rump (1768—1837) und Henriette Catharina, geb. de Hase (1769—1819), Halbschwester von Gesche Margarete v. Lingen, geb. de Hase, Mariens Mutter.

II.

Nach der Heirat

Briefe aus dem Familienkreise Mariens (1819—1859)

9.

Henriette von Lingen an ihre Schwester Margarete (Mete) nach Borgfeld.

Bremen nach 1819 (Donnerstag-Nachmittag)

Liebe Mete Für heute muß ich wohl wieder zur Feder die Zuflucht nehmen, weil Conrad leider durch excerciren verhindert wird, heraus

zu kommen. Er ist auch ganz betrübt darüber. Sein Leutnant will ihm nur unter der Bedingung Erlaubniß geben, wenn er morgen von 3—9 Uhr strafexercirt. Daher will er natürlich lieber Heute und kommt dann Sonnabend. Senator Abegg hat ihn sehr freundlich aufgenommen und ihm gesagt, daß die Sache durch Smidt im Senat beendet, aber daß man in Hale ihnen mitgetheilt, daher er Conrad noch nichts sagen könne. Vielleicht könne er, wenn es seine Zeit erlaubt, melden nach Borgfeld, um Vater zu erzählen. Eberhard hat Smidt selbst gesprochen, kann Vater auch davon berichten.

Zeitung, Wochenblatt, etwas Papier und 2 Boutailen Brunnen schicke ich durch den Bauern, der die Bücher gebracht. Herzlich danke ich für Deinen Brief. Wir freuen uns sehr, daß Ihr dort so vergnügt seyd. Mutter, auch fleißig beim Malen, vergißt keineswegs ihren lieben Mann; im Gegentheil sorgt sie für alles, darmit er nachher Freude daran hat. Heute wird der Eltern niedliches Schlafgemach nebst Mutters kleiner Stube ganz fertig. Macht Ihr es draußen auch nur so schön. Heute schicke ich den Becher an Hayen; Morgen ist Kettlers Hochzeit; Sonnabend bekommen wir bestimmt Bescheid von ihm; könnte er, so kommen wir Sonntag nicht heraus, weil wir gewiß dann mit Hayen kommen und hier auch noch Manches zu thun haben. Kahlen reiset auf drei Wochen wieder nach Liebenau, will sich den Onkel nicht ganz erzürnen; so muß sie wohl.

Gestern abend habe ich mich sehr gut amüsirt, eine sehr nette junge Frau kennen gelernt.

Lebe wohl. Küße alle von Mutter und Deiner

treuen alten Jette. Sehr in Eile.

Fragt Ihr nicht mal Mamselle Müller wegen der 12 Hemden, ob sie die noch bis August für v. Busch annehmen können.

Anmerkungen:

Der Brief ist adressirt an: Frau Doktorin Noltenius in Borgfeld.
weil Conrad leider: Conrad von Lingen (15. Dezember 1799 bis 15. Dezember 1880), Henriettes Bruder.

Senator Abegg: Johann Friedrich Abegg (1761—1840); er war seit 4. November 1818 Senator.

Smidt: Bürgermeister Johann Smidt (1773—1857).

in Hale: vertraulich.

Vater: Caspar von Lingen (1755—1837).

Eberhard: Johann Eberhard Noltenius (1777—1845), Maries Mann.

Mutter: Susanna von Lingen, geb. Wilhelmi (1759—1850).

Hayen: Heinrich Wilhelm Hayen, Kanzlei-Assessor in Oldenburg, der Mann von Caroline von Lingen († 1854).

10.

Henriette von Lingen an ihre Schwester Margarete (Mete).

Oldenburg d. 7ten Januar 1823.

Liebe Mete, wie gern hätte ich gestern einige Zeilen von Dir gehabt, um weitere Nachricht über Mutters Befinden zu erhalten. Marie schrieb zwar so, daß es nicht von Bedeutung und in der Besserung mit Mutter ihrem gewöhnlichen Uebel sey, mich beruhigt es aber nicht völlig, da ich nur zu gut weiß, wie tiefe Wurzel es bei ihr gefaßt, und wie endlich das fatale Brechmittel zur völligen Wiederherstellung muß angewandt werden. Sollte es indeß schlimmer geworden seyn, und Du wegen der Pflege nicht habest schreiben können, so hätte Conrad der ehrliche mir ja wohl Nachricht davon gegeben, lieber will ich mich vom Gegentheil überzeugen und keine Nachricht für gute halten. — Gebe nur der Himmel, daß es im Hause noch immer so beim Alten bleiben, und ruhig in seinem Gleise fortgehe, damit wir über die Stürme des Schicksals hinaus, noch die Güte und Liebe des Höchsten preisen können. — Sey Du nur, liebe Mete, noch immer unermüdet thätig in Deinem Wirken und fühle mit mir, wie unentbehrlich ich hier jetzt noch bin, denke Dir den armen Hayen, wenn er auf einmal ganz allein hier in seiner ihm sonst so lieben Wohnung bliebe, alles leer und öde fände, wenn er spät aus dem Gericht kömmt, kein Tisch mehr für ihn gedeckt; ja denn allein wird er gewiß nicht wieder essen, entweder bei seinen Aeltern oder bei einer Wirthstafel. — Jetzt geht das gewöhnliche Leben noch so fort, eine große Beruhigung für mich noch alles nach der alten Weise so in Ordnung zu halten und einrichten; mich dünkt, es ist der einzige Liebesdienst, den ich meiner Line noch erweisen kann. Gewiß, Du würdest an meiner Stelle auch so denken, fühlen und handeln, und jeder, der mich recht versteht, wird mich gewiß nicht drüber tadeln. Wenn diese kurze Winterzeit vorbei ist, und der Frühling wieder alles neubelebt, wird auch für Hayen vielleicht mehr Zerstreung in der Außenwelt zu finden seyn, jetzt sind wir fast immer zu Hause und mögen gern Besuch von Linens Freundinnen. Du weißt ja selbst aus Deinem früheren Hierseyn, wie gern alle hier kommen, und wie ungenirt Hayen deshalb im Zimmer arbeitete oder sich mit unterhielt. Nun ich noch hier bin, geht dieses alles so fort, und alle freuen sich, doch noch jetzt dieses Haus besuchen zu dürfen, wo solch ein reines Glück zu finden war. — Ach, daß auf immer die schöne Seele drin fehlt, die so viele

beglückte, an diesen Gedanken kann man sich kaum gewöhnen, und doch muß man es. —

Denke Dir also noch einmal lebhaft, wenn ich jetzt schon von hier ginge, wie schwer würde ich Hayen betrüben, und ihm auf einmal die Größe seines Verlustes empfinden lassen, der nur nach und nach sich durch die Zeit tragen läßt. — Wenn Marie sich einigermaßen dieses denkt, wird sie auch der Eltern Wunsch, mich wieder zu haben, als eine treue Schwester noch auf einige Zeit zu mäßigen suchen, sie muß ja nur bedenken, daß es mein letzter Ausflug nach Oldenburg ist, der, ach Gott, wenn alles glücklich gegangen, ja auch länger gedauert hätte. — Gelegenheit finde ich, hoffe ich immer, wenn sie mich indessen alsdann hohlen wollen, wäre noch besser. — Von den Kindern höre ich so gern. Schreibe mir, liebe Mete, oft von ihnen oder bitte Marie, es zu thun und danke für ihren Brief.

Alle Grüße mußst Du ja immer bestellen. Hayen schreibt auch an Vater, der sich gewiß recht drüber freuen wird. Ist es bei Euch auch so kalt? Wie geht es Tante Mette? Sophiechen grüßt noch.

Donnerstag erwarte ich ja einen Brief. Ist Christine wohl bei Euch gewesen? Die kleine Sophie beschäftigt uns noch immer sehr angenehm, ich wollte, ich könnte sie mit nach Bremen nehmen, so lieb ist sie mir. Ein Vorbild für viele Kinder von ihrem Alter. Du liest den Brief wohl erst allein, denn beurtheile mich recht und behalte lieb

Deine Jette.

Anmerkungen:

M a r g a r e t h e (M e t e): Margarethe Auguste v. Lingen (1801—1863, jüngste Tochter aus des Vaters 2. Ehe.

ü b e r M u t t e r s B e f i n d e n: Henriette von Lingen hatte nach dem Tod von Caroline Hayen (11. Dezember 1822) den Haushalt in Oldenburg geführt.

M a r i e: Marie Noltenius, geb. von Lingen, Henriettens ältere Schwester und Frau von Johann Eberhard Noltenius.

C o n r a d d e r e h r l i c h e: Conrad, der ältere Bruder von Margarete (1799—1880).

V a t e r: Caspar von Lingen (1755—1837).

T a n t e M e t t e: Metta Rump, geb. von Lingen (1756—1835), die Schwester von Caspar von Lingen.

11.

Henriette von Lingen an ihre Schwester Margarete (Mete).

Borgfeld vor Nov. 1826

Meine liebe Mete, wie sehr freue ich mich, daß Ihr es gestern auf-

geschoben habt; hoffentlich wird nun mit jedem Tage das Wetter besser, und heute können vielleicht mit dem Wagen die Sachen heraus kommen, die etwas Naß werden vertragen können, z. B. Garten Stühle, Tisch, Farbe Tönnchen, Steinzeug und dergl. Bitte nimm nur bestimmt mit Hermann Abrede: wenn es am Montag Morgen gegen 10 oder höchstens 11 Uhr nicht trockenes gutes Wetter ist, ob er dann bis Dienstag das Wetter abwarten soll und dann, um welche Zeit er vor Eurer Thür mit dem Wagen sein soll. Eure Stuben stehen zu Eurem Empfang bereit; so viel es in meiner Macht stand, habe ich sie so warm und gemüthlich wie möglich eingerichtet und hoffe zu Gott, daß wir eine recht vergnügte, den alten guten Eltern gemüthliche Zeit hier zubringen werden.

Schicke mir doch heute das Rolleaux mit, so soll es noch angemacht werden; auch bitte ich Dich, mir ein paar Worte zu schreiben, um welche Bettstelle die weißen Gardinen sollen; ob es der Abrede gemäß dabei bleibt, daß es die Bettstelle der Thür gegenüber sein soll. Hast Du mir sonst noch etwas zu sagen, schreibst Du mir es wohl; sonst, so hoffe ich, bereden wir das Weitere mündlich.

Entschuldige meine große Eile, grüße Eltern, Tante Kohl, die Düsseldorfer Tanten und Carl und Louise, von denen ich so lange nichts gehört und gesehen, aufs herzlichste von mir, und behalte lieb Deine treue Schwester

Jette.

Daß mein Regenmantel, den ich wen geliehen, doch ja heute wieder mit heraus kömmt.

Anmerkungen:

D a t i e r u n g : Henriette starb am 19. Nov. 1826.
Carl und Louise heirateten am 28. Okt. 1828. Tante Kohl starb 1835.

12.

Johann Eberhard Noltenius an seine Frau Marie.

Der süßen süßesten. Ich bin recht vergnügt, obgleich ich einen Schnöve habe, denn Ihre Durchlaucht will meinen Wünschen nachkommen. — Aber nun, da wir in Ordnung kommen, laß uns auch jedes kleine einzelne Ding erst dreymal umkehren, ehe wir es weggeben.

Ich sitze des Abends gewöhnlich bis 8—9 Uhr, zumal da wir jetzt auch noch ein Jucken gekriegt haben, der ein ekelhafter ist. Die Jungens sind Gottlob recht gesund.

Ich werde diesen Abend einen Besuch bey Herrn Vater machen, um zu hören, wie es in Borgfeld aussieht. Daß ich diese Woche nicht kommen kann, ist leicht zu denken. Denn am Freytag habe ich etwan 61 Parthien an Gerichte und 28 Zeugen — macht 130 Personen, die abzufertigen sind. Dagegen bin ich dann auf Sonnabend und Sonntag desto froher und vergnügter bey Dir und den Kindern. Für Dich ist es auch gut, wenn ich nicht immer bey Dir bin; Du weißt sonst Deinen lieben vortrefflichen Mann gar nicht recht zu schätzen. Darum schickt der liebe Himmel dies.

Mette Rump ist, wie ich höre, gestern unpäßlich gewesen, aber schon wieder in der Beßerung. Mine aß gestern bey mir und sagte nichts davon; heute hörte ich das obige von Mines Vater.

Ohm Thulesius ist noch nicht wieder besser; er hatte gestern eine Spanische Fliege auf der Brust; es ist indeßen nichts mehr als ein gewöhnlicher Husten, den er hat.

Den einen Apfel habe ich mit Vergnügen gegessen, den andern habe ich an Metta Thulesius geschickt.

Grüße und Küße die lieben Kinder und behalte mich lieb.

Dein E.

Anmerkungen:

Datierung: Vor Januar 1837.

Schnöve: Schnupfen.

Herrn Vater: Caspar von Lingen starb am 12. Januar 1837.

Mette Rump: Mette Rump, geb. Kuerpenning (1785—1877), die zweite Frau von Heinrich Rump (1768—1837).

Mine: Wilhelmine Smidt, die Tochter des Bürgermeisters Johann Smidt.

Ohm Thulesius: Conrad Heinrich Thulesius, Eberhards Schwager, Dr. med. und Lehrer (1771—1846).

Metta Thulesius: Metta Elisabeth Thulesius, geb. Noltenius (1772 bis 1837), die Frau von Dr. med. Conrad Heinrich Thulesius und ältere Schwester von Eberhard Noltenius.

13.

Dethard Abegg an Johann Eberhard Noltenius.

Borgfeld, d. 30. Nov. 1836

Lieber Herr Doktor!

Der furchtbare Sturm, der gestern Abend wüthete, hat hier nicht bloß großen Schrecken unter den zahlreich versammelten Hochzeitsgästen, sondern auch mancherlei Schaden angerichtet. Auf dem Brink sind die beiden Linden mit den Wurzeln aus der Erde gerissen, sind aber glücklicherweise so gefallen, daß Niemand und Nichts dabei zu

Schaden gekommen; auf dem Kirchhofe sind 2 morsche Eichen abgebrochen, gottlob auch ohne weitem Schaden. Auf Ihrem Hofe ist eine hohle Eiche gefallen, und Ihre beiden Wohnhäuser sind bis auf einige Fensterscheiben und mehrere nicht bedeutende Gebrechen an Ziegeln und Mauersteinen verschont geblieben. Ueberhaupt ist Gott sei Dank: bei uns, so weit ich jetzt erfahren, außer dem Erwähnten und einigen Lücken in Dächern und Fenstern kein Unglück geschehen. Von dem Brande, den wir immer vor Augen hatten, wissen wir noch nichts Näheres. Bei mir sind die drei alten ehrwürdigen Birnbäume und eine Pappel an der Wurzel zerbrochen; mein Haus bis auf ein ganzes Fenster, das uns großen Schrecken machte, ganz unversehrt. Mit freundlichem Gruße an Sie und die lieben Ihrigen empfehle mich Ihnen mit Hochachtung ergebenst

D. Abegg

Borgf., d. 30. Nov.

Anmerkungen:

Dethard Abegg (9. Juni 1807 bis 29. April 1891) war Pastor in Borgfeld. Er war seit 1837 mit Henriette Gesina Sengstack verheiratet (1809—1845).

14.

Johann Eberhard Noltenius an seinen Sohn Wilhelm.

Bremen, Sonnabend, den 16. May 1840.

Mein lieber guter Wilhelm, wie findest Du Dich in Deinen neuen Verhältnissen? Kannst Du Dich schon an die neue Lebensweise gewöhnen? Aller Anfang pflegt in der Regel schwer zu seyn und das ist eine heilsame Einrichtung in der Welt; denn im entgegengesetzten Falle würde man dem Ende mit Schrecken entgegen sehn; so aber weiß man, daß man, wenn man mit Ausdauer überwunden, hat, sein Werk am Ende mit Lust und Leichtigkeit treibt.

Ueberhaupt aber bin ich überzeugt, daß die guten Menschen, unter denen ich Dich zurück gelassen habe, Dir nicht mehr zumuthen werden als Deine Kräfte tragen können.

Deine Mutter ist mit Johannes und Marie gestern nach Borgfeld gezogen, heute folgen die andern alle nach.

Ich bin diesen Morgen um 5 Uhr aufgestanden, habe schon einen Spaziergang in der Promenade gemacht, schon mein Frühstück eingenommen und da dacht ich, ich könnte die Zeit nicht besser anwenden, als wenn ich an Dich schreibe. Wie ich von Dir schied, kam ich noch geschwinder nach Minden zurück als ich hingekommen war.

Ich fuhr über Bergkirchen, welches sehr malerisch liegt. In Minden fand ich gleich Deinen Hausrock mit dem Glase, das Du in der Tasche hattest stecken lassen. Der Wilhelm Rieder hat es übernommen, Dir den Hausrock und Glas zu senden.

Sehr angenehm war die Rückfahrt. Ich saß im Kabriolett und hatte den Vortheil, daß ein erfrischender Wind bei der Wärme des Tages mich kühlte. Des Abends 9 Uhr war ich in Bremen zur großen Freude aller, die mich noch nicht erwartet hatten.

Daß ich viel Fragen wiederholt zu beantworten hatte, kannst Du Dir denken.

Das erste darauf, was Mutter mir zu berathen gab, war der Antrag, daß Großmutter, Konrad und Mete diesen Sommer bey uns einziehen wollen. Ich hatte nichts dagegen, obgleich ich manchem Ungemach entgegen sehe. Großmutter hat manche Eigenheit; allein das Alter muß man ehren und ertragen; das lernt man hauptsächlich dann erst, wenn man sich selbst dem Alter nähert.

Großmutter bekömmt der Mutter Stube, Johannes Stube und Heinrichs Stube.

Wolffs ziehen diesen Sommer wieder mit uns nach Borgfeld; es hat ihnen viel zu gut dort gefallen.

Sonst hat sich in unserm Familienkreise nichts besonderes zugetragen, und gottlob befinden sich alle wohl.

Heinrichs Brief wirst Du erhalten haben. Wir haben mit Sehnsucht einem Brief von Dir entgegen gesehen, denn wenn mir recht ist, besprochen wir, daß Du zuerst nach 14 Tagen, späthestens aber monathlich schreiben solltest.

Fehlt Dir an Deinen Bedürfnissen noch etwas, so schreibe es. Mir scheint es, daß es Dir an Sommerkleidung fehlt. Wenn Du Linnen Jacken und Hosen nöthig hast, so laß solche dort machen; es wird wohl früher kommen als wenn wir Dir solche schicken.

Versäume ja nicht, baldmöglichst an Tante Wichelhausen zu schreiben. Du kannst den Brief in einem Brief an mich einlegen.

Konrad wird im nächsten Monathe erst in See gehen; sein Seemanns Habit ist fertig, und der Junge nimmt sich artig genug darin aus.

Grüße Herrn Rentmeister und seine Frau von mir vielmals, ich hoffe, ihm nächstens schreiben zu können.

Ich habe diese Zeit viel zu thun gehabt, so daß ich erst heute vor 8 Tagen zum erstenmal wieder nach Borgfeld gekommen bin. Eine

Pracht von Blüten gab es dort, wie ich sie in vielen Jahren nicht gehabt habe.

Herzliche Grüße von Mutter und Geschwistern. Des Abends um 9^{1/2} Uhr sagt sie in der Regel, „jetzt geht Wilhelm zu Bette“, und wenn sie des Morgens 4^{1/2} Uhr wacht, so heißt es „jetzt steht unser Wilhelm auf“.

Nun denn, Du lieber Wilhelm, lebe froh und vergnügt, lerne was Tüchtiges, damit Du in Deinem gewählten Berufe einmal was leisten kannst.

Dein Dich liebender Vater.

Heinrich tritt so eben ein und bittet Dir zu melden, daß sein Kanarienvogel 5 Eier gelegt habe und er über 8 Tage Junge erwartet.

(Nachschrift von Heinrich Noltenius)

Lieber guter Bruder

Hoffentlich wirst Du meinen Brief empfangen; nun bitte ich Dich herzlich, mir doch bald Antwort zu geben. Es geht uns Allen wohl. Vaters Handschrift wirst Du lesen können; sonst mußt Du sie studiren. Ich gedenke, heute Sonnabend nach Borgfeld zu gehen.

Es grüßt Dich herzlich

Dein Dich liebender Bruder
H. Noltenius

A n s c h r i f t : Herr n Wilhelm Ernst N o l t e n i u s
Addr. Herr n Rentmeister Schemel
zu Uhlenburg
bey
frey Herford

A u ß e n u m s c h l a g : Conrad Wilhelmy ist Bräutigam mit
Demoiselle Rothbar aus der Neustadt.

Anmerkungen:

W i l h e l m : Wilhelm Ernst N. (7. 9. 1821—6. 7. 1904).

D e i n e M u t t e r : Marie N., geb. v. Lingen.

m i t J o h a n n e s u n d M a r i e : die beiden jüngsten Kinder: Johannes N. (23. 2. 1831—7. 9. 1884) und Marie N. (3. 2. 1835—3. 6. 1864).

G r o ß m u t t e r : Johanne Susanne v. Lingen, geb. Wilhelmi (23. 11. 1759 bis 1. 1. 1850).

C o n r a d : Conrad v. Lingen (15. 12. 1799—15. 12. 1889), der Halbbruder von Marie Noltenius.

M e t e : Margarethe Auguste v. Lingen (19. 9. 1801—7. 7. 1863), die Halbschwester von Marie Noltenius.

Wolffs: Peter Wolff, Uhrmacher (5. 2. 1792—26. 5. 1862), verheiratet seit 8. 3. 1835 mit Charlotte Dreyer (10. 3. 1806—28. 12. 1888), Tochter von Friedrich Adolph Dreyer (25. 5. 1780—21. 5. 1850) u. d. (verh. 12. 6. 1805) Gesche Catharine (Trinchen) Noltenius (20. 5. 1783—2. 1. 1853), einer Schwester von Eberhard Noltenius.

Ihre Kinder:

Charlotte Catharine (Trinchen) (16. 5. 1836—24. 11. 1912), Adolf (geb. 2. 11. 1837). Er heiratet am 24. 12. 1862 Isabella Hennes.

Andreas (24. 7. 1839—23. 11. 1845).

Die später geborenen Kinder sind:

Christine (6. 12. 1841—17. 7. 1910, verh. seit 21. 5. 1865 mit Ernst Felsing),

Wilhelm (17. 5. 1844—1913), seit 21. 5. 1874 verh. mit Sophie Felsing,

Charlotte (9. 9. 1846—6. 11. 1858),

Heinrich: Heinrich Noltenius (11. 8. 1820—10. 1. 1884).

Tante Wichelhausen: Catharina Marie W., geb. de Hase (1771 bis 1857), Halbschwester von Caspar v. Lingens erster Frau Gesche Margarethe de Hase.

Conrad: Conrad Noltenius (16. 12. 1824—15. 10. 1900).

Conrad Wilhelmi ∞ **Dem. Rothbar**: Conrad (geb. 1806), ein Sohn von Engelbert Wilhelmi und Sophie, geb. v. Schwanewede, heiratete am 19. August 1840 Charlotte Mathilde Rothbar (geb. 1820).

15.

Johann Eberhard Noltenius an seine Frau Marie.

Guten Morgen, *Rieza mia bella!* wie hast Du geschlafen? ich schlief so, daß ich dachte, ich hätte noch viel weicher liegen können. Hättest Du für bestimmt Deine Anstalten getroffen, morgen vor 8 Uhr, die Kinder herein zu schicken, so wäre ich heute herausgekommen, allein riskiren, daß ich morgen hereingehen muß und durch und durch naß ankomme, schmeckt mir nicht mehr.

Wenn ich kann, komme ich am Sonnabend herausgegangen; kömmt etwas in die Quere, so erhältst Du Nachricht.

Mauerleute sind beym Dache, das Treppengeländer wird abgehohlt und neu polirt; aber erst der Qualm, der giebt Gelegenheit zu einem langen Salm.

Du süßes Zuckerkind lebe wohl, grüße mir meine lieben *Küchlein*, insbesondere die Mimi, den Hans, den Fidi, den Karel, den Cord, den Berend und die alte Hanne, aber nicht die, welche bei uns gedient hat, sondern die alte ehrliche Deern.

Dein E.

Wenn Du *r e c h t* handeln willst, das heißt, Deiner Kinder wesentliches Bestes Deinen eigenen kleinen Inconvenzien *v o r* ziehen willst, so schickst Du die Kinder noch heute herein, sonst aber morgen früh

gewiß. Morgen Nachmittag könnte gut Wetters seyn und Dein Betragen den großen Schaden auf die Fluhr zufügen. Sey nicht eigensinnig.
Dein E.

Anmerkungen:

Datierung: Nach 1840.

meine lieben Küchlein: Gemeint sind:

Carel = Marie Noltenius, geb. 3. Februar 1835,
Cord = Johannes, geb. 23. Februar 1831,
Berend = Friedrich, geb. 20. August 1828,
Hans = Carl, geb. 28. Januar 1827
Fidi = Conrad, geb. 16. Dezember 1824,
Mimi = Bernhard, geb. 17. November 1823.

die alte Hanne: Gemeint ist die älteste Tochter Marias: Johanne Margarete Caroline (1822—1891), später „Hannemutter“ genannt. Es war in der Familie üblich, auch Kinder und Geschwister als Ausdruck zärtlicher Liebe mit „alte ehrliche“ zu bezeichnen, was sich in vielen Briefen findet. Heinrich war vermutlich schon in der Lehre in Bremen, auch Wilhelm; sie werden daher nicht erwähnt.

16.

Marie Noltenius an ihre Halbschwester Margarete (Mete) von Lingen.

Rehburg, 8 Uhr Morgens den 31. Juli 1844

Daß wir hier glücklich und wohl am Sonntag Abend angekommen sind, wirst Du, liebe Mete, hoffentlich schon gehört haben. Obgleich ich hier bis jetzt ein recht vergnügliches Leben führe, und Eberhard und ich hier sehr gerne sind, denke ich doch recht viel an Euch, Ihr Lieben in Bremen. Bist Du noch in Borgfeld oder gestern vielleicht mit Johanne herein gekommen? Wie geht es Johanne?, wann geht sie weg und auf welche Weise kömmt sie weg; daß ich daran viel denke, wirst Du leicht einsehen; dann denke ich aber auch wieder: es sind so viele gute Menschen in Bremen, die sich für Johanne interessiren, und es wird ja, wills Gott, alles gut werden.

Hoffentlich schreibst Du, liebe Mete, mir auch einmal recht ausführlich, wie es Dir geht und was Dir alles seit meiner Abreise begegnet ist. Eberhards eigentliches Übel ist noch nicht besser, obgleich er selbst sich kräftiger und recht heiter fühlt. Alle Bremer kamen uns so freundlich und theilnehmend entgegen, daß es einem recht wohl thut. Eberhard hat schon beide Abende eine Whistpartie mit Herrn Pfeiffer, Boving, Riem und Gloystein gemacht. Beide Abende bin ich schon zum Thee ausgebeten, nach Frau Riem und gestern nach Frau Boving. Letzteres schlug ich ab, weil Müllers bei mir zum Thee kamen,

Madame Müller hat hier eigentlich so niemand; das ist recht schlimm und thut mir leid. Denke Dir, wir Essen an *table d'hote*, das habe ich mir nun gar nicht träumen lassen. Es gefällt mir aber doch recht gut. Den ersten Mittag speiseten wir mit 85 Personen bei voller Musik, 8 Bediente in und ohne Livree zur Aufwartung, 16 Stück Butterpasten wurden auf einem großen Theebrett auf einmal hereingetragen. Gestern Mittag hatte ich meinen Platz neben Madame Pfeifer und meinem Mann. Vielleicht kömmt auch nächsten Sonntag zum Besuch die Senatorin Lameyer und die Stegemann. Sie wollen nach Alvensleben reisen, und so ist es ihnen nur eine kleine Umtour. Herr Pfeiffer hat sich hier schon ein wenig erholt. Wenn das Wetter uns nur günstiger wäre. Gott Lob! daß wir ein sehr freundliches Logis haben und einen recht freundlichen, sehr gebildeten feinen Arzt dazu. Thulesius hat ihm meinetwegen auch geschrieben. Gestern mußte ich Molken trinken, die ganz vortrefflich schmecken und warm getrunken werden. Molken soll ich nun aber nicht trinken, sondern ich habe heute angefangen, Marienbader Kreuz Brunnen zu trinken.

Ich wollte, Du wärst hier bei uns; es sollte Dir schon gefallen; es ist hier ganz ungenirt. Wenn Du Lust hast und es einrichten kannst, komme Du in Gottes Namen nach. Du kannst die Reise auf dem Dampfschiff recht gut allein machen und von Stolzenau mit Extrapost kommen. Unser Rr(?) Wirt, bei dem wir logieren, heißt Bergmann. Die ganze Tour von Bremen bis hier mit allen Kosten hat 8 fl. 27 gr. für 2 Personen gekostet, das ist, dünkt mich, recht billig.

Mutter ist hoffentlich noch immer dieselbe; grüße sie herzlich von uns beiden. Gestern glaubte ich sie auf einmal an *table d'hote* sitzen zu sehen, und wie ich recht zusah, war es die alte Madame Bastian.

Wenn Du Tante Nante sprichst, grüße sie herzlich und sage ihr, Doctorin Kieselbach sollte sich hier schon recht erholt haben und einige Spaziergänge mitgemacht haben. Ihre Tochter habe ich gesprochen, sie selbst aber noch nicht. Sie war unwohl und hat seit 2 Tagen das Bett gehütet.

Wie hast Du es mit dem Einkochen des Obstes gemacht, ist Dir der Saft gut gerathen, hast Du dicke Himbeeren eingemacht? Das wäre Dir wohl gar nicht möglich, daß Du mir 6 Pfund Kirschen ohne Steine einmachtest; natürlich sollte mein Mädchen die Steine heraus machen.

Wie wird es mit dem 2ten August? Am Ende feiert Ihr ihn des schlechten Wetters wegen in der Stadt. Wenn Du aber auch schon

wieder von Borgfeld herein gezogen sein solltest, denke ich mir doch, fährst Du mit Mutter und Tante Metchen, oder vielleicht Tante Wichelhausen oder die alte Doctorin Buhl noch mal auf einen Tag hinaus. Du müßtest es Annen nur wissen lassen, daß die Dir einige Küken abschlachte und für Euch brät und junge Erbsen und Bohnen dazu. Eberhard hofft mit mir, daß Ihr manchmal Erbsen und Bohnen herein bekommt. Bitte, sonst Sorge Du doch dafür. Die kleine Mette ist hoffentlich so ziemlich in der Besserung. Wenn es Dir möglich ist, laß allen Leuten einen Gruß von uns zukommen.

Solltest Du Tante Wichelhausen sehen, bitte ich, sie auf das herzlichste zu grüßen. An Mine sei so gut und sage ihr selbst, wie es uns geht oder sonst bitte laß es ihr sagen.

Nun Adieu, Du liebe gute Mete. Alle, die sich unserer erinnern, grüße herzlich. Der liebe Gott sei mit Dir und befestige Deine Gesundheit immer mehr. Den alten ehrlichen Konrad, Mutter und Lingen die herzlichsten Grüße.

Siehst Du Minchen Wilhelmi, so sage ihr noch meinen besonderen Dank und Gruß für alle ihre Mühe und Liebe. Den Brief besorgt Bernhard wohl an Johanne, und daß Bernhard über alles recht ausführlich schreibt, wie es Carl geht, die herzlichsten Grüße allen Kindern. Wir wollen gleich einen Besuch bei Pfeifers machen.

Mit herzlicher Liebe Deine treue Schwester
Marie Noltenius.

Anmerkungen:

Johanne: Johanne Noltenius, Mariens Tochter (1822—1891).

Boving: Johann Wilhelm Böving (4. 9. 1775—22. 12. 1851).

Riem: Wilhelm Friedrich R. (17. 12. 1779—20. 4. 1851). 1814 Organist am Dom; Begründer der Singakademie; seit 1832 auch Musikdirektor des städtischen Orchesters; Lehrer am Seminar.

Gloystein: Eltermann Anton G. (23. 2. 1796—17. 6. 1849).

Frau Riem: Henriette R., geb. Freytag, die zweite Frau von Wilhelm Friedrich Riem, verh. seit 1844.

Frau Boving: Christine Magdalene Böving, geb. Schumacher (24. 7. 1783—13. 5. 1855), Frau von Joh. Wilh. B.

Senatorin Lameyer: Anna Margaretha L., geb. Thorspecken (1769 bis 9. 1. 1852).

Thulesius: Eberhard Th. (6. 9. 1802—12. 11. 1854).

Mutter: Susanne v. Lingen, geb. Wilhelmi (1799—1850).

Madame Bastian: Dorothea Maria B., geb. Dwerhagen (10. 9. 1765 bis 24. 3. 1852, seit 13. 11. 1785 verheiratet mit Johann Wilhelm B., 1765 bis 1824).

Doctorin Kieselbach: Catharina Elisabeth Kiesselbach, geb. Caesar (geb. 1797, verh. mit Johann Georg K., 1794—1838).

ihre Tochter: Johanna Elisabeth (23. 12. 1822—15. 2. 1899), verh. seit 17. 11. 1843 mit Heinrich Böving (27. 9. 1808—25. 3. 1865), dem Sohn von Joh. Wilhelm und Christine Magdalene Böving.

2. August: Geburtstag des verstorbenen Vaters Caspar v. Lingen.

Tante Wichelhausen: Catharina Maria W., geb. de Hase (1771 bis 1857).

Doctorin Buhl: Metta Anna B., geb. Dreier (1754—1846), verheiratet mit Dr. theol. Conrad Buhl, Prediger an St. Ansgarii.

Tante Metchen: Vermutlich Mette Kohl, geb. Kuerpenning.

die kleine Mette: Vermutlich Mette Thulesius (20. 9. 1834—26. 7. 1908), älteste Tochter von Eberhard Th. (6. 9. 1802—12. 11. 1854) und seiner ersten Frau Charlotte Lange (23. 12. 1805—18. 3. 1846).

Mine: Wilhelmine Smidt, geb. Noltenius (30. 3. 1816—23. 2. 1846), Tochter aus erster Ehe von Eberhard Noltenius.

den alten ehrlichen Konrad: Conrad v. Lingen, Marie's Halbbruder (15. 12. 1799—15. 12. 1879).

Lingens: Carl v. Lingen (28. 12. 1795—21. 2. 1859), Marie's Bruder, verh. seit 28. 10. 1828 mit Louise Schumacher (20. 5. 1809—8. 6. 1879). Deren Kinder: Heinrich Gerhard (2. 12. 1829—1. 6. 1892); er heiratete am 20. 11. 1863 Henriette Wilhelmine (Willy) Lüderitz (14. 7. 1840—16. 9. 1910); Johanne (25. 1. 1833—16. 4. 1851); Marie (22. 10. 1834—1913); Emilie (Emmy) Luise ((23. 6. 1836—27. 9. 1897); sie heiratete am 9. 5. 1866 Adolf Lüderitz (1834—1886) und Carl August (16. 8. 1845—6. 7. 1913) Katrepel; er heiratete am 20. 1. 1881 Charlotte (Lolo) Amalie Mohr (8. 6. 1848—8. 1. 1909), die in erster Ehe verheiratet war mit Gustav Theodor Meyer (8. 7. 1840 bis 11. 3. 1870). Deren Kinder: Carl August Franz Adolf v. Lingen, 8. 12. 1881, Baltimore — 1934 (?) Katrepel, dort Gutsbesitzer; Carl Friedrich Gottfried v. Lingen, geb. 1. 4. 1883, Musikgelehrter in München; Oscar Heinrich Alexander v. Lingen, geb. 26. 1. 1885, Jurist.

Minchen: Wilhelmine Auguste Wilhelmi (30. 9. 1802 geb.), zweite Tochter von Engelbert und Sophie Wilhelmi.

Bernhard: B. Noltenius (1823—1899).

Carl: Carl Noltenius (1827—1903).

17.

Johann Eberhard Noltenius an seinen Sohn Wilhelm.

Rehburg, den 1. August 1844.

Mein lieber Wilhelm

Du wirst Dich wundern, daß ich so nahe bey Dir bin und hoffe ich, daß ich Dich sehen werde. E. Thulesius hat mich mit aller Gewalt hierher spedirt; ich soll hier bis Ausgang August Molken trinken. Drey Tage habe ich es gethan und scheint es mir, daß sie gut auf mich würke. Ich habe Beyspiele hier erfahren, daß Patienten, die mit meinem Uebel ärger wie ich behaftet waren, völlig gesund sind, und daher lebe ich guter Hoffnung.

Da Du in der Erndtezeit ohnmöglich abkommen kannst, so erwarte ich nicht, daß Du uns besuchst. Ich denke am Ende dieses Monaths mit Mutter, die bey mir ist, nach Minden zu fahren, wohin Du dann wohl, wenn ich Dir näher schreibe, auf einen Tag kommen kannst.

Ich habe gestern zu gleicher Zeit 2 Briefe von Heinrich bekommen, vom Februar und März. Die Schiffe sind zugleich in London angekommen, obgleich das eine 4 Wochen später gesegelt ist. Er schreibt sehr vergnügt, und seine Ansichten von den Kolonien sind die besten. Er meint, mit 250 L'dor könntest Du dort das Glück machen. Allein, so gerne er Dich dort sähe, wolle er Dir nicht rathen, da es doch auch fehlschlagen könnte. Zu dem Gelde wäre zu rathen; allein, wenn Du einigermaßen im Vaterlande Dein Fortkommen findest, so ist es mir lieber. Ich muß die Briefe nach Bremen schicken; allein wenn sie dort gelesen sind, sollst Du sie auch haben.

Mutter grüßt Dich herzlich. Wenn Du nicht zu faul im Briefschreiben bist, so schreibe mir hier her unter der Adresse: An Herrn Doctor Noltenius aus Bremen; Adresse H. Bergmann in Rehburg.

Dein Vater.

A n s c h r i f t :

Herrn Wilhelm Ernst Noltenius, Add. Hrn Rentmeister Weihe zu Schokemühlen bey Herford. frey

Anmerkungen:

Wilhelm: Wilhelm Ernst N. (7. 9. 1821—6. 7. 1904), Landwirt.

E. Thulesius: Johann Eberhard Th. (6. 9. 1802—12. 11. 1854), Sohn von Conrad Th. (15. 10. 1771—4. 8. 1846) und Metta Noltenius (7. 3. 1772 bis 10. 4. 1837), der Patensohn von Eberhard Noltenius.

Heinrich: H. Noltenius (11. 8. 1820—10. 1. 1884), Kaufmann in Adelaide.

18.

Eberhard und Marie Noltenius an Hermann und Wilhelmine Smidt.

Rehburg, den 1. Juni 1845, Morgens 7 Uhr.

Liebe Mine und Hermann und ihr lieben Kinder und Enkel alle einen fröhlichen guten Morgen.

Ich habe diesen Morgen um 6 Uhr meine Molken schon getrunken, Mutter ist jetzt aber erst hingegangen, um auch zu trinken.

Wir haben gestern eine köstliche Fahrt hierher gemacht. Um 2 Uhr waren wir in Nienburg, und um 6¹/₂ Uhr hier. Wir kamen eine halbe Stunde früher an als die, welche über Stolzenau gefahren waren, obgleich diese ihren Wagen am Ufer bestellt hatten, wir uns in Nien-

burg aber erst nach einem Wagen umsehen mußten. Mir ist auf der Reise sehr wohl gewesen, wie seit langer Zeit nicht. Ich habe die ganze Reise auf dem Verdeck gesessen. An Eberhard sagt nur, daß ich an den Tagen mehr losgeworden wäre als in 14 Tagen vorher.

Während des Molkentrinkens bin ich heute eine ganze Stunde in der Halle auf und nieder gegangen, ohne mich zu setzen.

Von Blutungen habe ich bis jetzt keine Spur gehabt. Gott gebe, daß es Bestehn haben möchte. Gäste sind bis jetzt noch wenig hier; allein die Logis schon sehr besprochen.

Ich habe guten Muth und hoffe von meiner Cur viel Gutes. Seid recht froh und vergnügt und laßt bald etwas von meinem guten Konrad hören. Ihr könnt die Briefe jetzt auf die Post geben unter meiner ordentlichen Adresse nach Rehburg, in der Anstalt zu einer täglichen Post geht sie mit.

(2. Seite).

Euer Euch herzlich liebender Vater.

Gestern um 6^{1/2} Uhr hier glücklich und wohl angekommen, kann ich Dir, Du liebe treue Mine, bis jetzt, Gottlob und Dank, nur Gutes berichten. Vater war gestern auf dem Dampfschiff schon ein Anderer; er schien wenig an sein Uebel zu denken, war beinahe den ganzen Tag aufs Deck und hat sich recht viel unterhalten. Heute morgen sagte er mir: Denke Dir, gestern habe ich den ganzen Tag nur 3 mal gemußt (was er zu Hause wenigstens alle Stunde mußte). Heute morgen vor 6 Uhr war er auf, hat seine Molken getrunken; wir haben mit 12 Personen sehr angenehm zu Mittag gespeißt. Du kannst denken, wie lebhaft die Unterhaltung war, wenn ich Dir sage, daß wir von 1 Uhr bis 3^{1/2} Uhr am Tisch gesessen und vor der Thür unsern Cacao getrunken haben — der liebe Gott gebe seinen Segen dazu.

Mine Pajeken sprichst Du wohl auf der Taufe; bitte dann sage an Mine oder ihren Mann, daß ich ein ganz allerliebstes Logis für sie gefunden, was hoffentlich nach Wunsch ausfallen würde; es ist ganz nahe bei Bergmanns und der Promenade bei einem Förster; den Namen weiß ich nicht.

Bitte sage an Bernhard, er müßte zu Pfeifers gehen und ihnen sagen, sie bekämen das Bövingsche Logis und würden hoffentlich Alles nach Wunsch eingerichtet finden.

Mit der Tecklenborg geht es sehr gut; sie ist sehr anspruchslos und bescheiden und ist glücklich über ihr freundliches Zimmer; sie und ich haben diesen Morgen auch schon Molken getrunken. Allen Deinen

süßen Kindern einen herzlichen Kuß und Deinem lieben guten Hermann die herzlichsten Grüße von Deiner treuen Mutter.

Daß Bernhard mit Pajeken ja etwas Oblaten und Pettschaft schickt und Johanne das Uhrband. Bitte grüße alle, alle Kinder auf das herzlichste, auch Friedchen.

A n s c h r i f t : Dem Herrn Doctor und Staatsanwalt Smidt
 Wohlgeboren
 in
 frey Bremen

Anmerkungen:

M i n e u n d H e r m a n n : Gesche Catharine Wilhelmine Noltenius (30. 3. 1816—23. 2. 1846), Eberhards Tochter aus erster Ehe, und ihr Mann Hermann Smidt (7. 4. 1804—7. 2. 1879), der stadtbekannte „Richter Smidt“.

E n k e l : Johanne Henriette Wilhelmine Smidt (29. 10. 1837—13. 8. 1899); sie heiratete am 5. 3. 1857 Johann Heinrich v. Lengerke (9. 1. 1825 bis 10. 11. 1906). Johann Smidt (20. 5. 1839—18. 10. 1910); er heiratete am 5. 1. 1869 Marie Achelis, 8. 5. 1845—Dez. 1924). Heinrich Smidt (28. 8. 1842 bis 2. 2. 1848); Julie Charlotte Marie Smidt (6. 8. 1844—29. 12. 1923); sie heiratete am 9. 8. 1866 Gerhard Hermann Eggers (15. 2. 1836—8. 5. 1874).

E b e r h a r d : Eberhard Thulesius.

M i n e P a j e k e n : Wilhelmine, geb. Holler, verheiratet mit Capitän Eduard Pajeken.

o d e r i h r e n M a n n : Eduard Pajeken.

B e r n h a r d : B. Noltenius (17. 11. 1823—28. 2. 1899).

J o h a n n e : J. Noltenius: (12 11. 1822—2. 5. 1891).

19.

Marie Noltenius an ihre Schwester Margarete (Mete).

Rehburg, den 20. Juni 45.

Herzlichen Dank, liebe Mete, für Deinen lieben Brief, den ich mit großem Vergnügen gelesen; es freut mich sehr, daß Mutter sich dort heimisch fühlt. Die jetzige Einrichtung und vorzüglich die Geräumigkeit der Zimmer — auch daß alle Zimmer mit einander verbunden sind und die gute Mutter nicht nöthig hat, Treppen zu steigen, — trägt gewiß zu ihrer Zufriedenheit bei. Hoffentlich behalten wir einen guten Sommer, und ich wünsche von Herzen, daß Ihr Erdbeeren, junge Erbsen, Bohnen und Himbeeren etc. in Hülle und Fülle haben mögt; laßt sie Euch gut schmecken und gedenkt unserer freundlich dabei.

Leider hat mein alter lieber Eberhard wieder einen schlimmen Anfall seiner bösen Krankheit gehabt, von der er sich noch gar so recht nicht wieder erholen kann; er fühlt sich noch sehr angegriffen und matt,

hat auch keine Lust, unter Menschen zu sein, obgleich ihm so viele gute Menschen ihre Liebe und Theilnahme zu erkennen geben; ich bin überzeugt, wäre Conrads Schiff glücklich angekommen, und Conrad könnte ein paar Tage hier sein, würde es unendlich viel zu seiner Besserung beitragen. Durch Gottes unendliche Güte hoffe ich, wird er in einigen Tagen wieder der Alte sein. Wir beide machen jetzt täglich einen Spaziergang und ruhen uns auf den verschiedenen Bänken aus.

Es sind schon jetzt 94 Kurgäste hier, wovon ein großer Theil Bremer sind; meines guten Mannes Krankheit abgerechnet, führen wir ein recht gemüthliches Familienleben hier.

Ich will Dir mal einen Tag schildern, welch ein geschäftiges Nichtsthun-Leben man hier führt. Des Morgens von 6 bis 8 Uhr wird Molken oder Brunnen getrunken, spaziert dabei umher unterhält sich und hört die schöne Musik an; hat man seine Molken getrunken, geht es zu Haus, genießt sein Frühstück, trinkt seinen Cacao oder Caffé dazu, dann ruht Eberhard ein paar Stunden auf dem Sopha aus; ich lese dann, arbeite, schreibe oder schlafe auch. Wenn die Molken gut anschlagen, wird man entsetzlich müde. Dein Körper, liebe Mete, würde es nicht vertragen können. Ich sage mir oft, ein Glück, daß die gute Mete nicht hier ist. Gewöhnlich zieht man sich gegen 11 Uhr an, bekommt dann viel Besuch oder macht Besuch, Punkt 1 Uhr wird zu Tisch geblasen. Nach dem Essen nimmt unsere Rehburger Familie ihren gemeinschaftlichen Caffé im Freien bei voller Musik; gegen 6 Uhr macht man einen Spaziergang, und um 7^{1/2} Uhr findet sich die ganze Familie zu der beliebten Theestunde wieder beisammen, die, wenn nur irgend das Wetter es erlaubt, vor Bergmanns Thür, unter einer Art Veranda gehalten wird. Um 8 Uhr werden zwei Choräle geblasen, die Gesellschaft bleibt bis gegen halb 10 Uhr zusammen, dann essen wir unsere Milch, gehen gegen 10 Uhr zu Bett und stehen um 5^{1/2} Uhr wieder auf. Du glaubst nicht, wie unendlich schnell einem die Zeit hingehet. Seit einigen Nachmittagen trinken Vater und ich im Zimmer bei offenem Fenster und hören die schöne Musik.

Gern würde ich Dir mehr schreiben, meine liebe Mete. Der Brief muß nach der Post, und ich schicke ihn lieber heute als Morgen ab, weil Du ihn nun Sonnabendabend erhältst. Drei mal bin ich durch Besuch bei diesem Brief gestört worden, habe zu Mittag gegessen und muß nun nur schnell schließen.

Grüße Mutter, Conrad, Mine, alle Kinder und Abeggs herzlich von mir, gar zu gern hörte ich von dem guten ehrlichen Carl. Wenn Du Zeit hast, schreibe ja einige Zeilen.

Deine treue Schwester Marie.

Adresse: an Tante Mete

Anmerkungen:

Eberhard: Eberhard Noltenius starb am 29. 7. 1845.

Conrads Schiff: Conrad Noltenius fuhr damals auf einem Vietor'schen Schiffe.

Conrad: Conrad v. Lingen, ihr Halbbruder (15. 12. 1799—15. 12. 1879).

Mine: Wilhelmine Smidt, geb. Noltenius (30. 3. 1816—23.2.1846).

Abeggs: Dethard A. (9. 6. 1807—29. 4. 1891), Pastor in Borgfeld, und seine Frau (seit 9. 6. 1837) Henriette Gesina Sengstack (28. 11. 1809 bis 4. 11. 1845).

Carl: Carl v. Lingen, ihr Bruder (28. 12. 1795—21. 2. 1859), oder ihr Sohn Carl N. (28. 1. 1827—1. 5. 1903).

20.

Marie Noltenius d. J. an ihren Bruder Conrad.

Bremen, den 20. April 1854.

Mein lieber Conrad!

Mein Herz trieb mich, noch am späten Abend die Feder zur Hand zu nehmen, um Dir erstens noch meinen herzlichsten Dank auszusprechen, für Alles, Alles, was Du mir Liebes erwiesen hast. Gar oft fielen heute meine Blicke auf die reizende Uhr, die ich wenigstens doch für die Dauer Deiner bevorstehenden Reise mein nennen darf. Ich hoffe wirklich, daß sie mich in Hinblick auf den innig geliebten Geber freundlich, aber ernst mahnen wird, meine Pflicht um so pünktlicher auszuführen.

Der hübsche Sonnenschirm, unter dessen rosenfarbigem Schimmer sich die 34 drückenden Jahre hoffentlich wieder in das Rosenalter von Nr. 19 umwandeln werden, wird mir auch stets eine liebe Erinnerung an die leider nur zu schnell mit Dir verlebten 14 Tage sein.

Zweitens, mein lieber Conrad, mußte ich Dir durchaus noch einmal eine recht glückliche schnelle Reise wünschen, worin Mutter und Johanne herzlich mit einstimmen. Denn ich konnte mich nicht bei dem Gedanken beruhigen, dieses heute früh nicht gethan zu haben, obwohl ich ja sehr gut weiß, daß durch mein Wünschen nichts in der Sache geändert wird.

Bitte, lieber Bruder, ziehe doch einmal eins von Carl seinen Hemden an und sage Carl Bescheid, wie Du sie zu haben wünschest

damit Du doch, nach hoffentlich glücklich zurückgelegter Reise, den Fleiß Deiner Schwester an den fertigen Hemden siehst.

Meine Freundin Minna habt Ihr hoffentlich noch gesehen; Carl wird mir, denke ich, noch mündlich Nachricht von ihr bringen. Solltest Du sie noch nach Empfang dieses Briefes sehen, bitte ich, sie herzlich zu grüßen.

Johanne wird morgen, wenn das Wetter noch Stand hält, nach dem Saal kommen, worüber sie sich sehr freut, und nur bedauert, daß Du sie dort während Deines Hierseins kein einziges Mal angetroffen hast.

Bitte grüße Carl sowie den werten Herrn Vetter von mir; auch Mr. York bringe meinen Gruß. Mutter und Johanne senden Dir die allerherzlichsten Grüße. Es sagt Dir ein inniges Lebewohl Deine treue Schwester Marie, die Dich sehr um Verzeihung bittet, Dich der kostbaren Minuten zu berauben, die das Lesen dieser geschmierten Zeilen erfordert.

Auf Theyl sein Zurathen mache ich den Brief nicht franco, da diese Zeilen dann wohl nicht in Deine Hände kämen.

Die Vorige.

21.

Wilhelmine Smidt an Marie Noltenius.

Jena, den 18ten August 1854.

Mit Recht, meine liebste, beste Großmutter, bist Du gewiß böse auf mich, daß ich bis jetzt noch kein Sterbens Wörtchen habe von mir hören lassen; wenn ich von nun an recht oft und ausführlich schreibe, darf ich dann hoffen, daß Du mir wieder gut wirst? Von meinen Eltern, aber vielleicht auch durch Thulesius wirst Du gehört haben, wie unbeschreiblich gern ich hier bin; ich habe vorher viel Gutes und Liebes vom Seebeck'schen Hause gehört, aber in Wirklichkeit sind alle meine Erwartungen übertroffen worden: ein so schönes Familienleben ist, glaube ich, selten zu finden. Mündlich will ich Euch recht sehr viel davon erzählen; es geht schriftlich gar nicht so wie ich will, da ich tausend mal schneller denke als schreibe.

Mine hat an Marie so lang und ausführlich geschrieben, daß ich fürchte, Ihr hört es doppelt, wenn ich von einer Begebenheit schreibe; doch ich kann nicht unterlassen, Euch einiges von Nischwitz mitzutheilen. Schon die Reise dahin war so überaus nett, daß wir uns dabei gern hätten begnügen können. Aber erst an unserem Bestimmungs-

orte selbst wurde uns der Himmel aufgethan. Anfangs, d. h. den ersten Abend wünschte ich mich nach dem Lande, wo der Pfeffer wächst. Der förmliche steife Ton bei Tisch, wo fortwährend zwei Bediente standen, um unsern Wünschen Folge zu leisten, gefiel mir gar nicht. Ich fühlte mich so fremd und unglücklich; Mine ging es nicht viel besser. Zu unserer beiden großen Freude erhielten wir am Abend ein Schlaf- und Wohnzimmer zusammen, wo wir unsere Begebenheiten uns gegenseitig austauschten. Willy Albers hingegen kannte schon unsere güthige liebe Wirtin, die Frau von Ritzenberg und deren Gesellschafterin, ein Fräulein Julie Götz, eine rechte Nichte von Herrn Ritzenberg. Diese beiden Damen, die Hauptpersonen, waren uns fremd. Wie wir aber nach Tisch zusammen im Park spazieren gingen, war mir freier und wohler zu Muthe, und nach den drei ersten Tagen waren wir so bekannt, als ob es nie anders gewesen wäre. Du selbst weißt gewiß, wie verschieden das Bekanntwerden auf dem Lande von dem in der Stadt ist. Trotzdem war es mir eine große Erleichterung, daß ich Abends Mine hatte; dann berichteten wir uns gegenseitig. Ueberhaupt habe ich Mine Thulesius ganz außerordentlich lieb gewonnen und freue mich schon auf die Zeit, wo wir Abends allein auf unserem Zimmer wirtschaften. Jetzt schläft sie mit Willy Albers und ich habe eine reizende Stube für mich, worin ich augenblicklich an meinem Schreibtisch vor dem offenen Fenster sitze und mit Dir, Herzens Großmutter, plaudere.

Du glaubst wohl kaum, wie oft ich in Gedanken bei Euch bin im lieben Borgfeld, und wenn vollends Mine und ich zusammen sind, müssen Euch oft die Ohren klingen, wenn wir von Euch sprechen und der Tage in Borgfeld gedenken, die wir so sehr vergnügt in Eurer Mitte zubrachten. Dann theilen wir uns gegenseitig unsere Erlebnisse mit. Wie gut, daß Tante Johanne diesen Sommer nicht wieder nach Nenndorf braucht; es geht ihr doch besser? Ich denke mir, die Borgfelder Luft muß auf alle Menschen wohlthuend wirken. Die gute Marie hat gewiß sehr viel zu thun, denn Ihr werdet sicher nicht ganz einsam leben. Sind von Lingens wieder in den Ferien draußen? Großvater Smidt schrieb mir, daß er auf seiner Münchener Reise eine Tochter von von Lingens gesehen habe; es ist gewiß Emmy, die mit ihrem Onkel reist. Ich findes Mines Bild von Marie durchaus nicht gut, und doch kann ich es nicht lassen, sie immer freundlich zu begrüßen und einen Kuß zu geben.

Sehr amüsirt hat es uns, daß sich die alte Margarethe von Lingen noch verheirathet; alte Liebe rostet nicht. Ist die Hochzeit eigentlich schon gewesen oder erst im Freimarkt?

Du wirst natürlich auch gehört haben, daß meine Schwester Mine so sehr schlimm krank gewesen ist; jetzt geht es ihr Gott sei Dank! besser. Ich bin während der Zeit sehr besorgt gewesen. Mutter schreibt mir, in der ersten Dungen-Zeit sei sie noch sehr angegriffen gewesen, so daß sie einen Rückfall gefürchtet habe. Nun hat sie mir auch schon geschrieben, doch gewiß ein Zeichen, daß sie wohl und auf ist.

Hast Du Mette Thulesius verändert gefunden oder ist sie ganz die Alte geblieben? Ich glaube, Mine wird nicht ganz so wiederkommen wie sie fortging, und nur zu ihrem Vortheil. Sie selbst meint es auch. Leider hat sich das arme Ding vier Wochen mit einem verstauchten Arme plagen müssen. Außerdem, daß er ihr sehr schmerzte, wurde sie auch an vielen Dingen verhindert. Sie konnte außer etwas Stricken nichts thun. Unter anderem hat sie auch zwei nette Bälle absagen müssen, wo ich sehr vergnügt getanzt habe. Doch hoffe ich, sie wird es nächsten Winter ordentlich nachholen, wo sich für uns außerordentlich viel Gelegenheit zum Tanzen bietet. Ich freue mich schon darauf, wenn wir selbender zum Ball gehen.

Doch jetzt, liebste Großmutter, will ich schließen; grüße Tante Johanne und Marie auf das herzlichste. Ich werde letzterer das nächste Mal schreiben.

Von ganzem Herzen grüßt Dich Deine Willy.

Anmerkungen:

durch Thulesius: Dr. med. Johann Eberhard Thulesius (1802—1854). vom Seebeck'schen Hause: Thomas Johann von Seebeck (1770 bis 1831) war Physiker in Jena. Dessen Sohn Karl Julius Moritz von Seebeck (1805—1884) war Schulmann und Kurator der Universität Jena.

Mine hat: Gemeint ist Wilhelmine Thulesius (1836—1916), Tochter von Johann Eberhard Thulesius und seiner ersten Frau Charlotte Lange (1805 bis 1846).

Emmy: Emilie Luise v. Lingen, vgl. Nr. 16.

meine Schwester Mine: Wilhelmine Euph. Ulrichs (6. 1. 1841 bis 11. 5. 1917), verh. 26. 9. 1862 mit Henry Deetjen, Kaufmann in Bremen (1836 bis 1909); Tochter aus der ersten Ehe ihrer Stiefmutter Christine Smidt, verw. Ulrichs, geb. Gildemeister.

Mette Thulesius: Gemeint ist Metta Elisabeth Thulesius (1834 bis 1908), Wilhelmines ältere Schwester.

22.

Johanne und Marie Noltenius an Conrad Noltenius.

den Dec. 16 1853(54?)

Einen freundlichen guten Morgen, mein alter ehrlicher Conrad, an Deinem heutigen Geburtstage, der liebe gütige Gott wolle so recht seine beschützende seegnende Hand über Dir halten. Du kannst Dir wohl denken, wie unsere Gedanken sich mit Dir beschäftigen, heute Morgen früh gratulierte ich der guten Mutter zu Ihres Sohnes und meines lieben Bruders Geburtstag, nachher kommt noch ein kleiner Kuchen, und heute Mittag trinken wir Deine Gesundheit, o! wie werden Dir Deine Ohren wohlklingen. Täglich gedenken wir Deiner, und freuen uns recht wenn Du erst wieder kommst, möge es Dir so recht gut gehn, und Du eine schnelle und glückliche Reise haben, damit wir Dich bald wieder in unserer Mitte haben! Jetzt darf ich nicht mehr, die liebe Mutter will auch noch einige Zeilen schreiben. Der gütige Gott wolle mit Dir sein. In Gedanken drücke ich einen herzlichen Kuß auf Deine Wangen mein alter ehrlicher Conrad.

Mit herzlicher Liebe

Deine Schwester Johanne.

Mein alter, ehrlicher lieber Conrad, an dem heutigen Tage wird Dein Herz Dich oft in unsere Mitte versetzen, Du weißt und fühlst es selbst, wie viel noch weit mehr wie an jedem andern Tage alle die Deinigen sich mit Dir beschäftigen und Dir alles mögliche Gute wünschen; auch alle Deine entfernten Brüder werden heute Deiner besonders in Liebe gedenken. Wie gnädig ist der alliebende Gott im vergangenen Jahre mit Dir gewesen, wie hat er Dich gnädig beschützt und bewahrt, wie manche gefahrvolle Stunde hat er glücklich an Dir vorüber gehen lassen, ich weiß, wie Dein gutes Herz ihm dankbar dafür ist, ohne dem wir armen Menschen ja keinen Augenblick leben können, Er, der allgütige sei Dein Schirm und Helfer auch in diesem Jahr. Er leite und führe Dich glücklich, gebe Dir eine schnelle, glückliche, gesegnete Reise, und dann hoffe ich werden wir mit von Lingen recht vergnügt in Borgfeld sein. In Gedanken küßt Dich herzlich Deine alte treue Mutter.

Entschuldige meine große Eile.

Anmerkungen:

Datierung. 16. 12. o. J. (Dez. 1853 oder 1854).

Anschrift:

Via Ostende

Capt'n C. R. Noltenius

Bremer Brigg „Marie Louise“

Care of Mssrs Christian Schier & Co.

Conrad: Conrad Rudolf Noltenius (16. 12. 1824—15. 10. 1900), Schiffskapitän.

Bremer Brigg „Marie Luise“: Die Bremer Brigg „Marie und Louise“ war 1849 erbaut worden bei der Firma H. F. Ulrichs in Vegesack mit 74 Commerzlasten à 6000 Pfund. Reederei: B. Grovermann & Co. Ölbild der Bark im Privatbesitz von Dr. J. E. Noltenius. Noltenius führte sie auf zwei Fahrten vom 24. Januar 1851 bis zum 3. 9. 1855 und vom 25. Oktober 1856 bis zum 30. 4. 1857. Da alle Brüder „entfernt“ sind, Johannes 1853 zunächst nach New York, von dort weiter nach Australien gereist war, Carl sich aber als erster wieder ab 1855 in Bremen aufhielt, kommt zur Datierung nur die erste Fahrt in Frage.

Schwester Johanne: Johanne Noltenius (12. 11. 1822—2. 5. 1891). Sie wurde später in ihrem Alter „Hannemutter“ oder nach der längst verstorbenen Tante „Tante Kohl“ genannt, wie ihr Neffe Carl Noltenius (9. 4. 1859—12. 7. 1932, Sohn von Carl N. und Louise Schellhass) in seinem Erinnerungsheft berichtet.

Deine entfernten Brüder:

Heinrich N. in Adelaide (11. 8. 1820—10. 1. 1884).

Wilhelm, Landwirt in Amerika (7. 9. 1821—6. 7. 1904), kam im Sommer 1876 zurück.

Bernhard, Kaufmann (17. 11. 1823—28. 2. 1899), kam nach vierzigjähriger Trennung im Sommer 1888 zurück. Er war in dieser Zeit Mitinhaber der Reederei B. Grovermann & Co.

Carl, Kaufmann in Bremen (28. 1. 1827—1. 5. 1903), war wieder ab 1855 in Bremen.

Johannes, Kaufmann in Australien (23. 2. 1831—7. 9. 1884).

Friedrich, Kaufmann in Peru (20. 8. 1828—29. 4. 1891), kam 1872 zurück.

23.

Wilhelmine Smidt an Marie Noltenius.

Jena, den 18ten April 1855.

Schon seit voriger Woche wartete ich von Tage zu Tage, daß mein schlimmes Auge sich besserte, damit ihr Dir meines Herzens liebe Großmutter einen recht ausführlichen Brief schicken könnte. Nimm aber vor allem meine wärmsten, innigsten Glückwünsche zum morgenden Geburtstage, wie gern käme ich selbst und holte mir einen Kuß von Dir. Dies kann zwar nicht sein; aber bitten mögte ich Dich dennoch meiner etwas zu gedenken. Von ganzem Herzen wünsche und hoffe ich, daß der liebe Gott Dich noch recht lange und gesund

erhält, ganz besonders auch für Deine fernen Kinder und Enkel. Mit Freuden habe ich von Vater gehört, daß Onkel Conrad jetzt bei Euch ist, wenn auch nur zwei Deiner Söhne in Person bei Dir sind, werden die Gedanken und der Glückwünsche der Andern doch gewiß aus allen Welttheilen zu Dir eilen. Für Deinen lieben Brief, meine beste Großmutter, sage ich Dir meinen herzlichsten Dank, Du hast mich sehr dadurch erfreut. Es thut mir wirklich sehr leid, daß ich heute nicht lange schreiben darf, ich habe nemlich eine Stiege oder etwas ähnliches am Auge, was mich schmerzt, bitte sage daher auch meinen Eltern, daß sie in dieser Woche keine Briefe von mir erwarten mögten. Ich glaube nicht mich bei Tante Mine am 24sten schriftlich einstellen zu können, ich muß es wohl verschieben. Bitte grüße Marie tausend Mal und sage ihr, ein Brief für sie läge bereits angefangen in meiner Mappe, und ich wäre leider auch wegen meinem Auge verhindert, ihn zu beendigen; sie weiß doch, daß Dienstag, den 24sten Mines Geburtstag und daß letztere sehr auf einen Brief von Marie hofft. In acht Wochen bin ich vielleicht schon wieder bei Euch, ich kann mir kaum denken, daß wirklich ein ganzes Jahr verstrichen ist, und doch sind mir während dieser Zeit so viele neue Eindrücke geworden, die ich mich bemüht habe, in mir aufzunehmen, daß es wohl sein muß. Wie leid thut es mir, daß Papendiecks nicht wieder nach Borgfeld ziehen. Euer gemüthliches Familienleben draußen muß sehr hübsch gewesen sein, ich selbst habe mehr davon gehört, als mit genossen. Lockt Euch das herrliche Wetter nicht herauszuziehen? Hier ist es jetzt vollständig Frühlings- oder fast Sommer-Wetter, wir machen wunderschöne Spaziergänge und streifen in den Bergen des schönen und mir so lieben Saalthales umher. Werden wir Euch noch wohl in der Stadt finden, oder denkt Ihr schon das Pfingstfest im reizenden Borgfeld zu feiern? Leider mahnt mein Auge und Mine, die Tochter des Arztes, mich aufzuhören, wie gern bliebe ich noch etwas bei Dir. Bitte grüße mir alle zwei Onkel, Tante Johanne, Marie und meine Eltern. Hoffentlich geht es der guten Tante Johanne jetzt besser. Der Frühling bringt ihr vielleicht ihre vollständige Gesundheit zurück.

Es grüßt Dich von ganzem Herzen

Deine Enkelin Willy Smidt.

Nachschrift von Mine Thulesius:

Von ganzem Herzen wünsche auch ich Dir, liebe Tante Marie, zu Deinem morgenden Geburtstag, alles Glück und allen Segen. Sehr

leid thut es mir, daß ich nicht persönlich bei Dir erscheinen kann, indeß hoffe ich, wirst Du diesen Glückwunsch freundlich von mir aufnehmen, es bittet wenigstens darum Deine treue Mina. Bitte sage der lieben Tanten Johanne und meiner lieben Marie die herzlichsten Grüße. Bitte liebe Tante, sei mir nicht böse, daß ich Willy davon abgehalten, Dir länger zu schreiben; es würde indeß entschieden schädlich für ihr Auge sein, denn es ist ganz entzündet und eine ordentliche Stiege.

Anmerkungen:

Wilhelmine Smidt: Wilhelmine, gen. Willy (29. 10. 1837—13. 8. 1899, heiratete am 5. 3. 1857 Johann Heinrich v. Lengerke, 9. 1. 1825 bis 10. 11. 1906), Tochter von Hermann Smidt und Wilhelmine Noltenius.

Marie Noltenius: M. N., geb. v. Lingen, ihre Stiefgroßmutter.

Enkel: Edward Arthur Noltenius in Adelaide 27. 4. 1853—1934, und die Smidtschen Kinder:

Johann Smidt (20. 5. 1839—18. 10. 1910);

Julie Charlotte Marie Smidt (geb. 6. 8. 1844);

Metta Amalie Wilhelmine Smidt (7. 2. 1846—1922).

Vater: Hermann Smidt (7. 4. 1804—7. 2. 1879).

Onkel Conrad: Conrad Noltenius (1824—1900).

zwei Deiner Söhne: Conrad Noltenius (16. 12. 1824—15. 10. 1900, verh. seit 8. 12. 1863 mit Anna Marie Helene Pajeken, 20. 1. 1842—16. 2. 1918) und Carl Noltenius.

Marie: Marie Noltenius (1835—1864).

Mine: Marie Wilhelmine Thulesius (24. 4. 1836—31. 1. 1916), heiratete am 3. 9. 1862 August Nebelthau (8. 3. 1839—29. 9. 1888); Tochter von Eberhard Th. und seiner ersten Frau Charlotte Lange (23. 12. 1805 bis 18. 3. 1846).

Tante Johanne: J. Noltenius (1822—1891).

meine Eltern: Johann Hermann Smidt und seine zweite Frau, Wilhelmines Stiefmutter, Marie Christine Amalie Gildemeister, verw. Ulrichs (12. 6. 1817—13. 7. 1906).

24.

Atthi Passow, geb. Ulrichs, an Marie Noltenius

d. 7ten December 1858, Magdeburg

Meine liebe theure Großmutter,

Da ich nicht mehr zu Euch kommen konnte, und Euch mündlich sagen, wie sehr ich mich Eure schönen Geschenke erfreut, so drängt es mich, Euch schriftlich so recht aus vollem warmen Herzen für Eure Liebe, die Ihr mir bewiesen, zu danken. Die schönen Tassen haben schon manchem traulichen Abend beigewohnt, wenn ein Freund oder

Bekannte meines lieben Mannes sich um meinen thraulichen Theetisch versammeln, hole ich sie stets hervor, und manch schönes ernstes Gespräch, manchen fröhlichen Scherz haben sie schon auf diese Weise zugehört! Und dann die wunderhübsche Decke von Tante Johanne und Marie! Sie liegt vor meinem Schreibtisch, und mit großem Stolz lasse ich sie stets von den Besuchenden bewundern. Ach, ich wollte, ihr könntet mein reizendes Wohnstübchen einmal sehn, ich meine, ein hübscheres kanns nicht geben, und glücklichere Menschen als die darin wohnenden sind auch nicht leicht zu finden!

Mein lieber Mann läßt herzlich grüßen und danken, er hofft mit mir, liebe Großmutter, daß Du Dich jetzt wieder wohler und kräftiger fühlst. Mutter schrieb mir, daß es Dir nicht gut gegangen sei, und wir hoffen mit Zuversicht, daß uns der nächste Brief aus Bremen erfreulichere Nachrichten bringen wird.

Carl und Luise sind hoffentlich wohl, bitte grüßt sie von mir und sagt, daß wir uns sehr gefreut haben, daß auch sie so freundlich an uns dachten. —

Ob Marie wieder bei Euch, wird mir Mutters nächster Brief melden. Welch eine schöne Zeit wird sie bei Josephinen verlebt haben. Doch die Zeit drängt, Donnerstag ist meines Mannes Geburtstag und da ich morgen Wäsche habe, will ich heute einen kleinen Kuchen backen. So lebt denn wohl,

herzlich grüßend

Atthi Passow, geb. Ulrichs.

Anmerkungen:

Tibeta Athenäa Ulrichs (geb. 18. 2. 1839, Tochter von Heinrich Nicolaus Ulrichs, Professor in Athen, 1807—1843, u. d. Christine Gildemeister, sp. verheiratet mit Hermann Smidt), heiratete 9. 9. 1858 Prof. Dr. Arnold Passow, Professor in Lingen (9. 12. 1829—12. 11. 1870).

Tante Johanne: Johanne Noltenius (1822—1891).

Marie: Marie Noltenius (1835—1864).

Carl und Luise: Carl Noltenius (1827—1903) und seine Frau Louise, geb. Schellhass (1835—1907).

25.

Bernhard Noltenius an Johanne und Mete Noltenius.

Adelaide, 18. May 1859.

Meine lieben guten Schwestern, Eure Briefe vom Januar empfang ich erst am 9. ds. Mts. Herzlichen, innigen Dank sei Euch für Eure ausführliche Berichtigung.

O! Welch ein herrlicher Todt! Ich sehe das liebe, theuere Wesen, die liebe, gute Mutter vor mir, mit voller wahrer Inbrunst ihrem Gotte danken für alles das Gute, was sie von Ihm empfangen; ich sehe sie, wie sie wieder und immer wieder mit derselben Inbrunst von ihrem Gotte, dessen Segen für alle ihre Kinder erleht; ich sehe sie gleichsam Abschied von allen ihren Kindern nehmen in wahrer, inniger Liebe, empfindend, fühlend, wissend, daß derselbe Gott, der ihr Trost verliehen dieses zu thun, der Beschützer, Tröster, Helfer ihrer verwaisten Kinder sein wird. —

Lächelnd war es ihr erlaubt, durch Gottes Gnade, in die andere Welt hinüberzugehen und dort wurde sie lächelnd empfangen. O! laßt uns dankbar sein für einen solchen Todt, denn er liefert uns ja den treusten Beweis, wie Gott in seiner Liebe und Güte den belehnt, der es verdient. Laßt uns der lieben Eltern Leben als Beispiel dienen. Laßt uns streben so liebevoll wie sie, so wahrhaft gut und brav wie sie waren zu werden. O! möchte der gütige Gott uns in diesem Vorsatze unterstützen und wir uns immerfort und fort angetrieben fühlen, unsere Pflichten zu erfüllen: „Liebet Euch untereinander“. „Seid immer fleißig, wenn ich nicht mehr bei Euch bin“ — sind Worte, die die liebe, gute Mutter in ihren letzten Stunden an uns gerichtet hat. Laßt uns den Werth derselben erkennen und sie befolgen. Auch der liebe, seelige Vater hat sich auf ähnliche Weise bei uns verewigt, als er uns den folgenden Spruch zu befolgen empfahl:

„Betet und arbeitet“
 „Und Gott wird Euch helfen“.

Die Worte, die die liebe Mutter auf ihrem Sterbebette geäußert hat, (wie Ihr sie uns berichtet habt) es ist mir, wenn ich am Abend den Blick zum Sternenhimmel richte als würden sie mir von dort direct zugeflüstert. Wenn ich des Abends mich zur Ruhe niederlege, ich sehe Euch Alle — alle Geschwister im Geiste vor mir, zwar mit Thränen in den Augen, den Verlust empfinden, den wir erlitten, doch auch den Trost empfinden, wenn wir unseren Blick nach oben richten.

Es ist ja so natürlich, daß man sich solche Bilder macht; wir sind ja so eng verbunden und jeder von uns Geschwister denkt an seine Geschwister gewiß recht, recht oft in dieser schweren Zeit. Noch einmal, liebe Schwestern, danke ich Euch recht herzlich für Eure ausführlichen Briefe.

Wie Ihr Euch wohl denken könnt, sind unsere Gedanken mit Euch beschäftigt. Ihr lieben guten Schwestern müsset Euch so verlassen fühlen. Ach, wäre es mir vergönnt, Euch bald zu sehen. Der eine Wunsch, den ich im Stillen immer gesagt habe, er ist mir (er ist Ihr (denn sie hat einen ähnlichen Wunsch gehabt) nicht einmal erfüllt worden) nicht erfüllt. Gebe der gütige Gott, daß sein zweiter Wunsch, Euch noch einmal zu sehen, erfüllt wird. Du, liebe Marie, schreibst in Deinem Briefe vom September 1858 und „dennoch schaut die liebe Mutter den Tag, der ihr ihren Bernhard wiederbringt“. Diesen Brief empfing ich später als Carls Brief vom December und Du kannst denken, wie diese Worte mich berührten. Ich dachte der Zeilen, alles Lebendigglück ist dahin, ich hatte ja Euere Briefe vom Januar noch nicht empfangen. Jetzt denke ich anders. Gottes Gesetze sind Gottes Wille und Gottes Wille ist Nothwendigkeit und führen zum Segen allen. —

Wie ich Carls Brief mit der Todesnachricht erhielt es war, als habe ich keine Heimath mehr — doch Dein Brief, Marie, vom September, zwei Monate früher geschrieben, mußte später bei mir eintreffen und gleichsam das Gefühl für die Heimath wieder in mir erwecken. Ach, z. d. Z. warst Du noch so voll Hoffnung, daß auch ich noch einmal die liebe Mutter wiedersehen könnte. — Ueber Borgfeld schreibst Du d. Z. so reizend, ach und ich hoffe, daß Alle wir Geschwister uns noch einmal in dem lieben freundlichen, herrlichen Borgfeld versammelt sehen werden und uns gemeinschaftlich Derer erinnern werden, die uns die Liebsten, die Theuersten auf Erden waren. Ich bin erregt, liebe Schwestern, wie Ihr aus vorstehendem schließen müßt. — Gerne zwar ging ich weiter und erinnerte mich jeder Handlung der lieben Eltern, denn jede hat ihr Gutes, ihr Liebes, ihr Angenehmes für uns. Doch ich habe noch einige Punkte zu berühren die Nothwendigkeit sind; und die Zeit, wenn der Brief auf die Post muß, rückt heran. —

Carl hat mir und Hermann hat an Heinrich geschrieben. Unsere Vollmachten, wenigstens Heinrichs und meine sollen mit nächstem Steamer folgen, ob wir Johannes Vollmacht bis dahin bekommen werden, hängt von Umständen ab, über die ich nicht entscheiden kann. Was nun mich anbelangt, liebe Schwestern, so theile ich Euch nur vorläufig mit, daß mein Antheil an der Elterlichen Erbschaft an Euch Beide gemeinschaftlich übermacht werden soll. Die andern

Brüder, habe ich kein Zweifel, werden dasselbe thun und hoffe ich, werdet Ihr auf diese Weise im Stande sein, Borgfeld zu behalten.

An Bruder Carl schrieb ich nur flüchtig heute, doch soll er mit nächstem Steamer ausführlich Antwort auf seinen Brief vom 15. März haben.

Hermann schreibt uns ebenfalls unterm 15. März und Carls Brief ist am 15. März auf die Post gegeben; aber Carls Brief enthält kein Wort über den Tod unsers braven lieben Onkel Carls, während Hermann uns den Tod desselben anzeigt; wir vermuthen daher, daß Onkel Carl am 15. März gestorben ist. Die liebe, gute Tante Louise, auch sie hat also das liebste auf Erden verloren und Ihr lieben Schwestern wie wir alle unsern besten Onkel. Wie oft haben wir als Kinder gesagt, wer ist unser bester Onkel und wer unsere beste Tante? Wie lautete die Antwort: Onkel Carl und Tante Louise! Gott sei mit der lieben Tante und tröste sie. Bitte grüßet Tante Louise aufs herzlichste von uns. Wir nehmen tiefen Antheil an Ihrem Verlust. Wir selbst haben ja den besten Onkel, den besten Freund, in ihm verloren.

Heinrich, Emma und die Kinder sind Gottlob wohl, in diesen Tagen werden sie von Brighton heimziehen und diesen Winter über in der Stadt wohnen.

Heinrich und Emma lassen Euch herzlich grüßen; ich weiß nicht, ob Heinrich oder Emma oder ob beide Euch dieses Mal geschrieben haben. Von Johann habe kürzlich keine Nachricht.

Mit inniger Liebe

euer treuer Bruder
Bernhard
Noltenius.

Grüßt mir bitte Conrad, den alten ehrlichen, Wilhelm den treuen und Fidi den Lüttjen zudem.

Euer Bernhard.

Anmerkungen:

Onkel Carl: Carl von Lingen (1795—1859).

Noch im Jahre 1884 schrieb Bernhard an seinen Bruder Friedrich in Borgfeld (Adelaide, den 20. April 1884):

„Bei den Osterferien fällt mir ein, daß Ihr Geschwister wieder alle zusammen im lieben Borgfeld gewesen seid, denn Bruder Friedrich schrieb mir, daß er Euch alle erwartete. Jetzt, ach jetzt, ist es wieder Frühling bei Euch.

Herrliche Zeit, ach, für mich nur in der Erinnerung, denn hier gibt es keinen Frühling wie bei Euch. Ich sehe im Geiste das Erwachen der Natur, sehe auf dem Walle die Linden in ihrer Blüte, Wohlgeruch verbreitend, sehe in Borgfeld die Eichen ihr zartes Grün entfalten und die Obstbäume im Garten in voller Blüte; Veilchen blühen wahrscheinlich noch unter dem Kastanienbaum, und das Gras treibt mit Macht empor. Alles Leben, alles Wonne, o herrlicher deutscher Frühling.

Du fragst, ob für mich noch wohl ein deutscher Frühling blüht? Wer weiß es; es liegt in Gottes Hand. Nun seht Ihr: da habe ich wieder Heimweh. So alt ich bin und so lange fern von der Heimat, gedenke ich ihrer doch täglich.“

VIII.

**Die japanische Sondergesandtschaft nach Europa
im Jahre 1862.**

Von Georg Kerst

Die historischen Forschungen beschäftigten sich bislang überwiegend mit politischen Entwicklungen und Verhältnissen in den germanisch-romanischen Räumen, auch bei Untersuchungen weltgeschichtlicher Zusammenhänge. In neuerer Zeit wurde dies durch die Einbeziehung slawischer Räume vervollständigt und über Sibirien hinaus bis zum Großen Ozean erweitert. Die erschlossenen Gebiete wurden wissenschaftlich aber nur isoliert erforscht, von den einzelnen Disziplinen gesondert, vorzugsweise von der Sprachwissenschaft oder der Geographie her. Eingeschlossen in die historische Forschung wurde zwar die aktive Ausstrahlung des Abendlandes — d. h. Europas und Nordamerikas — in diese Gebiete hinein, wie z. B. in China.

Erst mit der Erweiterung des abendländischen Staatensystems zum Weltstaatensystem begann sich die historische Forschung selbständig mit politischen Einflüssen aus diesen Gebieten heraus zu beschäftigen und die einsetzenden Wechselwirkungen zu untersuchen. Die Wende in der historischen Forschung brachte J a p a n. Seine Eingliederung in den Weltverkehr im vorigen Jahrhundert verlief ungewöhnlich. Diese abendländischen Bestrebungen, um das von der Außenwelt fast abgeschlossene japanische Reich zu öffnen, riefen in Japan Schwierigkeiten hervor, die von denen, die solche Bestrebungen seinerzeit in China hervorgerufen hatten, sehr verschieden waren. Im Gegensatz zu den chinesischen wirkten sie sich frühzeitig im Abendlande aus. Dadurch riefen sie wechselseitige Beziehungen hervor, denen die historische Forschung nachzugehen hatte. Den Anfang dieser grundlegenden Veränderung machte eine überraschende Entscheidung der japanischen Regierung im Jahre 1861.

Durch den Abschluß des Vertrages vom 24. Januar 1861 mit dem Leiter der deutschen Expedition nach Japan, dem Grafen Friedrich zu Eulenburg, wurden Vereinbarungen mit anderen europäischen Staaten (z. B. mit der Schweiz und Belgien) fällig, bzw. Wünsche zum Abschluß von Verträgen mit Dänemark und Österreich an sie herangetragen, denen stattzugeben, sie außerstande zu sein vermeinte. Sie be-

schloß deshalb, durch eine Sondergesandtschaft nach Europa, die Verhandlungen über die Behebung der durch die bisherigen Verträge entstandenen Schwierigkeiten, an den Sitz der jeweiligen Vertragsmächte zu verlegen — ein Vorgang, der bis dahin im germanisch-romanisch-slawischen Raum der Neuzeit ohne Vorläufer gewesen war. Die Kühnheit dieses Entschlusses und der zu bewundernde Mut treten erst ganz deutlich heraus, wenn die verzweifelte und hilflose Lage Japans in jenen Jahren gesehen wird. Die Möglichkeit, auf einem Kongreß beispielsweise in den Japan damals befreundeten Niederlanden, ihre Bedenken und Beweggründe darzulegen, und um Verständnis nachzusehen, die abgeschlossenen Verträge ihrer Lage anzupassen, erwog die japanische Regierung zwar, sie zog es aber vor, die Sondergesandtschaft an den Hof jeder europäischen Regierung zu entsenden, mit dem Japan einen Vertrag abgeschlossen hatte.

I.

Die Besonderheit der Gesandtschaft und ihre Vorbereitung

1

In den Verträgen, die die japanische Reichsregierung, der Bakufu, im Jahre 1858, innerhalb der japanischen Ära *A n s e i* (1854—1860), mit abendländischen Mächten abgeschlossen hatte, war die Öffnung von weiteren Häfen für den Verkehr mit Angehörigen dieser Mächte vereinbart worden ¹⁾. Diese Verträge wurden zur Ursache für eine fremdenfeindliche Bewegung in Japan ²⁾ ³⁾. Die Öffnung des Hafens von Niigata ⁴⁾ am 1. Januar 1860 hatte zwar keine besonderen

¹⁾ *Bruno Siemers*, Japans Eingliederung in den Weltverkehr 1853—1869, Berlin 1937, S. 36 ff.

²⁾ *Tadao Johannes Araki*, Geschichte der Entstehung und Revision der ungleichen Verträge mit Japan (1853—1894), Marburg 1959, S. 47 ff.

³⁾ *Staatsarchiv Bremen*, C 34, Verhältnisse der Hansestädte zu Japan — Brief vom 15. Oktober 1862; der bisherige niederländische Vertreter in Japan, *Donker Curtius*, sieht die Wurzel der fremdenfeindlichen Bewegung weniger im Ideologischen als in einer der bisherigen Stellung der Landesfürsten (Daimyôs) drohenden Gefahr. Ähnliche Gedankengänge finden sich bei *Philipp Franz von Siebold*, Urkundliche Darstellung der Bestrebungen von Niederland und Rußland zur Eröffnung Japans für die Schifffahrt und den Seehandel aller Nationen, Bonn 1854.

⁴⁾ *Niigata* ist eine größere Hafenstadt an der Westküste der größten japanischen Insel Honshû oder Hondo. Sie liegt im Norden dieser Insel im Japanischen Meer, Wladiwostok, der russischen Seefestung am Küstengebirge, gegenüber.

Schwierigkeiten bereitet, weil dieser Hafen für den damaligen Weltverkehr, infolge seiner abseitigen Verkehrslage, ziemlich bedeutungslos war. Jedoch machte diese Öffnung weite Kreise auf die später zu erwartende Öffnung von großen Häfen aufmerksam. Die für den 1. Januar 1863 vorgesehene Öffnung der am Großen Ozean liegenden Haupthäfen E d o , Ô s a k a und H y ô g o ergriff die Volksmeinung und ließ die fremdenfeindliche Bewegung anschwellen ⁵⁾). Hinzu kam das Versprechen der japanischen Regierung an die niederländische Regierung, Verträge mit der Schweiz und mit Belgien zu tätigen, sobald sie mit irgendeinem anderen Staate einen Vertrag abschließen würde. Die Erfüllung dieses Versprechens wurde durch den an sich recht unwichtigen Vertragsabschluß mit Portugal vom August des Jahres 1860 ⁶⁾) erschwert, weil er beträchtlichen Unwillen in der japanischen Bevölkerung hervorrief. Diese starken Schwierigkeiten standen den Bemühungen der deutschen Expedition um ein Übereinkommen mit Japan im September 1860 im Wege. Graf Friedrich zu Eulenburg vertrat den Deutschen Zollverein, die Hansestädte und die beiden Mecklenburg. Nur der Verzicht auf die Öffnung der drei vorgenannten Häfen — Edo, Ôsaka und Hyôgo — und die Beschränkung des zu schließenden Vertrages auf den Staat Preußen ermöglichte dem Grafen den Abschluß des Vertrages am 24. Januar 1861.

2

Kaum war jedoch die deutsche Expedition abgereist, als sich auch Österreich und Dänemark ⁷⁾) durch die niederländische Regierung um Verträge bewarben. Sie wurden sogleich zurückgewiesen.

In den drei Jahren seit dem Bestehen dieser „ANSEI“ genannten Verträge hatte die japanische Reichsregierung gemerkt, welche ungünstige Wirkung die abgeschlossenen Verträge im allgemeinen und manche Bestimmung im besonderen auf die innerjapanischen Verhält-

⁵⁾ *Araki* a. a. O., S. 54.

⁶⁾ *Georg Kerst*, Die Anfänge der Erschließung Japans im Spiegel der zeitgenössischen Publizistik, Hamburg 1953. Der Vertrag mit Portugal im August 1860 berührte die geschichtlichen Erinnerungen an die Ursachen des Abschlusses Japans vom Verkehr mit dem Abendlande im 17. Jhdt. Über diese Vorgänge siehe auch die Einleitung zu der obigen Arbeit.

⁷⁾ *Kölnische Zeitung* (abgekürzt K.Z.) Nr. 95, 5. April 1862.

nisse politisch, wirtschaftlich und finanziell ausübten⁸⁾. Deshalb beschloß sie Gegenmaßnahmen. Sie begnügte sich nicht mit Darlegungen gegenüber den Vertretern dieser Mächte.

3

Ihnen überreichte sie am 1. Mai 1861 eine „Circulardepesche“⁹⁾, in der die japanische Reichsregierung ihre Weigerung, weitere Verträge abzuschließen, und ihren Wunsch, einstweilen keine weiteren Häfen zu öffnen, ausführlich begründete. Darüber hinaus erwog der Bakufu, eine Gesandtschaft unmittelbar an die Mächte Großbritannien, Frankreich, Deutschland (Preußen), Rußland, die Niederlande und Portugal zu richten. Es sollten Verhandlungen aufgenommen werden mit dem Ziel, die vereinbarte Öffnung jener drei Häfen hinauszuschieben, wenn nicht gar aufzuheben, und sonstige Vertragsbestimmungen für Japan günstiger zu gestalten¹⁰⁾. Mit Rußland sollten darüber hinaus noch Sonderverhandlungen geführt werden.

4

Indessen waren die Verhandlungen mit den europäischen Mächten im Auslande etwas Neues für Japan. Es war nicht möglich vorauszu-
sehen, ob ein Erfolg zu erreichen war, und welche Anweisungen der
Gesandtschaft mit auf den Weg zu geben waren. Deshalb zog der
Bakufu den zur Zeit wieder in Japan weilenden bekannten deutschen
Arzt und Naturforscher Philipp Franz von Siebold zu Rate. Er besaß
das Vertrauen einflußreicher Kreise im Bakufu. So erklärt es sich, daß
er als über europäische Verhältnisse wahrscheinlich hinreichend un-
terrichtet, mit bisherigen staatlichen japanischen Einrichtungen ver-
traut und zu Empfehlungen an den Bakufu geeignet angesehen
wurde. Vor 30 Jahren (1823—1829) hatte v. Siebold in Japan, auf dem
Inselchen Deshima im Hafen von Nagasaki, gewelt, hatte eine Reise
des niederländischen Vertreters von Deshima aus an den Hof des
Reichsstatthalters in Edo im Jahre 1826 begleitet, sich durch seine

⁸⁾ *Alexander Frh. v. Siebold*, Ph. Fr. v. Siebolds letzte Reise nach Japan 1859—1862, Berlin 1903, S. 68.

⁹⁾ *Georg Kerst*, Die deutsche Expedition nach Japan und ihre Auswirkungen, Deutsch-Japanische Studien Heft 3, Hamburg 1962, S. 56.

¹⁰⁾ *Araki*, a. a. O., S. 65.

ärztliche Tätigkeit und wissenschaftlichen Forschungen einen Namen gemacht und war am 4. August 1859 wieder in Nagasaki eingetroffen. War er bei seinem ersten Aufenthalt als Arzt in niederländischen Diensten der japanischen Regierung gemeldet worden, so hatte er es beim zweiten Male übernommen, „zum Behuf der Niederlandse Handels-Maatschappij mit den japanischen Behörden Handelsbesprechungen zu führen“. Im Verlauf der Unterhandlungen mit den japanischen Behörden über Handelsangelegenheiten wurde v. Siebold der Vertraute der japanischen Stellen und führte auch auf politischem Gebiete Besprechungen. Indessen war es den japanischen Behörden bekannt geworden, daß er außerdem von der niederländischen Regierung Vergütungen empfing. So hielten ihn die Japaner für einen offiziellen Vertreter der Niederlande, und auch die Vertreter der fremden Mächte taten dies ¹¹⁾ ¹²⁾.

Auf Betreiben seiner in amtlichen Stellungen befindlichen Schüler wurde v. Siebold am 22. Februar 1861 nach Edo berufen. Da Ende Februar 1861 sein Vertrag mit der Niederlandse Handels-Maatschappij abgelaufen und nicht erneuert worden war, nahm v. Siebold diesen ehrenvollen, aber nicht ungefährlichen Ruf an ¹³⁾ ¹⁴⁾. Seine in Nagasaki bekanntgewordenen politischen Auffassungen von der gegenwärtigen Lage und den zu ergreifenden Maßnahmen riefen die Besorgnis auch seiner deutschen Landsleute hervor. Aus einer Verwirklichung solcher Ansichten erwartete der am 20. Februar 1861 als Teilnehmer an der deutschen Expedition mitwirkende Geograph Freiherr von Richthofen ernste Verwicklungen für Japan ¹⁵⁾. In einem Briefe vom 5. Ja-

¹¹⁾ *Algemeen Rijksarchief, s'Gravenhage*, Brief vom 24. November 1865, Nr. D 54.; v. Siebold erhielt für seine wissenschaftlichen Forschungen fl. 5000,— p. a.

¹²⁾ *Georg Kerst*, Das politische Wirken Philipp Franz von Siebolds, NIPPON 1966, Tōkyō 1966, S. 29—39.

¹³⁾ *Hans Körner*, Die Würzburger Siebolds, ein Beitrag zur Gelehrten-geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts, unveröffentlichte Dissertation, Masch. Stück, Tübingen 1955, S. 368.

¹⁴⁾ K.Z. Nr. 349, 17. Dezember 1862; „In Yeddo soll die Cholera 250 000 Menschen weggerafft haben“. *Georg Michaelis*, Briefe; „In Japan soll die Cholera häufig vorkommen, große Opfer fordern, aber nur Japanern gefährlich werden“. (Michaelis weilte als Rechtslehrer an der Schule für deutsche Wissenschaften in Japan von 1885 bis 1889, seine Briefe befinden sich in Privathand und wurden mir zur Verfügung gestellt.)

¹⁵⁾ *Ferdinand Freiherr von Richthofen*, Mitteilungen des Ferd. v. Richthofen-Tages, Berlin 1912, S. 128.

nuar 1862 an einen akademischen Freund in Bonn erläuterte v. Siebold seine Ansichten etwa folgendermaßen: . . . Seine Schilderung von der allgemeinen friedlichen Stimmung der europäischen Mächte gegen Japan möge wohl dazu beigetragen haben, die Regierung des Taikun (Reichsstatthalters) zu ermutigen, in dessen Namen „bei den sämtlichen Mächten, mit welchen S. M. einen Traktat geschlossen hatte, auf eine Vertagung der Eröffnung vorgenannter Orte für den Fremdenverkehr anzutragen“. Er ist der Meinung, daß, wenn man neue Häfen und Handelsplätze in Japan eröffnen wolle, man im voraus die Gewißheit oder wenigstens die Wahrscheinlichkeit erlangen müsse, daß auch an den zu eröffnenden Plätzen der Handelsverkehr so wenig wie immer möglich würde beschränkt werden. Solange noch eine mächtige Partei, die sich auf die alten Reichsgesetze stütze, der Ausbreitung des Fremdenverkehrs widerstrebe, könne die Regierung Ansiedlung von Ausländern in Jedo oder in der Nähe von Miyako (heute Kyôto) unmöglich noch begünstigen, ohne die persönliche Sicherheit derselben zu gefährden und sich selbst in unabsehbare Mühseligkeiten zu verwickeln. Von diesem Gesichtspunkte aus hatte sich v. Siebold schon früher über die Unzweckmäßigkeit der Öffnung mehrerer Häfen in Japan ausgesprochen. Er machte nun der Regierung den Vorschlag, aus eigenem Antrieb heraus Nagasaki als einen Freihafen zu erklären. Zugleich schlug er vor, in diesem Falle solche Maßregeln zu ergreifen, daß dieser Hafen der Stapelplatz aller für den Großhandel geeigneten Erzeugnisse der 68 Provinzen des Reiches und der Sitz der Agentur der Reichsfürsten und der Reichshandelsstädte werden müsse.

Der Beschluß des Taikun, an die Höfe der Souveräne von Europa, mit denen S. M. Traktate geschlossen hatte, eine Gesandtschaft zu senden, eröffnete v. Siebold einen neuen Wirkungskreis. Er legte der Regierung einen Entwurf einer solchen Gesandtschaft vor, mit Hinweis auf das Hauptziel, welches dadurch erreicht werden mußte. Ihm scheint der Antrag auf eine Revision der Traktate unumgänglich nötig. Die Traktate von 1858, meint er, seien nicht mit der gehörigen Kenntnis und Berücksichtigung der japanischen Staatseinrichtungen abgefaßt worden. Gerade aber dadurch seien der Ausbreitung des Handels, was doch das Hauptziel der Traktate sein müsse, unüberkommene Hindernisse in den Weg gelegt worden. v. Siebold glaubt, daß eine solche Revision am besten zustande kommen würde, wenn während des Auf-

enthaltens der Gesandten in Europa ein diplomatischer Kongreß, am zweckmäßigsten im Haag, wo sich gegenwärtig ausgezeichnete, mit den japanischen Verhältnissen bekannte Staatsmänner befänden, eröffnet werden würde. Er wünschte auch einen Reichsfürsten, einen Daimyô, an der Spitze der Gesandtschaft zu sehen. Das übrige Personal solle aus tüchtigen Männern derartig zusammengestellt werden, daß sie den Eindruck, welchen die großen Höfe Europas und die Hauptstädte, die sie besuchen, auf sie machen werden, bei ihrer Zurückkunft in ihr Vaterland in scharfen Umrissen wiedergeben könnten. Darüber hinaus sollten sie alsdann auch imstande sein, den Grundstein zu einem Staatsgebäude zu legen, das mit der Zeit den unvermeidlichen Stoß des immer zunehmenden Völkerverkehrs in der nördlichen Hälfte des Großen Ozeans widerstehen könnte. Indessen widersprach v. Siebold einer Überbringung der japanischen Gesandtschaft auf Kriegsschiffen der einen oder anderen Seemacht. Sie sollte auf einem Dampfschiffe unter ihrer eigenen Flagge in Europa erscheinen. Japan sei ein militärischer Staat; das Auftreten seiner Gesandtschaft an den Höfen von militärischen Staaten in Europa, wie es die meisten seien, die sie besuchen würde, müßte ein ganz anderes sein als in den Vereinigten Staaten von Nordamerika — einem Bürger- und Handelsstaat ¹⁶⁾.

v. Siebolds gut gemeinte Vorstellungen beruhten auf Verhältnissen der zwanziger Jahre, jener Zeit seines ersten Aufenthaltes in Japan, sowohl innen- wie außenpolitisch. Sie zielten auf die Erhaltung der bestehenden Ordnung in Japan hin und sollten dazu mithelfen, Japan auf dieser Grundlage in den Weltverkehr einzufügen ¹⁷⁾. Unberücksichtigt, bzw. kaum berücksichtigt blieb jedoch, daß diese Grundlagen, durch die seitherigen Machtverschiebungen im Abendlande und in Japan selbst, inzwischen eingetretene Ereignisse innen- wie außenpolitischer Art, längst überholt, nicht wiederherzustellen waren.

Ähnliche Ansichten, wie v. Siebold sie der japanischen Regierung gegenüber äußerte, schrieb er bereits im April 1852 in einer Note an den niederländischen Minister der Kolonien. Dabei übersandte er ihm einen Vertragsentwurf. Es heißt da unter anderem „... Der Rath, der von Niederland aus in diesem entscheidenden Augenblick gegeben werden kann, würde daher darin bestehen, der japanischen Regierung

¹⁶⁾ K.Z. Nr. 82, 23. März 1862.

¹⁷⁾ *Philipp Franz von Siebold, Urkundliche Darstellung* ... a. a. O., S. 17 f.

einen auf die Integrität der Reichsgrundgesetze beruhenden Tractat vorzulegen, worin auch anderen Seemächten Handelsfreiheit und anderweitige Zugeständnisse zugesichert würden, und womit auch dieselben sich begnügen müssen, wenn sie nicht auf Forderungen bestehen wollen, die gegen Japan ungerecht und dem Völkerrecht zuwider sind". „Die Grundsätze des Tractates beruhten in der Geschichte der früheren Bezüge der Europäer mit Japan und auf den Grundgesetzen des Japanischen Reiches; es waren darin Garantien gegeben für die Aufrechterhaltung der gegenwärtigen Regierungsform, der herrschenden Staatsreligion und solcher socialen Einrichtungen, welche seither die Ordnung und den Landesfrieden bewahrt haben.“ Aus der Ablehnung seiner Empfehlungen durch die niederländische Regierung und der ihr gegebenen Begründung — man verkenne nicht, daß sie viel Gutes enthalte, meinte jedoch vorläufig noch eine expectative Haltung annehmen zu müssen¹⁸⁾ —, mußte v. Siebold erkennen, daß sich erhebliche Veränderungen innerhalb der niederländischen Regierung gegenüber seinen Ratschlägen vollzogen hatten. Wenn er desungeachtet 1861 der japanischen Regierung gegenüber auf den bisherigen Empfehlungen beharrte, waren sie von den Ansichten der niederländischen Regierung verschieden. Er mußte somit zum wenigsten vorsichtige Zurückhaltung wahren; denn im anderen Falle handelte er gegen die Belange der niederländischen Regierung mit allen Folgen für sein Handeln.

v. Siebold traf am 20. April 1861 in Yokohama ein¹⁹⁾ ²⁰⁾. Ende Mai suchten ihn die zur Leitung der japanischen Sondergesandtschaft bestimmten Persönlichkeiten auf, um ihn über den Aufbau der Gesandtschaft zu unterrichten und seine Ratschläge zu erhalten²¹⁾. Manche seiner Anregungen übernahm die japanische Regierung. Am 19. Juni traf v. Siebold in Edo ein²²⁾ und begann zunächst mit wissenschaftlichen Lehrgängen²³⁾ aus verschiedenen Bereichen der Natur- und der Verwaltungswissenschaft. Nach und nach wurde er jedoch in politischen Fragen bemüht. Er erstattete eigene Vorschläge und er-

¹⁸⁾ *Ebd.*

¹⁹⁾ *Werner Siebold, Ein Deutscher gewinnt Japans Herz, Leipzig 1943, S. 246, 261.*

²⁰⁾ *Alexander Frh. v. Siebold a. a. O., S. 84.*

²¹⁾ *Werner Siebold a. a. O., S. 272.*

²²⁾ *Ebd.*

²³⁾ *Georg Kerst, Die deutsche Expedition . . . a. a. O., S. 54.*

mutigte den Bakufu in seinem Vorhaben ²⁴). Es wurde indessen wohl übersehen, den diplomatischen Status v. Siebolds ausreichend festzulegen, die niederländische Regierung über die umfangreichen Absichten des Bakufu mit seiner Betrauung vollständig zu konsultieren, sich mit dem niederländischen Generalkonsul darüber abzustimmen und die Vertreter der fremden Mächte alsdann hiervon in Kenntnis zu setzen. Vielleicht war dem Bakufu auch nicht hinreichend der Eindruck bekannt, den diese Kreise von v. Siebold hatten. Die Ratschläge, die er in dieser ungeklärten Rechtslage den amtlichen japanischen Vertretern gab, waren manchmal völlig verschieden von den Ansichten des niederländischen Generalkonsulats und somit der niederländischen Regierung. Außerdem verringerten sie den von anderen europäischen Mächten angestrebten Einfluß auf die japanische Regierung. So konnten v. Siebolds Empfehlungen „die niederländische Politik in ein fremdes Tageslicht stellen“ ²⁵).

Bei einem besonderen Anlaß erläuterte v. Siebold am 7. Juli 1861 im Tempelhofe von Tozenji dem englischen Gesandten Alcock und dem französischen Vertreter de Bellecour seine Auffassungen von den innerjapanischen Verhältnissen ²⁶). Bereits am 10. Juli und nochmals am 18. Juli berichtete der niederländische Generalkonsul de Wit von Yokohama aus dem japanischen Minister des Auswärtigen über die mangelnde niederländische Legitimation v. Siebolds und die andersgeartete Politik der niederländischen Regierung ²⁷). Bei der damaligen politischen Situation von Großbritannien und Frankreich in Japan und in der Welt im allgemeinen erschien es dem niederländischen Generalkonsul de Wit erforderlich, dieses Verhältnis mit v. Siebold in Edo zu beenden. Im August 1861 empfahl er v. Siebold, seine Tätigkeit in Edo einzustellen und nach Nagasaki zurückzukehren. Auf die schroffe Weigerung v. Siebolds hin bat de Wit die japanische Regierung dringend,

²⁴) Siehe u. a. *Alexander Freiherr von Siebold*, Ph. Fr. v. Siebolds letzte Reise, a. a. O. — *Werner Siebold*, Ein Deutscher gewinnt Japans Herz, a. a. O. — *Johannes Tadao Araki*, Geschichte der Entstehung... a. a. O. — *Maruyama Kunio*, Die Anfänge der deutsch-japanischen Freundschaft, Neues aus Japan, 1962, Nr. 81, S. 14.

²⁵) *Algemeen Rijksarchief*, D 54, Brief vom 24. November 1965.

²⁶) *Georg Kerst*, Die deutsche Expedition... a. a. O., Anhang VI, S. 61 f. — *K.Z.* Nr. 307, 5. November 1861.

²⁷) *Hans Körner*, Die Würzburger Siebolds... a. a. O., S. 376 f.

v. Siebold zu entlassen ²⁸⁾. Es zeugt von hoher politischer Einsicht der japanischen Regierung, daß sie sich den niederländischen Erwägungen nicht verschloß und v. Siebold, wenn auch in allen Ehren, am 13. Oktober 1861 verabschiedete. Er wurde von der niederländischen Regierung angewiesen, sich als Berater in japanischen Angelegenheiten zum Generalgouverneur von Niederländisch-Indien, Baron Sloet van der Beele, nach Batavia (heute Djakarta) zu begeben ²⁹⁾. Damit war zwar der weitere persönliche Einfluß v. Siebolds auf die Politik der japanischen Regierung entfernt; ob indessen die japanische Regierung seine bisherigen Empfehlungen den Forderungen des niederländischen Vertreters, wie denen der anderen Mächte, anpassen würde, konnte sich erst bei der Berührung der Sondergesandtschaft mit den fremden Regierungen in Europa zeigen, vor allem bei ihrem Besuche in den Niederlanden.

5.

Die erste Nachricht über diese japanische Sondergesandtschaft erhielt die deutsche Öffentlichkeit durch eine kommentarlose Meldung der Kölnischen Zeitung vom 29. Mai 1861 ³⁰⁾. Die berührten Kreise der Hansestädte aber erfuhren Näheres durch einen Brief. Der einstige Vertreter der Niederlande in Japan, Donker Curtius, schrieb aus seinem Wohnsitz Delft am 15. September darüber an Louis Kniffler ³¹⁾. Dieser Brief wurde dem Senat zu Bremen weitergeleitet. Donker Curtius vertrat darin die Ansicht, die japanische Regierung wolle durch diese Sondergesandtschaft versuchen, „die Regierungen in Europa zu bewegen, von der Eröffnung der Häfen von Edo und Ôsaka abzusehen und die des Hafens von Hyôgo um 5 Jahre hinauszuschieben“. Darüber hinaus sollte die Gesandtschaft alles studieren, „was Europa Japan zu bieten habe“ ³²⁾. Wir kennen jetzt auch die personelle Zusam-

²⁸⁾ *Algemeen Rijksarchief*, Brief v. 24. November 1861, D 54; Ministerie van Kolonien exh. 19. november 1861, nr. 222, geheim.

²⁹⁾ *Algemeen Rijksarchief*, D 54, Kabinet 21. November 1861, Y 9. — Archiv des Auswärtigen Amtes, Inventar-Nummer 3142, Brief vom 7. September 1861.

³⁰⁾ *K.Z.* Nr. 147, 29. Mai 1861.

³¹⁾ *StA. Bremen*, C 34, Donker Curtius an L. Kniffler, 15. September 1861. — L. Kniffler war Kaufmann und Eigentümer des Handelshauses L. Kniffler & Co. in Nagasaki und Yokohama. Dieses Handelshaus besteht heute unter der Firma C. Illies & Co., Hamburg 36, Gänsemarkt 36.

³²⁾ *Araki a. a. O.*, S. 65.

mensetzung der Sondergesandtschaft³³⁾. Yasunori Takeuchi, Fürst von Simodske, vom Außenamt des Bakufu, war als erster Gesandter der Leiter. Ihm war Motoyasu Kuwayama, Matsudaira Iwami no Kami, gleichfalls vom Außenamt, als Stellvertreter beigeordnet. Als Berater war Takaaki Kyôgoku genannt. Nach der Kölnischen Zeitung gab es ferner einen Chef des Gefolges, einen Finanzrat, einen Ingenieur, Ärzte, mehrere Sekretäre, Dolmetscher, Assistenten usw. Die Gesandtschaft umfaßte etwa 40 Personen³⁴⁾ ³⁵⁾. Die Größe der Sondergesandtschaft und ihre Zusammensetzung ließen Aufgaben verschiedenster Art vermuten. Die Reise hatte schon ihre besondere politische Bedeutung.

Die Spannungen in Japan hatten sich durch den Vertragsabschluß mit Deutschland (Preußen) noch gesteigert. Den Leidenschaften war während der Verhandlungen am 15. Januar 1861 der Dolmetscher der amerikanischen Vertretung, Heuskens, zum Opfer gefallen: er wurde auf dem Nachhauseweg angefallen und tödlich verletzt³⁶⁾. Am 14. Februar 1862 wurde der Außenminister Ando Tsushima no Kami durch einen Anschlag so lebensgefährlich verletzt, daß er aus seinem Amte ausschied. Um die japanischen Verhandlungen in Europa, vor allem in Großbritannien, erfolgreich zu führen, reiste der englische Gesandte in Edo, Alcock, mit dem japanischen Dolmetscher Moriyama Ende März 1862 selbst nach Großbritannien. Die Lage verschlimmerte sich zusehends. Ende April trat zudem der amerikanische Vertreter Townsend Harris von seinem Amte zurück, der als der am meisten befreundete fremde Vertreter galt³⁷⁾. Er weilte seit dem 21. August 1856 in Japan und hatte viel zum gegenseitigen Verständnis beigetragen.

³³⁾ *Maruyama* a. a. O., S. 14.

³⁴⁾ K.Z. Nr. 92, 2. April 1862; K.Z. Nr. 196, 17. Juli 1862; K.Z. Nr. 198, 19. Juli 1862.

³⁵⁾ *F. R. Schäfer*, Fukuzawa Yukichi, Japan-Handbuch, Berlin 1941, S. 161. Fukuzawa Yukichi nahm als Dolmetscher am Auswärtigen Amt des Bakufu an der japanischen Sondergesandtschaft teil. Er ist der Gründer der Keiô-Universität.

³⁶⁾ K.Z. Nr. 86, 27. März 1861; Nr. 89, 30. März 1861; Nr. 93, 4. April 1861; Nr. 94, 5. April 1861; Nr. 95, 6. April 1861.

³⁷⁾ *Siemers* a. a. O., S. 61 f.

II.

Der Aufenthalt in Europa.

1.

Überfahrt

In der Nacht vom 5. zum 6. Juli 1861³⁸⁾ war auf die englische Vertretung im Tempel Tozenji zu Edo ein Anschlag verübt worden. Zwar blieb der Gesandte Alcock unverletzt, aber dieses Ereignis, verbunden mit den englischen Maßnahmen gegenüber Rußland in der Angelegenheit Tsuschima, hatte dem englischen Gesandten eine aktivere Rolle gegenüber dem Bakufu ermöglicht. Hieraus erklärt es sich, daß die britische Regierung die Beförderung der japanischen Sondergesandtschaft übernahm. Am 23. Januar 1862 fuhr die Gesandtschaft auf dem britischen Kriegsschiff „ODIN“ unter dem Befehl des Kapitäns Lord John Hay³⁹⁾ ab. Die japanische Regierung folgte somit der Empfehlung v. Siebolds, einen Dampfer unter japanischer Flagge fahren zu lassen, nicht⁴⁰⁾. Am 4. März 1862 traf der englische Schraubendampfer „HIMALAYA“ in La Valetta auf Malta ein, um die Gesandtschaft von Alexandrien abzuholen. Am 3. April 1862 landete sie in Marseille⁴¹⁾.

2.

In Frankreich

Am 5. April⁴²⁾ erreichte die Gesandtschaft Lyon, am 7. April 1862 zog sie im Hotel du Louvre zu Paris die japanische Fahne hoch⁴³⁾. Der französische Minister des Auswärtigen empfing sie am 9. April⁴⁴⁾ und am 13. Kaiser Napoleon III. mit seiner Gattin in den Tuileries⁴⁵⁾. Der Empfang wurde hier durch ein prächtiges militärisches Schauspiel eingeleitet, um den Stolz des französischen Staates zu bekunden. Der

³⁸⁾ *Georg Kerst*, Die deutsche Expedition . . . a. a. O., S. 55.

³⁹⁾ K.Z. Nr. 15, 15. Januar 1862; Nr. 38, 7. Februar 1862; Nr. 92, 2. April 1862.

⁴⁰⁾ *Georg Kerst*, Die deutsche Expedition . . . a. a. O., S. 55.

⁴¹⁾ *Araki* a. a. O., S. 65.

⁴²⁾ K.Z. Nr. 98, 8. April 1862.

⁴³⁾ K.Z. Nr. 100, 10. April 1862.

⁴⁴⁾ K.Z. Nr. 102, 12. April 1862.

⁴⁵⁾ K.Z. Nr. 104, 14. April 1862; Nr. 105, 15. April 1862; Nr. 106, 16. April 1862.

Kaiser empfing die Gesandtschaft sitzend. Der leitende japanische Gesandte sagte etwa folgendes: „... Seit der Vertrag zwischen Frankreich und Japan abgeschlossen ist, streben sich die Beziehungen beider Länder mehr und mehr zu entwickeln. Deshalb hat unser Gebieter uns beauftragt, Ew. Majestät ein Handschreiben zu überreichen, und gleichzeitig seine aufrichtige Ergebenheit und seinen Wunsch kundzutun, daß der Vertrag aufrechterhalten bleibe.“ „Unser Gebieter hat uns befohlen, Ew. Majestät ehrfurchtsvoll mitzuteilen, wie großen Wert er darauf legt, daß die nach Europa geschickte Gesandtschaft durch Kaiserliche Güte auf einem französischen Kriegsschiffe nach Japan zurückgeführt werde.“

Der Kaiser erwiderte unter anderem: „... Der Vertrag, den wir zusammen abgeschlossen haben, wird, so hoffe ich, glückliche Folgen für beide Länder haben. Ich zweifle nicht, daß Ihr Aufenthalt in Frankreich Ihnen eine richtige Vorstellung von der Größe unserer Nation geben wird. Die Aufnahme, die Sie hier finden, und die Freiheit, die Sie genießen, werden Sie überzeugen, daß die Gastfreundschaft eine der ersten Tugenden eines zivilisierten Volkes ist.“ „Ich werde Sie gern auf einem Kriegsschiffe in Ihre Heimat zurückführen lassen, und Sie werden mit dem guten Andenken an Ihre Reise nach Europa die Versicherung mitnehmen, daß Ich mit Japan die freundschaftlichsten Beziehungen zu unterhalten wünsche“⁴⁶⁾.

Die Gesandtschaft besuchte das Artillerie-Museum⁴⁷⁾ und fühlte sich in Paris sehr wohl. Die Kölnische Zeitung meldete hierzu: „Es wird berichtet, daß es den japanischen Gästen sehr schwergefallen sein soll, sich von Paris zu trennen“⁴⁸⁾. Vielleicht läßt sich diese japanische Zuneigung aus einem bedeutenden Kunstereignis jener Zeit erklären. Durch Zufall gelangten Drucke (Farbholzschnitte) von japanischen Meistern des Ukiyoé (d. h. der vergänglichen — schwimmenden — Welt) nach Frankreich und erregten in den Pariser Kunstkreisen beträchtliches Aufsehen.

Das politische Verhandlungsergebnis war einstweilen, daß alle Beteiligten gemeinsam die japanischen Wünsche erörtern sollten⁴⁹⁾. Die japanische Fahne war zum ersten Male in einem europäischen Staate

⁴⁶⁾ K.Z. Nr. 106, 16. April 1862.

⁴⁷⁾ K.Z. Nr. 108, 18. April 1862.

⁴⁸⁾ K.Z. Nr. 121, 2. Mai 1862. — *Heinz Brasch*, Ukiyoé und Holzschnitte Japans, Kiel 1961, S. 6 f. — *Suzanne Kahn*, 150 ans de peinture au Japon, Petit Palais, Paris 1962, S. 11. Anm. 49 nächste Seite.

gezeigt worden, das japanische Reich in würdiger Form durch eine große Sondergesandtschaft dargestellt und die japanische diplomatische Geschicklichkeit deutlich geworden. Frankreich andererseits zeigte sich durch kräftiges militärisches Schauspiel als eine militärische Macht, die ihre Bedeutung geltend machen wollte. Sie betonte zugleich die unwägbaren Merkmale einer fortschrittlichen allgemeinen Entwicklung. Die überaus liebenswürdige Aufnahme der Gesandtschaft, das Bestreben des Kaisers nach engen Beziehungen und der starke militärische Aufwand waren die Grundlagen der weiteren beiderseitigen Verbindungen. Trotz verschiedener Zwischenfälle gelang es dem Nachfolger des bisherigen französischen Geschäftsträgers Duchesne de Bellecourt, Léon Roches, in den Jahren 1864—1868 in Japan französische militärische Auffassungen und Ausbildungsweisen (Hauptmann Chamoine — Marineingenieur Verny — 1866) so fest zu gründen, daß sie auch nach der politischen Umformung des japanischen Reiches 1867/1868 wirksamen Einfluß behielten. Ungeachtet der politischen Entwicklung in Deutschland bemühte sich Frankreich mit Erfolg, seine engen Bindungen in Japan zu vertiefen. Die Reise v. Siebolds nach Paris im Herbst 1865 auf Einladung des Kaisers Napoleon diente wirksam der französischen Einflußnahme auf die Regierung des japanischen Reichsstatthalters, des Shôguns.

3.

In England

Nach einem Aufenthalt von 26 Tagen setzte die japanische Gesandtschaft am 29. April 1862 ihre Reise auf dem französischen Staatsavisos „Corse“ fort⁵⁰⁾, zu allerdings nur kurzer Fahrt, nach England.

In London wurde am 30. April auf Claridge's Hotel⁵¹⁾ die japanische Fahne aufgezogen, das Tuch aus weißer Seide mit der roten Scheibe, dem Symbol der Sonne, in ihrer Mitte⁵²⁾. Den englischen

⁴⁹⁾ *St.A. Bremen*, C 34. Nach Geffcken soll Frankreich den Wünschen der japanischen Gesandtschaft entsprochen haben, nach Donker Curtius indessen blieben die Angelegenheiten bis nach der Rückkehr nach Paris unentschieden. Dies deckt sich mit der Haltung der niederländischen Regierung gegenüber der Gesandtschaft.

⁵⁰⁾ K.Z. Nr. 120, 1. Mai 1862.

⁵¹⁾ K.Z. Nr. 121, 2. Mai 1862.

⁵²⁾ K.Z. Nr. 125, 6. Mai 1862.

Außenminister Earl Russell besuchte die Gesandtschaft am 2. Mai ⁵³⁾, tags darauf, 3. Mai, nahmen die japanischen Besucher an der Eröffnung der Weltausstellung teil ⁵⁴⁾. Während ihres 43tägigen Aufenthaltes besichtigte die Gesandtschaft unter anderem das Parlamentsgebäude, den Zoologischen Garten ⁵⁵⁾ militärische ⁵⁶⁾, wirtschaftliche ⁵⁷⁾, technische ⁵⁸⁾ wie auch medizinische ⁵⁹⁾ Einrichtungen. Das Handschreiben des japanischen Reichsstatthalters (Shôgun) übergaben die Gesandten Earl Russell, da ein Empfang bei der Königin Viktoria nicht stattfand ⁶⁰⁾. Zu Ehren der Gesandtschaft gab der Außenminister ein Dinner und einen Ball ⁶¹⁾.

Gegen Ende Mai traf der englische Gesandte in Japan, Alcock, mit dem japanischen Dolmetscher Moriyama in London ein. Die Verhandlungen ergaben, daß die englische Regierung einen Aufschub für die Öffnung der Häfen bewilligte ⁶²⁾. Die Zustimmung zu einer Verbotsliste, einer Reihe namhaft gemachter Waren, wurde der unmittelbaren Verständigung zwischen der japanischen Regierung und den bei ihr beglaubigten Vertretern anheimgestellt ⁶³⁾, somit nach Edo zurückverwiesen. Der Abschluß der Besprechungen erfolgte am 6. Juni 1862 ⁶⁴⁾. Dieses Ergebnis dürfte die japanischen Gesandten aber nur teilweise befriedigt haben, zumal sie sich verpflichten mußten, gewisse Außenhandelsbeschränkungen abzuschaffen und die Anstellung von einheimischen Handwerkern und Arbeitern durch ausländische Arbeitgeber zu gestatten ⁶⁵⁾.

⁵³⁾ *Ebd.*

⁵⁴⁾ K.Z. Nr. 124, 5. Mai 1862.

⁵⁵⁾ K.Z. Nr. 127, 8. Mai 1862.

⁵⁶⁾ K.Z. Nr. 125, 6. Mai 1862; Nr. 127, 8. Mai 1862.

⁵⁷⁾ K.Z. Nr. 137, 18. Mai 1862; wirtschaftlich: bedeutende Fabrikstädte.

⁵⁸⁾ *Ebd.*

⁵⁹⁾ *Ebd.*

⁶⁰⁾ *Ebd.*

⁶¹⁾ *Ebd.*

⁶²⁾ K.Z. Nr. 185, 6. Juli 1862. — Nach dieser Meldung bewilligte Großbritannien einen Aufschub von nur drei Jahren, Frankreich habe sich noch nicht zum Aufschub entschlossen. — *Araki* a. a. O., S. 65, berichtet von einem Aufschub von fünf Jahren. Er stützt sich auf primäre Quellen (Bunsho I/2, S. 24—26), die sich mit dem British Parliamentary Papers, Correspondence Respecting Affairs in Japan 1863 (3079) und auch mit *Siemers* a. a. O., S. 62, deckt.

⁶³⁾ *StA. Bremen*, C 34, Krügers Unterredung mit Donker Curtius in Delft, 15. Oktober 1862.

⁶⁴⁾ *Araki* a. a. O., S. 65.

⁶⁵⁾ *Ebd.*

Das Großbritannien der viktorianischen Zeit trat vor allem wirtschaftlich in Erscheinung und zeigte seine militärische Macht weniger ausgeprägt, dagegen vertrat die japanische Gesandtschaft in Großbritannien beide ihr vom Bakufu zugewiesenen Aufgaben, der Verhandlung und der Erkundung. Angenehm aufgefallen war in Großbritannien das zwar ernste, würdevolle, mehr noch außerordentlich sanfte und höfliche Auftreten, vor allem ihre zeremoniösen Formen⁶⁶⁾.

Wie es scheint, bestärkte die Haltung der japanischen Gesandtschaft die englische Regierung in ihrem friedfertigen Bestreben gegenüber den Wünschen der japanischen Regierung. Wenn desungeachtet der englische Vertreter, Sir Rutherford Alcock, nach seiner Rückkehr nach Japan, Anfang März 1864, zu raschem, tatkräftigem Handeln neigte, so ist doch während der Zeit seiner offiziellen Vertretung Englands jene Wende in Japan in den beiderseitigen Beziehungen herbeigeführt worden, die vom Sommer 1865 an seinen Nachfolger, Sir Harry Parkes, zu dem Erfolg führte, daß es Japan erschwert blieb, in der Zeit der staatlichen Umformung den neuen Staatsaufbau gänzlich nach den im Abendland ermittelten Erkenntnissen zu vollenden. Parkes erreichte einen Einfluß in Japan, der zum maßgeblichen auf zahlreichen Gebieten des öffentlichen Lebens führte, so in der Pflege der englischen Sprache, in dem Aufbau des Wirtschaftslebens und der Entwicklung der Eisenbahnen und des Schiffsverkehrs. England wurde von einflußreichen politischen Kreisen in Japan auch in seinem Staatsaufbau als Vorbild angesehen.

4.

In den Niederlanden

Das niederländische Kriegsschiff „ARTURO“ brachte die Gesandtschaft am 14. Juni 1862 nach Rotterdam⁶⁷⁾, wo sie von der Bevölkerung betont freundlich begrüßt wurde, was die Gesandtschaft sichtlich erfreute⁶⁸⁾. Fahnen und Flaggen mit japanischen Inschriften, Ausdruck herzlichen Willkommens, begrüßten sie. Tausende von Menschen waren gekommen, und es herrschte ein solches Gedränge, daß die Abfahrt des Zuges nach Den Haag verzögert wurde, was den Japanern, so heißt es in dem Bericht an die Kölnische Zeitung, nicht unlieb

⁶⁶⁾ K.Z. Nr. 124, 5. Mai 1862; Nr. 127, 8. Mai 1862.

⁶⁷⁾ K.Z. Nr. 164, 15. Juni 1862.

⁶⁸⁾ K.Z. Nr. 167, 18. Juni 1862.

war. Bei seiner Begrüßung erinnerte der japanische Gesandte an die freundlichen Beziehungen, die schon seit zwei Jahrhunderten zwischen den Niederlanden und Japan bestanden.

Nach einem Aufenthalt von eineinhalb Stunden konnte die Gesandtschaft endlich Rotterdam verlassen. In Den Haag wurde sie feierlich empfangen. Bei ihrer Rundreise durch die Niederlande besuchten die Gesandten unter anderem auch Zaandam, um sich das Haus anzusehen, in welchem Zar Peter von Rußland während seines Aufenthaltes in den Niederlanden gelebt hatte. Eingehend besichtigten sie die Universitätsgebäude in Leiden ⁶⁹⁾.

Am 1. Juli empfing König Wilhelm III. die Gesandtschaft ⁷⁰⁾ und zeichnete sie durch ein zu ihren Ehren gegebenes Diner am 7. Juli aus ⁷¹⁾.

Indessen verliefen die Verhandlungen mit der niederländischen Regierung ungünstig. Wegen der 250jährigen Verbindung Japans mit den Niederlanden durch die Niederländisch-Ostindische Kompagnie rechneten die Gesandten vermutlich mit einem ähnlichen Ergebnis wie in London, vielleicht mit noch größerem Verständnis; wahrscheinlich fühlten sie sich auch durch die herzliche Aufnahme hierzu ermuntert, und auch die Empfehlungen v. Siebolds wirkten sich wohl in diesem Sinne bei ihnen aus. Mit einem günstigen Ergebnis rechneten die Gesandten um so mehr, als der niederländischen Regierung bekannt sein mußte, wie angesehen der letzte Vertreter — Donker Curtius — in japanischen Regierungskreisen war, deren volles Vertrauen er noch jetzt genoß ⁷²⁾.

Die derzeitigen innenpolitischen, wirtschaftlichen und währungspolitischen Verhältnisse Japans warfen aber auf die Verhandlungen in Den Haag ihre Schatten ⁷³⁾. In seinem Bericht an den Ministerrat vom 27. Juni 1862 ⁷⁴⁾ ging der Minister für auswärtige Angelegenheiten auf die Klagen aus Kreisen des niederländischen Handels über Er-

⁶⁹⁾ K.Z. Nr. 177, 28. Juni 1862.

⁷⁰⁾ K.Z. Nr. 186, 6. Juli 1862.

⁷¹⁾ K.Z. Nr. 189, 10. Juli 1862.

⁷²⁾ *Georg Kerst*, Das politische Wirken Philipp Franz von Siebolds, japanische Veröffentlichung, Kokusai Bunka Shinkokai, Tōkyō 1964, Nr. 123, S. 14—17, Nr. 124, S. 8, 9, 12, 13., in deutscher Sprache, NIPPON 1966, S. 29—39.

⁷³⁾ Siehe dazu: *Alexander Freiherr von Siebold*, Ph. Fr. von Siebold's letzte Reise nach Japan 1859—1862, Berlin 1903; *Werner Siebold*, Ein Deutscher gewinnt Japans Herz, Leipzig 1943; *Philipp Franz von Siebold*, Urkund-

schwerungen durch die japanischen Behörden in mehrfacher Weise ein. Seinen Ausführungen lagen Ermittlungen zugrunde, die das Ministerium der Kolonien ⁷⁵⁾, die „Nederlandsche Handels-Maatschappij“ ⁷⁶⁾ und mehrere niederländische Kammern „van Koophandel en Fabrieken“ ⁷⁷⁾ angestellt hatten. Das Ministerium der Kolonien verwertete unter anderem die Berichte des General-Gouverneurs von Niederländisch-Indien ⁷⁸⁾ und des General-Konsulats der Niederlande in Japan und zog auch die Erwägungen der vormaligen Kompagnie aus den Jahren 1858—1861 mit heran ⁷⁹⁾ ⁸⁰⁾. Der Minister empfahl dem Ministerrat, der japanischen Regierung für die Öffnung des Hafens von Hyôgo (heute Kôbe), des Hafens von Edo (heute Tôkyô) und von Ôsaka, gleich wie die englische und die französische Regierung, einen Aufschub von fünf Jahren zu gewähren, wohingegen sich die japanische Regierung erneut verpflichten sollte, den Vertrag getreu und pünktlich zu befolgen. Er schlug ferner vor, die niederländische Regierung möge sich zu besonderen japanischen Handelswünschen entgegenkommend erzeigen, und sich in Zoll- und Währungsangelegenheiten mit den abgegebenen Erklärungen der japanischen Gesandten zufriedengeben. Mit der Verwirklichung dieser Erklärungen der japanischen Gesandten, so meinte der Minister, „erledigten sich manche der vorgebrachten Klagen aus wirtschaftlichen Kreisen“, und

liche Darstellung der Bestrebungen von Niederland und Russland zur Eröffnung Japans für die Schifffahrt und den Handel aller Nationen, Bonn 1854; *Bruno Siemers*, Japans Eingliederung in den Weltverkehr 1853—1869, Beiträge zur Weltpolitik, Berlin 1937; *Die Preussische Expedition nach Ostasien*, Berlin 1866, Bd. I und II; *Georg Kerst*, Die deutsche Expedition nach Japan . . . a. a. O., Deutsch-Japanische Studien Heft 3, Anhang Ziffer IV und VI; *Kölnische Zeitung*, Jhrg. 1860 ff.

⁷⁴⁾ *Algemeen Rijksarchief*, D 54, Onderwerp: Japanische Gesandtschaft Nr. 28, 18. Juni 1862; Nr. 29, 19. Juni 1862; Nr. 31 und 32, 19. Juni 1862.

⁷⁵⁾ *Ebd.* Nr. 34, 6. Juni 1862; Nr. 31, 15. Juni 1862 (=Bericht über Verhältnisse in China); Nr. 2, 6, 8, 26, 15. und 17. Juni 1862; Nr. 27, 28, 30, 17. Juni 1862; Nr. 31, 32, 33, 17. Juni 1862; Nr. 9, 10, 24, 19. Juni 1862.

⁷⁶⁾ *Ebd.* Nr. 30 Geheim, 10. Mai 1862.

⁷⁷⁾ *Ebd.* Nr. 16 (gesammelt), 6. Juni 1862.

⁷⁸⁾ *Ebd.* Nr. 223/5, 6. März 1862, Abschrift Nr. 5.

⁷⁹⁾ *Ebd.* Nr. 115, 27. November 1861, (Nr. 1), 2. Januar 1862; Nr. 3, 11. Dezember 1861; Nr. 53, 29. November 1861; Briefe vom 8., 9., 26. und 27. September 1861; Nr. 105 Geheim vom 12. Juni 1862 (19. Februar 1862); Bericht Donker Curtius vom 13. Juli 1858; Brief vom 25. Januar 1862; Briefe vom Februar 1862 (Nr. 49, 50, 51, 46, 60, 47, 48).

⁸⁰⁾ Ob die Berichte Philipp Franz von Siebolds aus den Jahren 1859—1861 mit verwertet wurden, ist aus den Akten nicht ersichtlich.

wenn man es erwäge, daß für diese Beschwerden keine ausreichenden Beweise beizubringen seien, dann käme man zu dem Schluß, „daß die betreffenden Beschwerden schwerlich zu etwas anderem führen können als zu der Forderung, daß fortan die Verträge von der japanischen Regierung redlich und pünktlich ausgeführt würden“.

Der Ministerrat schloß sich zwar den Erwägungen des Ministers im einzelnen an, behielt sich jedoch vor, die Entscheidung auf alle Unterhandlungspunkte der Gesandtschaft erst später mitzuteilen. Sie sollte bei der Rückkehr der Gesandtschaft nach Paris gemeinsam mit der der französischen Regierung bekanntgegeben werden. Die niederländische Regierung wollte ihre Entscheidung nicht unabhängig von den Regierungen in Berlin, St. Petersburg und Paris bekanntgeben, zumal die Verhandlungen der Gesandtschaft mit der französischen Regierung noch nicht abgeschlossen waren. Auch wollte die niederländische Regierung durch eine selbständige, in Den Haag abgegebene Erklärung nicht der japanischen Gesandtschaft bei ihren Unterhandlungen mit den Großmächten behilflich sein. Damit gab sie die frühere Verbundenheit mit Japan, auf die die Gesandten bei ihrem Eintreffen in Rotterdam hingewiesen hatten, preis. Die niederländische Regierung verblieb bei ihrer seit etwa zehn Jahren eingenommenen starken Zurückhaltung. Diese Haltung ergab sich aus der Veränderung der Lage durch die wachsenden Einflüsse der europäischen Großmächte England und Frankreich in Japan, die mögliche Gefährdung Niederländisch-Indiens und durch die steigende Bedeutung Rußlands in Fernost.

Der japanischen Sondergesandtschaft wurde mitgeteilt, daß die Beratungen über die verschiedenen Punkte viel Zeit erforderten, und daher eine Entscheidung nur auf alle Unterhandlungspunkte zusammen abgegeben werden könnte. Über diese unerwartete Antwort waren die japanischen Vertreter sehr betroffen. Sie wünschten in Berlin und in St. Petersburg nur mit Kenntnis der niederländischen Entscheidung über den erbetenen Aufschub der Öffnung der Häfen zu unterhandeln. Daraus entstand eine ernste Meinungsverschiedenheit. Indessen beharrte die niederländische Regierung auf ihrer Stellungnahme⁸¹⁾. Wie groß die Enttäuschung der japanischen Gesandten

⁸¹⁾ *Algemeen Rijksarchief*, Angaben nach den Briefen der 2. Abteilung, 7. September 1865, Inventar Nummer 3142, vom 21. Dezember 1865 D 54; 19. Januar 1866 D 40.

über diese Haltung der Niederländer gewesen sein muß, mag aus einer Episode hervorgehen, die Geffcken in seinem Bericht an den Senat von Bremen erwähnt. „Es wurde bekannt, daß die Gesandten z. B. den Wunsch, sich für die Königin fotografieren zu lassen, mit dem Bemerkten verweigerten, sie wünschten nicht, Ihrer Majestät ihr trauriges Gesicht zu zeigen nach der unfreundlichen Aufnahme, die sie in den Niederlanden gefunden“⁸²⁾.

Vermutlich trug die plötzliche, unerwartete und nach japanischer Auffassung unerklärliche Enttäuschung wesentlich zu jener Abkühlung der niederländisch-japanischen Beziehungen bei, die von da ab kennzeichnend ist. Sie stand in auffallendem Gegensatz zu der vertrauensvollen Zusammenarbeit, die bis 1861, vor allem mit Donker Curtius, bestanden hatte: ihr verdankten die Niederlande die bisherige Bevorzugung vor den anderen Vertragsmächten. Der Einfluß des niederländischen Generalkonsuls in Japan, de Wit, blieb im Schatten des englischen Vertreters Alcock. Der Nachfolger Alcocks gewann zunehmend an Bedeutung. 34 Tage weilte die Gesandtschaft in den Niederlanden. Ihr Auftreten wurde als frei und gewandt im Umgang empfunden. Sie gab sich zwar in zeremoniösen Formen, aber doch volksnah. Es heißt, daß die meisten Mitglieder die lateinische Schrift schrieben und sich gern mit der Bevölkerung einließen. Einige von ihnen sprachen ein wenig die niederländische Sprache, worüber man nicht wenig verwundert war⁸³⁾.

5.

In Deutschland

a.

Köln

Von den Niederlanden aus reiste die japanische Sondergesandtschaft nach Deutschland. Zuerst fuhr sie nach Köln. Bereits am 13. Juli trafen dort die zu ihrem Empfang aus Berlin abgesandten Persönlichkeiten ein⁸⁴⁾ und am 17. Juli 1862 die Gesandtschaft.

Die Kölnische Zeitung, das führende liberale Blatt in Westdeutsch-

⁸²⁾ *StA. Bremen* a. a. O., Bericht an Gildemeister, Bremen Nr. 84, Berlin, den 29. Juli 1862.

⁸³⁾ *K.Z.* Nr. 164, 15. Juni 1862.

⁸⁴⁾ *K.Z.* Nr. 198 vom 19. Juli 1862. Genannt werden: Major Gudtberg, Großer Generalstab; Leutnant Graf Eulenburg; Leutnant a. D. von Strautz; Hofrat Schulze.

land, widmete diesem Ereignis einen begeisterten Leitartikel: „Die Durchreise der japanischen Gesandtschaft“⁸⁵⁾. Sie verglich diesen Besuch, nicht mit Unrecht, mit der Gesandtschaft, „mit welcher einst im frühen Mittelalter Harun al Raschid, der mächtige Beherrscher der Gläubigen, Karl den Großen, den Herrn des gesamten Abendlandes, ausgezeichnet hat“. „Jedenfalls ist noch niemals eine Ambassade aus einem so fernen ostasiatischen Kulturreiche nach dem europäischen Festlande gekommen, wie die seit mehreren Tagen hier erwartete Gesandtschaft.“ Die Zeitung empfand die geschichtliche Bedeutung des Besuches und schilderte deshalb sehr ausführlich und lebendig den Empfang der Gäste, mit einem heiteren Zwischenfall auf dem Bahnhof Köln-Deutz — die Volksmenge stürzte sich zuerst auf einen falschen Zug —, und dem Besuch der geschichtlichen Bauwerke — des Domes und des Gürzenichs —, und den ungezwungenen, fröhlichen Verkehr der Gesandtschaft mit der Bevölkerung. Die Aufnahme in Köln muß die Japaner angenehm berührt haben; denn sie sprachen später in Berlin, nach Meldungen der Kölnischen Zeitung, „wiederholt in den lebhaftesten Ausdrücken der Befriedigung von ihrem Besuche in Köln, welches ihnen, nächst Paris, am besten behaget“⁸⁶⁾. Dieser erste Empfang der Sondergesandtschaft auf deutschem Boden verdient somit zustimmende Wertung: die Bevölkerung verhielt sich aufgeschlossen und empfand die geschichtliche Bedeutung des Ereignisses.

b.

Berlin

Noch während des Aufenthaltes der Gesandtschaft in den Niederlanden mietete Graf Friedrich zu Eulenburg, der die Gesandtschaft demnächst bei ihrer Anwesenheit in Berlin betreuen sollte, bereits am 24. Juni 1862 in Berlin das „Hotel de Brandebourg“ in der Charlottenstraße⁸⁷⁾. Am 18. Juli 1862 abends traf die Gesandtschaft in Berlin ein und wurde auf dem Potsdamer Bahnhof offiziell empfangen⁸⁸⁾.

König Wilhelm I. reiste am 21. Juli zu diesem Empfang von Babelsberg nach Berlin. Stehend nahm der König vor dem Thron im Weißen

⁸⁵⁾ *Ebd.*

⁸⁶⁾ *StA. Bremen* a. a. O., Hanseatische Gesandtschaft Nr. 84; *K.Z.* Nr. 202, 23. Juli 1862.

⁸⁷⁾ *K.Z.* Nr. 175, 26. Juni 1862; Nr. 202, 22. Juli 1862.

⁸⁸⁾ *K.Z.* Nr. 200, 21. Juli 1862. Anwesend waren: Stadtkommandant Generalleutnant von Alvensleben; stellv. Polizeipräsident von Bernuth; Geheim- und Oberregierungsrat Lüdemann.

Saale den Besuch entgegen⁸⁹⁾. Damit trat die Gesandtschaft dem Manne entgegen, der der deutschen Expedition nach Japan den Weg bereitet hatte, jener Expedition, die als ein Ruhmesblatt in die deutsche Geschichte eingegangen ist. Anwesend waren die Prinzen, der Hof, die Staatsminister, der Oberbürgermeister der Stadt Berlin, der Rektor der Friedrich-Wilhelm-Universität, mehrere Dekane der Universität⁹⁰⁾, der Präsident des Abgeordnetenhauses, dessen Vizepräsident, mehrere Mitglieder der Geistlichkeit, zahlreiche hohe Offiziere und Zivilbeamte. Das Diplomatische Corps erlebte diesen prächtigen Empfang von den Tribünen des Weißen Saales aus mit.

Die Ansprache des japanischen Gesandten hatte ungefähr den folgenden Wortlaut:

„Nachdem der Vertrag zwischen Preußen und Japan abgeschlossen, auch die Ausbreitung des gegenseitigen Verkehrs schon bemerkbar sei, habe Seine Majestät, der Taikun von Japan, die Gesandtschaft beauftragt, ein eigenhändiges Schreiben Seiner Majestät dem Könige zu überreichen, mit dem Wunsche, daß der Vertrag zum Wohle beider Nationen sein möge“⁹¹⁾.

⁸⁹⁾ K.Z. Nr. 202, 23. Juli 1862, der Preussischen Allgemeinen Zeitung entnommen.

⁹⁰⁾ *Archiv der Humboldt-Universität, Berlin*, Die Dekane für das Sommerhalbjahr 1862 waren: *Theologische Fakultät*: Prof. Dr. Christian Wilhelm Niedner, Kirchengeschichte; *Juristische Fakultät*: Prof. Dr. Heinrich Rudolf Gneist, Zivil-Recht; *Medizinische Fakultät*: Prof. Dr. Karl Reichert, Anatomie und Physiologie; *Philosophische Fakultät*: Prof. Dr. Heinrich Wilhelm Dove, Physik; *Rektor der Universität*: Se. Magnifizenz Prof. Dr. Gustav Heinrich Magnus, Mitglied der Akademie der Wissenschaften und Direktor der Physikalischen Apparate-Sammlung, Angaben des Archivs der Humboldt-Universität zu Berlin, Az. 036—11/2, Briefe vom 11. Februar 1865, 1. März 1865, Rektoratsakten aus 1862 liegen nicht vor; *Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin*, Ob Mitglieder der Gesandtschaft bedeutende wiss. Persönlichkeiten besuchten, wie z. B. Jacob Grimm, war nicht zu ermitteln. In den Akten der Akademie befinden sich keine Angaben, Az. 369/65/41, Brief vom 20. Mai 1865, Jacob Grimm lebte bis zu seinem Tode, 20. September 1863, in Berlin-Schöneberg, Linkstraße 7, Brief vom 3. Mai 1865; *Deutsche Staatsbibliothek*, Handschriftenabteilung, Brief vom 1. Juli 1865, S. 21/480/65, Material, das auf die japanische Gesandtschaft Bezug hat, ist nicht vorhanden; *Deutsches Zentralarchiv, Merseburg*, 2—11, 02/65, in dortigen Beständen befinden sich keine Unterlagen über die japanische Sondergesandtschaft, Brief vom 28. Juli 1865, Brief vom 7. Juli 1866: „... Es muß angenommen werden, daß die betreffenden Unterlagen im Kriege vernichtet wurden...“

⁹¹⁾ K.Z. Nr. 202, 23. Juli 1862, Das Schreiben des japanischen Reichsstatthalters wird folgendermaßen beschrieben: „Der Botschafter überreichte das Schreiben in zwei Exemplaren, davon eines äußerlich goldgemustert, das andere weiß, mit aufgeschriebener Adresse in großen schwarzen Schriftzügen“.

Der König antwortete mit dem Wunsche, „... daß der abgeschlossene Vertrag dem Verkehr zwischen den beiden Nationen förderlich sein möge“ und bemerkte abschließend, „daß die gegenwärtige Mission Sr. Majestät den Beweis der freundschaftlichen Gesinnung Sr. Majestät des Taikuns von Japan ablege“.

Nach dem Empfang im Schlosse begab sich die Sondergesandtschaft in das königliche Palais, wo sie von der Königin Augusta empfangen wurde ⁹²⁾.

In den nächsten Tagen wurden Fabriken und Militärwerkstätten besucht; aber es fanden keine militärischen Besichtigungen irgendwelcher Art statt. Die Gesandtschaft nahm an einer Sitzung des Abgeordnetenhauses teil. Besuche machten die Gesandten in Berlin nur den diplomatischen Vertretern der Staaten, die mit Japan Verträge abgeschlossen hatten, und nahmen nur deren Gegenbesuche an. Allein diese Herren waren zu dem Diner geladen, das der Minister des Äußern, Graf Bernstorff, der Gesandtschaft gab ⁹³⁾. Jegliche Berührung mit dem Diplomatischen Corps als solchem wurde vermieden.

Die Verhandlungen mit der Regierung verliefen befriedigend. Dem politischen Begehren, die Ernennung eines Gesandten in Japan noch aufzuschieben, wurde entsprochen. Begründet wurde diese Zustimmung mit der Annahme, daß der Konsul in Japan, der später Generalkonsul werden sollte, „vollkommen ausreichend die Geschäfte dort versehen könne“ ⁹⁴⁾.

Die Aufnahme der Gesandtschaft in Berlin war schlicht und bei allem Glanz einfach und würdig. Das Erscheinen bot den führenden Kreisen hinreichend Anlaß, sich mit Japan zu beschäftigen, die Gesandten vertraten Japan angemessen und gewinnend. Die Bevölkerung war zwar aufgeschlossen, aber zurückhaltend.

⁹²⁾ K.Z. Nr. 202, 22. Juli 1862; K.Z. Nr. 211, 1. August 1862, Als Gastgeschenke wurden Kleiderstoffe überreicht; K.Z. Nr. 302, 31. Oktober 1862: Am 29. Oktober 1862 trafen 14 Kisten (Waffen, Bettschirme, Decken, Seidenstoffe, Sattelzeug usw.) ein. Am 11. Februar 1863 überwies der König aus diesen Geschenken dem Museum ein japanisches Sattelzeug (Ethnologische Abteilung).

⁹³⁾ *St.A. Bremen* a. a. O., Hanseatische Gesandtschaft Nr. 84; K.Z. Nr. 224, 14. August 1862.

⁹⁴⁾ *St.A. Bremen* a. a. O., Hanseatische Gesandtschaft Nr. 84.

c.

Die Hansestädte

Die Anwesenheit der japanischen Gesandtschaft in Berlin wurde von den Hansestädten benutzt, um für die Erweiterung des preußischen Vertrages durch die Einbeziehung der Hansestädte zu werben. Die hamburgische Flagge war nach der englischen im Frachtverkehr in den ostasiatischen Gewässern die bedeutendste. Es wurde daher das Fehlen des vom Grafen Eulenburg erstrebten Vertrages für die Flaggen der Hansestädte schmerzlich empfunden⁹⁵⁾. Der Kölnischen Zeitung wurde aus Hamburg berichtet: „Während nicht ein halbes Dutzend oder vielleicht noch weniger preußische Schiffe im Verkehr mit den chinesischen Häfen beschäftigt sind, haben dort in den letzten Jahren ununterbrochen gewiß 60 bis 80 Hamburger und Bremer Schiffe Frachtfahrt getrieben“. „Für sie ist der Ausschluß von den japanischen Häfen die größte Erschwerung, weil die chinesischen Kaufleute, wenn sie monatsweise Schiffe chartern, natürlich denjenigen Flaggen den Vorzug geben, welche sie bei eintretender Gelegenheit auch zu Abladungen von Reis usw. nach Japan benutzen können⁹⁶⁾.“

Nachdem in den Hansestädten amtlich die Bestätigung der Ablehnung der japanischen Regierung eingetroffen war, auch mit ihnen einen Vertrag abzuschließen, hatte sich der Senat der Hansestadt Hamburg in Übereinstimmung mit Bremen und Lübeck an den Vertreter der Hansestädte in Kopenhagen, den Ministerresidenten Dr. Krüger, gewandt. Er sollte vertraulich mit seinem niederländischen Kollegen Rochusten in Verbindung treten, um zu erfahren, ob die niederländische Regierung geneigt sein werde, erneute Anknüpfungen an Japan zu unterstützen⁹⁷⁾.

⁹⁵⁾ K.Z. Nr. 208, 29. Juli 1862.

⁹⁶⁾ *Ebd.*; K.Z. Nr. 279, 8. Oktober 1861, Leitartikel: „Deutschlands Handel mit China und Japan“ aus der Feder eines Unbekannten aus Hamburg. Verknennung des Wesens des abgeschlossenen Vertrages vom 24. Januar 1861. Im einzelnen wird in dem Aufsatz dargetan: „Im Jahre 1859 kamen in Whampoa (dem Hafen von Kanton) an 40 hamburgische und 7 bremische Schiffe von zusammen 6997 Lasten und im letzten Jahre 39 hamburgische und 18 bremische Schiffe von 11 306 Lasten. In Hongkong war die Frequenz der Hamburger Flagge im Jahre 1859 84 Schiffe, in Shanghai 23 Schiffe und eben daselbst im letzten Jahre 39 Schiffe.“

⁹⁷⁾ *StA. Bremen* a. a. O., Abschrift der Urschrift, Merck an Smidt, ohne Zeitangabe und Registerbezeichnung.

In der Zwischenzeit war jedoch Louis Kniffler, Eigentümer der Firma L. Kniffler & Co., Nagasaki, dem als preußischem Staatsangehörigen die Vorteile des preußisch-japanischen Vertrages vom 24. Januar 1861 zuteil wurden, an den ehemaligen niederländischen Vertreter in Nagasaki, Donker Curtius, mit der Anfrage herangetreten, die Aussichten eines selbständigen hanseatischen Vorgehens zu überprüfen. Donker Curtius riet in seinem Briefe vom 15. September 1861: „Meines Erachtens würden die Hansestädte wohl daran tun, vorläufig einen Agenten in Japan zu ernennen, der sie von allem unterrichtet, was dort auf diplomatischem Wege verhandelt wird, insbesondere von dem Erfolge der belgischen und Schweizer Demarchen. Es wäre die rechte Zeit, um die Gesinnung der japanischen Regierung zu prüfen, und könnte z. B. der Hamburger und Bremer Senat Briefe an den japanischen Reichsrat richten, in denen das Verlangen ausgedrückt wird, einen Traktat mit Japan zu schließen, sobald dieses Reich glaube, daß der passende Augenblick dazu gekommen sei . . .“ „Wird dieser Weg eingeschlagen, so glaube ich, hat man die meiste Chance auf Erfolg.“

Mit diesem Bescheide regte Kniffler beim Hamburger Syndikus Dr. Merck an, in Nagasaki ein hanseatisches Konsulat zu errichten und dessen Geschäfte durch ihn, Louis Kniffler, wahrnehmen zu lassen⁹⁸⁾. Die Beratungen der Senate gingen nur sehr zögernd voran, so daß in einem Brief des in der Knifflerschen Firma tätigen jungen Bremers Martin Hermann Gildemeister an seinen Onkel, den Senator Donandt, der Vorschlag gemacht wurde, daß den bald anreisenden preußischen Konsul in Japan, Max von Brandt, ein Gesandter der Hansestädte begleiten könnte, der dem Reichsstatthalter, dem Shôgun, einen entsprechenden Brief übergeben möchte⁹⁹⁾.

Bevor jedoch dieser Brief aus Japan in Bremen eintraf, war die Sondergesandtschaft in Berlin eingetroffen, und der Vertreter der Hansestädte, Geffcken, trat an Graf Eulenburg heran. Er wollte versuchen, mit seiner Hilfe die Verbindung mit der Gesandtschaft aufzunehmen. Am 29. Juli 1862 berichtete Geffcken ausführlich dem Senator Gildemeister über die ergebnislose Begegnung. Die japanischen Gesandten hatten keine Möglichkeit, mit den Hansestädten zu verhandeln. „An eine Anknüpfung von Vertragsbeziehungen wird daher hier nicht zu denken sein“, schrieb Geffcken, „und ebensowenig

⁹⁸⁾ *Ebd.*

⁹⁹⁾ *StA. Bremen* a. a. O., M. H. Gildemeisters Brief aus Yokuhama, 7. Juli 1862.

würde nach meiner Ansicht eine etwa von den Hansestädten selbständig ausgerüstete Gesandtschaft in Japan gegenwärtig erfolgreich sein. Die dortige Regierung hatte, ehe die preußische Expedition eintraf, der Schweiz und Belgien Verträge abgeschlagen, aber hinzugefügt, daß, wenn sie irgend einem anderen Staate noch einen Vertrag bewilligte, sie ein gleiches auch Belgien und der Schweiz zugestehen würde. Gerade dieses Versprechen bereitete den Preußen für ihre Verhandlungen so große Schwierigkeiten. Nachdem die Japaner endlich mit dem Grafen Eulenburg abgeschlossen, erklärten sie, sie würden ihr gegebenes Versprechen halten, nun aber auch mit keinem Staate weiter in Verbindung treten. Österreich und Dänemark haben entschiedene Ablehnung erfahren. Der holländische Gesandte war beauftragt, für Dänemark zu intercedieren, mußte aber nach achtwöchigem vergeblichen Aufenthalte Yedo unverrichteter Dinge verlassen ¹⁰⁰⁾."

Nachdem auch Geffcken keinen Erfolg bei der japanischen Sondergesandtschaft gehabt hatte, wandten sich die Hansestädte durch ihren Vertreter in Kopenhagen, Dr. Krüger, unmittelbar an die niederländische Regierung. Krüger sprach in Den Haag mit dem Minister des Auswärtigen van den Maesen de Sombreff, mit dem Minister des Innern Thorbecke, dem Minister der Kolonien Uhlenbeck, mit dem Marineminister Huysen van Kattendyke und endlich am 15. Oktober 1862 auch mit Donker Curtius in Delft ¹⁰¹⁾. Aufgrund des Berichtes Krügers vom 4. November 1862 schlug Dr. Merck am 31. Januar 1863 vor, Louis Kniffler zum hanseatischen Bevollmächtigten in Japan zu ernennen und ihm einen Brief an den Reichsstatthalter um Zulassung der hanseatischen Flaggen in den geöffneten Häfen zur Überreichung zu übersenden; zugleich wurde der Entwurf dieses an den Reichsstatthalter zu richtenden Briefes den Senaten der anderen Hansestädte übersandt ¹⁰²⁾. Auch diesen Bemühungen war kein Erfolg beschieden.

Es sei hier nur kurz die weitere Entwicklung skizziert: Im Frühjahr des Jahres 1864 richtete ein Bericht des hanseatischen Legationssekretärs in Washington, Dr. Rösings, vom 15. April 1864 die Blicke der Hansestädte auf die Möglichkeit der Vermittlung durch die Regierung

¹⁰⁰⁾ *StA. Bremen C 34.*

¹⁰¹⁾ *StA. Bremen C 34*, Bericht Krügers, 4. Nov. 1862.

¹⁰²⁾ *Ebd.*, Merck an Smidt, 31. Januar 1863, Briefentwurf „An seine Majestät den Kaiser von Japan“, 30. Jan.

der Vereinigten Staaten ¹⁰³). Diesem schwachen Hoffnungsschimmer wurde zwar nachgegangen ¹⁰⁴), aber gleichfalls ohne Erfolg. Um die gleiche Zeit etwa, am 10. Juli 1864, wandte sich ein Gesellschafter der Firma Pustau & Co. — bekannt geworden durch die Veröffentlichungen Lühdorfs über die Reise der „Greta“ — an den Präses der Handelskammer zu Bremen mit der ähnlichen Anregung des schweizerischen Konsuls in Yokohama, Rudolf Lindau ¹⁰⁵).

Im Sommer des Jahres 1865 schienen sich endlich durch die Vermittlung der niederländischen Regierung die Aussichten auf einen Vertrag zu bessern, und die Hansestädte bevollmächtigten den niederländischen Generalkonsul de Graeff van Polsbroek mit ihrer Vertretung ¹⁰⁶). Die Verhandlungen zogen sich sehr in die Länge und blieben gleichfalls ergebnislos.

M. H. Gildemeister schrieb am 12. Juni 1866 aus Yokohama an Dr. Merck, Hamburg, daß die japanische Regierung sich strikte weigere, mit den Hansestädten einen Vertrag einzugehen. Gildemeister vermutete französische Gegeneinwirkungen, wies aber auch schwerwiegende innerpolitische Schwierigkeiten nicht von der Hand ¹⁰⁷).

Bis zum Abschluß der Verfassung des Norddeutschen Bundes kam kein Vertrag der Hansestädte mit Japan zustande. Am 13. April 1867 empfahl die Handelskammer zu Bremen, der Senat möge zur gegebenen Zeit an die preußische Regierung herantreten, um die hanseatischen Forderungen zu verwirklichen ¹⁰⁸). Ab 1. Juli 1867 stand den Hansestädten nicht mehr das Recht zu, selbständig Verträge zu schließen ¹⁰⁹) ¹¹⁰).

¹⁰³) *Ebd.*, Rösing, Washington, 15. April 1864, Nr. 19; 22. April 1864, Nr. 20; Krüger, 4. Mai 1864; Merck an Smidt, 4. Mai 1864; Rösing, 7. Mai 1864.

¹⁰⁴) *Ebd.*, Krüger, Frankfurt am Main, an Smidt, 9. Mai 1864.

¹⁰⁵) *Ebd.*, Lindau, Yokuhama, 10. Juli 1864, Consulat de la Confédération suisse au Japon, an Menke, Associé des Hauses Pustau & Co. Hongkong, Shanghai und Yokuhama.

¹⁰⁶) *Ebd.*, Abschrift der Bevollmächtigung mit Unterschriften der Präsidenten der Senate zu Lübeck (5. September 1865); Bremen (6. September 1865); Hamburg (4. September 1865).

¹⁰⁷) *Ebd.*, M. H. Gildemeister, Yokohama, 12. Juni 1866, an Merck.

¹⁰⁸) *Ebd.*, Auszug aus dem Senats-Protokolle, 23. Oktober 1866, p. 773.

¹⁰⁹) *Ebd.*, Urschrift, Brief Mercks an Smidt, Bremen, 10. Okt. 1867.

¹¹⁰) Weiteres über diese Angelegenheit siehe: *Georg Kerst*, Die Bedeutung Bremens für die frühen deutsch-japanischen Beziehungen, „1000 Jahre Bremer Kaufmann“, Bremen 1965. (Bremisches Jahrbuch, Bd. 50).

6.

In Rußland: St. Petersburg

Nach dem verhältnismäßig kurzen, 17 Tage währenden Aufenthalt in Deutschland reiste die japanische Sondergesandtschaft am 5. August 1862 nach Rußland weiter, wo sie am 9. August in St. Petersburg eintraf ¹¹¹⁾ ¹¹²⁾. Am 14. August empfing sie der Zar im Thronsaal des Winterpalastes und erwiderte auf die Ansprache des Fürsten Simodske mit fünf Sätzen:

„Mit besonderem Vergnügen empfangen ich die Repräsentanten Seiner Majestät des Taikuns. Die Beziehungen Rußlands zu Japan sind stets freundschaftlich gewesen. Die Nachbarschaft beider Reiche und die daraus entspringenden allgemeinen Belange bürgen für die Dauer und Befestigung des beiderseitigen Verkehrs. Ich schätze die Freundschaft, welche der Taikun mir durch diese Gesandtschaft beweist, und die Gefühle, welche er mir aussprechen läßt. Ich hoffe, daß Ihr Aufenthalt in meiner Hauptstadt Sie überzeugen wird, wie aufrichtig Rußland es mit Japan meint“ ¹¹³⁾.

Der tiefere Sinn dieser Worte ergibt sich erst, wenn die Lage in Ostasien und ihr Werden gesehen wird. Seit der Mitte der fünfziger Jahre des 19. Jahrhunderts entwickelte sich in Ostasien, in der westlichen Nachbarschaft Japans, ein russisches fernöstliches Machtgebilde mit der Hafenstadt Wladiwostok am Japanischen Meer. Wie es schien, hatten die Gebiete um Amur und Ussuri ihren natürlichen Verkehrsblick nach Osten zum Japanischen und Ochotskischen Meer gerichtet. Doch nur im Sommer waren Wladiwostok und die Mündung des Amur eisfrei, nur für wenige Monate, sonst waren beide durch das Eis blockiert. Aus dem Bestreben, die fruchtbaren Gebiete zu entwickeln, ergab sich, daß Rußland nach Häfen ausschaute, die das ganze Jahr über eisfrei waren. Das Japanische wie das Ochotskische Meer waren aber durch die Kurilen und den japanischen Inselbogen vom Großen Ozean abgetrennt und nur durch schmale Meeresstraßen mit ihm verbunden. Das natürliche Bestreben Rußlands war deshalb darauf gerichtet, Zugang zu den am Großen Ozean liegenden Häfen zu erlangen.

Der Zar Nikolaus I. kann der Urheber dieses russischen fernöstlichen Machtbereiches genannt werden. Neuerdings legte Krupinski das Werden dar; er geht indessen nicht ausreichend auf die Beweg-

¹¹¹⁾ K.Z. Nr. 217, 7. August 1862.

¹¹²⁾ StA. Bremen a. a. O., Geffcken an Gildemeister, 7. August 1862; K.Z. Nr. 227, 17. August 1862.

¹¹³⁾ K.Z. Nr. 230, 20. August 1862.

gründe ein. Es sollen deshalb geographische Forschungen hinzugezogen werden. Das besondere Augenmerk des Zaren galt der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg, wie auch der Kaiserlich Russischen Geographischen Gesellschaft¹¹⁴). Diese sandte wissenschaftliche Forschungsgruppen aus, u. a. nach Sibirien und darüber hinaus in das chinesischer Hoheit unterstehende Amur- und Ussuri-Gebiet. Die von dort erstatteten Berichte ließen den Zaren den großen Wert dieser fernöstlichen Gebiete erkennen. Sie gaben den entscheidenden Anstoß zur Änderung der bisher nach Nordosten ausgerichteten russischen Fernostpolitik¹¹⁵). Aufgrund seiner umfangreichen Forschungen in russischen Quellen schildert Krupinski die Schwenkung der russischen Ausdehnung nach Südosten und die Begründung der russischen Hoheit, ein Vorgang, der in Japan weitgehend verborgen blieb¹¹⁶). Die neueren Darlegungen Shukows bestätigen die Untersuchungen Krupinskis¹¹⁷). Seit der russischen militärischen Besitzergreifung dieser Gebiete wurde die wissenschaftliche Erforschung mit bedeutenden Mitteln und Kräften von Rußland betrieben¹¹⁸). Ungestüm breitete sich die russische Herrschaft auch über die anschließenden ostmandschurischen Küstengebiete hinaus in das gegenüberliegende japanische Sachalin aus.

¹¹⁴) *Frhr. von Reden*, Verfassung und Leistungen der Geographischen Gesellschaften in Europa, Petermanns Geographische Mitteilungen, Gotha 1856, S. 108 ff.

¹¹⁵) *G. Gerstfeld*, Über die Zukunft des Amur-Landes, Petermanns Geographische Mitteilungen, Gotha 1860, S. 93 ff.; *Petermanns Geographische Mitteilungen*, Zusammenfassende Besprechung der Schriftleitung, Aufnahmen und Entdeckungen im Japanischen Meer, Gotha 1860, S. 196 ff.; *Leopold von Schrenck*, Reisen und Forschungen im Amur-Land in den Jahren 1854—1856 im Auftrage der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg, ausgeführt und in Verbindung mit mehreren Gelehrten herausgegeben, Band 1, Lieferung 1, St. Petersburg 1858; Lieferung 2, St. Petersburg 1860; *A. Th. v. Middendorff*, Sibirische Reise, Band 4, Teil 1, St. Petersburg 1859; *Karl Joh. Maximovicz*, Primitiae Florae Amurensis, Versuch einer Flora des Amur Landes (Aus den Mémoires présentés à l'Académie Imp. des Sciences de St. Petersburg par divers savants) Tome IX, St. Petersburg 1859; *Gustav Radde's* Vorlesungen über Sibirien und das Amur-Land, Petermanns Geographische Mitteilungen, Gotha 1860, S. 257—263, 1861, S. 261—284; *R. Maack*, Reise nach dem Amur, ausgeführt auf Anordnung der Sibirischen Abteilung der Kaiserlich-Russischen Geographischen Gesellschaft im Jahre 1855, mit einem Atlas, St. Petersburg 1859.

¹¹⁶) *Kurt Krupinski*, Rußland und Japan a. a. O., S. 18 ff.

¹¹⁷) *J. M. Shukow* Die internationalen Beziehungen im Fernen Osten (1840—1945), Berlin 1955, S. 17—20.

¹¹⁸) Anm. auf nächster Seite.

Diese Insel indessen nutzten die Japaner seit langem, am Südende durch Dauersiedlungen. Von Hokkaidó aus verfolgten sie bereits die von Norden sich über die Kurilen südwärts drängende russische Ausdehnung; doch als sich russische Ansiedler nun auch auf Sachalin bemerkbar machten, hielt es die japanische Reichsregierung für geraten, mit Rußland ein Abkommen zu erreichen.

Die japanischen Ermittlungen über die geographischen Verhältnisse Sachalins sind weit älter als die russischen: sie reichen in das 18. Jahrhundert hinein. Bereits Engelbert Kaempfer berichtet in seinen *Amoenitatibus exoticis* über diese japanischen Erkundungen, aber auch über russische Bestrebungen mit den Worten: „Daß die erhabene Catharina II. eine solche Verbindung künftig nicht unmöglich halte, scheint die 1764 in Irkutsk errichtete japanische Navigationschule zu beweisen, von der Hr. Georgi uns Nachricht gegeben hat“¹¹⁹⁾.

Sehr aufmerksam war in Großbritannien die russische Entfaltung in Fernost beobachtet worden. Dort erkannte man früh ihre Bedeutung. Einer der Gewährsmänner, Whittingham, schrieb: „... Auch hat die Insel (Sachalin) wahrscheinlich einen großen Reichtum an Pelztieren. Kein Wunder daher, wenn die Russen hierher ihre Blicke lenken. Hin-

¹¹⁸⁾ K. F. Neumann, Ost-Asiatische Geschichte vom ersten chinesischen Krieg bis zu den Verträgen in Peking (1840—1860), Leipzig 1861; *Petermanns Geographische Mitteilungen*, Zusammenfassende Besprechung der Schriftleitung, Die neuesten Expeditionen im Amur-Land und auf der Insel Sachalin, Gotha 1861, S. 314 ff; *Kriegstopographisches Dépôt*, Karte des Asiatischen Rußlands nach den neuesten Nachrichten, erläutert von Gustav Radde, mit Entwurf eines physikalischen-geographischen Gesamtbildes der südlichen Grenzgebiete von Ost-Sibirien, St. Petersburg 1860, herausgegeben vom Direktor General von Blaramberg. Verbunden mit der Behörde sind das Observatorium Nicolas zu Pulkowa, Hydrographisches Department, die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften, das Ministerium der Domänen und des Innern; D. de Romonow, Résumé historique des récentes explorations des Russes sur les côtes de la mer du Japon, et description de la nouvelle frontière russo — chinoise, Bulletin de la Société de géographie de Paris, Octobre 1861, p. 193—217; Gustav Radde, Berichte über Reisen im Süden von Ost-Sibirien in den Jahren 1855 bis einschließlich 1859, mit Atlas, 23. Band, der auf Kosten der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg von K. E. von Baer und Gr. v. Helmersen herausgegebenen „Beiträge zur Kenntnis des Russischen Reiches“, St. Petersburg 1861.

¹¹⁹⁾ Christian Wilhelm Dohm, Engelbert Kaempfer — Geschichte und Beschreibung von Japan, Unveränderter Neudruck des 1777—1779 im Verlag der Meyerschen Buchhandlung in Lemgo erschienenen Originalwerks, mit einer Einführung von Hanno Beck, II. Band, Stuttgart 1964, S. 422.

zu kommt, daß die Beherrschung der Straße La Perouse (zwischen Sachalin und Hokkaidó) die freie Kommunikation zwischen dem Amur und den Kurilischen Inseln sichert, Japan und Korea in ein gewisses Abhängigkeitsverhältnis bringt und das Japanische Meer zu einem russischen Gewässer macht . . . ¹²⁰⁾“ Das russische Vorgehen schildert die Kölnische Zeitung in einem Leitartikel: „Die Ostwelt im Jahre 1861“ vom 5. Januar 1862 treffend, dabei ablehnend: „Rußland wußte mit schlauer Berechnung, sich den Mandschus so furchtbar und zugleich so freundlich zu zeigen, daß es ihm gelang, seinen Länderraub an der ganzen nördlichen Grenzlinie des chinesischen Reiches durch einen Vertrag zu legalisieren, der am 14. November 1860 abgeschlossen und am 1. Januar 1861 ratifiziert ward“. „Diese Begünstigungen haben die Russen jedoch keinen Augenblick abgehalten, ihr Vordringen nach dem Süden eifrig fortzusetzen. Im verwichenen Herbste begegneten englische Fahrzeuge sogar bei Tsuschima, die eigentlich zu Japan gehört, den Russen, wie sie eben auf dieser südlich von der Halbinsel Korea liegenden Insel eine Niederlassung gründeten. So weit sind sie schon!“ ¹²¹⁾

Die Besetzung Tsuschimas dürfte indessen nicht reibungslos vor sich gegangen sein; denn die englische Zeitung „North China Herald“ weiß nach der Kölnischen Zeitung von Kämpfen zu berichten, die Anfang Juni 1861 stattgefunden haben sollten: „ . . . während dessen der Palast des Prinzen bombardiert, eines seiner Dörfer und Orte genommen und viele seiner Anhänger getötet und verwundet wurden . . .“. „Daß in Tsuschima ein Streit mit den Russen stattfand, ist gewiß . . .“ ¹²²⁾. Voraufgegangen war die Besetzung der Hauptinsel am 13. März 1861

¹²⁰⁾ A. Petermann, Die neuesten russischen Erwerbungen im Chinesischen Reiche, Petermanns Geographische Mitteilungen, Gotha 1856, S. 175—192, besonders 185 f.

¹²¹⁾ K.Z. Nr. 6, 6. Januar 1862: Tsuschima ist eine Inselgruppe zwischen Japan und Korea. Über den Vertrag vom 14. November 1860 berichtet die *Kölnische Zeitung*: „Die Begrenzung des Amurgebietes wurde durch diesen Vertrag geordnet, die Erweiterung der Handelsbeziehungen bestätigt und den Russen sogar die Errichtung von Handelsniederlassungen in der hohen Tatarei zugestanden.“ „Das russische Amurland ist, wenn wir noch die Linie von der Ussuri-Mündung zum Kaiserhafen gelten lassen, die faktisch längst überschritten wurde, 9800 geographische Quadratmeilen groß. Die Insel Sachalin, die früher japanische, dann halb russische, halb japanische Farbe trug, ist jetzt mit 1200 Quadratmeilen als russisches Gebiet in den offiziellen Petersburger Bulletins aufgeführt . . .“

¹²²⁾ K.Z. Nr. 292, 21. Oktober 1861.

durch die russische Korvette „Possadnik“. Der Kommandant gab dem mit seinen Schiffen herbeieilenden englischen Admiral Sir James Hope an, „man habe lediglich den Engländern, die Absichten auf die Inseln hätten, zuvorkommen wollen“¹²³⁾ ¹²⁴⁾ ¹²⁵⁾). Dem russischen Kommodore in der Olga-Bai bekundete dieser englische Admiral, daß er bis zum Empfang von Weisungen seiner Regierung keine Niederlassung einer fremden Macht in Japan anerkennen könne, die nicht durch Vertrag verbrieft sei. In Japan empfahl der englische Gesandte Alcock dem Bakufu, eine Beschwerde an die russische Regierung zu richten. Diese japanische Note datiert vom 27. September 1861¹²⁶⁾). Bereits am 28. August 1861 teilte Großbritannien Rußland mit, daß es „dieser Besetzung nicht tatenlos zusehen werde“¹²⁷⁾). Siemers erläutert diese Lage in seiner grundlegenden Darstellung zutreffend: „Alcock war froh, die Japaner überzeugt zu haben, daß die beste Sicherung gegen Angriffe fremder Mächte für ihr Land darin liege, daß sie allen die gleiche freundschaftliche Gesinnung entgegenbrächte und gleiche Rechte gäbe, da dann alle sich vereinigen würden, um Übergriffe einer Macht in Japan zu verhindern“¹²⁸⁾). Damit war Rußland gemeint. Siemers fährt dann fort: „... ein Zurückweichen wäre, vom englischen Standpunkt aus gesehen, auch deshalb nicht zu verteidigen gewesen, weil es lediglich dem russischen Vordringen nach Süden freie Bahn gegeben hätte. Die russische Politik, die statt eines diplomatischen Vertreters in Yedo ein starkes Geschwader in den japanischen Gewässern unterhielt, die sich nicht in Erörterungen einließ über Vertragsbestimmungen, sondern kräftig zupackte, wo immer es erforderlich war, schien in der Tat viel größeren Erfolg in Japan gehabt zu haben, als das versöhnliche Vorgehen der anderen Mächte. Rußland war am meisten in Japan gefürchtet, aber es war nicht am meisten verhaßt“¹²⁹⁾ ¹³⁰⁾). Allen Erwartungen zum Trotz gab Rußland den englischen Bemühungen um die Freigabe der Inseln nach und räumte Tsuschima¹³¹⁾.

¹²³⁾ *Siemers* a. a. O., S. 58.

¹²⁴⁾ *Shukow* a. a. O., S. 22.

¹²⁵⁾ *Araki* a. a. O., S. 58.

¹²⁶⁾ *Siemers* a. a. O., S. 58.

¹²⁷⁾ *Araki* a. a. O., S. 58.

¹²⁸⁾ *Siemers* a. a. O., S. 60.

¹²⁹⁾ *Ebd.*

¹³⁰⁾ *K.Z.* Nr. 331, 29. November 1861.

¹³¹⁾ *Siemers* a. a. O., S. 58.

Dieses russische Zurückweichen ergab sich aber nicht aus einer russischen Unterlegenheit; denn die russische Stellung in Japan war bereits sehr stark ¹³²⁾. In Hakodate, der wichtigen Hafenstadt der nördlichen großen japanischen Insel Hokkaidó an der Tsugaru-Straße zwischen der japanischen Hauptinsel Hondo und Hokkaidó, hatte sich Rußland fest eingerichtet. Der Vertrag zwischen Rußland und Japan vom 7. Februar 1855 bot Rußland das Recht, vom Jahre 1856 ab einen Konsul in Japan zu unterhalten. Collegienrat Goschkewitsch ¹³³⁾ residierte als russischer Konsul in Hakodate. Aus der unbedeutenden Größe der gesamten russischen Handelsflotte in allen russischen Häfen: am Weißen Meer, der Ostsee, dem Schwarzen Meer, dem Ochotskischen Meer und im Japanischen Meer im Jahre 1858 — mit insgesamt 172 605 t ¹³⁴⁾ — ergibt sich, daß es nicht Handelsbelange in Hakodate zu wahren galt, sondern militärisch-strategische ¹³⁵⁾. Zudem war das Konsulat in Hakodate die einzige russische offizielle Vertretung in Japan, weitab von Edo, dem Sitz der Regierung des

¹³²⁾ Georg Kerst, Die deutsche Expedition a. a. O., S. 36.

¹³³⁾ K.Z. Nr. 79, 20. März 1858, Der Berichterstatter schreibt: „Goschkewitsch spricht mit Leichtigkeit das Japanische. Er hat ein Wörterbuch mit russischer Übersetzung herausgegeben... In dem Gefolge befinden sich ein Geistlicher, ein Arzt und ein Sekretär.“

¹³⁴⁾ Die Tragfähigkeit der Handelsflotten der folgenden Länder:

<i>Kölnische Zeitung</i>		<i>Geographische Mitteilungen</i>	
Nr. 222 v. 12. 8. 1861:		1866, S. 346 ff.:	
England mit den Kolonien 1859	5 609 623 to.	1864	5 328 073 to.
VereinigteStaatenvonAmerika 1858	5 049 807 to.	1863	5 126 081 to.,
Norddeutschland nur Seeschiffe 1859/1860	1 007 676 to.		—.—
Dänemark mit den deutschen Gebieten 1858	214 320 to.		—.—
Schleswig	91 405 to.		
Holstein	65 187 to.		
Frankreich 1859	952 000 to.	1863	985 235 to.
Norwegen 1856	621 721 to.		—.—
Niederlande 1859	552 725 to.	1863	510 152 to.
Italien mit Venetien 1854, 1857—1859	542 423 to.	1862	718 561 to.
Spanien 1859	349 733 to.		—.—
Österreich ohne Venetien 1859	349 491 to.	1863	300 525 to.
Griechenland 1857	325 000 to.		—.—
Schweden 1858	301 662 to.		—.—
Rußland 1858	172 605 to.		—.—
Portugal 1854	82 402 to.		—.—
Belgien 1860	36 522 to.		—.—

¹³⁵⁾ Shukow a. a. O., S. 22 (nur mit Vorsicht zu benutzen).

Reichsstatthalters. Geduldet, wenn auch nicht offiziell und vertraglich geregelt, war die russische Niederlassung in Nagasaki ¹³⁶⁾.

Die deutsche Expedition nach Japan unter dem Grafen Friedrich zu Eulenburg begegnete auf der Rückreise von Edo im Hafen von Nagasaki russischen Kriegsschiffen, die dort förmlich ihren Stützpunkt hatten ¹³⁷⁾ ¹³⁸⁾ ¹³⁹⁾ ¹⁴⁰⁾. Das stationäre russische Geschwader in den japanischen Gewässern bestand aus 12 Kriegsschiffen, zumeist Dampfschiffen; es dürfte dem englischen ostasiatischen Geschwader an Größe entsprochen haben. Die Hauptmacht war bei diesem deutschen Besuch vor Nagasaki versammelt. Sie wurde von Admiral Likbatheff geführt ¹⁴¹⁾ ¹⁴²⁾. So hatte Rußland frühzeitig an bedeutenden Punkten in Japan Fuß gefaßt. Die Ansichten Whittinghams über die sich hieraus ergebenden Gefahren treffen also zu.

Dies war zur Zeit der Anwesenheit der japanischen Sondergesandtschaft in St. Petersburg der Stand der nachbarlichen Beziehungen zwischen Rußland und Japan, die der Zar in seiner Erwiderung als freundschaftlich bezeichnete. Der Gesandtschaft war indessen auch die Regelung der noch ungeklärten Sachalinfrage aufgegeben worden. Der bereits erwähnte Handels-, Schifffahrts- und Grenzberichtigungsvertrag zwischen Rußland und Japan vom 26. Januar, bzw. 7. Februar 1855 ließ in Artikel II die strittige Frage mit folgenden Worten ungelöst: *Quant à l'île Krafft (Sakhaline ou Saghalien) elle reste comme par*

¹³⁶⁾ K.Z. Nr. 42, 11. Februar 1863; Nr. 117, 28. April 1861; Nr. 167, 18. Juni 1861.

¹³⁷⁾ K.Z. Nr. 167, 18. Juni 1861; *Gustav Spieß*, Die Preußische Expedition nach Ostasien während der Jahre 1860—1862, Leipzig 1864, S. 212, 214; *Martin Ramming*, Über den Anteil der Russen an der Eröffnung Japans für den Verkehr mit den westlichen Mächten, Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens, Band XXI, Teil 3, Tôkyô 1926, S. B 30.

¹³⁸⁾ *Die Preußische Expedition nach Ostasien*, Nach amtlichen Quellen, Berlin 1866, Band II, S. 201 f.

¹³⁹⁾ *Ferdinand von Richthofen*, Aus den Japan-Tagebüchern, Mitteilungen des Ferdinand-von-Richthofen-Tages 1912, Berlin 1912, S. 127 f.

¹⁴⁰⁾ K.Z. Nr. 117, 28. April 1861, Eine deutsche Gesandtschaft nach Ostasien, Reisebilder von W. Heine, XII. Bericht, Schanghai, 25. März 1861; K.Z. Nr. 167, 18. Juni 1861.

¹⁴¹⁾ *Alexander Frh. von Siebold* a. a. O., S. 80.

¹⁴²⁾ K.Z. Nr. 257, 16. September 1861, Meldung über den Untergang der russischen Fregatte ersten Ranges „Swetlana“ mit einer Besatzung von 600 Mann an der japanischen Küste. „Swetlana“ lag im Hafen von Nagasaki, als die deutsche Expedition dort ihren Besuch abstattete.

*le passé, indivisé entre la Russie et le Japon*¹⁴³). Noch vor diesem Vertrage veröffentlichte Philipp Franz von Siebold seine Schrift: „Urkundliche Darstellung der Bestrebungen von Niederland und Rußland . . .“¹⁴⁴), der er eine Karte beigab. Es ist die Wiedergabe „einer im Jahre 1820 vom Hofastronomen Takahashi — Saku-sajemon zu Jedo herausgegebenen allgemeinen Karte vom Japanischen Reiche und von den benachbarten Ländern des asiatischen Festlandes“¹⁴⁵). Aus ihr ergibt sich, daß die Japaner die Insel bis Cap Rijonai, bis zur nördlichsten ihrer Ansiedlungen, als japanisches Gebiet betrachteten, und zwar bevor die russischen Amurexpeditionen sie betraten. Daß die japanischen Entdeckerrechte bereits in das 17. Jahrhundert zurückreichen, dürfte sich aus einer Stelle des Japan-Werkes Engelbert Kaempfers ergeben. Es heißt da unter anderem: „Ebenso kennen auch die Japaner noch nicht die hinter JESOGASIMA (vermutlich Sachalin) liegenden und von ihnen OKU JESU genannten Länder; . . . Ein vor wenig Jahren dahin verschlagener Schiffer berichtet, daß er unter den rauhen Einwohnern einige mit feinen sinesischen Zeugen bekleidet gesehen, und eine Verbindung dieses Landes mit Doats oder der Tatarei, wenigstens nur eine geringe Entfernung gefolgert habe. Eine gleiche Nachricht brachte eine 1684 abgeschickte sinesische Junke nach einer dreimonatlichen Reise zurück. Ein viel gereiseter und erfahrener Schiffer, welcher an allen Orten um JAPAN herumgefahren war, wußte mir auf meine Frage nichts mehr als dieses zu sagen, daß der Strom zwischen JAPAN und JESOGASIMA beständig abwechselnd, bald nach West, bald nach Osten, hinter JESOGASIMA aber niemals anders als nordwärts fließe. Er schloß daher, es müsse bei DOATS (der TATAREI) nothwendig ein Durchgang in nordische See seyn“¹⁴⁶). Martin Schwind legt in seinem neuen „Krafto“-werke anschaulich die siedlungsmäßige Durchdringung sowie die japanischen Rechtsansprüche auf Sachalin dar¹⁴⁷). Im Jahre 1859 versuchte der Generalgouverneur Graf N. N. Murav'iev Amurskij mit Drohung und dem

¹⁴³) *Georg Kerst*, Die Anfänge der Erschließung Japans . . . a. a. O., S. 165.

¹⁴⁴) *Ph. Fr. v. Siebold*, Urkundliche Darstellung . . . a. a. O.

¹⁴⁵) Die Wiedergabe dieser berühmten Karte ist der Arbeit von *Georg Kerst*, Die Anfänge der Erschließung Japans . . . beigegeben a. a. O.

¹⁴⁶) *Christian Wilhelm Dohm*, Engelbert Kaempfer a. a. O., Band I, Erstes Buch, viertes Kapitel, S. 82.

¹⁴⁷) *Martin Schwind*, Die Gestaltung Karafutos zum japanischen Raum, Ergänzungsheft Nr. 239 zu „Petermanns Mitteilungen“, Gotha 1942, S. 69—82.

Druck eines starken Geschwaders sehr plump in Edo eine ähnliche Zustimmung der japanischen Regierung zu erreichen, wie es General Ignatiev mit der Gewinnung des Amurgebietes gelungen war. Indessen die Japaner sind nicht wie die Chinesen zu beeindrucken gewesen ¹⁴⁸). Die japanische Regierung ließ sich nicht bluffen. Dem Bakufu war es um eine befriedigende Lösung zu tun, und so war es der japanischen Sondergesandtschaft aufgegeben, eine Klärung herbeizuführen ¹⁴⁹).

Motoyasu Kuwayama, Matsudaira Iwami no Kami, der zweite Gesandte, führte die Verhandlungen auf japanischer, General Graf Ignatiev auf russischer Seite ¹⁵⁰). Obwohl sich Japan in ähnlicher militärischer Lage befand wie seinerzeit China, war die Lage für den japanischen Unterhändler günstiger, da dem russischen ein Ausweichen auf eine andere Möglichkeit angesichts der englischen Haltung in der Tsuschima-Angelegenheit nicht zur Verfügung stand. In den Verhandlungen wäre es Matsudaira Iwami möglich gewesen, eine Teilung der Insel längs des 48. Grades n. Br. zu erreichen. Nach russischer Ansicht war hier die Grenze wegen des flachen Geländes und der Flüsse leichter zu ziehen ¹⁵¹). Matsudaira Iwami aber strebte nach einer Teilung längs des 50. Grades, was Ignatiev nicht zubilligte ¹⁵²). So blieb die Angelegenheit weiter in der Schwebe. Unterzeichnet wurde am 12. September 1862 ein Abkommen, daß die Grenzziehung aufgrund der tatsächlichen geographischen Verhältnisse an Ort und Stelle vorgenommen werden sollte. Zwar hatten die Japaner die russische Bereitschaft zur Abgrenzung erreicht, die Russen hingegen die japanische Anerkennung ihrer Hoheitsrechte auf dem nördlichen Gebiet. Was schwerer wiegen würde, sollte sich erst später herausstellen. Desungeachtet aber kann gesagt werden, daß sich die japanischen Unterhändler, trotz der militärischen Verhältnisse in Japan und der vorgezeichneten russischen Machtstellung im Fernen Osten, den russischen als überlegen erwiesen hatten.

Eine gewisse Bedeutung gewann das Abkommen vom 12. September 1862 durch das Versäumnis der japanischen Regierung, die vorgesehene Abordnung nach Sachalin zu entsenden. Die russische Ab-

¹⁴⁸) Araki a. a. O., S. 55.

¹⁴⁹) Yeinosuke Nakamura, *The Historical Relations between Japan and Sachalin*, Tôkyô 1923, S. 117.

¹⁵⁰) Kurt Krupinski, *Rußland und Japan* a. a. O., S. 28.

¹⁵¹) Yeinosuke Nakamura a. a. O., S. 127.

¹⁵²) *Ebd.*, S. 117.

ordnung war erschienen. Dadurch wurden die russischen Bestrebungen nach dem Besitz der ganzen Insel ermutigt. Russische Siedler strebten immer stärker in das bisherige japanische Siedlungsgebiet hinein.

Nach einigen Jahren versuchte die japanische Regierung erneut die Grenzfrage in ihrem Sinne zu lösen; doch nun war es zu spät. Im November 1866 reiste eine Gesandtschaft unter Koyama Yamato no Kami nach St. Petersburg. Sie erreichte zwar mit der Konvention vom 18. März 1867 die Bestätigung, daß die Insel Sachalin weiter unter gemeinsamer Herrschaft von Japan und Rußland verbleiben sollte, aber im Vergleich mit dem Siedlungsstande von 1862 waren 1867 die tatsächlichen Verhältnisse für Japan weit ungünstiger. Rußland behauptete nun, daß es die Insel zum Schutz der Amurmündung benötige, da sie in japanischer Hand dem Zugriff fremder Mächte preisgegeben sei. Japan befand sich zu jener Zeit in ungewöhnlich heftigen innerpolitischen Auseinandersetzungen, auf die Großbritannien und Frankreich Einfluß zu gewinnen suchten. Nachdem in der Konvention vom 18. März 1867 sowohl Russen wie Japaner das Siedlungsrecht erhalten hatten, machte die russische Kolonisation so große Fortschritte, daß nach mehrfachen Anläufen zur Rettung der japanischen Ansprüche sich die nachfolgende kaiserliche Regierung gezwungen sah, im Vertrage von St. Petersburg vom 25. März/7. April 1875, den Anspruch auf Sachalin aufzugeben und die Kurilischen Inseln als Entschädigung zu übernehmen. Außerdem erhielt Japan einige Handelsprivilegien für die Dauer von zehn Jahren und das Recht zum Fischfang in den Gewässern des Ochotskischen Meeres und an seinen Küsten. So hatte die Haltung des japanischen Unterhändlers Motoyasu bei seinen Verhandlungen mit Graf Ignatiev während der Anwesenheit der japanischen Sondergesandtschaft in Europa im Jahre 1862 trotz seiner Geschicklichkeit letzten Endes doch zum Verlust der ganzen Insel geführt. Es darf aber nicht verkannt werden, daß die innerjapanischen Verhältnisse zu diesem unbefriedigenden Ergebnis beträchtlich beigetragen haben.

7.

Rückreise

a.

Nach einem 38tägigen Aufenthalt in Rußland reiste die japanische Sondergesandtschaft wieder nach Deutschland und traf am Freitag,

dem 19. September 1862, in Berlin ein¹⁵³). Hier hatte indessen gerade in diesen Tagen der Konflikt der Regierung mit dem Abgeordnetenhaus einen Höhepunkt erreicht, und daher blieb der zweite japanische Besuch unbeachtet. So reiste die Gesandtschaft bereits am Sonntag, dem 21. September, weiter¹⁵⁴).

Es war bekanntgeworden, daß der preußische Gesandte in Paris, von Bismarck, am 20. September in Berlin eingetroffen war. Am Montag, dem 22. September 1862, fand in Babelsberg bei Berlin die schicksalhafte Unterredung des Königs mit ihm statt.

Als neuer Ministerpräsident übernahm Bismarck die Geschäfte des bisherigen Außenministers Graf Bernstorff und also auch die Weiterführung der von der japanischen Sondergesandtschaft berührten Angelegenheiten. Eine Änderung trat zwar nicht ein; aber durch die guten Beziehungen des neuen Konsuls in Japan, Max von Brandt, zum König und zu Bismarck fanden seine Berichte über die japanischen Verhältnisse stärkere Beachtung bei der preußischen Regierung.

b.

Die Rückreise führte die japanische Sondergesandtschaft über Frankreich und Spanien nach Portugal. Am 24. November 1862 schiffte sie sich in Suez auf dem französischen Transportschiff „L'Européen“ ein¹⁵⁵). Sie erreichte Point de Galle auf Ceylon am 17. Dezember 1862¹⁵⁶) und Singapore Anfang Januar 1863¹⁵⁷). Maruyama gibt den 28. Januar 1863 als Ankunftstag in Japan an¹⁵⁸). Dies deckt sich mit einer Äußerung von Donker Curtius, daß nach seiner Berechnung die Gesandtschaft Ende Januar wieder in Japan zurück sein würde¹⁵⁹).

¹⁵³) K.Z. Nr. 263, 22. September 1862.

¹⁵⁴) K.Z. Nr. 264, 23. September 1862.

¹⁵⁵) K.Z. Nr. 332, 30. November 1862.

¹⁵⁶) K.Z. Nr. 6, 6. Januar 1863.

¹⁵⁷) K.Z. Nr. 41, 10. Februar 1863.

¹⁵⁸) *Maruyama* a. a. O., S. 15.

¹⁵⁹) *StA. Bremen* a. a. O., Bericht Krügers, 15. Oktober 1862: „daß nach seiner (Donker Curtius') Berechnung die Japanische Gesandtschaft in etwa drei Monaten wieder in Edo sein könnte“.

III.

Geschichtlicher Ort der Sondergesandtschaft.

Der Entschluß der japanischen Regierung, diese Sondergesandtschaft ungeachtet der beträchtlichen innerjapanischen Auseinandersetzungen nach Europa zu entsenden, bedeutet den Übergang von der dem Ausland gegenüber geübten Zurückhaltung zu tätigem Eingreifen. Zum ersten Male in der Neuzeit zeigten sich Auswirkungen *in* das Abendland hinein. Von da ab kam es zu Wechselbeziehungen. Somit war diese Maßnahme und ihre Durchführung ein wichtiger Markstein.

Japan war damals voller Schwäche innen- wie außenpolitisch, wirtschaftlich wie militärisch. Wenn es in dieser gefährdeten Lage bei der Bedrängung durch Rußland eine große Gesandtschaft in die maßgebenden europäischen Staaten entsandte, mit Anträgen, die Abänderungen der bestehenden Verträge zu Japans Gunsten zum Ziel hatten, so zeugt dies von Mut und Tatkraft. Es galt nicht mehr und nicht weniger, als diese Staaten zu bewegen, einsichtig ihre Belange in Japan zu vermindern, und zwar freiwillig. In diesem Ansuchen liegt bereits der Keim dessen, was später jahrzehntelang die beiderseitigen Regierungen beschäftigte und erst in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts endete. Es ging unter der Bezeichnung „Revision der ungleichen Verträge mit Japan“ in die Geschichte ein.

IX.

Zwei Beiträge zur Geschichte des bremischen Petroleumhandels.

V o n E r n s t H i e k e

1.

Die Bemühungen von Wilhelm Anton Riedemann und Franz Ernst Schütte um einen Petroleumlagerplatz in Rotterdam.

In seiner Veröffentlichung „Erdölhandel und Erdölverarbeitung an der Unterweser 1860—1895“¹⁾ bemerkt Wolfhard Weber: „Ob Schütte und Riedemann allen Ernstes daran dachten, ihr Geschäft an den Rhein zu verlegen, läßt sich heute nicht mehr nachprüfen. Der Öffentlichkeit gegenüber betonten sie diese Absicht freilich besonders stark. Die Verhandlungen mit den Rheinhäfen können aber auch ein taktisches Mittel gewesen sein, um das Ministerium für öffentliche Arbeiten in Berlin zu billigen Ausnahmetarifen für Petroleumfrachten ab Bremerhaven/Geestemünde zu zwingen. Am 15. Oktober 1886 erschien nämlich Riedemann bei der Eisenbahndirektion in Hannover, wies auf den Vorvertrag mit Rotterdam hin und verlangte einen Tarif von 0,22 Mark pro Kilometer und Doppelzentner für Barreltransporte und den Steinkohlentarif für Eisenbahntankwagen in die Länder Bayern, Baden, Württemberg, Rheinland-Westfalen und die Schweiz. Bei Nichterfüllung seiner Forderungen wollte er sein Geschäft nach Rotterdam verlegen. Da ein erheblicher Einnahmeausfall für das Hafenamtsamt in Geestemünde und für die preußischen Eisenbahnen zu befürchten stand, stimmte das Ministerium nach einigem Zögern zu. Diese billigen Tarife bildeten die Grundlage des Aufschwungs (des Petroleumhandels) in Bremen nach 1866.“

Diese Darstellung läßt sich durch die Benutzung bisher unbekannter Akten wesentlich ergänzen. Mit der Aufnahme der Tankschiffahrt und damit verbunden des *Bulk*-Transportes von den USA nach den europäischen Häfen trat das Problem eines billigen Weiterversands des Petroleums von den Küstenplätzen in das Binnenland offen zutage. Der Wettbewerb Schiene — Wasserstraße spielte dabei insbesondere für die Bremer Importeure bei der Versorgung der rheinischen Absatzgebiete bis hinauf in die Schweiz eine besondere Rolle: gegenüber einem Transport von Petroleum in Tankkähnen rheinaufwärts ge-

¹⁾ Veröffentlichungen aus dem Staatsarchiv der Freien Hansestadt Bremen, Bd. 35, 1968, Carl Schünemann Verlag Bremen, hier S. 159.

rieten sie aufgrund der höheren Eisenbahntarife zwangsläufig in eine ungünstigere Lage, die einen Wirtschaftskampf gegen den Rheinmündungshafen Rotterdam von vornherein als aussichtslos erscheinen lassen mußte. Daher lautete die entscheidende Frage: entweder bei der Eisenbahn die Gewährung von Seehafen-Ausnahmetarifen ab Bremerhaven/Geestemünde oder der Aufbau eigener Niederlassungen bzw. Umschlagseinrichtungen in Rotterdam. Wilhelm Anton Riedemann löste im Verein mit Franz Ernst Schütte diese Zielsetzung auf seine Art ²⁾).

Am 15. September 1886 ging das „an den Herrn Bürgermeister und die Herren Stadträte zu Rotterdam“ gerichtete Schreiben dort ein, mit dem Riedemann und Schütte anzeigten, „daß sie vorhaben, zu Rotterdam ausgedehnte Einrichtungen für die Einfuhr von Petroleum, vornehmlich durch Tankschiffe und Tanks, zu bauen, wenn es ihnen gelingen mag, dafür geeignetes Gelände zu erhalten“. Als günstig erschien ihnen eine 15 000 Quadratmeter große Fläche auf dem linken Ufer der Nieuwe Maas zwischen dem Katendrecht Fährdamm und dem Hafen des Trockendocks. Als Bedingung nannten sie, daß „zugleich Möglichkeiten für Liegeplätze für See- und Flußschiffe und ein Gleisanschluß vorhanden sein müssen“. Sodann wünschten Riedemann und Schütte zu wissen, ob und zu welchen Bedingungen sie das

²⁾ Bedingt durch eigene Forschungen ermittelte das Gemeentearchief Rotterdam die diesbezüglichen Aktenstücke und stellte sie mir in Form von Mikrofilmern zur Auswertung zu; für Übersetzungen konnte ich auf die Hilfe der Esso AG, Hamburg, zurückgreifen. Beiden Stellen bin ich für die mir gewährte Unterstützung sehr verbunden. Das Gemeentearchief Rotterdam gibt mit Schreiben vom 28. Mai 1969 folgende Quellen an: a) Gesuch von W. A. Riedemann und A. N. Schütte & Sohn an den Magistrat Rotterdam, eingegangen 15. September 1886, ingekomen Stukken Burgemeester en Wethouders (B en W) 1886 no. 5208; b) Bericht Directeur Gemeentewerken an den Magistrat anlässlich des Gesuchs, 20. September 1886, ingekomen Stukken B en W, 1886 no. 5425; c) Brief von W. A. Riedemann an den Directeur Gemeentewerken, 24. November 1886, ingekomen Stukken B en W, 1886, no. 6675; d) Brief von W. A. Riedemann an den Magistrat Rotterdam, 27. September 1889, Beilagen Notulen Gemeinderat, 1890 — 76 c; e) Bericht Directeur Gemeentewerken, 6. Januar 1890, Beilagen Notulen Gemeinderat 1890 — 76 h; f) Brief des Magistrats Rotterdam an den Gemeinderat mit Konzept-Vertrag, 5. Februar 1890, Beilagen Notulen Gemeinderat 1890 — 76 a+b; g) Zwei Karten zum Gesuch 1886 gehörend, Archief Gemeentewerken; h) Plan der Stadt Rotterdam (Ausschnitt) von 1886 und 1894, Topographischer Atlas Gemeentearchief Rotterdam I 97 und I 114. Zu erwähnen ist ferner J. G. Loohuis, Rotterdam als Petroleum-Haven in de negentiende eeuw, Kleine Reeks Roterodanum no. 7, 1952.

von ihnen in Aussicht genommene Gebiet auf die Dauer von 20 Jahren pachten könnten. „Da sie bereits in den ersten Monaten des nächsten Jahres mit der Benutzung des Geländes beginnen würden, hoffen sie nicht unbescheiden zu sein, wenn sie um schnellstmögliche Antwort . . . bitten“.

Die Form des Schreibens, noch mehr aber der genaue Hinweis auf die Größe und Lage der zu pachtenden Fläche läßt den eindeutigen Schluß zu, daß Riedemann bereits vor der Absendung des Briefes die Angelegenheit mit dem tatkräftigen Direktor des Stadtbauamtes und der Stadtentwicklung — *Directeur der Gemeente Werken* — G. J. W. de Jongh besprochen hat. Denn bereits am 20. September 1886 unterbreitete de Jongh der „Kommission für Ortswerke“ ein ausführliches Gutachten. Daraus ergibt sich, daß das in unmittelbarer Nähe der Ortschaft Katendrecht liegende Gebiet bereits für Hafenzwecke vorgesehen war. Im einzelnen schlug de Jongh vor, zwischen zwei im Bau befindlichen Streckdämmen einen Seeschiffshafen von 110 Meter Breite, 210 Meter Länge und sieben Meter Tiefe unter Rotterdamer Pegel anzulegen. Vorgesehen waren zur Mitte des Beckens vier Festmacherstühle; die steilen, mit Zinkstücken und Steinböschungen bewehrten Ränder sollten in Abständen von rund 25 Metern Duckdalben erhalten. Dadurch ergaben sich insgesamt 12 Liegeplätze, nämlich acht an den Kais, zwei an den Festmacherstühlen und zwei an der Flußseite des Hafenbeckens. Gemäß der Gesamtplanung lag der Hafen für die Rheinschiffe westlich des unteren Streckdammes; die Abmessungen dieses Beckens gab de Jongh mit 210 Meter Länge, 25 Meter Breite auf dem Boden und drei Meter Tiefe unter Rotterdamer Pegel an. Das Gelände zwischen den beiden Hafenbecken und südlich des Seeschiffshafens war rund 37 000 Quadratmeter groß; davon könnten „den Bittstellern“ — d. h. Riedemann und Schütte — 15 100 Quadratmeter zur Miete überlassen werden „für den Bau von Tanks, Umschlagplätzen und allen Anlagen, die mit dem Betrieb des Petroleumgeschäfts zusammenhängen“. Die Kosten für den Bau der beiden Hafenbecken einschließlich der Duckdalben sowie für die Pflasterung des Geländes mit Klinkersteinen, soweit das erforderlich sein sollte, gab de Jongh mit 185 000 Gulden an; als Pacht hielt er 0,75 Gulden je Quadratmeter für angemessen.

Sodann unterbreitete de Jongh den Entwurf eines Pachtvertrages, dessen Formulierung gleichfalls den Schluß erlaubt, daß der Vertrags-

inhalt bereits zwischen de Jongh und Riedemann abgesprochen wurde. Im einzelnen schlug de Jongh vor:

Die Gemeinde Rotterdam verpachtet an die Bittsteller eine Fläche von 15 100 Quadratmeter erhöhten Geländes zwischen dem Katendrecht Fährdamm und dem Hafen von Charlois auf die Dauer von 20 Jahren, beginnend mit dem 1. Januar 1887, zu einem Preis von 0,75 Gulden je Quadratmeter und Jahr. Da die Gemeinde jedoch noch die Hafenbecken anlegen mußte, ermäßigte sich die Pacht für das erste Jahr auf die Hälfte. „Die Mieter haben das Recht, auf dem gemieteten Gelände Tanks oder Behälter, Lagerhäuser, Schuppen, Wohnungen für Aufseher und alle Anlagen zu bauen, die mit der Einfuhr, der Lagerung von und dem Handel mit Petroleum zusammenhängen. Beim Bau dieser Anlagen müssen sie sich nicht nur den diesbezüglich bestehenden oder später durch die befugte Behörde anzuordnenden Gesetzen und Verordnungen unterwerfen, sondern auch alle Maßnahmen treffen, die zur Verhütung von Bränden von dem Bürgermeister und Stadtratkollegium vorgeschrieben werden.“ Die weiteren Bestimmungen betrafen die Entfernung der Gebäude am Ende der Pachtzeit, die Festsetzung von Säumniszuschlägen und eine vorzeitige Kündigung seitens der Gemeinde Rotterdam; sie regelten den Bau der beiden Hafenbecken sowie die Entrichtung von Steuern und Abgaben. Hinsichtlich der geforderten Eisenbahnverbindung wies de Jongh darauf hin, „daß diesbezüglich zwischen der Gemeinde, der Gesellschaft zum Betrieb von staatlichen Eisenbahnen“ — im Schreiben *Maatschappij tot Exploitatie van Staatsporwegen* genannt — „und den Bittstellern eine besondere Übereinkunft eingegangen werden muß, und daß der Bürgermeister und die Stadträte bereit sind, zur Herstellung der Verbindung ihre Mitarbeit zu verleihen“.

Erstaunlich ist der Weitblick, den der Direktor des Stadtbauamtes erkennen läßt. Am Schluß seiner Ausführungen bemerkte de Jongh: „Ich erlaube mir, Ihnen die obenstehenden Vorschläge zu unterbreiten, nicht nur, weil nach meiner bescheidenen Auffassung den allgemeinen Handels- und Schiffahrtsbelangen durch ihre Ausführung genutzt werden wird, sondern auch mit um so mehr Freiheit, weil diese Dinge in diesem Falle ohne finanzielle Angebote durch die Gemeinde zu erzielen sind. Erlauben Sie mir am Ende, Ihnen in diesem Zusammenhang aufzugeben, daß nach dem Ihnen vorgelegten Vertragsentwurf die Gemeinde für die Hafenbecken und andere

Anlagen ungefähr ausgeben muß und daß zur Beurteilung der finanziellen Seite dieser Angelegenheit zu diesem Betrag hinzugefügt werden muß:	hfl. 190 000,—
a) der Anteil dieses Vertrages an der Anlage der Streckdämme, die kürzlich ausgeschrieben wurden, wobei ich diesen Anteil auf die Hälfte der Kosten der Anlage veranschlage, also ungefähr auf	hfl. 60 000,—
b) der Wert des Geländes, das in Gebrauch genom- men werden soll und gut drei Hektar groß ist, wo- bei der Wert nicht höher als hfl. 30 000,— pro Hektar liegt, also ungefähr	hfl. 100 000,—
	<hr/> Total hfl. 350 000,—

Von dieser Summe betragen die Zinsen à $3\frac{1}{2}\%$ pro Jahr hfl. 12 250.—, während nur durch die Miete hfl. 11 325,— gesichert sind und die Gemeinde obendrein Hafengeld einnehmen wird von den Schiffen, die das Petroleum heranbringen und holen, deren Besteuerung keinen geringen Betrag aufbringen wird, der gewiß völlig ausreicht, um davon den an den Zinsen fehlenden Betrag aufzufüllen und die Instandhaltungskosten für die Anlagen aufzubringen, ganz zu schweigen von dem Wertanstieg des östlich davon gelegenen Geländes und von vielen direkten und indirekten Vorteilen, die der Gemeinde und ihren Bürgern als Folge dieses Vertrages zugute kommen werden.“

Obgleich eine weitgehende Übereinstimmung bestand, kam es nicht zum Vertragsabschluß. Denn am 15. November 1886 teilte Riedemann von Geestemünde aus dem Directeur der Gemeente Werken de Jongh mit, „daß die Reduzierung von Petroleumfrachten... Zustimmung durch den Herrn Minister erfahren hat. Dadurch haben die Herren Albt. Nic. Schütte & Sohn zu Bremen und der Unterzeichnete die Möglichkeit, von hier aus bezüglich des Petroleumimports mit der Rheinschiffahrt zu konkurrieren. Somit haben wir beschlossen, von unserem Vorhaben, uns in Rotterdam niederzulassen, abzusehen.“

Eine rückschauende Betrachtung zeitigt mehrere aufschlußreiche Ergebnisse:

Riedemanns und Schüttes Verhandlungen mit der Gemeinde Rotterdam ergaben sich zwangsläufig aus dem Mißverhältnis der Wasser- zu den Bahnfrachten. Hinzu kam, daß die Hauptwettbewerber Horstmann & Co., Rotterdam und Amsterdam, sowie Hermann Stursberg & Co., Rotterdam, je 50 Prozent der „Tank Rhinecraft Company“ besaßen, die über ein ausgedehntes Petroleumversorgungsnetz entlang des Rheins verfügte. Aus diesen Gründen waren für Riedemann und Schütte „ausgedehnte Einrichtungen für die Einfuhr von Petroleum, vornehmlich durch Tankschiffe und Tanks“, im Rheinmündungsgebiet notwendig.

Nach der grundsätzlichen Einigung mit Rotterdam verhandelte Riedemann am 15. Oktober 1886 mit der Eisenbahndirektion Hannover. Ob er hinsichtlich der gewünschten Seehafen-Ausnahmetarife für Petroleum einen Zwang ausübte, bleibt dahingestellt. An sich hatte Riedemann dazu keine Veranlassung, da er bei einem Mißerfolg seiner Bemühungen nach Rotterdam ausweichen konnte.

Sicherlich hat Riedemann auf den Einnahmeausfall bei der Eisenbahn und auf den Rückgang des Umschlags in Bremerhaven/Geestemünde und damit verbunden auf eine Minderung in den Einnahmen hingewiesen. Es steht zu vermuten, daß die Hervorhebung dieser Punkte den Minister Albert von Maybach beeindruckte und er wohl vornehmlich aus diesen Gründen die Seehafen-Ausnahmetarife für den Petroleumversand ab Bremerhaven/Geestemünde billigte. Damit entfielen für Riedemann und Schütte die Voraussetzungen für die Errichtung von Umschlagseinrichtungen in Rotterdam. Sie traten deshalb von den Verhandlungen zurück.

Weder Riedemann noch Schütte dachten an eine „Geschäftsverlegung“ — wengleich sie das der Öffentlichkeit gegenüber betonten —, es sei denn, man bezieht die „Geschäftsverlegung“ auf jenen Teil des Umschlags von Petroleum, das in das Rheinische Absatzgebiet weiterging. Den größten Umsatz tätigten Riedemann und Schütte in Deutschland, so daß eine Verlegung des „Geschäfts“ — gleich Firma — nach Rotterdam, also in ein Randgebiet, nur Erschwernisse für deren deutschen Handel gebracht hätte. Die Aufnahme von Verhandlungen mit der Eisenbahndirektion Hannover beweist, daß es Riedemann und Schütte letztthin nicht auf eine „Geschäftsverlegung“ nach Rotterdam ankam. Ihnen ging es vielmehr darum, gegenüber Hermann Stursberg & Co. sowie Horstmann & Co. als

bedeutenden Rheinhändlern wettbewerbsfähig zu werden und zu bleiben, und zwar entweder durch Gewährung von Sondertarifen seitens der Bahn oder bei deren Verweigerung durch eine „Niederlassung“ in Rotterdam. Kaufmännische Vorsicht gebot, Gelände in Rotterdam zu sichern, um hier bei einem Nein der Bahn sofort „ausgedehnte Einrichtungen für die Einfuhr von Petroleum, vornehmlich durch Tankschiffe und Tanks, zu bauen“.

Das Gesuch Riedemann/Schütte bot der Gemeinde Rotterdam einen willkommenen Anlaß, durch den Bau neuer Hafenanlagen einen Teil des europäischen Petroleumhandels zu sich herüberzuziehen. Es ist bemerkenswert, daß ein Beamter, nämlich der Direktor des Stadtbauamtes G. J. W. de Jongh, die Bedeutung des Petroleumhandels erkannte. Durch den Bau zweier Hafenbecken in Anlehnung an bereits beschlossene Strombaumaßnahmen sah de Jongh Möglichkeiten, Schütte und Riedemann an Rotterdam zu binden; eine angemessene Pacht³⁾ und wenige erschwerende Bedingungen für Feuerschutzmaßnahmen sollten weiterhin Rotterdams Vorzugsstellung unterstreichen. Vor allen Dingen wies de Jongh die Stadtverwaltung auf die Wirtschaftsmacht Petroleum hin, er rechnete vor, daß die Verzinsung des Kapitalaufwands für Herrichtung des Geländes und Bau zweier Hafenbecken sichergestellt sei durch die von Riedemann/Schütte zu entrichtende Pacht und durch die von den Tankdampfern zu zahlenden Hafengelder, „ganz zu schweigen von dem Wertanstieg“ des östlich der geplanten Anlagen „gelegenen Geländes und von vielen direkten und indirekten Vorteilen, die der Gemeinde und ihren Bürgern als Folge“ des mit Riedemann/Schütte abzuschließenden „Vertrages zugute kommen“ würden. Mit diesem Weitblick stand de Jongh nicht allein: ähnliche Hinweise finden sich in den Darlegungen, mit denen deutsche Behördenleiter — so in Geestemünde, Hamburg und Harburg — die von ihnen angeregten Maßnahmen zur Förderung des Petroleumhandels begründeten.

*

Der ständig wachsende Druck des russischen Petroleums auf den westeuropäischen Märkten zwang die Standard-Oil-Organisation zu

³⁾ Für 14 700 Quadratmeter Pachtgelände in Harburg zahlte Riedemann M 15 435 je Jahr gleich M 1,05 je Quadratmeter; für 15 100 Quadratmeter sollte er in Rotterdam hfl. 11 325,— Pacht je Jahr gleich rund M 1,27 je Quadratmeter entrichten.

einer Straffung ihres Exportgeschäftes. Neben einschneidenden Maßnahmen innerhalb des Konzerns sandte sie befähigte Mitarbeiter auf Reisen; sie studierten die Besonderheiten der ausländischen Märkte. Der aktivste dieser in Übersee wirkenden Männer war William Herbert Libby. Er schlug vor, in Westeuropa Tochtergesellschaften durch Angliederung oder Übernahme bereits bestehender Unternehmen zu gründen. Dabei ging Libby von der Überlegung aus, daß die den Mineralölhandel beeinträchtigenden sprachlichen und gesetzlichen Hindernisse am leichtesten durch Staatsbürger der betreffenden Länder überwunden werden könnten. Entscheidender jedoch war, daß — im Gegensatz zu Großbritannien — eine Reihe der großen festländischen Einfuhrfirmen, vor allem in Deutschland, Holland und Belgien, bereits ausgedehnte Einrichtungen für den Vertrieb und Massenumschlag von Petroleum besaßen.

Den ersten Schritt zur Verwirklichung dieser neuen, von Libby entwickelten Politik unternahm die Standard-Oil-Gruppe in Großbritannien: am 24. April 1888 schuf sie mit einem Grundkapital von 500 000 Pfund die „Anglo-American Oil Company, Ltd“. Sodann richtete sich Libbys Blick auf Deutschland. Im Dezember 1887 trat die Standard-Oil-Organisation erstmals an Riedemann und Schütte heran, im Spätherbst 1889 standen die Hauptzüge der deutsch-amerikanischen Gesellschaft fest. Die lange Dauer der Verhandlungen überrascht nicht; denn neben der Regelung grundsätzlicher Fragen ging es gleichfalls um den Besitz eigener großer Umschlagseinrichtungen an der Weser und der Elbe. Nach Klärung dieser Fragen kam es darauf an, Mittel und Wege zu finden, um im westdeutschen Petroleumhandel, soweit er das Einzugsgebiet des Rheins umfaßte, Fuß zu fassen. Damit tauchten die Probleme des Jahres 1886 erneut auf, und abermals spielte Rotterdam eine entscheidende Rolle bei allen weiteren Überlegungen.

Das ergibt sich eindeutig aus jenem Brief, den Wilhelm Anton Riedemann am 27. Dezember 1889 an „Sr. Hochwohlgeboren, dem Herrn Bürgermeister der Stadt Rotterdam“ richtete: „Unterm 24. September 1886 haben Sie der Firma Albt. Nic. Schütte & Sohn in Bremen und mir einen Platz zur Errichtung eines Petroleum-Tank-Etablissements an die Hand geben. Leider konnten wir damals auf die Offerte nicht eingehen, weil der Minister für öffentliche Arbeiten in Berlin, Herr von Maybach, durch enorme Bahnfracht-Ermäßigung uns

in den Stand setzte, ab Bremen Süd-Deutschland mit Petroleum zu versorgen. Mein Partner, Herr Franz Schütte, ist soeben von New York zurückgekehrt und hat dort Unterhandlungen mit der Standard Oil Co. zu Ende geführt, die ein Jahr gedauert haben. In Folge dessen erfolgt am 1. April 1890 eine Vereinigung der Standard Oil Co. in Amerika mit den Firmen Albt. Nic. Schütte & Sohn in Bremen und Wilh. A. Riedemann in Geestemünde-Harburg so zwar, daß alle unsere Dampfer, Anlagen, Geschäfte auf diese neue Gesellschaft übergehen, die mit einem voll eingezahlten Capital von 9 Millionen Mark beginnend, dieses Capital nach Bedarf bis 40 Millionen erhöhen will. Die Standard Oil hat in America ca. 95% aller Raffinerien, Petroleum-Anlagen und Pipe Lines und arbeitet mit 80 Millionen Dollars Actien-Capital, deren Actien über 200/ stehen, ist somit eine allein Ausschlag gebende Macht im Petroleum-Geschäfte. Es liegen von Amsterdam liberale Offerten vor, ebenso bemüht sich Antwerpen um dieses Geschäft. Ich würde nun Rotterdam unbedingt den Vorzug geben, schon in dankbarer Erinnerung in Ihr so freundliches Entgegenkommen, und auch, um im Stande zu sein, endlich mein Versprechen zu halten. Ist es Ihnen möglich, auf 8 Tage mir den Platz vom Jahre 1886 und unter den alten Bedingungen an die Hand zu geben, so garantire ich Ihnen fast bestimmt die feste Übernahme; ich habe nur noch nach New Nork zu kablern und muß ca. 8 Tage haben, da ich nicht bestimmt weiß, ob alle Directoren der Standard Oil Co. der Festtage wegen am Platze sind. Darf ich freundlichst und ergebenst bitten, diese meine Eingabe bis zum Abschlusse geheim halten zu wollen. Sollte es Ihnen möglich sein, mein Gesuch zu erfüllen, so garantire ich Ihnen ein Aufblühen des Petroleumgeschäftes dort am Platze, welches die kühnsten Erwartungen übertreffen wird.“

Riedemanns Gesuch stieß auf weitgehendes Entgegenkommen. Aus dem Entwurf einer Antwort, den der Fachmann G. J. W. de Jongh verfaßte, ergibt sich: Das 1886 in Aussicht genommene Gelände bei Katendrecht war inzwischen dem Holzhandel überlassen worden. Außer der Firma de Monehy als Lagerverwalter (*Pakhuismeesteren*) des städtischen Petroleumlagers besaß keine Firma gleiche Anlagen. Verhandlungen mit August Sanders & Co. in Hamburg über die Erstellung von Petroleum-Umschlagseinrichtungen waren gescheitert. Das dieser Firma vorgeschlagene 5½ Hektar große, im St. Janspolder östlich vom *Pakhuismeesteren* befindliche Gelände könne mithin

Riedemann erhalten: für die 55 000 Quadratmeter sei eine Pacht von 30 Cents je Jahr und Quadratmeter zu fordern. Ein mit der Gesellschaft zum Betrieb von staatlichen Eisenbahnen — *Maatschappij tot Exploitate van Staatspoorwegen* — geschlossener Vertrag sichere einen Eisenbahnanschluß; diese Vereinbarung sehe ferner den Einschluß des gesamten „Handelsgeländes“ — also auch des zu verpachtenden Gebietes — in alle Gütertarife als besondere Eisenbahnstation vor zu völlig gleichen Frachtraten wie ab Station Rotterdam-Feyenoord, so daß der Pächter keine Überführungskosten zu entrichten brauche. Bau und Unterhaltung der Verbindungsbahn sei eine gemeinsame Angelegenheit der Bahngesellschaft und der Stadt Rotterdam; der Mieter habe deshalb nur das Verlegen der Gleise auf dem ihm überlassenen Grundstück zu bezahlen. Der Vertrag verpflichte die Stadt, gleich nach Abschluß des Pachtvertrages mit dem Bau der Verbindungsbahn zu beginnen. Der Mieter müsse allerdings „eine Transportmenge pro Jahr von 1000 Waggons mit einem jeweiligen Ladevermögen von 10 000 kg garantieren. Für jeden weniger transportierten Waggon“ müßte „der Gesellschaft eine Entschädigung von hfl. 1,— gezahlt werden“. Errichte der Pächter das Kesselhaus außerhalb des ihm überlassenen Geländes, würde es, „wenn in den Faßfabriken ohne Feuer gearbeitet wird, vermutlich keine Einwände dagegen geben, diesen Ort“ — d. h. die Faßfabriken — „auf das Gelände zu legen“. Für den Bau des Kesselhauses „in der unmittelbaren Nachbarschaft“ des Pachtgebietes könne man „Gelände für einen mäßigen Preis“ anbieten; selbst für den Fall, daß der Mieter die Malerwerkstatt und Leimerei für die Bearbeitung der Fässer „gänzlich abgetrennt“ vom Petroleumlager errichten wolle, stehe „dafür ein ausgedehntes Gelände... zur Verfügung“. Wie sehr de Jong an einem baldigen Abschluß mit Riedemann lag, ergibt sich aus dem Schlußsatz des Entwurfs: „Sollten Sie eine persönliche Besprechung in bestimmten Angelegenheiten wünschen, sind wir wegen Ihrer Unpäßlichkeit bereit, den Obergeringenieur und Direktor des städtischen Bauamtes zu einer Unterredung mit Ihnen nach Geestemünde zu entsenden“ — eine Großzügigkeit, die deutsche Behörden in ähnlich gelagerten Fällen in keiner Weise zeigten.

Nachdem Riedemann und Schütte weitere Auskünfte erhalten und das Gelände besichtigt hatten, erklärten sie sich am 4. Februar 1890 zur Annahme der Bedingungen bereit, wobei sie zwei Abänderungen

vorschlugen. Die eine bezog sich auf den Fall, daß ihnen „nicht erlaubt werden sollte, neben den Tanks Arbeitsstätten und Kontore zu errichten, oder falls sie selber das nicht für wünschenswert erachten, möchten sie weiterhin den dafür benötigten Platz . . . noch zusätzlich in unmittelbarer Nähe mieten dürfen, und zwar zu den gleichen Bedingungen wie den übrigen“. Der zweite Vorbehalt hing mit der vorgeschlagenen Dauer der Pachtzeit zusammen; die diesbezüglichen Wünsche fanden im Vertrag Berücksichtigung. Da Bürgermeister und Stadträte gegen die ihnen unterbreiteten Anregungen keine Einwände erhoben, teilten sie dem Gemeinderat mit: „Uns will der Vertrag . . . für die Gemeinde vorteilhaft erschienen, und wir nehmen uns deshalb die Freiheit, Ihre Zustimmung zu empfehlen“.

Demgemäß beschloß der Gemeinderat, „an die Herren Wilh. A. Riedemann zu Geestemünde und Albt. Nic. Schütte zu Bremen zum Besten der am 1. April zu Bremen zu gründenden Aktiengesellschaft, der Deutsch-Amerikanischen Petroleum Gesellschaft, ein Gelände zu vermieten unterhalb der Gemeinde Charlois am Ufer der Maas zwischen dem kleinen Hafen östlich des bestehenden Petroleumlagerplatzes und einer Linie, 30 m entfernt und genauso breit, von der Mündung von Charlois. Das Gelände ist 5¹/₂ Hektar groß . . . Es ist bestimmt für das Löschen, Laden, Lagern und Verarbeiten von Petroleum, Naphtha und Terpentin unbeschadet der kraft Gesetz oder gesetzlicher Bestimmungen erforderlichen Genehmigungen“. Die „Bedingungen“ sahen im einzelnen vor:

- a) „Die Gemeinde errichtet entlang des Geländes einen ansteigenden Damm mit Landungsbrücken, Festmachern usw., . . . diese Anlagen werden von der Gemeinde instand gehalten ⁴).
- b) Die Mieter haben das Recht, vorbehaltlich der Genehmigung durch die betroffenen Behörden auf diesem Gelände alle Einrichtungen zu bauen, die sie für ihr Geschäft für notwendig erachten. Der Bürgermeister und die Stadträte haben das Recht, im Interesse der Sicherheit die Maßnahmen vorzuschreiben, die sie für angebracht halten.“

Die Pächter hatten das Gelände zur Landseite hin einzuzäunen und den Beamten des städtischen Bauamtes sowie der Polizei „jederzeit“ das Betreten des Pachtgebietes zu gestatten. Gemäß Punkt c)

⁴) Die Kosten veranschlagte G. J. W. de Jongh mit hfl. 75 000,— einschl. des Baues zweier gepflasterter Zugangswege, siehe Punkt c).

verpflichtete sich die Gemeinde, an „zwei Stellen einen gepflasterten Weg zum Gelände der Mieter“ anzulegen; die Pflasterung des abgeschlossenen Geländes mußten die Mieter übernehmen.

- d) „Die Mieter zahlen der Gemeinde einen jährlichen Mietpreis von hfl. 0,30 pro qm⁵⁾; für den Zeitraum vom 1. April bis 1. Juli 1890 schulden sie aber keine Miete, und für den Zeitraum vom 1. Juli bis 1. Oktober 1890 nur die Hälfte, also hfl. 0,15 pro qm, sofern jedenfalls am 1. Juli ein Schiff mit 7 m Tiefgang und 100 m Länge am Ufer des Geländes festmachen kann und sofern am letztgenannten Datum alle durch die Gemeinde vorzunehmenden Bauten vollendet sind. Nach der gesamten Vollendung schulden die Mieter den vollen Betrag von hfl. 0,30 pro qm. Sollte durch Verzögerungen in den Bauten die teilweise oder gesamte Vollendung nicht zu den soeben genannten Terminen vollzogen sein, braucht die Gemeinde keinen Schadenersatz zu zahlen; doch werden die Termine, an denen die halbe oder gesamte Miete beginnt, um so viel später einsetzen.“ Die weiteren Bestimmungen betrafen die Entrichtung der Pachtsumme und der Grundsteuer. Während Abschnitt e) Fragen „bei Säumigkeit in der Bezahlung der Mietsumme“ regelte, hieß es bei
- f) „Die Vermietung wird für einen Zeitraum von 15 Jahren eingegangen, beginnend am 1. April 1890 und somit endend am 31. März 1905, doch werden die Mieter das Recht haben, die Miete zu den gleichen Bedingungen zweimal für jeweils 10 Jahre zu verlängern, dergestalt, daß die Miete am 31. März 1905 und 31. März 1915 unverändert weiterläuft höchstens bis 31. März 1925, falls die Mieter den Vertrag nicht vor dem 1. April 1904 bzw. vor dem 1. April 1914 gekündigt haben⁶⁾).
- g) Wenn der Gemeinderat es 15 Jahre nach Beginn des Mietverhältnisses für das allgemeine Wohl für notwendig erachtet, die Miete zwischenzeitlich enden zu lassen, geschieht das ein Jahr nach der

⁵⁾ In dem Antrag an den Gemeinderat wird dazu als Begründung angegeben: „Bei der Zahl von hfl. 0,30 wurden zugrunde gelegt 5 Prozent des Bodenwertes, der mit hfl. 4,— pro qm veranschlagt wurde, und von dem Betrag der von der Gemeinde vorzunehmenden Bauten plus Instandhaltungskosten“.

⁶⁾ Zu dieser Regelung teilten Bürgermeister und Stadträte dem Gemeinderat mit: „Bei der Verteilung zwischen fester Mietzeit und den Optionsjahren wurde dem zweiten Wunsch der Bittsteller Rechnung getragen“.

Kündigung.“ Für diesen Fall verpflichtet sich die Gemeinde, die gesamten Anlagen „gegen Schätzung durch drei Experten zu übernehmen, die auf Gesuch“ der am stärksten betroffenen Partei das Bezirksgericht zu Rotterdam ernennen sollte; „bei der Schätzung werden die Baukosten und die Abnutzung berücksichtigt werden, nicht jedoch der Gewinnverlust“.

Der Punkt h) bestimmte, daß die Pächter als Garantie für die Erstellung aller von ihnen geplanten Einrichtungen hfl. 75 000,— zu hinterlegen hatten. Dieser Betrag sollte ihnen zurückerstattet werden, „sobald die Bittsteller nach Beurteilung durch den Bürgermeister und die Stadträte für denselben Betrag Bauten ausgeführt haben; die Garantiesumme fällt jedoch an die Gemeinde, sofern dies nicht innerhalb von 2 Jahren nach Beginn der Miete der Fall sein sollte“. Außerdem hatten gemäß Abschnitt i) die Mieter nach dem Auslaufen des Vertrages „alle ihre Baulichkeiten und Werkzeuge vom Gelände zu entfernen. Wenn diese Dinge nicht nach drei Monaten entfernt sind, fallen sie an die Gemeinde.“

Mit dem Abschnitt k) sicherte sich die Gemeinde ein Mitspracherecht: „Ohne Zustimmung durch den Bürgermeister und die Stadträte darf die Miete weder ganz noch teilweise übertragen werden und das Mietgut nicht Dritten zum Gebrauch oder anderen Zwecken zugeführt werden. Die Mieter sind verpflichtet, ihren Sitz in Rotterdam zu wählen.“ Die Gemeinde behielt sich ferner ausdrücklich vor — Punkt l) der Bedingungen —, von allen Schiffen, die die gemeindeeigenen Anlagen „zum Festmachen von Schiffen“ benutzen, „zu den gleichen Bedingungen wie im Falle von *Pakhuismeesteren* Gebühren zu erheben, „die dem gewöhnlichen Hafengeld entsprechen. Es wird jedoch auf keinen Fall höher sein als jenes, das von den Schiffen entrichtet wird, die das augenblicklich bestehende Petroleumlager benutzen.“

Mit den Bestimmungen des Punktes m) kam die Gemeinde dem zweiten Riedemannschen Wunsch in jeder Weise entgegen. Sie versprach nämlich, sofern es Behörden oder der Pächter wünschten, weiteres „erhöhtes Gelände in ausreichender Größe in unmittelbarer Nähe“ des Pachtgebietes „für den Bau eines Kontors, einer Wohnung für den Lagerverwalter, für die Kessel- und Maschinenhäuser, eine Schmiede und Reparaturstätten gegen denselben Mietpreis von hfl. 0,30 pro qm und zu denselben Bedingungen wie die übrigen“ an die Pächter zu vermieten. Mit dem Abschnitt n) erklärte die Gemeinde,

sie werde für die etwaige Herstellung einer Bahnverbindung zwischen dem St. Janspolder und der Güterstation Feyenoord „keinen weiteren Beitrag fordern als eine Mindesttransportgarantie“⁷⁾).

Nach Abschluß des Pachtvertrages begann die DAPG mit dem Bau ihrer Umschlagseinrichtungen in Rotterdam; in der Bilanz zum 31. Dezember 1890 standen sie mit 79 847,58 Mark zu Buch. Von Rotterdam aus griff die DAPG in den Rheinhandel ein. Dadurch ergab sich eine ungewöhnliche Lage: das von der DAPG eingeführte amerikanische Petroleum der Standard-Oil-Gruppe trat in einen Wettbewerb mit dem Petroleum gleicher Herkunft, das die Firmen Friedrich Speth & Co., Antwerpen, Horstmann & Co., Rotterdam und Amsterdam, sowie Hermann Stursberg & Co., Rotterdam, ebenfalls im rheinischen Einzugsgebiet vertrieben. Diese Überschneidungen veranlaßten den Standard-Oil-Konzern zum Eingreifen. Eine der heikelsten Anweisungen, die William Herbert Libby aus New York erhielt, ging dahin, zwischen allen am rheinischen Petroleumhandel interessierten Firmen eine Arbeitsgrundlage zustande zu bringen: *The object was to fairly define a territory in which the respective parties could operate exclusively and without injury to the other.* Das vorläufige Abkommen vom 19. Juni 1890 regelte den Absatz des amerikanischen Petroleums im Rheingebiet. Danach gab die DAPG ihren Handel in Holland und Belgien, am linksrheinischen Ufer und in einigen rechtsrheinischen Städten auf und stellte ihre Anlage in Rotterdam den befreundeten Firmen zur Verfügung. Dagegen zogen sich die holländischen Kaufleute aus Norddeutschland zurück, sie verkauften ihre Einrichtungen in Bremerhaven und verpachteten ihre Anlage in Mannheim an die DAPG. Diese Vereinbarung erwies sich als nutzbringend; nach der Gründung der *American Petroleum Company* am 10. März 1891 wurde sie nur leicht abgewandelt.

Anlage 1:

Schreiben von Wilhelm Anton Riedemann und Alb. Nic. Schütte & Sohn an die Gemeinde Rotterdam, dort eingegangen am 15. September 1886.

De ondergetekenden Wilh. A. Riedemann, reeder te Geestemünde, en Alb. Nic. Schütte en Sohn, importeurs van petroleum te Bremen, hebben de eer U Edelachtbaren Kennis te geven, dat zij voornemens zijn te Rotterdam uitgebreide inrichtingen voor invoer van petroleum voornamelijk door middel van tankschepen en tanks te maken, zoo het hun mag gelukken daarvoor geschikt terrein te bekommen.

⁷⁾ Die beiden Schlußpunkte o) und p) können übergangen werden, da sie nichts Wesentliches enthalten.

Als zoodanig terrein komt hun geschikt voor de gronden tusschen den Katendrechtschen Veerdam en de haven van het droogdok, waar zij een oppervlakte van $\pm 15\,000\text{ m}^2$ zouden wenschen te bebouwen met tanks en verder bij de exploitatie behoorende inrichtingen, terwijl er tevens gelegenheid moet zijn tot ligplaatsen van zee- en rivierschepen en een spoorweg-aansluiting tot de mogelijkheden moet behooren.

Dat terrein zouden zij voor een tijdvak van twintig jaren in huur wenschen te hebben.

Aangenaam zou het hun wezen van U Edelachtbaren te vernemen, of de Gemeente Rotterdam bereid is hun boven genoemde gronden tot het gevraagde doel afstaan en zoo ja op welke voorwaarden. Daar zij gaarne reeds in de eerste maanden van het volgend jaar met de exploitatie der terreinen zouden willen beginnen, hopen zij niet onbescheiden te zijn, zoo zij een zoo spoedig mogelijk antwoord van U verzoeken.

Wilhelm A. Riedemann
Alb. Nic. Schütte

Aan
Burgermeester en Wethouders
te Rotterdam

(Ontv. 15. Sept. 1886)

Anlage 2:

Brief von Wilhelm Anton Riedemann an den Directeur der Gemeente Werken, Rotterdam.

WILH. A. RIEDEMANN

Comptoire:
Geestemünde
Borriestr.
Bremerhaven
Bürgerm.-Smid-Str.
Hamburg
Petroleumhafen

Telegramm-Adresse:

RIEDEMANN
Geestemünde, den 15. Nov. 1886
Aan den Hoofd Ingenieur
Directeur der Gemeente Werken
Den WED. achtbaaren heer
G. I. de Jongh
Rotterdam

Mijnheer,

In vervolg van mijne laatsten van den 6. dezer heb ik de eer UE. met deze te vermelden, dat de vermindering van petroleumvrachten zooals in mijne laatsten aangeduid volgens ingesloten brief van de koninglijke spoorweg directie te Hannover, door den heer minister goedgekeurd is. Daardoor zijn de heeren Albert Nicolaus Schütte en Sohn te Bremen en de ondergeteekende in staat gesteld, om van hier uit in opzigt van den petroleumimport met de Rijnvaart te concurreeren en hebben wij dus besloten, van ons voornemen, ons in Rotterdam neertelaten, aftezien.

Ik verzoek UE. vriendelijk dit besluit aan burgermeester en wethouders der stad Rotterdam te willen mededeelen en indien ik UE. voor Uwe bemoeijng in deze aangelegenheid mijnen hartelijken dank betuig, verblijf ik met de meeste hoogachting,

UEDW Dienaar
Wilh. A. Riedemann
Rotterdam

2.

Kapital und Kapitalerträge der Brüder Schütte als Aktionäre der Deutsch-Amerikanischen Petroleum-Gesellschaft (DAPG) 1890—1904.

In meiner Studie „Gründung, Kapital und Kapitalgeber der Deutsch-Amerikanischen Petroleum-Gesellschaft (DAPG) 1890 bis 1904, Ein Beitrag zur Geschichte des internationalen und zur Finanzierung des deutschen Petroleumhandels“⁸⁾, ging ich näher auf das Aktienkapital und dessen Erträge von Wilhelm Anton Riedemann als großem kaufmännischem Mitbegründer der DAPG und von Edmund Siemers als großem freiem Kapitalgeber ein. Um den Aufsatz nicht mit dem Zahlenmaterial, das im Grundsatz gleich ist, zu belasten, ließ ich die entsprechenden Angaben für Franz Ernst Schütte und Carl Schütte unberücksichtigt. Da ich jedoch glaube, daß sie für die bremische Wirtschaftsgeschichte von Wert sind, lege ich sie hiermit vor.

Die Deutsch-Amerikanische Petroleum-Gesellschaft (DAPG) entstand am 25. Februar 1890 in Bremen als eine Gemeinschaftsgründung der *Standard Oil Company of New York*, der Brüder Franz Ernst und Carl Schütte und des Geestemünder Spediteurs Wilhelm Anton Riedemann. Von dem Stammkapital in Höhe von neun Millionen Mark, eingeteilt in 9000 Aktien zu je 1000 Mark, hielten die *Standard Oil Company of New York* 4,5 Millionen Mark, Wilhelm Anton Riedemann 2,250 Millionen Mark und jeder der beiden Brüder Schütte 1,125 Millionen Mark. Von diesem Grundkapital hatten Riedemann und die Brüder Schütte drei Millionen Mark in bar und 200 Aktien, die als voll eingezahlt galten, also insgesamt fünf Millionen Mark, erhalten als Gegenleistung für die Werte, die sie in die DAPG einbrachten. Im Juni, September und Oktober 1890 stellte die DAPG vier neue Tankdampfer in Dienst; dafür wandte sie rund 2,8 Millionen Mark auf. Damit standen lediglich etwa 1,2 Millionen Mark für den eigentlichen Zweck der DAPG bereit. Aus der Bilanz vom 31. Dezember 1890 ergibt sich, daß dieser Betrag nicht ausreichte: die Kreditseite wies Darlehen in Höhe von insgesamt 3 728 944,88 Mark aus, die die *Standard Oil Company of New York*, Wilhelm Anton Riedemann und die Firma Albt. Nic. Schütte & Sohn gegeben hatten.

⁸⁾ Veröffentlicht in TRADITION, Zeitschrift für Firmengeschichte und Unternehmerbiographie, Heft 1/1971, S. 16ff, dort auch Angaben über das benutzte Quellenmaterial.

Die Generalversammlung vom 28. Februar 1891 festigte die finanzielle Lage der DAPG. Dabei ging sie nicht den sonst allgemein üblichen Weg, benötigte Mittel durch eine Aufstockung des Aktienkapitals zu beschaffen, sondern die DAPG gab Genußscheine, *share warrants* genannt, aus. Da jeder Genußschein im Werte von 1000 Mark denselben Anteil am Jahresgewinn wie eine Aktie gewährte, d. h. die Verzinsung der Genußscheine der jeweils auf die Aktien verteilten Dividende entsprach, besaßen die Genußscheine den Charakter von stimmrechtslosen Vorzugsaktien.

Die erste, am 1. April 1891 aufgelegte Serie bestand aus 11 000 Genußscheinen. Davon gingen an die *Standard Oil Company of New York* 3250 Stück, an Wilhelm Anton Riedemann 1625 Stück, an Franz Ernst Schütte 813 Stück und an Carl Schütte 812 Stück. Am 1. April 1893 erwarben Franz Ernst und Carl Schütte aus der zweiten Serie je 526 Stück. Die dritte Serie vom 1. August 1896 bestand aus 3600 Stück. Davon zeichneten Franz Ernst und Carl Schütte jeder für sich 374 Stück⁹⁾. Während die 9000 Aktien fest in den Händen der Gründer blieben, konnten die Genußscheine mit Zustimmung des Vorstandes ver- und angekauft werden. Von dieser Möglichkeit machte Carl Schütte Gebrauch: er kaufte am 31. März 1894 von dem hamburgischen Kaufmann Ludwig Sanders 13 Genußscheine, während er von 1891 bis 1904 insgesamt 543 Stück an seine Kinder abtrat. Franz Ernst Schütte hingegen überließ am 23. Juli 1896 nur je einen Genußschein an seine Frau Meta, geb. Capelle, und seine Tochter Willy Margarethe Luise, die 1887 den Kaufmann Stephan Cornelius Michaelsen geheiratet hatte. Eine genaue Analyse des Genußscheinbuches der DAPG¹⁰⁾ ergibt hinsichtlich der An- und Verkäufe ein aufschlußreiches Bild. An Genußscheinen besaßen:

⁹⁾ Eine genaue Aufstellung über die Verteilung der von 1891 bis 1896 ausgegebenen 21 000 Genußscheine findet sich in dem erwähnten, in der TRADITION veröffentlichten Beitrag. Hier werden nur die Stücke erwähnt, die in den Besitz der Brüder Schütte gelangten und von ihnen weitergegeben wurden.

¹⁰⁾ Vorhanden im Firmenarchiv der Esso AG, Hamburg.

1. Franz Ernst Schütte

Zeichnung am 1. 4. 1891:	813 Stück	
1. 4. 1893:	526 Stück	
1. 8. 1896:	374 Stück	1713 Stück
Verkauf 1896		2 Stück
		<hr/>
		Besitz 1711 Stück
Verkauft am 23. 7. 1896 an Frau Meta Schütte:		1 Stück
	Frau W. Michaelsen	1 Stück
		<hr/>
Verkauft		2 Stück
Frau Meta Schütte, geb. Capelle		
Kauf am 30. 8. 1894 von Ludwig Sanders		4 Stück
23. 7. 1896	Franz Ernst Schütte	1 Stück
		<hr/>
		Besitz 5 Stück
Frau W. Michaelsen, geb. Schütte		
Kauf am 31. 3. 1894 von Ludwig Sanders		9 Stück
23. 7. 1896	Franz Ernst Schütte	1 Stück
		<hr/>
		Besitz 10 Stück

2. Carl Schütte

Zeichnung am 1. 4. 1891:	812 Stück	
1. 4. 1893:	526 Stück	
1. 8. 1896:	374 Stück	1712 Stück
Kauf am 31. 3. 1894 von Ludwig Sanders		13 Stück
		<hr/>
		1725 Stück
Verkauf 1891, 1893, 1896, 1898, 1902, 1904		543 Stück
		<hr/>
		Besitz 1182 Stück
Verkauft am 27. 5. 1891 an Gustav Schütte		100 Stück
23. 7. 1893		29 Stück
23. 7. 1896		14 Stück
		<hr/>
	an Gustav Schütte	143 Stück
28. 3. 1898 an Frau L. Braeseke		100 Stück
28. 3. 1898	Frau M. Pappiér	100 Stück
18. 6. 1902	Dr. jur. Carl Schütte	100 Stück
11. 6. 1904	Georg Julius Schütte	100 Stück
		<hr/>
		543 Stück

Bei den Inhabern der 543 Genußscheine handelt es sich um Carl Schüttes Kinder. Gustav Albrecht Schütte (geb. 1865) war vom 14. März 1891 bis zum 1. April 1898 Prokurist der DAPG; dann lebte er als Kaufmann in Bremen. Luise Elisabeth Schütte (geb. 1870) war seit 1895 mit dem Bremer Zigarrenfabrikanten Richard Oswald Albert Braeseke verheiratet. Pauline Dorothee Marie Schütte (geb. 1873) vermählte sich 1892 mit dem Bremer Kaufmann Friedrich Wilhelm Carl Pappiér. Dr. jur. Carl Schütte (geb. 1874) lebte als Rechtsanwalt und Notar in Bremen. Georg Julius Schütte (geb. 1876) trat 1901 als Teilhaber in die Firma H. Schütte, Gieseken & Co. ein, die den Import überseeischer Produkte und den Export deutscher Industrieerzeugnisse betrieb und Kaffeeplantagen in Kolumbien besaß; Franz Ernst Schütte war an dem Unternehmen 1891 mit 155 000 Mark als stiller Teilhaber beteiligt.

Im Jahre 1904 lagen von den 21 000 Genußscheinen zu je 1000 Mark bei den vier Gründern der DAPG

1. Standard Oil Company of New York		6938 Stück
2. Wilhelm Anton Riedemann	2223 Stück	
Verwandte	1578 Stück	3801 Stück
3. Franz Ernst Schütte	1711 Stück	
Frau Meta Schütte	5 Stück	
Frau W. Michaelis	10 Stück	1726 Stück
4. Carl Schütte	1182 Stück	
Kinder von Carl Schütte	543 Stück	1725 Stück
	Gesamt	14190 Stück

Rechnet man zu dem Genußschein-Kapital der DAPG von 21 Millionen Mark das Aktienkapital von neun Millionen Mark hinzu und stellt man gleichzeitig fest, wie sich diese 30 Millionen Mark auf die vier Gründer der DAPG verteilen, so erhält man einen eindrucksvollen Nachweis über deren Kapitalkraft (WAR = Wilhelm Anton Riedemann; FES = Franz Ernst Schütte; CS = Carl Schütte; SOC = Standard Oil Company of New York; alle Beträge in Millionen Mark).

Verteilung des Kapitals der DAPG 1904				
	WAR	FES	CS	SOC
Aktien	2,250	1,125	1,125	4,500
Genußscheine	3,801	1,726	1,725	6,938
G e s a m t	6,051	2,851	2,850	11,438

Mit anderen Worten: von dem Gesamtkapital der DAPG in Höhe von 30 Millionen Mark lagen bei Riedemann und den Brüdern Schütte 39 Prozent und bei der Standard Oil Company of New York 38 Prozent.

Das Bild über die Vermögen der Brüder Schütte rundet sich ab, zieht man die auf die Aktien und die Genußscheine verteilten Ausschüttungen mit heran ¹¹⁾. Die DAPG zahlte an Dividenden in Prozent für

1891: 11,25	1894: 24,50	1897: 27,80	1900: 30,00
1892: 22,89	1895: 24,00	1898: 45,00	1901: 37,60
1893: 15,73	1896: 25,50	1899: 45,00	1902: 32,60
			1903: 25,00

Die Dividendenzahlungen der DAPG geben gleichfalls eine Antwort auf die Frage, wie es den Brüdern Schütte gegenüber der finanzstarken amerikanischen *Standard Oil Company of New York* gelang, die Mittel für den Erwerb der Genußscheine aufzubringen, um dadurch den eigenen Anteil am Gesamtkapital der DAPG zu halten. Eine Aufstellung gibt darüber Aufschluß (AK = Aktienkapital, GN = Genußscheinkapital, B = Betrag, alle Beträge in Millionen Mark).

¹¹⁾ Nicht berücksichtigt sind a) das vom 1. April bis 31. Dezember 1890 laufende Geschäftsjahr der DAPG sowie b) das Jahr 1904, da die *Standard Oil Company of New York* im Sommer 1904 fast das gesamte Kapital der DAPG übernahm. Von 30 Millionen Mark befanden sich am 31. Dezember 1904 nur noch 458 Genußscheine im Streubesitz.

Datum	Franz Ernst Schütte		Carl Schütte	
	Kapital	Dividende	Kapital	Dividende
1. 1. 1894	AK: 1,125		AK: 1,125	
1. 4. 1894	GN: 0,813		GN: 0,812	
	B: 1,938		B: 1,937	
27. 5. 1891			— 0,100	
31. 12. 1891	B: 1,938	431 205,—	B: 1,837	408 732,50
31. 12. 1892	B: 1,938	443 608,20	B: 1,837	420 489,30
Dividende 1891 und 1892:		874 813,20		829 221,80
Zeichnung GN 1. 4. 1893:		526 000,—		526 000,—
Verbleiben:		348 813,20		303 221,80

Das Schaubild zeigt, daß die Brüder Schütte die am 1. April 1893 gezeichneten Genußscheine aus den in den beiden Vorjahren erhaltenen Dividenden bezahlen konnten. Für die Genußscheinzeichnung vom 1. August 1896 ergibt sich ein gleich günstiges Bild:

	F. E. Schütte	C. Schütte
Dividende für 1895:	591 360,— Mark	560 160,— Mark
für Genußscheine:	374 000,— Mark	374 000,— Mark
Verbleiben:	217 360,— Mark	186 160,— Mark

Aus den Zinserträgen ihrer Aktien und Genußscheine erhielten Franz Ernst Schütte und Carl Schütte in der Zeit vom 1. Januar 1891 bis zum 31. Dezember 1903 ein ansehnliches Kapital:

1. Franz Ernst Schütte				
Datum	Kapital in Mio M		ergibt für	eine Dividende
1. 1. 1891	Aktien	1,125		
1. 4. 1891	Genußscheine	+ 0,813		
31. 12. 1891	Gesamt	1,938	1891	431 205,— Mark
31. 12. 1892	Gesamt	1,938	1892	443 608,20 Mark
1. 4. 1893	Genußscheine	+ 0,526		
31. 12. 1893	Gesamt	2,464	1893	387 587,20 Mark
31. 12. 1894	Gesamt	2,464	1894	603 680,— Mark
31. 12. 1895	Gesamt	2,464	1895	591 360,— Mark
23. 7. 1896	Abtretung	— 0,002		
		2,462		
1. 8. 1896	Genußscheine	+ 0,374		
31. 12. 1896	Gesamt	2,836	1896	723 180,— Mark
31. 12. 1897	Gesamt	2,836	1897	788 408,— Mark
31. 12. 1898	Gesamt	2,836	1898	1 276 200,— Mark
31. 12. 1899	Gesamt	2,836	1899	1 276 200,— Mark
31. 12. 1900	Gesamt	2,836	1900	850 800,— Mark
31. 12. 1901	Gesamt	2,836	1901	1 066 336,— Mark
31. 12. 1902	Gesamt	2,836	1902	924 536,— Mark
31. 12. 1903	Gesamt	2,836	1903	709 000,— Mark
1891 bis 1903 erhaltene Dividende				10 072 100,40 Mark

2. Carl Schütte

Datum	Kapital in Mio M	ergibt für	eine Dividende
1. 1. 1891	Aktien 1,125		
1. 4. 1891	Genußscheine + 0,812		
	<u>1,937</u>		
27. 5. 1891	Abtretung — 0,100		
31. 12. 1891	Gesamt 1,837	1891	408 732,50 Mark
31. 12. 1892	Gesamt 1,837	1892	420 489,30 Mark
1. 4. 1893	Genußscheine + 0,526		
	<u>2,363</u>		
23. 7. 1893	Abtretung — 0,029		
31. 12. 1893	Gesamt 2,334	1893	367 138,20 Mark
31. 12. 1894	Gesamt 2,334	1894	571 830,— Mark
31. 12. 1895	Gesamt 2,334	1895	560 160,— Mark
23. 7. 1896	Abtretung — 0,014		
	<u>2,320</u>		
1. 8. 1896	Genußscheine + 0,374		
31. 12. 1896	Gesamt 2,694	1896	686 970,— Mark
31. 12. 1897	Gesamt 2,694	1897	748 932,— Mark
28. 3. 1898	Abtretung — 0,200		
31. 12. 1898	Gesamt 2,494	1898	1 122 300,— Mark
31. 12. 1899	Gesamt 2,494	1899	1 122 300,— Mark
31. 12. 1900	Gesamt 2,494	1900	748 200,— Mark
31. 12. 1901	Gesamt 2,494	1901	937 744,— Mark
18. 6. 1902	Abtretung — 0,100		
31. 12. 1902	Gesamt 2,394	1902	780 444,— Mark
31. 12. 1903	Gesamt 2,394	1903	598 500,— Mark
1891 bis 1903 erhaltene Dividende			9 073 740,— Mark

Die fünf Hauptaktionäre der DAPG, nämlich die *Standard Oil Company of New York*, Wilhelm Anton Riedemann, Edmund Siemers, Franz Ernst Schütte und Carl Schütte, erhielten für die Jahre 1891 bis 1903 an Dividenden:

Standard Oil Company of New York	40,564 Millionen Mark
Wilhelm Anton Riedemann	20,080 Millionen Mark
Edmund Siemers	12,865 Millionen Mark
Franz Ernst Schütte	10,072 Millionen Mark
Carl Schütte	9,074 Millionen Mark
	<hr/>
Gesamt	92,655 Millionen Mark

Diese Dividendenzahlungen lassen zugleich auch erkennen, wie gewinnbringend der Petroleumhandel der DAPG in den Jahren von 1891 bis 1903 gewesen ist.

Zu den 1891, 1893 und 1896 ausgegebenen 21 000 Genußscheinen kamen am 2. Oktober 1922 weitere 21 000 Stück hinzu, die die Standard-Oil-Organisation geschlossen übernahm. Die insgesamt 42 000 Genußscheine wurden am 1. Januar 1924 im Verhältnis 1000 Papiermark gleich 200 Reichsmark umgestellt; die Generalversammlung vom 26. April 1926 wandelte das Genußscheinkapital von insgesamt 8,400 Millionen Reichsmark in Aktien um. Nach Streichung der Genußscheine vermerkte das abschließende Protokoll vom 19. Februar 1927, daß sämtliche Urkunden über die 42 000 Genußscheine vernichtet worden seien.

X.

KLEINE BEITRÄGE.

1.

Name und Herkunft des Geschlechts Balleer.

Ein Nachtrag.

VON BENNO EIDE SIEBS

Im Bremischen Jahrbuch, Bd. 51, habe ich über die Bedeutung des auffallenden bremischen Namens Balleer (Ballehr usw.) gehandelt¹⁾ und dabei die Ansicht ausgesprochen, daß der Name eine dem niederländischen Sprachraum entstammende topographische Bezeichnung wiedergibt. Dank freundlicher Auskunft der Bibliothèque Royale de Belgique in Brüssel und des Stadsarchief der Stadt Antwerpen sowie der Mithilfe von Herrn Dr. Trüper in Göttingen, von Frau Hanna Lampe in Bremen und Frau Elisabeth Rogge, geb. Ballehr, in Bremerhaven bin ich jetzt in der Lage, weitere Unterlagen zur Erklärung des Namens Balleer beizubringen.

Es hat sich herausgestellt, daß der Name Balleer in seiner in Bremen und der näheren und weiteren Umgebung von Bremen üblichen Form eine Variante einer stereotypen Bezeichnung darstellt, die einer Anzahl von Örtlichkeitsbezeichnungen im belgischen Raum, insbesondere in der Provinz Brabant, zugrundeliegen²⁾. Es handelt sich dabei um die brabantischen Ortsnamen *Baulers* und *Bonlez*, die ostflandrischen *Nederboelare* und *Overboelare* sowie die Antwerpener Gutsbezeichnung *Ballaer*. Die Schreibweise dieser Namen hat z. T. stark geschwankt. So erscheint der Name *Baulers* 877 als *Bolarium*, 897 als *Ballaria*, 1059 als *Basleis*, 1136 als *Basleurs*, 1211, 1219, 1225 als *Baller*, 1219 als *Ballerium* oder *Balerium*, 1225, 1253, 1374 als *Baler*, 1374 als *Balleir*, 1409, 1410 als *Baleir*, 1383, 1404 als *Baleer*, 1547, 1549, 1787

¹⁾ Brem. Jahrb., Bd. 51, S. 293—296. — Im nächsten, dem 53. Bd. des Brem. Jahrb., soll eine eingehende Arbeit von Hanna Lampe über das Geschlecht der Balleer erscheinen.

²⁾ Albert Carnoy: *Origines des noms des communes de Belgique* Tom. I. Louvain 1948, S. 49 sub *Baulers*.

als *Baulez*, 1550, 1772 als *Bauler*, 1686 als *Baulers* ³⁾, *Bonlez*, 1175 als *Bonlei*, 1171, 1637 als *Boulers*, 1194, 1195, 1214, 1217, 1220, 1231, 1236, 1262, 1321, 1396, 1413, 1431 als *Bouleir*, 1204, 1374, 1383, 1407, 1416, 1474, 1478, 1576—1577, 1636 als *Bouler*, 1383, 1404—1405 als *Bouleer*, 1421, 1426, 1435 als *Boleir*, 1644 als *Boulez*, 1374 als *Balleer*, 1542 als *Bauller*, 1666 als *Bonley*, vor allem aber 1547—1549, 1645, 1675 als *Bonlez* ⁴⁾.

Boelare wird 821—823 *Buonlara* genannt ⁵⁾. Ferner kommen vor die Formen *Bunlare* (820), *Bollarium* (877), *Bullaria* (897), *Bullari* (1070), *Bunler* (1166), *Bouleir* und *Bonleir* (1210), *Boenlara* (1229) ⁶⁾.

Schließlich gibt es eine Landfläche südlich der Stadt Antwerpen und östlich des alten Kastells, die durch die Jahrhunderte ihren Namen in ziemlich unveränderter Form bewahrt hat. Die betreffende Flur ist schon im 15. Jahrhundert unter dem Namen „Ballaer“ bekannt. Als Hof von *Ballaer extra-muros* befand sich das Gebiet im Besitz der Kaplane der Antwerpener Liebfrauenkirche. In derselben Form oder auch als *den Ballaert* erscheint der Name im 17. Jahrhundert. 1846 wurde eine Straße durch das Gebiet des alten Guts gelegt. Sie erhielt den Namen *Ballaerstraet* ⁷⁾.

Der auffallende Wechsel in den Namensformen hat seinen Grund z. T. in der Lage der erwähnten, vor allem der brabantischen Orte in einem sprachlichen Grenzgebiet. So lautet der Name *Baulers* im Wallonischen *Baulé* oder auch *Bonlè* ⁷⁾.

Trotz des starken Schwankens der Schreibweise besteht doch hinsichtlich der Bedeutung der erwähnten Örtlichkeitsbezeichnungen in der Literatur weitgehende Einigkeit. Als Urform der Namen, um die es hier geht, gilt das Wort *bōnlara*, das als ebene Landfläche erklärt wird. Dabei kommt dem Bestimmungswort (*bōn*, *boen* *usf.*) die Bedeutung „des Flachen“, „einer Fläche“ zu, während das Grundwort *lara*, *lare* soviel wie „Feld“, „buschbestandenes Feld“, „Weide“, „Morast“

³⁾ Jules Tarlier-Alphonse Wauters: *Géographie et histoire des communes belges*. Bruxelles 1860, S. 6. — Eug. de Seyn: *Dictionnaire historique et géographique des communes belges*. Tom. Premier., S. 92, Turnhout.

⁴⁾ Tarlier-Wauters, a.a.O., S. 250. — De Seyn, a.a.O., S. 154.

⁵⁾ J. de Vries: *Woordenboek der Noord-en Zuidnederlandse plaatsnamen*. Utrecht 1962, S. 33.

⁶⁾ de Seyn, S. 132 u. 212.

⁷⁾ Auskunft des Stadsarchief van Antwerpen.

usf. bedeuten soll⁸⁾. Gedacht hat man bei dem Antwerpener Namen auch wohl an eine Sinnverwandtschaft mit den Ortsnamen *Berlaar* (bei Lier, Prov. Antwerpen) oder *Berlare* (bei Aalst, Prov. Ost-Flandern). Der Name *Ballaer* würde dann etwa die Bedeutung „sumpfiges Feld“ haben (vgl. nld. *bere* = „Morast“, „Modder“). Dagegen spricht aber der Wechsel, in dem der Name Balleer usw. in Brabant mit Örtlichkeitsbezeichnungen begegnet, deren Bestimmungswort *bōn* oder *boen* lautet. Nach allem kann kaum noch ein Zweifel daran bestehen, aus welchen Gegenden die Träger des Namens Balleer nach Bremen gekommen sind⁹⁾.

Natürlich wäre es nun reizvoll, den Herkunftsort genauer festzulegen. Da aber die schriftlichen Quellen versagen und eine Mehrzahl von Ortschaften zeitweise „Balleer“ oder ähnlich genannt wurde, stößt solches Bemühen auf beträchtliche Schwierigkeiten. Auch läßt sich nicht ohne weiteres entscheiden, ob das Bremer Geschlecht bürgerlicher oder adeliger Herkunft war. Beides wäre an sich möglich. Daß die seit dem Mittelalter in Bremen nachweisbare Familie Balleer schon früh zu den vermögenden und maßgebenden Bremer Geschlechtern gehört hat, braucht nicht unbedingt auf adelige Abstammung hinzuweisen. Das Fehlen der Herkunftsbezeichnung vor dem Namen würde weder gegen die eine noch gegen die andere Möglichkeit sprechen. Es wäre durchaus denkbar, daß man sie wie bei anderen Namen — man denke an von Kölln, später Kölln, von Soosten, später Soosten — fallen gelassen hat.

Immerhin gibt es einige Anzeichen dafür, daß das bremische Geschlecht adeligen Ursprungs war. Selbst wenn man nicht so weit gehen will wie Duntze¹⁰⁾, nach dem die Bremer Namensträger als Nachkommen eines alten Grafengeschlechts zeitweise Anspruch auf den erst 965 vom König dem Erzbischof zugestandenen Königszins hatten, muß doch auffallen, daß die Balleer der Überlieferung nach zu den wenigen ritterlichen Familien gehörten, die 1304 bei dem Aufstand gegen den bremischen Adel die Stadt nicht zu verlassen brauchten.

Geht man davon aus, daß die Bremer Balleer von einem der Brabanter Adelsgeschlechter abstammen, könnten sowohl die beiden

⁸⁾ Tarlier-Wauters, a.a.O., S. 6.

⁹⁾ Carnoy, a.a.O., S. 49 u. 86. — de Vries, a.a.O., S. 33, 99.

¹⁰⁾ Johann Hermann Duntze: Geschichte der freien Stadt Bremen. Erster Band, S. 170. Bremen 1845.

Herrschaften von *Bonlez*, *Bas Bonlez* wie *Haut Bonlez*, als Herkunfts-ort in Frage kommen. Daß *Haut-Bonlez* sich schon 1312 im Besitz der Repemont befand, braucht dem nicht zu widersprechen, wenn man berücksichtigt, daß die Balleer schon um die gleiche Zeit in Bremen erscheinen. Auch an eine Herkunft des Bremer Geschlechts aus der Ortschaft *Baulers*, nach der ein schon früh genanntes Adelsgeschlecht benannt ist, könnte man denken. Urkundlich sind uns schon aus dem 12. und 13. Jahrhundert die Namen von Mitgliedern dieses Geschlechts überliefert. So werden als Herren zu *Baulers* erwähnt 1151 *Hugues Boller*, 1160 *Rase* und *Nicolas de Balleir*, 1204 *Gislard de Basler*, 1242 *Herman, chevalier de Baler*¹¹⁾. Wir sind uns bewußt, daß wir uns bei dem Versuch, Genaueres über die Herkunft der Bremer Träger des Namens Balleer zu erkunden, auf schwankendem Boden bewegen, um so mehr, als ähnliche Namen uns auf französischem Gebiet, etwa in der Normandie, begegnen. Erwähnt sei nur *Bonliers* an der Oise (835 *bonlier*)¹²⁾. Immerhin wird man doch eher daran zu denken haben, daß das Bremer Ratsherrengeschlecht aus dem flämischen Raum stammt.

¹¹⁾ de Seyn, a.a.O., S. 92.

¹²⁾ Carnoy I, S. 86.

2.

**Arnold Duckwitz und Wilhelm Oechelhäuser —
eine Begegnung in Frankfurt am Main 1849.**

V o n K ä t h e S t r i c k e r

Sie fand vor mehr als hundert Jahren statt von Mai 1849 bis August 1849, war also von kurzer Dauer. Wir berichten über das Wie dieser Begegnung, und in welcher Umgebung sie stattfand, dazu zum besseren Verständnis kurz über das Vorher und Nachher. Es handelt sich um zwei nicht zu vergessende deutsche Männer, den zum Handelsminister und später auch zum Marineminister berufenen bremischen Kaufmann und Senator Arnold Duckwitz und den Fabrikanten aus Siegen Wilhelm Oechelhäuser. Der 46jährige Bremer wurde dem 28jährigen Westfalen Vorgesetzter und Führer auf seinen Arbeitsgebieten. Beide fanden sich in Frankfurt ¹⁾).

¹⁾ Schrifttumsangaben:

A. Quellen: A. Duckwitz: Fragmente zu meinem Leben, 1842 verfaßt und in den 70er Jahren gedruckt. — A. Duckwitz: Denkwürdigkeiten aus meinem Leben 1848—50, Bremen 1877. — Ungedrucktes aus dem Nachlaß von Bürgermeister Arnold Duckwitz, hrsgg. von H. Entholt, Brem. Jb., Bd. 37, Bremen 1937. — W. Oechelhäuser: Erinnerungen aus den Jahren 1848—50, Berlin 1892. — Personalakte W. Oechelhäuser, 1848 VII 23—1849 X 31, fol. 110—117 aus dem Frankfurter Stadtarchiv.

B. Darstellungen: R. Ehmck: Arnold Duckwitz, Brem. Jb., Bd. 21, 1906. — W. von Bippen: Geschichte der Stadt Bremen, Bd. 3, 1904. — W. von Bippen, in: Bremische Biographie des neunzehnten Jahrhunderts, 1912. — A. Krieger: A. Duckwitz, ... im Kampf für eine deutsche Wirtschaftsordnung, Bremen 1942, Abhdlg. u. Vorträge, hrsgg. v. d. Wittheit zu Bremen, Bd. 15, Heft 1. — Siegerländer Heimatbuch, Siegen 1914, Herausgeber G. Mollat. — G. Mollat: Wilhelm Oechelhäuser als Sozialpolitiker, Gießener Dissertation 1921. — A. Ludwig: Wilhelm Oechelhäuser und die Deutsche Shakespeare-Gesellschaft, Jb. 58 der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft. — W. Thomas: Wilhelm Oechelhäuser, Begründer der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft. — Stadt Siegen 1964. Siegerländer Lebensbilder, Siegen 1964, Herausgeber W. Güthling. — G. Rümelin: Aus der Paulskirche, Herausgeber H. R. Schäfer, Stuttgart 1892. — G. Mollat: Redner und Reden des ersten deutschen Parlamentes, Osterwieck/Harz 1895. — M. Bär: Die deutsche Flotte 1848—52, Leipzig 1898. — Robert von Mohl: Lebenserinnerungen, zwei Bände, 1902. — Die Liste enthält nur einen Teil der durchgearbeiteten Literatur. — Soeben erschien als 7. Beiheft der „Tradition“, Zeitschrift f. Firmengesch. u. Unternehmer-Biogr. (München 1972, Bruckmann) von Wolfgang von Geldern: Wilhelm Oechelhäuser als Unternehmer, Wirtschafts- und Sozialpolitiker.

Sie waren für die zunächst so hoffnungsvolle, für Duckwitz verantwortungsreiche Arbeit durch ihren bisherigen Lebenslauf gut vorbereitet. Duckwitz, aus angesehenem Kaufmannsgeschlecht stammend, lernte nach beendeter kaufmännischer Lehre seit dem 21. Lebensjahr und späterhin kaufmännisches und sonstiges Leben und Treiben im Ausland kennen, z. B. in London, Paris, Antwerpen, der Schweiz und anderswo. 1829 begründete er in Bremen erfolgreich ein selbständiges Geschäft.

Für die Frankfurter Zeit besonders wichtig wurde seine sich immer weiter ausdehnende Arbeit im öffentlichen Leben seiner Heimatstadt. Sie begann für ihn als Diakon der St.-Pauli-Kirche, führte ihn als Deputationsmitglied in den Bürgerkonvent, als Eltermann in den Kaufmannskonvent. 1841 wurde er, 39jährig, zum Senator gewählt. Nicht nur in Bremen, sondern auch im übrigen Deutschland wurde er bekannt durch handelspolitische Aufsätze in angesehenen bremischen und außerbremischen Zeitungen. Hauptprobleme waren hier der Zollverein, Bremens Stellung als Hafen für das Hinterland, Weserschiffahrt, die zu eröffnende Eisenbahn Bremen—Hannover, ein zu begründender Handels- und Schiffsverkehrsverein, endlich die im Jahre 1847 ins Leben gerufene Ocean Steam Navigation Company, die ihre Schiffe in Bremerhaven ein- und auslaufen ließ. Oft mußte er sich mit gegnerischen Ansichten auseinandersetzen. Im März 1848 wurde er in das Frankfurter Vorparlament und von diesem am 30. März in den Fünfziger-Ausschuß berufen. Er arbeitete hier bis zum 18. Mai und gab einen Bericht über die Arbeiterfrage und über eine Staatenhausgründung im neuen Deutschland. In das neue Parlament wurde er nicht gewählt, wohl aber bat ihn Ministerpräsident Schmerling im Juli, in seinem neuen Ministerium den Handel zu übernehmen. Am 24. Juli gelobte er mit ihm und dem Kriegsminister Peucker „feierlichst vor Gott nach besten Kräften für Deutschlands Glück, Macht und Freiheit wirken und schaffen zu wollen“¹⁾. In diesem Sinne beeinflusste er auch seine Mitarbeiter, also den jungen Oechelhäuser, der ihm jetzt seine Dienste anbot.

Auch dessen bisheriger Lebenslauf machte ihn geeignet, an dem weiten Arbeitsgebiet des Handelsministeriums teilzunehmen als jugendlicher, in vielem noch unerfahrener Mitarbeiter. Früher als bei Duckwitz begann für ihn, den Siegener Bürgersohn, das praktische

¹⁾ Denkwürdigkeiten . . . , S. 80.

Leben in der Papiermühle des Vaters. Der Dreiundzwanzigjährige diente als Einjähriger in Königsberg. Der Bildungshungrige belegte hier nebenher Vorlesungen an der Universität und fand schon den Weg zu Shakespeare, seinem Lebensbegleiter. Ein bescheidenes Stipendium des preußischen Finanzministeriums erschloß ihm 1845 England und Frankreich, wo er auf mühsamen Fahrten die Papierherstellung in Fabriken kennenlernte. Im ereignisreichen Frühling 1848 erlebte er in Wien Theateraufführungen und Revolution, in Berlin die Eröffnung der Preußischen Nationalversammlung. Über Böhmen und Sachsen war er dahin gekommen. Da sich ihm in dieser unruhigen Zeit in der Heimat keine Aussichten für erfolgreiche industrielle Unternehmungen boten, beschloß er, der für eine bessere deutsche Zukunft sich Begeisternde, in der alten Kaiserstadt Frankfurt neue Bahnen im politischen und wirtschaftlichen Leben zu erleben. Anfang Juli kam er dort an und machte sich mit dem bewegten Leben bekannt. Er schrieb Berichte nach Prag über die seit dem 18. Mai stattfindenden Sitzungen der Deutschen Nationalversammlung und bearbeitete auch statistische Angelegenheiten, Handel und Industrie betreffend, für den Abgeordneten von Reden, den Vorsitzenden des volkswirtschaftlichen Ausschusses in der Nationalversammlung.

Am 23. Juli ging für ihn, den sich nach geregelter Arbeit Sehnenenden, das Empfehlungsschreiben eines ihm bekannten und mit Duckwitz geschäftlich verbundenen Gerbermeisters aus Siegen an den Minister ab ²⁾. Er hielt den jungen Mann für sehr talentvoll und zuverlässig und besonders geeignet für das Finanz- oder Handelsministerium. Am 8. August machte Oechelhäuser einen ersten Besuch bei Duckwitz und überreichte das Schreiben. Am folgenden Tage fügte er ein eignes Bewerbungsschreiben hinzu über seine vielleicht günstige „Vorschule“ für eine Stellung im Handelsministerium, wo er „durch Fleiß und Dienstreue seine Dankbarkeit bestätigen will“. Am 19. August schickte Oechelhäuser eine Ausarbeit „über die wichtigsten Complementary des nationalen Transportsystems“ an den Unterstaatssekretär Mevissen, der im Handelsministerium beschäftigt und Mitglied der Nationalversammlung war. Die Arbeit zeigte, wie genau sich Oechelhäuser schon mit handelspolitischen Fragen beschäftigt hatte, und wie einheitlich deutsch er dachte. In der Zollpolitik möchte man vorsichtig, aber ausgleichend im Auslandsverkehr vorgehen.

²⁾ W. Oechelhäuser, Personalakte.

Neue Handelswege, damit Deutschland unabhängig vom übrigen Europa für Überseehandel würde, schlug er vor in einem zu schaffenden Nordseekanal etwa zwischen Kiel und Tönningen und einem Rhein-Ems-Kanal etwa zwischen Wesel—Rheine, wodurch Ein- und Ausfuhr von und nach den Ostseegebieten sich verbilligen würden ³⁾. Als vorsichtige Antwort kam am 23. August von Duckwitz die Ernennung Oechelhäusers zum provisorischen Sekretär im Handelsministerium ⁴⁾. Auf die endgültige Einstellung mußte er noch bis zum 23. Dezember 1848 warten, als Weihnachtsgeschenk wohl hochwillkommen ⁵⁾.

Wer schaffte nun außer ihm unter Duckwitz im Handelsministerium, das im Turn-und-Taxis-Palais, Eschenheimer Gasse, in beschränkten Raumverhältnissen untergebracht war? Die eigentliche Arbeit für Duckwitz begann erst seit der Wende September/Oktober im zweiten Ministerium Schmerling. Das erste war nach der Ablehnung des preußisch-dänischen Waffenstillstandes zu Malmö im schleswig-holsteinischen Kriege durch die Nationalversammlung am 5. September zurückgetreten, aber bald darauf fast vollzählig wiedergewählt worden. Im Dezember trat Heinrich von Gagern, der bisherige Präsident der Nationalversammlung, an die Stelle von Schmerling. Im neuen Handelsministerium schied Unterstaatssekretär Mevissen aus und wurde durch den Professor der Staatswissenschaften in Tübingen, Fallati, ersetzt. Außerdem wurden noch im Ministerium beschäftigt: die Ministerialräte Schneider, früher Konsul, der Tübinger Professor der Nationalökonomie Helferich, zwei Finanz- und Zollbeamte aus Preußen und Sachsen, ein Ministerialsekretär für Briefexpedition und anderes, endlich drei Kanzlei-Registaturbeamte und ein Bote und Portier. Unruhe und Änderung des ganzen Betriebes brachte im Laufe des Oktobers die von Duckwitz zunächst recht widerwillig angenommene Leitung des neugeschaffenen Marineministeriums. Er berief als Haupthelfer den Schriftsteller Wilhelm Jordan und den in brasilianischem Kriegsdienst erprobten Generalsekretär Kerst, gleich ihm keine Fachleute. Die Geschäftsordnung erschöpfte sich allmorgendlich im Zimmer von Duckwitz mit gemeinsamer Beratung aller Referenten. Die Fassung eines Bescheides wurde den einzelnen überlassen. Seit

³⁾ Ebd.

⁴⁾ Ebd.

⁵⁾ Ebd.

Oktober häufte sich die Arbeit, besonders für Duckwitz, der die regelmäßigen Sitzungen des Gesamtministeriums zu besuchen hatte. Als im Frühjahr 1849 König Friedrich Wilhelm IV. die angebotene erbliche Kaiserwürde abgelehnt und sein Preußen die künftige Reichsverfassung nicht angenommen hatte, wurden die Arbeiten des Handelsministeriums fast ganz zurückgestellt, und im Marineministerium beschäftigte man sich mit Maßnahmen, die für den fortgesetzten Krieg um Schleswig-Holstein notwendig waren. Mitte Mai 1849 trat das Ministerium Gagern zurück, und die kurze Zusammenarbeit Duckwitz—Oechelhäuser hatte ein Ende.

Auf weiterstreckten Gebieten hatten Duckwitz und seine Helfer zu arbeiten gehabt. Im Umkreis des Handels standen Zollfragen wohl an erster Stelle. Schutz- und Freizöllner standen sich auch hier in Frankfurt feindlich gegenüber. Duckwitz, der später in hauptsächlich Hamburger Kampfschriften wegen seiner Handels- und Marineansichten angegriffen wurde, forderte Gegenseitigkeit und mäßige Schutzzölle im Verkehr mit fremden Staaten, Aufhebung von Binnenzöllen, vor allem auf den Flüssen. Von anderen Hauptgebieten des Handels und Verkehrs erwähnte er für künftige Erörterung den Schutz der Handelsschiffe vor Kaperei, Vereinheitlichung des Münzsystems, des Konsularwesens und anderes mehr. In der Nationalversammlung ließ er sich selten sehen, arbeitete aber gern mit als Ratgeber im Verfassungsausschuß für den Wortlaut der Handel und Schiffahrt betreffenden Abschnitte in der zukünftigen Verfassung. Im Marineministerium galt es über die Dienstpflicht der Marinesoldaten mit Militärverwaltungen zu verhandeln, Personalfragen zu erledigen, für den Küstenschutz in dem weitergehenden Krieg um Schleswig-Holstein zu sorgen und vor allem den praktischen Aufbau der ersten deutschen Flotte zu schaffen. Es ist dies ein Ruhmesblatt, das Duckwitz und seinen Helfern, vor allem dem späteren Admiral Brommy, nicht geschmälert werden sollte, auch wenn bleibender Erfolg erst späteren Zeiten vorbehalten blieb. Duckwitz und Oechelhäuser, dem die meisten Probleme bekannt waren, erlebten noch den späteren Ausbau dieser wertvollen Vorarbeit im neuen deutschen Kaiserreich. In viele dieser Arbeitsgebiete hatte der junge Westfale Einschau halten dürfen. Nicht nur durch die regelmäßigen Besprechungen im Ministerium, sondern vor allem durch Mitarbeit vorbereitender Art auf Einzelgebieten, die zu weiterer Verwendung den Vorgesetzten überlassen wurde. Bald übertrug Duck-

witz ihm die Protokollführung bei den Konferenzen für ein Flußschiffahrtsgesetz, wo er Fachleute kennenlernte. Duckwitz schätzte seine Arbeiten und sein Urteil so, daß er ihn zum „offiziösen Correspondenten“ ernannte, d. h., Oechelhäuser schrieb für ihn, dessen Zeit so stark in Anspruch genommen war, einschlägige Artikel z. B. über schutzzöllnerische Politik in bekannten Zeitungen, so für die Weserzeitung, die Frankfurter Oberpostamtszeitung und andere. Unter dem Ministerialrat Helferich lieferte er Vorarbeit für künftige Eisenzölle und Einheitlichkeit im deutschen Münz-, Maß- und Gewichtswesen. Wenig Freude machten ihm wohl Antworten auf die in Haufen eintreffenden Beschwerden und Vorschläge von Bergwerksbesitzern und Handelsgesellschaften aus deutschen Ländern. Für diese mühselige Arbeit erwähnte ihn Duckwitz, ein einziges Mal überhaupt, in seinen „Erinnerungen“: „Zur Sichtung und Ordnung dieser Beschwerden und Vorschläge war Herr Oechelhäuser aus Siegen engagiert, welcher ein ausführliches Referat über diesen Gegenstand ausarbeitete, um bei einer beabsichtigten Gesetzgebung über diese Fragen benutzt zu werden. Er kam aber nicht so weit.“⁶⁾ Leider war es nur mühsame Arbeit für unsichere Zukunft. Ende April 1849 hörte alle diese vorbereitende Arbeit für Vorlagen im Parlament auf, hervorgerufen durch die immer unsicherer werdende Lage der Nationalversammlung und der Reichsregierung, entstanden hauptsächlich durch Preußens Stellungnahme, die wir schon kennen. Übrig blieben noch zu erledigende laufende Arbeiten, vor allem im Marineministerium. Nach Rücktritt des Ministeriums von Gagern Anfang Mai 1849 und Beibehaltung der Geschäfte bis zum 17. Mai kam der Abschied Oechelhäusers von seinem „verehrten Chef“ Duckwitz, den Professoren Helferich und Fallati und den anderen. Der nun ehemalige Minister verschaffte ihm noch eine Einstellung in einer beibehaltenen Arbeitsgruppe für abzuwickelnde Geschäfte, die unter der Interims-Bundeskommision stand.

Trotz aller Enttäuschungen brachte die Frankfurter Zeit für Duckwitz und Oechelhäuser reichen geistigen Ertrag. In Arbeits- und Mußezeit lernten sie führende Männer des damaligen Deutschlands kennen. Beide setzten die Beziehungen im späteren Leben fort. Bei Duckwitz, dem Leiter von zwei Ministerien, handelte es sich um hochgestellte Persönlichkeiten, z. B. den Reichsverweser, Erzherzog Jo-

⁶⁾ Denkwürdigkeiten, S. 102.

hann von Österreich, mit dem er manches Gespräch geführt hatte, den Präsidenten Heinrich von Gagern, von dem er sich besonders herzlich, wenn auch traurig, verabschiedete, den Österreicher Anton Ritter von Schmerling, den geachteten Präsidenten Eduard von Simson. Bisweilen fand sich Duckwitz an den politischen Treffpunkten in Gaststätten nach üblichem Brauch ein, etwa im Casino für das rechte Zentrum, und besprach sich dort etwa mit Dahlmann, Beseler, Waitz oder im Württemberger Hof für das linke Zentrum, wo er Riesser und Giskra traf, wohl gar im Café Milani für die äußerste Rechte mit von Fincke, von Radowitz, Arndt und Döllinger.

Dem jungen Oechelhäuser, der sich frei und selbständig entwickelt hatte, mag die ersehnte, aber streng geregelte Arbeit im Frankfurter Ministerium im Anfang manchmal schwer gefallen sein. Aber auch er fand innere Bereicherung im Verkehr mit wertvollen Persönlichkeiten. Er lernte Fachleute auf industriellen und Handelsgebieten kennen, die zu Besprechungen ins Handelsministerium kamen. Freundschaftlich nah trat ihm der Hildesheimer Toegel, Herausgeber des Zollvereinsblattes, der ihn über die industriellen Kreise des damaligen Deutschland aufklärte. Im „Pfau“ unterhielt er sich mit dem Philosophen Feuerbach und dem damaligen Hitzkopf Friedrich Kapp nicht nur über Politik, sondern auch über Bildungsfragen. Sicher kannte er auch bei ihren Besuchen im Marineministerium den Admiral Brommy und den als Sachverständigen hinzugezogenen Prinzen Adalbert von Preußen, den späteren Leiter der preußischen Marine.

Aber nicht nur Personen, sondern auch manches Geschehen blieb beiden Männern unvergessen. Duckwitz erlebte die mehr oder weniger erhebenden Anfänge des politischen Lebens in Frankfurt, die sich in feierlichen Aufzügen der Volksvertreter, in Fackelzügen der Bürger äußerten. Aber auch Katzenmusiken gab es, z. B. vor dem Hause des allmächtigen Bankiers Amsel Meyer von Rothschild, weil er zu wenig Geld für Schleswig-Holstein gegeben hatte. Nie vergaß Duckwitz wohl den Ostersonntag 1849, als Gagern ihm den dänischen Verlust der Kriegsschiffe „Christian der Achte“ und „Gefion“ mit freudestrahlendem Gesicht mitteilte. „Ein Lichtstrahl in die Nacht unserer Zustände“ war es für beide ⁷⁾. Oder den ersten Abend des 9. Mai 1849, wo das Ministerium auf eigne Bitte die Entlassung bekam. Wieviel wird auch Oechelhäuser zu berichten gehabt haben

⁷⁾ Denkwürdigkeiten . . . , S. 283.

späterhin! Als Berichterstatter — er gab diese Beschäftigung bald auf — hatte er einen guten Platz in der Paulskirche und erlebte dort erhebende und weniger eindrucksvolle Stunden. Auch unter den erregten Menschen war er mit Freund Toegel zu finden, die den von Preußen angenommenen Waffenstillstand zu Malmö mißbilligten und es sogar zu Barrikadenkämpfen kommen ließen, die erst durch herbeigerufenes Militär beendet wurden. Beide sahen noch hoch zu Roß den bald darauf ermordeten Fürsten Felix Lichnowski, Mitglied der Nationalversammlung. Oechelhäuser als noch unbekannte Persönlichkeit konnte eher als Duckwitz, der den Straßenkampf von seiner Arbeitsstätte aus beobachtete, das Treiben in den Straßen kennenlernen. Unvergeßlich blieb beiden der Abschied voneinander und der andere am 17. Mai 1849. Duckwitz beschrieb ihn wie folgt in seinen „Denkwürdigkeiten“: „Ich traf viele Freunde aus der Nationalversammlung auf der Straße. Sie waren alle gleich ergriffen wie ich, den Meisten blieben die Worte im Munde stecken, der Druck der Hand, das nasse Auge sagte aber mehr als alles Andere. Sie wußten kaum mehr hervorzubringen als die Worte: ‚Armes Deutschland‘“⁸⁾. Oechelhäuser empfand und erlebte wohl ähnliches.

Duckwitz kehrte nun in die bremische Heimat zurück und trat im Oktober des Jahres wieder in den Senat ein. Dort führte er — 1857—1863 und 1866—1869 als Bürgermeister — vieles zu gutem Ende auf den ihm vertrauten Gebieten des Handels, Verkehrs und der Schifffahrt, aber auch in den Verhältnissen zu anderen Ländern bis zum Jahre 1875 und ging allverehrt 1881 heim.

Oechelhäuser blieb, wie wir schon wissen, noch in Frankfurt, mit allerhand handelspolitischen und Presseaufgaben neben sonstigen Studien beschäftigt. Er wurde sogar im Oktober 1849 als einziger in seiner Art auf Veranlassung des interimistischen Handelsministers Detmold zum Reichsministerialassessor ernannt, hatte aber wenig Berührung mit den neuen Behörden und wurde um Weihnachten 1850 aus seinem Dienstverhältnis entlassen. Das spätere Leben machte ihn zu einer hochgeachteten Persönlichkeit in der deutschen Wirtschaft als Leiter der Deutschen Continental-Gas-Gesellschaft in Dessau 1856—1890. Seine Mußezeit gehörte Shakespeare. Er wurde 1864 der Begründer der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft, der er — 1890 bis 1900 als Präsident — bis zu seinem Tode 1902 treu blieb.

⁸⁾ Denkwürdigkeiten . . ., S. 320.

Wir nehmen Abschied jetzt von zwei deutschen Männern, deren ähnliche Veranlagung und Neigung für gleiche Gebiete des politischen Lebens sie zu ersprießlicher Zusammenarbeit in führender und geführter Stellung für kurze Zeit in Frankfurt zusammenbrachte. Wir freuen uns über ihr eigenes Erleben, daß ihr vorbereitendes Schaffen für ein starkes, einiges Deutschland sich verwirklichte gemäß den Worten Oechelhäusers: „Achtundzwanzig Jahre später, nachdem Versailles erfüllt, was Frankfurt geträumt hatte ⁹⁾“. Für ihren von uns betrachteten Lebensabschnitt gilt das Wort: „Großes gewollt zu haben, ist groß!“

⁹⁾ Erinnerungen, S. 81.

1)
zu einem kaiserlichen Reichs-Rath
Das kaiserliche Reichs-Rathschreiben vom 5^{ten}
April 1849 lautet es inhaltlich wie folgt:
„In Ansehung der auf den Vor-
schlag des Reichsministers des Maximilian
V. zu Hülfs-offizieren
3. C. G. Clodius

Frankfurt im den 5^{ten} Apr 1849
Der Reichs-Rathschreiber:
(v. g. g.) kaiserlicher Johann

^{inhaber}
Der Reichsminister des Maximilian
(v. g. g.) Duesewitz

Urkundlich und mit der Laiddruckung des
Originals des R. Ministeriums des Maximilian
Zubefastigt.

Frankfurt im den 8^{ten} Juni 1849
(v. g. g.) In's Original besetzt
Mersch

3.

Das Porträt eines Bremers in Hamburg.

Von Siegfried Büchner

In der Schwesterstadt Hamburg ist das „Museum für Hamburgische Geschichte“ in den Besitz eines Porträtgemäldes gekommen, welches einen Seeoffizier mit Frau und Kindern darstellt. Auf dem angebrachten Schild liest man: „C. G. Clodius, geb. 27. 12. 1810. Kapitän der deutschen Bundesflotte 1849/53“. Das „Hamburger Abendblatt“ veröffentlichte am 21. Januar 1969 einen Ausschnitt des Bildes und schrieb, daß das Museum für jeden weiteren Hinweis über diesen Seeoffizier, der sich vor 118 Jahren mit seiner Frau Caroline, geb. Buddecke, und seinen Kindern Wilhelm und Auguste porträtieren ließ, dankbar sein würde, da sonst nichts über ihn bekannt sei. Nach vielen vergeblichen Versuchen, die zu beschreiben wohl reizvoll wäre, aber zu weit führen würde, ist es gelungen, Herkunft und Lebensumstände des Obengenannten und auch die Veranlassung zu dem Bild zu ergründen. Ich bin allen, die mir dabei geholfen haben, dankbar, insbesondere der „Marinedivision Ostsee“ in Kiel, welche mich zu der richtigen Quelle, dem „Deutschen Bundesarchiv, Außenstelle Frankfurt/Main“, leitete, und dem Staatsarchiv Bremen, welches in mühevoller Arbeit die Herkunft und die näheren Lebensumstände klärte.

Um es kurz zu sagen: Clodius war ein Bremer, Sohn des Seeschiffers, späteren Kaufmanns Friedrich Ludwig Cl. und der Rebecca, geb. Kindt. Er wurde in Bremen am 27. Dezember 1810 geboren und starb am 4. November 1870 in Bremen an einer Blasenkrankheit. In jungen Jahren ging er nach Amerika, erlernte dort das Zimmerhandwerk und fuhr danach jahrelang als Matrose auf amerikanischen Kriegsschiffen, wobei er sich gute englische Sprachkenntnisse erwarb, kehrte dann aber in die Heimat zurück, arbeitete auf einer kleinen Bremer Werft beim Bau von Segelschiffen, heiratete und ging zu der Bremer Reederei J. G. Hagemeyer über, bei der er von 1840 bis 1847 als Kapitän einen Schoner „George“ fuhr. Wann er das Kapitänspatent erworben hat, ist nicht bekannt. 1848 oder 1849 bot sich ihm eine Gelegenheit, wieder im Schiffbau zu arbeiten, und zwar in Leer beim Bau von Kanonenbooten für die junge deutsche Bundesmarine. Hier packte ihn der Ehrgeiz, als Offizier in die Bundesmarine einzutre-

ten. Da sein Bewerbungsschreiben erhalten geblieben ist und Schlüsse auf seine Persönlichkeit zuläßt, möge es im Wortlaut folgen:

Die Akte beginnt mit einem Einstellungsgesuch von Capt. Clodius an das „Reichsministerium des Handels, Abth. f. d. Marine“, in Frankfurt a. M., z. H. von Herrn Minister Duckwitz.

Leer, den 12. März 1849

Ew. Exelence

Wollen mir gütigst verzeihen, daß ich Sie mit diesem Schreiben belästige:

Durch Capt. Hederich beauftragt, habe ich die Aufsicht über den Bau und die Ausrüstung der vier Canonen-Böte an der Ems übernommen und hoffe, daß selbige zur Zufriedenheit des geehrten Marine-Departements ausfallen werden. Das Werk schreitet, so rasch wie sich nur erwarten läßt, fort und läßt bis jetzt nichts zu wünschen übrig.

Meine Bitte an Sie ist, wenn Sie Gebrauch von meinen geringen Diensten machen können, mir eine Offiziersstelle an Bord der Schiffe oder auch bey den künftigen Bauten der Schiffe, Arsenalen, Werften etc. etc. zu vergönnen.

Ich würde mir die Freyheit nehmen, Sie um eine persönliche Audience zu ersuchen. Da ich aber gern das in mich gesetzte Vertrauen rechtfertigen möchte, so darf ich wohl nicht die begonnene Arbeit verlassen.

Darf ich daher wagen zu hoffen, daß Sie irgend eine für mich passende Anstellung in Aussicht stellen? Dieses dankbar anerkennend, würde ich gewiß, soweit meine Fähigkeiten reichen, jederzeit meine Kräfte und besten Willen meinem Berufe und dem Vaterlande widmen. Ich habe meine ganze Jugend auf americanischen Schiffen zugebracht und ist mir die englische Sprache ebenso geläufig als die deutsche. Nachher ca. zehn Jahre von Bremen als Steuermann und acht Jahre als Capitain für ein Bremer Haus. Ich habe das Schiff jedoch vor einem Jahre durch Schiffbruch verloren. Auf Verlangen wird es an den besten Zeugnissen nicht fehlen. Ich bin jetzt 38 Jahre alt, und mein größter Wunsch ist, in unserer künftigen Marine etwas Tüchtiges leisten zu können.

Ihre gütige Nachsicht für dieses Schreiben in Anspruch nehmend, zeichnet so hochachtungsvoll als ergebenst
Ew. Exelence unterthän. Diener
gez. C. G. Clodius

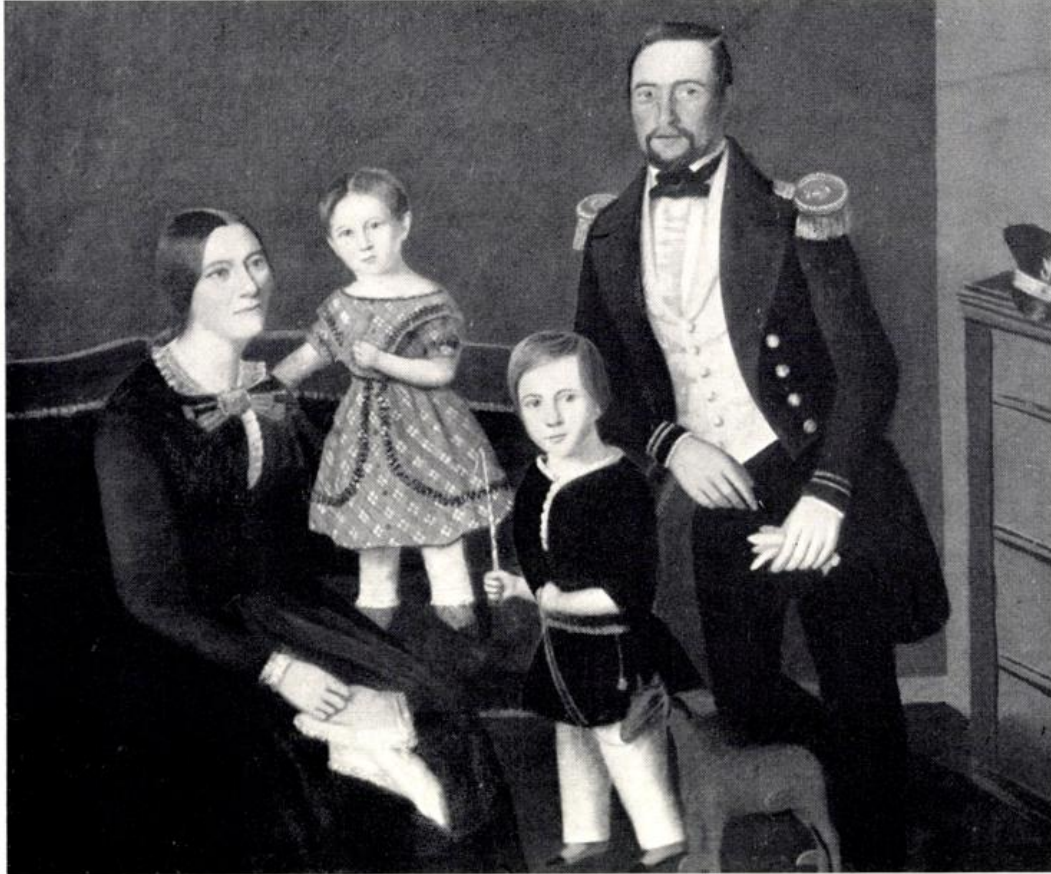
Vermerk des Ministers vom 16. März 1849: „Soll Zeugnisse einsenden. Erkundigungen einzuziehen über ihn bei Capt. Hederich.“

Section I, Nr. 769

K.

Die angeforderten Zeugnisse fielen günstig aus — auch sie sind noch erhalten —, so daß der Reichsverweser Erzherzog Johann in Frankfurt auf Empfehlung des Ministers am 5. April 1849 die Ernennung vollzog, aber vorläufig nur zum Hilfsoffizier, wie es üblich war. Cl. war auch zu dieser Stellung „mit Freuden bereit“, wie aus einem Schreiben vom 30. März 1849 hervorgeht.

Er blieb nun zunächst beim Bau der Kanonenboote in Leer. Einmal sollte er auf ein Schiff an die Weser versetzt werden, jedoch machte



Carl Gustav Clodius mit Ehefrau Elise Carolina Charlotte, geb. Buddecke,
und den Kindern Wilhelm und Auguste.
1850, vermutlich Bremen. Maler unbekannt.

Brommy auf dringendes Ersuchen von Capt. Hederich die Versetzung wieder rückgängig. Ende des Jahres oder Anfang 1850 erfolgte aber dann doch seine Versetzung auf die Radfregatte „Barbarossa“ als Wachoffizier, und damit begann sein Verhängnis. Die diesbezüglichen Akten sind leider durch Wassereinwirkung nur zum Teil lesbar. Es scheint so, daß Cl. in den ihm ungewohnten Verhältnissen aufgefallen ist, so daß er mehrmals ermahnt werden mußte. Die Offiziere waren durchgehend Ausländer, der Kapitän ein Engländer, die anderen Offiziere Belgier oder Amerikaner, nur die Offiziersanwärter und Hilfsoffiziere waren Deutsche. Es kam zu Hänseleien und schließlich sogar zu einer Schlägerei, bei welcher Cl. gegen einen Seejunker seine Fäuste gebrauchte. Dieses wurde dem Admiral Brommy dienstlich gemeldet, welcher nun seine Entlassung aus der Marine — ohne Kriegsgerichtsverfahren — beim Ministerium beantragte.

Bei dieser wurde ihm das weitere Tragen der Uniform untersagt. Letzteres gibt vielleicht einen Hinweis, wie es zu den Hänseleien gekommen sein kann. Cl. hatte sehr bald, nachdem er an die Weser versetzt worden war, einen Kunstmaler beauftragt, von sich und seiner Familie ein Bild zu malen, das jetzt im Hamburger Museum befindliche. Es zeigt ihn in Galauniform und sogar mit zwei angedeuteten goldenen Armringen eines Kapitänleutnants. Man kann wohl annehmen, daß er dieses in Kameradenkreisen gezeigt hat und daß es auch den Seejunkern bekannt geworden war. Die Entlassung erfolgte am 21. Mai 1850.

Cl. kaufte sich selber eine Schonerbrigg, die er „I. W. Buddecke“ nannte, und fuhr auf ihr zwei Jahre, und 1863 geschah noch einmal dasselbe. Im Bremer Adreßbuch wird er bis zu seinem Tode als Kapitän geführt, in einer Notzeit auch zwischendurch als Schweine-schlachter!

Er hat wohl ein mühsames Leben geführt, aber was kein anderer aus der ehemaligen deutschen Bundesmarine von 1849 erreicht hat, sein Bild wird in einem deutschen Museum als wohl gelungenes Porträt eines damaligen Offiziers gezeigt. Es mag auch sonst in den Gemäldegalerien Bilder geben, bei denen die Lebensumstände durchaus nicht dem von dem Maler dargestellten Glanze entsprachen.

Schrifttum: Max Bär: Die deutsche Flotte von 1848/52, Verlag Hirzel, Leipzig 1898. — Akten der Deutschen Bundesarchiv-Außenstelle Frankfurt/Main. — Ermittlungen des Staatsarchivs Bremen.

4.

Aus den Fritzeschen Familienpapieren**Bericht *) über den Besuch König Wilhelms I. von Preußen in Bremen
am 15. und 16. Juni 1869.**

Mitgeteilt von Maria von Pochhammer, geb. Fritze.

Margaretha Boyes ¹⁾ an Johanne Fritze ²⁾, geb. Boyes, ihren Mann Richard Fritze und deren Kinder, derzeit auf Reisen.

Bremen, den 16. Juni 1869.

Herzlich guten Tag, mein liebes Hannchen, lieber Richard,
alle liebe Kinderlein!

Von Herzen haben wir uns gefreut, als Euer Karl ³⁾ uns auf Euren Befehl gleich Nachricht brachte, und zwar sehr gute; unsere Gespräche wie Gedanken haben Euch oft begleitet unterwegs . . . Wenn Ihr Lust habt, bitte laßt bald einmal von Euch hören. Ihr sollt Euch nicht oft plagen mit Correspondieren, ich will mich auch kurz fassen, damit Ihr nicht lange zu studieren habt — doch ob ich mich heute beeilen kann, ob ich nach Wunsch schildere, das ist eine große Frage. Denn den gestrigen herrlichen Tag zu beschreiben, das unvergeßliche Fest, dazu ist eines Jeden Feder nicht fähig —, daß Ihr nicht anwesend wart, ist unser einziges Bedauern . . . Ich will es Euch nicht durch unnöthige Worte erschweren . . . Aber hören müßt Ihr, daß wir Alle wohlauf waren, daß unser lieber Papa von 7¹/₂ Uhr bis 11¹/₄ Uhr in den festlichen Räumen der feenhaft erleuchteten wie mit den schönsten Guirlanden und Bouquets geschmückten Börse mit mir ausgeharrt hat, und zwar aus eigenstem, größtem Interesse. Die Soirée fiel glänzend aus, wie überhaupt Jegliches, was zu Ehren der hohen Gäste ausgedacht worden war, erhöht natürlich durch das schönste Wetter, was Ihr Euch nur denken könnt, von Morgens früh bis Abends spät . . .

Den Einzug habe wir wundervoll gesehen von Hillmanns Hotel aus . . . Gleich nach dem Frühstücke hatten Papa, Clotilde ⁴⁾ und ich

*) Mit leichten Änderungen in der Rechtschreibung.

¹⁾ Margaretha (Meta) Boyes, geb. Heineken, 44 Jahre alt, zweite Frau von James Boyes, 65 Jahre alt.

²⁾ Johanne (Hannchen) Fritze, Tochter von James Boyes aus seiner ersten Ehe mit Permelie, geb. Vogel, 29 Jahre alt.

³⁾ Diener bei Fritzes.

⁴⁾ Als Hausbesuch.

uns auf die Wanderung begeben; gingen durch die Mozartstraße, wo überall sehr geflaggt war, gingen über den Osterdeich — wenig Auszeichnung nur; Eure große, schöne Flagge erhob sich hoch in die Luft, so auch bei den nächsten Nachbarn. Wenig war am Alten Wall zu sehen, desto mehr in der Osterthorstraße, Domsheide, Börse, Marktplatz, Obernstraße, Lloyd, Domshof; natürlich an den belebtesten Plätzen wundervoll Alles: Laubgewinde, große Vorkehrungen zur Erleuchtung Abends; es war ein unglaubliches Leben in den Straßen . . .

Clotilde und ich wanderten am Vorabend mit Papa noch viel in den Straßen umher, gingen auch zum Bahnhof, wo der Baldachin vom Mittage gänzlich eingefallen war, vom Sturm und Regen beschädigt, und 90 Arbeiter sind gleich beschäftigt gewesen, um Alles noch fertig zu bringen, haben die ganze Nacht hindurch gearbeitet — da war Morgens der schönste Sonnenschein . . .

Durchdrängen schon um 10 Uhr mußten wir uns. Bei Mutter Nanny⁵⁾ war ein ganzer Kreis auf dem Balkon versammelt, Mutter erblickte ich auch. Ein Jeder schien in begeisterter, erwartungsvollster Stimmung. Auf dem Balkon bei Hillmann waren die Damen vom Senat versammelt, so auch die Damen, deren Männer die Equipagen gestellt hatten. Also hättest auch Du herrlich von da aus den Einzug sehen können. Die superben Schimmel verfolgten wir stets mit Vergnügen; Diederich⁶⁾ wie Karl fühlten sich gewiß besonders stolz an dem Tage, den hochgefeierten Minister v. Roon zu fahren. Wir konnten alles genau erkennen, schon nach den viel gesehenen Bildern aus der Kriegszeit. Dank meiner weit sehenden kleinen Schweinsaugen brauchte ich kein Glas.

Als nun endlich wahrgenommen wurde — nach der schnurgerade aufgestellten Mauer der Zuschauer auf der Straße —, daß der König schon vom Bahnhofe aus unterwegs sei, begann ein kaum endendes Hurrahrufen; es wiederholte sich stets von neuem, wenn ein anderer Wagen folgte, namentlich als Graf Bismarck erkannt war. — Ich versichere Euch, Papa ist noch heute heiser. Es war ein Wehen der Tücher, ein freudiges Gewirr. Was Alles, Groß wie Klein, nur dem Zuge folgen konnte, schloß sich gewiß an. Graf Bismarck fuhr erst mit zum Bürgermeister Meier, wo die Vorstellung des Senates stattgefunden

⁵⁾ Fritze, geb. Körber, Mutter von Richard Fritze.

⁶⁾ Richard Fritzes Kutscher.

hatte . . . Bald darauf fuhren alle Fremden wieder vorüber nach dem Bahnhofe, der König besonders nach allen Seiten abermals freundlich grüßend ⁷⁾). Damen warfen Bouquets, Kränze in die Wagen hinab; so thaten auch wir Nachmittags, als die Fahrt durch die Stadt vor sich ging ⁸⁾, über Osterdeich, Mozartstraße an unserem Hause vorüberkam. Mehrere Bekannte waren gekommen, die mit Clotilden und Papa auf dem Balkon standen und ihre großen Gunstbezeugungen zu erkennen gaben. Der König, der mit Bürgermeister Duckwitz im Wagen saß, sowie die nächstfolgenden Insassen blickten freundlichst dankend herauf, was uns natürlich sehr glücklich machte. Zwei große Flaggen, 3 Wappen, ein großer Kranz um den Balkon, 3 Teppiche oben aus den Fenstern schmückten bedeutend unser so liebes Haus. Papa war in allen diesen Tagen, besonders gestern, in erhöhter Stimmung; es ist zum Glücke Alles gut bekommen, selbst die Hitze gestern Abend . . .

Etwas nach halb 8 Uhr fuhren also mit Eurer gütigen Erlaubnis Geschwister Meckes ⁹⁾ unseren Frederick ¹⁰⁾ fort zur Soirée; gleich hinterdrein folgten wir . . . Erst um 10 Uhr erschien der König. Alles fiel hübsch aus, schien sehr freundlich aufgenommen zu werden: die Ansprache von Herrn Arens ¹¹⁾, der Gesang der Damen, Leontinens sehr hübsche Anrede, frei und gewandt, Alles, was hinzugehört ¹²⁾. Fr. Dreyer hielt den Lorbeerkranz auf einem weißen Atlaskissen, gab ihn Leontine, Letztere dann dem Könige. Mit den Worten: „Überreichen Sie ihn mir nicht, dürfte ich ihn nicht annehmen“, redete der König dankend Leontine an. Ich glaube, Fr. Mosle ¹³⁾ gehörte mit zu Beiden. Wir standen etwa 10 Schritte vom König entfernt, sahen Alle, Fremde wie den Senat mit seinen schön geputzten Damen, ganz genau. Fr.

7) Der König fuhr mit seiner Begleitung kurz nach 12 Uhr nach Bremerhaven zur Besichtigung des Lloydampfers „Deutschland“ und der Schiffe „Germania“ und „Hansa“ der Zweiten Deutschen Nordpolexpedition, die bald darauf ihre Fahrt antraten.

8) Nach Rückkehr von Bremerhaven.

9) Antonie Fritze, Schwester Richard Fritzes, war mit Johannes Mecke verheiratet.

10) Einer der jüngeren Söhne von James Boyes.

11) Johann Theodor Arens, Inhaber der Firma Arens & Heinsohn, Sögestraße, Präses der Handelskammer 1869, als solcher Hausherr der Börse und damit der Gastgeber.

12) Eine der sieben Töchter von Bürgermeister Arnold Duckwitz, damals 25 Jahre alt.

13) Tochter Alexander Georg Mosles, des späteren bremischen Reichstagsabgeordneten.

Böving, Nielsen, Arens, welche die Fahre gestickt hatten vor 2 Jahren, wurden dem Könige auch vorgestellt.

Der König hatte für Jede ein freundliches Wort, zeigte wirklich ein lebhaftes, dankbares Interesse, sprach dem Baumeister Müller, der ihm auch vorgestellt wurde, seine Bewunderung aus für den schönen Bau der Börse . . . Die Damen ließen sich vielfach dann vorstellen, Frau Mathilde Meier ¹⁴⁾ natürlich ebenfalls strahlend; für sie wie für ihren Gatten unbedingt ein unvergeßlicher Tag. Mit dem Sohne ¹⁵⁾, der freundlichen Tochter ¹⁶⁾ sprach Graf Bismarck auf der Tribüne auch sehr freundlich. Toiletten wirklich sehr reich und geschmackvoll; wirklich ein Jammer, wenn sie nicht zu Tage kommen wären.

Mama Duckwitz ¹⁷⁾ eröffnete mit dem Könige die Polonaise, Graf Bismarck mit Frau Cons. Meier ¹⁸⁾, Herr v. Roon oder Moltke mit Frau Bürgermeister Meier ¹⁹⁾. Es wogten dermaßen die vielen Uniformen, daß man sie nicht Alle leicht ins Auge fassen konnte; Großherzog v. Mecklenburg mit Tante Mohr ²⁰⁾ u.s.w.

Onkel Eltermann Löning ²¹⁾ hatte sich vorstellen lassen und gesagt, er sei in demselben Alter wie S. Majestät. Da hatte der König geantwortet: „Aha, das ist ein guter Jahrgang!“

Nach der Polonaise wanderten Papa und ich sehr befriedigt fort. Die Nachtluft 11¹/₄ Uhr war nicht viel kühler als im eben verlassenen Raum, eine herrliche Nacht. Den Domshof, die Hauptpunkte in brillanter Erleuchtung, sahen wir noch, kamen dann heim, wo Francis ²²⁾, auch sehr ermüdet von allem Wandern und Schauen, unserer harrete. Um 1 Uhr kam die liebe Jugend zurück.

¹⁴⁾ Mathilde Meier, geb. Quentell, Tochter des Eltermanns Friedrich Leo Quentell, Gattin H. H. Meiers.

¹⁵⁾ Hermann Henrich Meier, nachmals Besitzer einer großen Teefirma in Arabien.

¹⁶⁾ Käthi Meier, damals fast achtzehnjährig.

¹⁷⁾ M a r i a Albina Duckwitz, geb. Borchers, Frau des Bürgermeisters Duckwitz, Schwiegermutter von Richard Fritze aus seiner ersten Ehe mit Johanne Duckwitz.

¹⁸⁾ Frau von H. H. Meier, vgl. Anm. 14.

¹⁹⁾ Schwägerin von H. H. Meier.

²⁰⁾ Frau des Bürgermeisters Carl Friedrich Georg Mohr.

²¹⁾ Eltermann Justin Friedrich Wilhelm Löning, 1796—1879.

²²⁾ Jüngster Sohn von James Boyes.

Nach der Parade 8 Uhr diesen Morgen haben die hohen Gäste nun das gemüthliche Bremen verlassen ²³⁾, theilweise ist's noch geschmückt, theils ist das vorige Ansehen wieder da.

Ja, da habe ich nun ein kleines Potpourri zusammengebracht, vielfach gestört bin ich worden, gelacht, gesprochen haben wir oft in-
zwischen, dadurch den Faden verloren.

Nun gehabt Euch wohl, Ihr Lieben, Alle lassen herzlichst grüßen.
Gruß und Kuß

von Eurer Mama.

²³⁾ Zur Weiterfahrt nach Oldenburg.

Besprechungsteil

XI.

Zeitschriften- und Bücherschau zur bremischen Geschichte.

Zusammengestellt von Friedrich Prüser

Gewiß ist Vollständigkeit in einer Zeitschriften- und Bücherschau ein erstrebenswertes Ziel. Erreicht werden kann dies wohl nie, weil die Ansichten darüber, was zur Vollständigkeit gehört, zu verschieden sind, und weil sich die Zeiträume, über die berichtet wird, gegeneinander verschieben.

Für uns handelt es sich hier um ein Schrifttum, das irgendwie die Geschichte Bremens berührt, auch die des bremischen Landes, und ebenso Verbindungen und Verknüpfungen der Stadt, etwa die Hanse und Bremens Beziehungen zu ihr, aber auch Verbindungen vom Geistigen und Kulturellen her, Gleichheit oder Ähnlichkeit im religiösen Bekenntnis, Kirche und Schule, und die vielfältigen Beeinflussungen im künstlerischen Leben.

Das eine oder das andere des Aufgenommenen mag man für weniger wesentlich halten; staatliche strenge Grenzen für den Kreis des zu Berücksichtigenden zu ziehen, ist sowieso nicht möglich. Für die zu leistenden Arbeiten haben sich wiederum freundliche Helfer angeboten, und dankbar sei ihrer Hilfe gedacht. Ihre Namen stehen unten vermerkt, mit dem für sie gebrauchten Signum. Ihre Beiträge auf gleichen Stand zu bringen, schon was die Länge betrifft, ist nicht immer möglich gewesen; vielleicht hätten wir dies in manchem auch bedauern müssen. Es kann solche Verschiedenartigkeit ja auch Gewinn sein, das Bild beleben, Hauptpunkte hervorheben.

Um Raum zu sparen, ist versucht worden, öfter zu verwendende Zeitschriftentitel, aber auch ständig wiederkehrende Fachausdrücke in Kürzungen zusammenzufassen; eine Liste findet man unter diesen einleitenden Worten.

Abkürzungen

EV.	= Wilhelm Evers	V.	= Werner Vogt
Fr.	= Walter Fräßdorf	Wff.	= Hinrich Wulff
Hb.	= Theodor Halbach		
Btf.	= Bildtafeln	S.	= Seite
Jg.	= Jahrgang	Sp.	= Spalte
hrsgg.	= herausgegeben	Bd.	= Band
Vll.	= Veröffentlichungen	H.	= Heft
Vf.	= Verfasser		
Br.Jb.	= Bremisches Jahrbuch		
Bll.dtsch.			
Landesgesch.	= Blätter für deutsche Landesgeschichte		
HGHBl.	= Hamburgische Geschichts- und Heimatblätter		
HGBll.	= Hansische Geschichtsblätter		
Jahrb.MvM.	= Jahrbuch der Männer vom Morgenstern		
MStGuHV.	= Mitteilungen des Stader Geschichts- u. Heimatvereins		
Ndd.Hbl.	= Niederdeutsches Heimatblatt		
NdsJb.f.Ldsgesch.	= Niedersächsisches Jahrbuch f. Landesgeschichte		

Nordd.Famkde.	= Nordd. Familienkunde, Ztschr. d. Arbeitsgem. genealogischer Verbände in Niedersachsen
RoSchr.	= Rotenburger Schriften
StJb.	= Stader Jahrbuch
Zsch.VhG.	= Zeitschr. des Vereins f. hamburgische Geschichte
Kbl.ndd.Sprachf.	= Korrespondenzblatt des Vereins f. niederdeutsche Sprachforschung
Vfl.Famkdl.	= Veröffentlichung der Familienkundl. Kommission f. Niedersachsen u. Bremen sowie angrenzende ostfälische Gebiete e. V.
Zschr.f.ndd.Famkde.	= Zeitschrift f. niederdeutsche Familienkunde

A. Allgemeines

Archiv-, Bücherei- und Museumskunde — Quellenveröffentlichungen — Bibliographische Nachweise

Bearbeitet von Günter Aders und Helmut Richterling ist die große Übersicht über *Das Staatsarchiv Münster und seine Bestände* 1968 mit einem zweiten Teilband des Bd. II fortgeführt worden, der für die Buchstaben L—Z die Zusammenstellung der Reichskammergerichtsbestände im münsterschen Archiv zu Ende bringt und dazu die Niederschriften über drei in Wien unerledigt gebliebene, von westfälischen Obergerichten fortgeführte Verfahren vor dem Reichshofrat enthält.

Die Kurzübersicht über „Die Bestände des Staatsarchivs Münster“, die Josef Prinz bei der Übernahme der Leitung dieses Archivs 1962 „als Notbehelf“ erarbeiten ließ, ist zu besonderer Genugtuung des Herausgebers kurz vor seinem Übertritt in den Ruhestand 1971 durch eine zweite, von Helmut Richterling bearbeitete Auflage ersetzt worden, die insofern einen dauernden Standort erhalten hat, als sie als Heft 1 der im Auftrage des Kultusministeriums von Nordrhein-Westfalen vom Staatsarchiv Münster herausgegebenen Reihe B, Archivführer und Kurzübersichten, neu erschienen ist, alles innerhalb der Veröffentlichungen der Staatlichen Archive des Landes Nordrhein-Westfalen.

Der Überblick von Friedrich Karl Raif über *Die Entwicklung des Rostocker Rats- und Stadtarchivs von 1621 bis 1945* (Bd. 1 der „Rostocker Beiträge“ 1966, VEB Hinstorf Verlag Rostock 1967) behandelt insbesondere die Zeit bis 1884, anschließend weitergeführt bis 1945, als die Archivgesetzgebung der DDR besondere städtische Regelungen überflüssig machte. In den mehr als 250 Jahren seit 1621 bis 1884 waren Rechtsgelehrte aus dem Kreis des Rates, zur Ableistung eines besonderen Eides verpflichtet, Registratoren, bald als Archivare bezeichnet, Leiter des später auch ausdrücklich so genannten Archivariats. Erst 1884 war der Sekretär des Hansischen Geschichtsvereins Dr. Karl Koppmann als Stadtarchivar nach Rostock berufen worden, der — ohne über weitere Mitarbeiter verfügend — einer großen Arbeitsfülle gegenüberstand und schließlich auch noch hemmenden Vorschriften unterworfen wurde. Die weitere Entwicklung, fein gezeichnet, entspricht im ganzen dem, was wir auch von anderen alten Rats- und Stadtarchiven kennen, hat aber auch bemerkenswerte Besonderheiten. Hb.

Auch Wismar kann in aller Öffentlichkeit jetzt Aufschluß über sein Archiv geben. Bearbeitet von Anneliese Düsing, erschien 1969 im Verlag Ernst Wähmann in Schwerin ein 134 S. starkes, mit einem Bildanhang von 12 S. ausgestattetes Buch über *Das Stadtarchiv Wismar und seine Bestände*. Die Benutzer werden sehr bald erkennen, wie gut die Vf.in das Erbe Franz Crulls und Friedrich Techens verwaltet hat, sowohl was nach dem letzten Kriege die Wiederherstellung und sinnvolle Ordnung wie auch ihre Darstellung betrifft. Der Inhalt gliedert sich in eine historische Übersicht mit Abrissen zur Stadt- und zur Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte und auch einer Geschichte des Archivs und in eine Bestandsübersicht, gesondert nach „Feudalismus/Kapitalismus“, Sozialismus, Ratsbibliothek. Es verbirgt sich hinter den uns ungewöhnlichen Titeln indes eine gesunde Ordnung, für die man der Bearbeiterin dankbar sein kann.

Westfälisches Wirtschaftsarchiv Dortmund heißt ein in steifem Karton hergestellter Falter von — unter Einschluß des allseitig bedruckten Umschlages — 22 S., der über Sinn und Zweck, Verwaltung und Organisation dieses Archivs unter reicher Ausstattung mit Bildern und Faksimiles gut Auskunft gibt.

*

In den *Urkunden und erzählenden Quellen zur deutschen Ostsiedlung im Mittelalter (Diplomata et Chronica historiam locationis Teutonicorum illustrantia)*, durch Herbert Helbig und Lorenz Weinrich gesammelt und herausgegeben für die Ausgewählten Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters — Freiherr-vom-Stein-Gedächtnis-Ausgabe (Darmstadt 1968, Wissenschaftliche Buchgesellschaft) werden im ersten, Mittel- und Norddeutschland und die Ostseeküste umfassenden Teile S. 42—95 die Ansiedlungen von Holländern und Siedlungen nach holländischem Recht, S. 97—251 Ländliche Siedlungen, Märkte und Städte in Holstein, an der Niederweser, in den brandenburgischen Marken, in Obersachsen und in den Lausitzen berücksichtigt, vielerorts mit unmittelbaren Bezügen auf Bremen bei den infrage kommenden Urkunden, die, ohne eingehende Kommentare und unter Beschränkung auf notwendige Anmerkungen zweisprachig, deutsch und lateinisch, geboten werden, der Anlage dieser klassischen Quellenveröffentlichungen entsprechend.

*

Edvin Brugges und Hans Wiswes Veröffentlichung von Henning Hagens *Chronik der Stadt Helmstedt*, die nun zwar nicht eine Chronik im landläufigen Sinne ist, vielmehr mit ihren vielen Aufzeichnungen von Rechtsgeschäften, Hinweisen, Urkundenabschriften um so mehr stadtbuchähnlichen Charakter trägt, als sie 1491 im Auftrage des Rates durch einen Benediktiner von St. Ludgeri in Helmstedt niedergeschrieben wurde. Sie enthält Aufzeichnungen, die, wenn man sie zeitlich ordnet, mit Nachträgen fremder Hand von 1182—1546 reichen. Bemerkenswert ist, daß diese „Chronik“, die ein hervorragendes Zeugnis ostfälischer Mundart ist, in den zu Lund in Schweden, in einer der Pflögstätten niederdeutscher Sprachwissenschaft, erscheinenden „Niederdeutschen Mitteilungen“, Jg. 19/21, 1963/1965 veröffentlicht wurde; ein zweiter Teil (Register und Kommentare) wird noch folgen.

*

„Der Archivar“, das Mitteilungsbl. f. deutsches Archivwesen, hrsgg. vom Hauptstaatsarchiv Düsseldorf, brachte in einem Beiheft 1, gewissermaßen als einen unter besonderen Gesichtspunkten vorgenommenen Auszug der in dieser Zeitschrift abschnittsweise erscheinenden „Bibliographie zum Archivwesen“, von Hans Schmitz und Hannelore Tiepelmann eine *Übersicht über die Veröffentlichungen der Archivverwaltungen und Archive in der Bundesrepublik Deutschland 1945—1970* (115 Sp., 4°, Selbstverlag des Hauptstaatsarchivs Düsseldorf). Wenn die Archive die Bewahrer und Betreuer der Quellen zur Landesgeschichte sind, so sind schon Übersichten über diese Bestände sehr wertvoll, aber auch darüber, was als wissenschaftliche Forschung und Darstellung daraus in Angriff genommen wurde. Bremen ist hier Sp. 33—35 mit 19 Bänden der „Veröffentlichungen aus dem Staatsarchiv“ vertreten, aber auch mit einigen Ausstellungskatalogen und mit solch bedeutendem Sonderbande wie der Bremischen Biographie 1912—1962, bei der allerdings unsere Historische Gesellschaft Mitherausgeber ist.

*

Daß jetzt endlich, nach Überwindung vieler Schwierigkeiten, die *Bibliographie der niedersächsischen Geschichte für die Jahre 1958—1960*, das gar mit einem Gesamtregister für die Jahre 1956—1960, erschienen ist, muß jeden, der irgendwie mit geschichtlichem Schrifttum in unserm Raume zu tun hat, mit Genugtuung, mehr noch: mit Freude erfüllen, und man muß dem betagten Bearbeiter, meinem Freunde Dr. Friedrich Busch, Bibliotheksdirektor i. R. in Hannover, aufrichtigen Dank dafür wissen, daß er damit eine Fortsetzung seiner grundlegenden *Bibliographie der niedersächsischen Geschichte für die Jahre 1908—1932* fertig vorlegen konnte. Freilich haben die Register zu dem vorliegenden Bande bereits von bewährten Helfern in Friedrich Buschs bibliographischer Arbeit geschaffen werden müssen, der sehr eingehende Nachweis der Verfasser von Frau May Redlich, das Schlagwortregister von Bibliotheksrat Dr. Reinhard Oberschelp. Dieser hat den Fortsetzungsband 1961—1965 unter Verwendung der grundlegenden Vorarbeiten von Friedrich Busch bereits weitgehend zur Veröffentlichung vorbereitet. Friedrich Busch hat auch die noch bestehende Lücke von 1933—1955 nach besten Kräften zu schließen getrachtet; man wird sich aber für die abschließenden Arbeiten nach einer neuen Kraft umsehen müssen. Der greise Planer des Gesamtwerkes, der, von ihm selber sicherlich sehr schmerzlich empfunden, von dieser, einer Lebensarbeit, zurücktritt, darf für sein nimmermüdes Schaffen für alle Zukunft unseres Dankes gewiß sein. Indes muß dem Bremer Beobachter auffallen, wie wenig fest der Begriff „Niedersachsen“, wie in anderen Veröffentlichungen so auch hier, geprägt ist. Die Geschichte des Landes Bremen ist an der zuständigen Stelle, unter Abschnitt XI, nicht vermerkt. Nur von „Landesteilen“ ist hier die Rede und von der Geschichte einzelner Orte, unter denen sich Bremen zu begnügen hat, als wenn es wie etwa Bückeburg, Celle, Delmenhorst usw. eine staatlich niedersächsische Stadt sei.

*

Das „Jb. f. fränkische Landesforschung“, hrsgg. vom Institut f. fränkische Landesforschung an der Universität Erlangen—Nürnberg durch Gerhard Pfeiffer gibt auf S. XVII—XXIV des 28. Bd.s (1968) einen Bericht über die

in diesem Bereiche entstandenen Arbeiten — eine nachahmenswerte Gelegenheit. Das wird auch in den nächsten Bänden fortgesetzt, zuletzt im 30. Bd. (1970), S. V—XI. — Praktisch geschieht dasselbe seit einigen Jahren durch das Institut f. historische Landesforschung der Universität Göttingen unter der Schriftleitung seines Sekretärs *Diedrich Fliedner*. Veröffentlicht wird dieser Bericht im *NdsJb.f.Ldsgesch.*, neben dem Jahresbericht der Hist. Kommission f. Niedersachsen, im letzterschienenen Bande 41/42 (1969/1970), S. 334—341. Wir würden uns sehr freuen, wenn wir laufend Zusammenstellungen der abgeschlossenen wie auch der noch in der Entwicklung befindlichen Arbeiten zur bremischen Geschichte veröffentlichen könnten.

Die „Rostocker Beiträge“ — regionalgeschichtliches Jahrbuch der mecklenburgischen Seestädte — erscheinen in Anlehnung an die 22 Bände der von 1890 bis 1941 herausgegebenen „Beiträge zur Geschichte der Stadt Rostock“ 1966 neu als Bd. 1 im VEB Hinstorff Verlag Rostock 1967. Räumlich soll besonders der altmecklenburgische Teil des Küstenbereichs, nun auch auf die Landgebiete bezogen, behandelt werden. Sachlich neu werden neben rein geschichtswissenschaftlichen Themen weitere Wissenschaftsgebiete von der Ur- und Frühgeschichte an bis zur Geschichte der Arbeiterbewegung einbezogen.

Johannes Schildhauer gibt die Einführung mit seinem — auf 74 Literaturhinweise der Jahre 1951 bis 1966 gestützten — *Literaturbericht über die in der DDR erschienenen Publikationen*, auf der Grundlage des Standpunktes des „ersten Arbeiter- und Bauernstaates auf deutschem Boden“. Die Gründung der DDR-Arbeitsgemeinschaft im Hansischen Geschichtsverein 1955 war Voraussetzung zu neuer Erforschung aller hansischen Fragen. Veröffentlicht wurden diese Forschungsergebnisse durch Herausgabe der „Abhandlungen zur Handels- und Sozialgeschichte“, der dritten Folge einer seit 1908 erscheinenden Publikationsreihe des Hansischen Geschichtsvereins. 5 Bände sind bis 1964 erschienen. Weitere Arbeitsgemeinschaften widmeten sich hansischen Studien im engeren Sinne wie auch politischen und sozialwissenschaftlichen im Hinblick auf den gesamten Ostseeraum (Sammelband „Hansische Studien“, mit Beiträgen ausländischer Forscher). Grundlage ist stets der historische Materialismus, sind Klassenkräfte, und dabei wird die Lage der „plebejischen Schichten“ besonders beleuchtet. Monographien u. a. von Schildhauer, Fritze, Olechnowitz werden zitiert. Die Hanse wird hierbei „als ein wichtiges Instrument des Klassenkampfes des erstarkenden Bürgertums gegenüber den einheimischen Fürsten wie auch gegenüber den skandinavischen Feudalkönigen“ gesehen. Nach diesen Forschungsergebnissen war die Hanse ebenso sehr an der Herstellung eines einheitlichen Wirtschaftsgebietes im nördlichen Europa entscheidend beteiligt, wie sie auch zur Herausbildung kapitalistischer Produktionsformen — mit Fakten wie Abhängigkeitsverhältnis und Ausbeutungsverhältnis — führte.

Hinsichtlich *Gustav Adolfs* wird auf sein rein politisches Machtstreben, einem festgefügt Deutschen Reich entgegen, verwiesen. Weitere Forschungen beziehen sich auf die sozialwirtschaftliche Entwicklung der einzelnen Länder des Ostseeraumes von den Frühzeiten der Hanse an bis 1945. So wird verwiesen auf die unterschiedliche Entwicklung der Bauernschaften in Schweden im Gegensatz zu dem „preußischen Weg“ des Kapitalismus in

der Landwirtschaft Ostelbiens. Bis zur Gegenwart nehmen die angeführten Aufsätze Stellung zum Imperialismus kaiserlicher Zeit — „Reichskriegshafen Kiel“ — bis zu den Gründungen der verschiedenen kommunistischen Parteien in den nordischen Ländern, der Zeit der „hitlerfaschistischen Diktatur“ und des politischen Kräftespiels seit 1945.

Der 212 Seiten starke Band, mit vielen Bildtafeln zur Geschichte der Fährverbindung Warnemünde—Gedser versehen, bringt insgesamt 13 Aufsätze zu historischen und Gegenwartsfragen der Ostseegebiete. Hb.

Wegen des Greifswald-Stralsunder Jahrbuchs vgl. S. 320 f. Bd. 7 hat seine besondere Erwähnung wegen des in ihm enthaltenen großen Aufsatzes von Wolfgang Rudolph über die *Boote der pommerschen Haffe und Bodden zwischen Recknitz und Nogat* in dem auf Schiffbau und Schifffahrt bezüglichen Abschnitt gefunden.

Über die *Elbinger Hefte* vgl. S. 306 die hier zuständige Mitteilung unter dem Titel: „Hansisches und Hanseatisches“. Zwischen der alten Reihe von 30 Heften und dem Neubeginn unter verantwortlicher Herausgeberschaft der „Truso-Vereinigung e. V.“ hat diese ein Sonderheft als Jahrgabe 1967 erscheinen lassen mit Mitteilungen über das Elbinger Truso-Archiv und einer Übersicht über seine Bestände. Das ist trotz des Namens mehr eine Büchereiangelegenheit als eine archivalische. Denn das erste entstehende Archivgut ist die Registratur dieser Vereinigung. Alles übrige sind *S a m m l u n g e n* von Büchern, Zeitschriften, Karten und dergleichen, die in der Einleitung zu diesem Hefte fälschlich „Archivstücke“ genannt werden. Aufbewahrt wird diese von Rudolf Korth systematisch geordnete „Sammlung“ im Bremerhavener Morgenstern-Museum unter der Pflugschaft von Gert Schlechtriem.

Über die seit 1969 in weiteren Halbjahrheften erschienenen *Scripta Mercaturae* vgl. die Besprechung in dem zuständigen Abschnitt „Verkehrsgeschichte“.

Das „Hessische Jb. f. Landesgesch.“, hrsgg. vom Hessischen Landesamt f. geschichtl. Landeskd. und von der Arbeitsgemeinschaft d. Hist. Kommissionen in Darmstadt, Frankfurt, Marburg und Wiesbaden, legt mit seinem Beiheft zu Bd. 20/1970 (82 S., Marburg 1971, Selbstverlag) das von Karl E. Demandt erarbeitete beispielhafte Muster eines Inhaltsverzeichnisses der bisher erschienenen Bände vor, Fortsetzung und wiederaufnehmende Erweiterung des von Friedrich Uhlhorn 1961 vorgelegten Verzeichnisses für die ersten 10 Bände. Gründlich und genau ist in dem neuen Verzeichnis von den verschiedensten Seiten her an den umfangreichen, in manchem auch verwickelten Stoff herangegangen worden, zunächst mit einem Inhaltsverzeichnis der einzelnen Bände, von denen einige Festgaben waren, für Edmund E. Stengel (IV, 1954), für Georg W. Sante (VI, 1956), für Theodor Mayer (VIII, 1958), für Friedrich Uhlhorn selbst (XV, 1965), dann mit einer zeitlichen und systematischen Gliederung der Aufsätze, mit einem Nachweis der Beiträge, einem „Index“ zum Inhaltsverzeichnis, einer Liste der besprochenen Werke, einem Nachweis der Besprechungen. Wahrlich, mit größerer Umsicht und Durchschau kann man ein Inhaltsverzeichnis kaum herstellen.

Zum fünften Male legen die MSTGuHV. mit Ende ihres 44. Jg.s (1969) ein *Inhaltsverzeichnis* vor, diesmal durch Günter Heinrichs über das 1969

vergangene Jahrfünft, im ganzen in guter Gliederung unter Einschluß der „Regularien“ auf insgesamt 123 S. Vorangestellt werden die früheren vier Inhaltsverzeichnisse mit summarischer Angabe ihres Inhalts, so daß jetzt von 1925 an ein Gesamtverzeichnis vorliegt. Das Ganze ist ein sehr nützlich-liches Findbuch über alles, was in fast einem halben Jahrhundert die heimatische Geschichts- und Volkstumforschung bewegte.

Zu den vom Heimatbund Rotenburg (Wümme) herausgegebenen *Rotenburger Schriften*, in dem Zeitraum von 15 Jahren (1954—1969) im ganzen 30 Hefte, hat ihr jetziger Schriftleiter *Martin Stellmann* ein treffliches Inhaltsverzeichnis (1969, 28 S.) zusammengestellt, gegliedert nach Sachgruppen, den Inhalten der Einzelhefte und den Verfassern. Eine Liste der Sonderschriften des Heimatbundes, von Büchern und Gelegenheitsschriften, ist angeschlossen.

Die „Hansischen Geschichtsblätter“, die seinerzeit mit ihrer „Hansischen Umschau“ das Muster für die Ausgestaltung der „Zeitschriften- und Bücherschau“ unseres Jahrbuchs geliefert haben, sind neuerdings von ihrer alten Übung abgekommen, daneben für wichtige Neuerscheinungen Einzelbesprechungen zu bieten, so wie es seit eh und je durch die „Historische Zeitschrift“ geschieht, das anerkannte Vorbild für die Gestaltung des Besprechungsteiles in unseren Geschichtszeitschriften. Ähnlich verfahren die „Blldtsch. Landesgesch.“, die einen Überblick über das landesgeschichtliche Schrifttum im gesamten deutschen Sprachraum darbieten, die auch dort vorhandene Raumnot aber dadurch abzumildern versuchen, daß sie landschaftliche oder andere Einzelgebiete abwechselnd in ihren stattlichen Jahresbänden mit Sonderschau- en berücksichtigen. Die zur Zeit von uns geübte Art kommt, von der Wissenschaft her gesehen, deren Belangen am weitesten entgegen, als eine Art „Börse der Historiker“, wie Ernst Grohne einst scherzend sagte; wie lange sie aber noch geübt werden kann, hängt nicht von unseren Wünschen, vielmehr allein von wirtschaftlichen Gegebenheiten ab. Eine kurze bremische Jahresbibliographie, die allerdings nur Titel und kurze Stichworte bringt, wird bereits laufend, von *Karl Runge* betreut, im „Jahrbuch der Witt- heit zu Bremen“ veröffentlicht. Freilich kann dergleichen nur Büchereizwe- cken dienen. Eher passen für den allgemeinen Gebrauch, mit kurzen einge- streuten Wertungen und Hinweisen versehen, die vom „Emder Jahrbuch“ für die einzelnen Gebiete seines gesamtfriesischen Wirkens herausgebrachten Zusammenstellungen, so im neuesten, dem 51./52. Bd. (1971/1972) für West- (erlauwers) Friesland, S. 178—188.

Der 86. Bd. der „Basler Zeitschr. f. Gesch.- u. Altertumskde.“ (1968), hrsgg. von der „Hist. u. Antiquarischen Gesellsch.“ zu Basel, ist dem Gedächtnis von *Hans Georg Wackernagel* gewidmet. Hauptstück ist eine Folge von vier Aufsätzen über *Die Ausgrabungen in der* (auf frühromanische Zeit zurück- gehenden) *St. Leonhardskirche*. Der Band enthält S. 223—235 von *Fritz Grieder* eine *Bibliographie Gustav Steiner (1878—1967)* und 237—245 von *Theodor Bühler* ein *Verzeichnis der Schriften von Hans Georg Wackernagel (1895—1967)*. Ein Verzeichnis der von der Gesellschaft heraus- gegebenen selbständigen Publikationen, im ganzen 26, ist dem Heft ange- fügt, das außerdem als wertvolle Beilage von 56 S. eine *Basler Bibliographie 1967* enthält, hergestellt von *Ruth und Max Burckhardt-Menzi*.

Ausgewählte Beiträge zur Landesgeschichte Niedersachsens sind als Festgabe für Georg Schnath zur Vollendung seines 70. Lebensjahres erschienen, dargebracht von drei Einrichtungen, um die sich der Jubilar hoch verdient gemacht hat: vom Institut für hist. Landesforschung d. Georg-August-Universität zu Göttingen, von der Hist. Kommission f. Niedersachsen und vom Hist. Verein für Niedersachsen. Eine Anzahl der hin und her zerstreuten Aufsätze des Verfassers griffbereit in einem Bande zusammen zu haben, ist an sich schon begrüßenswert; doch darf mit besonderer Freude vermerkt werden, daß auch die der *Sophie-Dorotheen-Trilogie*, des Vf.s grundschaftliche Aufsätze über den *Fall Königsmarck*, über *Eleonore v. d. Knesebeck*, die *Gefangene von Scharzfels*, und über die *Prinzessin in Ahlden — Sophie Dorothees Gefangenschaft 1694—1726* — geboten werden. Eine Bibliographie der Veröffentlichungen des Jubilars und eine Liste der von ihm vergebenen oder betreuten Doktorarbeiten beschließen das schöne Buch.

Aus der Altmark, die Jahresberichte des „Altmärkischen Vereins für vaterländische Geschichte“ zu Salzwedel, werden von Hans-Egbert Klaeden, Oberstudienrat in Bremen, geleitet. Sie gliedern sich in einen geschichtlichen und einen volkskundlich-unterhaltenden Teil. Aus dem ersten, *Aus der altmärkischen Geschichte*, sei auf eine kurze zusammenfassende Übersicht über die *Rolandsbilder und ihre Bedeutung* von Ernst Siegel, wohl veranlaßt durch das Vorkommen von Rolandbildern in der Altmark, S. 78—81, verwiesen. Mehr als ein Aufzählen kann das Ganze kaum sein, unter Verzicht auf jede wissenschaftliche Durchdringung; immerhin ist auch der Bremer Roland in Rolandia nicht vergessen, worüber sich ein Leser aus unserer Stadt natürlich freut.

Die Franken in Hessen war der zusammenfassende Arbeitstitel der 1967 abgehaltenen Marburger Tagung des „Gesamtvereins d. deutschen Gesch.s- u. Altertumsvereine“. Die wichtigsten der damals gehaltenen Vorträge werden in einem Bande des „Hessischen Jahrb.s f. Landesgesch.“, dem 18., hrsgg. von den Historischen Kommissionen in Darmstadt, Frankfurt, Marburg und Wiesbaden und vom Hessischen Landesamt für geschichtliche Landeskunde (Marburg 1968), gesammelt dargeboten. Besonders genannt seien hier: Georg Sante, *Die Franken in Hessen*; Rolf Gensen, *Der Christenberg bei Münchhausen und seine Bedeutung*; Friedhelm Debus, *Zur Gliederung und Schichtung nordhessischer Ortsnamen*; Martin Born, *Geographische Siedlungsforschung im Burgwald und in seinen Randgebieten*; Hans-Dieter Lschmann, *Mark, Pfarrei und Zent im Burgwald*.

Matts Dreijers' *Glimpses of Åland History*, hrsgg. und verlegt vom Ålands Museum zu Mariehamn 1968, 48 S., 8°, ist eine Aneinanderreihung kurzer Aufsätze zur Geschichte dieser wohl zu Finnland gehörigen, in ihrer Bevölkerung aber germanisch, schwedisch gebliebenen Inseln. Das Ganze gibt einen guten Überblick über das volkstumsmäßige, politische, wirtschaftliche und kulturelle Geschehen auf dieser Inselgruppe, der besonders den Teilnehmern an unserer Studienfahrt im Sommer 1969 willkommen sein wird, um so mehr, als hier manche Beziehung nach Bremen, besonders zur alten bremischen Kirche, zu Worte kommt.

Finnland im Spannungsfelde zwischen Ost und West, eine fleißige und aufschlußreiche Arbeit des hannoverschen Wirtschaftsgeographen Wilhelm Evers (Schriftenreihe der Niedersächs. Landeszentrale f. pol. Bildung, Gruppe Ostprobleme, H. 11, 112 S. mit vielen Kartenskizzen im Text und einem Tabellenanhang. Hannover 1969), mag vor allem bei denjenigen unserer Mitglieder Aufmerksamkeit hervorrufen, die 1969 an der „Traumfahrt“ nach Mittelschweden und nach Finnland teilnahmen. *Finnland — Grenz- und Randland, Übergangsländ und Brücke* (11—32) oder *Finnlands Geschichte — die Geschichte seiner Nachbarn* (33—58) sind Themen, des Durchdenkens wert, in einem Felde, in dem sich verwandte Wissenschaften treffen.

An dem wissenschaftlichen Buchaustausch zwischen der Bundesrepublik und einigen Ostblockstaaten ist die Historische Gesellschaft dank ihrer Veröffentlichungen in erfreulichem Umfang beteiligt, vor allem was Polen, die Tschechei, die Slowakei und Ungarn betrifft. Es haben in Einzelfällen den Tauschpartnern sogar gezielt geäußerte Wünsche erfüllt werden können; dafür konnten seltene Stücke älter werdenden Schrifttums hereingenommen und von der Hist.Ges. der Staatsbibliothek weitergegeben werden, gemäß den Absprachen, die in diesen Angelegenheiten mit ihr bestehen. Es waren Schriften darunter, die etwa die bisher wenig erforschten Beziehungen zwischen Polen und der Tschechoslowakei vor der Revolution von 1848 zu klären versuchten (von Václav, Žáček) oder, von Júraj Kramer, 1962, *Die Slowakische Autonomistische Bewegung in den Jahren 1918—1929*, auch, 1963, von Ján Kvašnicka *Dokumentarische Berichte über Wesen und Schicksale der tschechoslowakischen Legion in Rußland 1917—1920*. Meist haben diese Schriften eine Zusammenfassung in Englisch oder in Deutsch.

Die Hefte der Sbornik praci filosofické faculty Brněnské University enthalten gelegentlich Listen über den *Büchereinlauf*: man ist erstaunt, wie weit gespannt das Netz des Schriftenaustausches dieser wissenschaftlichen Anstalten des Ostens ist. C 15 (1968) zeigt 167—175 an die 250 Titel.

*

Die MStGuHV. bringen in H. 4 des 44. Jg.s (1969), 70—103, ein *Mitgliederverzeichnis* des genannten Vereins nach dem Stande vom 15. Oktober 1969, das aber auch Vorstand und Beirat, sämtliche Ehrenmitglieder seit der Einrichtung dieser Ehrung, also auch die verstorbenen, enthält, dazu die Obmänner in den einzelnen Bezirken und die Austauschpartner für die Veröffentlichungen, diese über 6 Seiten erstreckt, ein ehrendes Zeugnis für eine verdienstvolle Tätigkeit.

*

Zum 20. Deutschen Genealogentag, der vom 27.—30. Sept. 1968 in Göttingen stattfand, brachte die „Norddeutsche Familienkunde“, die Zeitschr. d. Arbeitsgemeinschaft Genealogischer Verbände i. Niedersachsen, eine Sondernummer, deren Thema durch den Beitrag Hermann Mitgaus über *Göttingen und die wissenschaftliche Genealogie* bestimmt wird. Der weitere Inhalt wird durch Übersichten über die Bedeutung der in Göttingen befindlichen Büchereien und Archive für die Personengeschichte dargestellt, die Annelies Ritter (hinsichtl. der Staats- u. Universitätsbibliothek), Kurt Forstreuter (Staatl. Archivlager), Wolfgang Ollrog (Universitäts-

archiv), Heinz Kelterborn (*Stadtarchiv*), Otto Fahlbusch (*Kreisarchiv*) und Karl-Heinz Bielefeld (*Ev.-Luth. Stadtkirchenarchiv u. Kirchenbuchamt*) zum Verfasser haben.

*

Gerhard Körner, Lüneburgs rühriger Museumsdirektor, legt im Auftrage des Museumsvereins für das Fürstentum Lüneburg einen *Leitfaden durch das Museum* (Lüneburg 1970, 104 S.) vor. Übersichtig und planmäßig in seinem erneuerten Haus geordnet, betont dieses den Charakter eines kulturgeschichtlichen Museums von eigenem Reiz, ähnlich unserem Fockemuseum. Trefflich ist die kurze Einleitung zu dem Büchlein, die Gerhard Körner schrieb.

Holger Dierks berichtet im Ndd.Hbl. 243 (März 1970), 1 f. eingehend über die *Einweihung des Marschenhauses in Speckenbüttel (Bremerhaven)*, des wiederhergestellten, dessen naturgetreuer Wiederaufbau nur dadurch möglich wurde, daß der Vorsitzende des Bauernhaus-Vereins Lehe e. V., Dipl.-Ing. Heinz Günther Thees 1931 als junger Student eine Bauaufnahme des alten Hauses gemacht hatte. Der Einweihungstag gestaltete sich mit einem Empfang zu einer verdienten Ehrung des früheren Vorsitzenden der „Männer vom Morgenstern“ Johann Jacob Cordes aus Anlaß der Vollendung seines 90. Lebensjahres.

Günter Bastian veröffentlicht im Ndd.Hbl. Nr. 248 (August 1970) 2 f., einen aufschlußreichen, flott geschriebenen Aufsatz über *Enkhuizen und das Zuiderseemuseum, das Reiseziel von Freunden niederländischer Geschichte*, also einen Reisebericht. Das wohl wichtigste, aber nicht das einzige Bestandteil des Museums ist seine in großer Halle neugeordnete Schiffsabteilung, ein gutes Vorbild für unsere Schifffahrtsmuseen, auch für das neue in Bremerhaven. — *Von Schiffsfliesenbildern auf den Halligen* berichtet J. Plues sachverständig im Ndd.Hbl. Nr. 248, also an eben genannter Stelle, 3 f., auch daß ein größerer Bestand für das Bremerhavener Museum vom letzten Benutzer erworben werden konnte — heute eine Seltenheit —. Als Wunschbild steht hinter diesem Bericht die Einrichtung eines Zimmers für Kapitäne oder Kommandeure von Walfängern, so, wie sie die Räume ihres Hauses mit niederländischen Kacheln zu schmücken pflegten, wenn sie sich zur Ruhe setzten.

Als der Bremerhavener Maler Paul Ernst Wilke am 7. November 1969 75 Jahre alt wurde, benutzte Wolfgang Rapp bei der Eröffnung einer zu Ehren des Malers im Morgenstern-Museum veranstalteten Ausstellung seiner Gemälde und Zeichnungen die Gelegenheit, Grundsätzliches über *Malerei als Dokumentation* zu sagen, feinsinnig und kenntnisreich dabei das Werk des Künstlers deutend. Die Rede ist im Ndd.Hbl. Nr. 240 (Dezember 1969), 1—3 abgedruckt.

*

Geschichtliche Hilfswissenschaften

Altteste Karte des Unterweser-Raumes nennt Burchard Scheper einen kleinen Beitrag zum Ndd.Hbl. 234 (Juni 1969), S. 3. Jedenfalls hat er die bisher als ältest erwiesene in bremischen Prozeßakten gefunden, in

denen es um Grenzstreitigkeiten in der Gegend von Lehe geht. Es handelt sich um zwei Kartenskizzen aus den Jahren 1575 und 1576, von denen die ältere hier abgebildet ist. Eine gründlichere Untersuchung, Einordnung in bisher Bekanntes müßte folgen, meint Sch. mit Recht.

J o h a n n H a d d i n g a beschreibt im Ndd.Hbl. Nr. 252, Dezember 1970, S. 1, einen *Besuch im kartographischen Archiv Köhn*, dem Besitz eines Oldenburger Bankbeamten, der als *Größte Kartensammlung im Privatbesitz* erklärt wird. Wer denkt von unseren älteren Mitgliedern dabei nicht an Carl Honigsheim, der für viele Jahre unser Mitglied war und eine ähnliche Sammlung besaß, die nach seinem Tode in der wirren Zeit nach dem letzten Krieg allerdings nicht beieinander zu halten war.

*

K l e m e n s S t a d l e r s *Deutsche Wappen — Bundesrepublik Deutschland*, bekanntlich eine Neuauflage des Sammelwerkes *Deutsche Ortswappen* von Otto Hupp (Vgl. Brem.Jb. 51, 430 f.) ist jetzt bis zu sechs Bänden gediehen. Der letzterschienene ist Band 5. Er sei hier besonders hervorgehoben, weil er *Die Gemeindewappen der Bundesländer Niedersachsen und Schleswig-Holstein* enthält, von Achim, der so jungen Stadt, bis Zwischenahn und von Ahrensburg bis Wyk auf Föhr, jedes in guter Ausführung in Zeichnung und Farbe gezeigt und vom Fachmann „blasoniert“, unter Hinzufügung mancher geschichtlichen Zutat, wobei in den beiden Einleitungskapiteln zu den beiden Teilen nicht nur die Wappen des Landes und der Landesteile gezeigt und beschrieben, sondern auch die besonderen Verhältnisse erörtert werden, unter denen die Gemeindewappen, auch und nicht zuletzt die neueren Entstehung, geschaffen wurden.

*

Die von Karl Puchner herausgegebenen, trotz geringen Umfanges wegen der Gediegenheit ihrer Aufsätze sehr angesehenen, besonders auf Flurnamenforschung ausgerichteten „Blätter für oberdeutsche Namenforschung“ enthalten in H. 1/2 des 10. Jg. (1969) 26—30, ein sehr begrüßenswertes Inhaltsverzeichnis über alles bisher Erschienene, für die Jahrgänge 1—10, 1958—1969.

*

J o h a n n e s S c h u l t z e : *Richtlinien für die äußere Textgestaltung bei Herausgabe von Quellen zur neueren deutschen Geschichte* (Bll.dtsch.Landesgesch., 102. Jg., Wiesbaden 1966), 1—10, geben nach einleitender gedrängter Darstellung der geradezu dornigen Geschichte der bis 1894 zurückgehenden Versuche zur Erarbeitung allgemein anerkannter Grundsätze auf diesem Gebiete in umfassender Weise Hinweise für alles das, was zugunsten einer gleichmäßigen Textgestaltung von Quellenausgaben zur neueren deutschen Geschichte zu beachten ist. In einem allgemeinen Teil werden Grundsätze für die Behandlung z. B. von Auslassungen, Versehen, Streichungen, Kanzlei-Vermerken in den Vorlagen, von Zusätzen und textkritischen Bemerkungen durch den Herausgeber usw. aufgestellt. Ein zweiter Abschnitt bespricht die Behandlung deutscher Texte bei der Herausgabe, und zwar zunächst solcher

Texte, „die nicht einer gefestigten Kanzleischreibung oder der Schriftsprache folgen“. Hier werden Richtlinien z. B. für die Wiedergabe von Vokalen mit Längen-, Umlaut- und Diphthongbezeichnungen in den Vorlagen gegeben. Es folgen Ratschläge für die Herausgabe deutscher Texte, „die einer Kanzlei- oder Schriftsprache folgen“, wobei z. B. die Frage geregelt wird, wie weit in solchen Texten die Schreibweise zu modernisieren ist. Nur kurz wird die Behandlung von lateinischen oder sonstigen fremdsprachigen Texten behandelt. Es ist zu hoffen, daß diese in mühsamer Arbeit entstandenen Richtlinien zu einer Einheitlichkeit bei Quellenausgaben zur neueren deutschen Geschichte nicht auch wieder in Vergessenheit geraten wie ihre Vorgänger. Für Johannes Schultze, der soeben sein 90. Lebensjahr vollendete, wäre es eine schöne Geburtstagsfreude. Wir stellen uns gern in die Reihe der ihn Beglückwünschenden. Fr.

*

Kirchengeschichte

Die Kommission für bremische Kirchengeschichte hat sich zu einer „Vereinigung für bremische Kirchengeschichte e. V.“ umgebildet. Ihr Vorsitzender Bode Heyne war führend bei der Bildung einer „Arbeitsgemeinschaft landeskirchengeschichtlicher Vereine und Einrichtungen“ beteiligt, über die Näheres in einem 1. Mitteilungsblatt (1971) mitgeteilt wird.

*

Sprache und Volkskunde

Das „Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung“ veröffentlicht in laufender Folge eine *Niederdeutsche Bibliographie*, die neben dem Niederdeutschen auch das Niederländische umfaßt, alles nach den Erfordernissen der Wissenschaftlichkeit aufgegliedert, wobei der Namenkunde ein breiter Spielraum gewährt wird. Verantwortlich zeichnet Joachim Hartig. Bisher erschienen zwei Teile, im Kbl. 77 (1970), 1, 29 bis 32, und 78 (1971), 1, 7—14.

*

Wirtschafts- und Firmengeschichtliches

Was heißt und zu welchem Ende studieren wir Firmengeschichte? So ist der Titel eines Festaufsatzes, geschrieben von Ludwig Losacker für die von der „Tradition“, 1969, H. 3/4, veranstalteten Festschrift für Wilhelm Treue zur Vollendung seines 60. Lebensjahres, S. 212—215, der *Versuch einer Analogie*, wie es im Untertitel heißt, geistvoll, nachdenklich, ermunternd, es dem durch Schiller gegebenen Vorbild gleichzutun, auch auf diesem Gebiete: man müsse nur nicht ein trockener Buchgelehrter sein. — Und wieder ist es S. 189—195 dem deutschen Pionier recht verstandener Firmengeschichte, der Wilhelm Treue ist, auf den Leib geschrieben, was Klaus Röseler in grundsätzlicher Ausführung über *Die Freiheit der Unternehmer* zu sagen hat, dabei den großen Wandel darstellend, den das Bild des freien Unternehmers des 19. Jahrhunderts in unserer Zeit erfahren hat, bis hin zu dem der privaten Sphäre erwachsenen Managertum, das große Persönlichkeiten haben kann wie der freie Stand, wie dieser aber

neuerdings durch das Mitbestimmungsrecht der Arbeitnehmer in seinem Wirken weiter beschränkt wird.

Gute Quellenunterlagen zur Wirtschaftsgeschichte liefern manchmal, dabei allerdings von der jeweiligen Schriftleitung sehr abhängig, Firmenzeitschriften, wie etwa die *Wir* benannte des Bremer Vulkan in Vegesack. H. 2/3—70 vom Dezember 1970 bringt z. B. Erinnerungen an die Zeit vor 25 Jahren, auch S. 20 einen Bericht von Hans-Joachim Lonke über das Fahrgastschiff des Norddeutschen Lloyd „Berlin: 1923 „Berlin“ NDL, heute „Admiral Nachimow im Schwarzen Meer, von dem auch eine Anzahl guter Bilder geboten werden.

Probleme der Betriebsgeschichtsforschung bespricht für den ungarischen Bereich P. Hanák in den „Acta Historica“, Zeitschr. d. Ungarischen Akademie d. Wissensch. XIV (1968), 339—366, in einem großen Überblick über das, was in „bürgerlicher“ Zeit geleistet wurde und nunmehr auch in anderer Gesellschaftsform geleistet werden sollte, unter Hinzutritt neuer wissenschaftlicher Forschungsweisen erst recht. Das Ganze ist ein ernsthafter Versuch, Anschluß zu bekommen und zu behalten. Angefügt ist eine ausgedehnte Bibliographie der in den Jahren 1945—1967 erschienenen betriebsgeschichtlichen Arbeiten.

Auf eine Firmengeschichte besonderer Prägung mag an dieser Stelle hingewiesen werden: es ist, von dem Firmengründer Richard Borek selber verfaßt: *Die Geschichte des Hauses Richard Borek, Braunschweig*. Herausgegeben zum 75jährigen Bestehen am 1. November 1968 (Braunschweig 1968, Verlag Richard Borek, 48 S., 4 S. Umschlag, mit vielen Abb.), der größten Briefmarkenhandlung Europas. Miteinander verbunden sind Familien- und Firmengeschichte, wozu auch die der angeschlossenen Druckerei gehört, und um so mehr ist eine Erwähnung am Platze, als die angedeuteten Beziehungen weit über den örtlichen Bereich hinausgehen. Die überall eingestreuten Bemerkungen zur Philatelie sind für den Historiker schon deshalb von Wert, weil er sie hier aus dem Munde eines erfahrenen Praktikers erhält.

B. Vor- und Frühgeschichte

Als Veröffentlichung der Historischen Kommission für Niedersachsen usw. Nr. XXXIII ist ein von Martin Last mustergültig bearbeitetes *Gesamtinhaltsverzeichnis der Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte* (Nr. 1 bis 33), 1927—1964, und des *Nachrichtenblattes für Niedersachsens Vorgeschichte* (Nr. 1—3, 1920—1922, u. NF Nr. 1—3, 1924—1926) erschienen, Hildesheim 1969, bei August Lax Verlagsbuchhandlung.

Die „Nachrichten a. Niedersachsens Urgeschichte“ bringen in Nr. 37 (1968) einige unsere Gegend betreffende Fundberichte, so von J. Deichmüller, S. 100—102, über Luttum, Kreis Verden, und vor allem von Detlef Schünemann, S. 126 f., über Weitzmühlen, Kreis Verden, dazu von demselben über drei Nachuntersuchungen im Kreise Verden, S. 134 f., außerdem über einen Fund in Groß-Häuslingen, S. 135 f., über einen Urnenfriedhof der jüngeren Bronzezeit in Daverden, S. 136—144, und über einen Fund in Dörver-

den, S. 152 f. H. G. Steffen berichtet S. 177 f. über Stadtkernforschung in Oldenburg. Als ein Beitrag zur Forschungsmethode bezeichnet Heiko Steuer seinen S. 18—87 veröffentlichten Aufsatz *Zur Bewaffnung und Sozialstruktur der Merowingerzeit: von den Forschungen um die Gräber und die Grabbeigaben* werden wertvolle Rückschlüsse auf die sozialen Wesensgefüge in den verschiedenen Stammesgebieten gezogen und von der Bewaffnung her auf das Heerwesen.

Detlef Schünemann beschreibt in H. 31 (1969) der RoSchr., 64—70, mit 4 Btf., *Hügelgräber an der Autobahn Bremen—Walsrode*, deren Aufdeckung durch drei Grabungsgruppen erfolgte, von denen eine unter Leitung des Vf. des Aufsatzes aus Verdener Gymnasiasten bestand. Als Notgrabungen begonnen, führten sie doch zu bemerkenswerten Ergebnissen, so bei Aufdeckung einer frühbronzezeitlichen Steinpackung in einem Hügelgrabe bei Baden oder bei Feststellung einer Kultnische in einem Hügelgrab bei Holtebüttel/Nindorf, auch bei Hinweisen auf kultische Steinsetzungen am Rande eines Hügelgrabes bei Groß-Sehlingen. Mit einer Häufung von Hügelgräbern dieser Art im Lande ostwärts der Autobahn wird bewiesen, daß die ältere lüneburgische Bronzezeit, Höhepunkt nordischer Bronzezeitkultur, mit ihren Ausläufern bis in das Gebiet der neuen Autobahn hinanreicht.

Das Lob, das wir Karl Heinz Brandts älterer zusammenfassender Darstellung der Vor- und Frühgeschichte, die sich selber als Wegweiser durch die dahin gehörenden Sammlungen des Focke-Museums in Bremen, wenn auch nicht in der Form eines Ausstellungskatalogs, bezeichnete, gespendet haben (Vgl. Br.Jb. 51, 326 f.), trifft vollinhaltlich ebenso auf die 2. (ergänzte) Auflage zu, die als Nr. 28 (anstatt früher 5) der „Hefte des Focke-Museums Bremen“ zu Beginn 1972 erschienen ist. Sie nennt sich jetzt *Vor- und Frühgeschichte des Weserraumes im Gang durch die Schausammlung*. Sie will also mehr sein als ein Führer; vielmehr ist sie ein ausgezeichnete „Kommentar“ zu dem, was das Museum dem Auge des Besuchers bietet. Es ist gut, daß er durch den neugewählten Titel einer *Vor- und Frühgeschichte des Weserraumes* von der engen Begrenzung der Sammlung gleich in die Weite der Landschaft geführt wird, die sich in den Schaustücken abbildet. Bewährtes ist hier auf den neuesten Stand der Forschung gebracht, durch neue Erkenntnisse bereichert worden. Auch dieser „Wegweiser“ wird gute Dienste tun.

Haye W. Hansens Aufsatz *Vorgeschichtsforschung in Cuxhaven* im Ndd.Hbl. Nr. 231 (März 1969), S. 4, ist ein liebe- und lebensvoller Nachruf auf Paul Büttner, Prähistoriker aus Liebhaberei und Leidenschaft. *Seine Erkenntnisse bereicherten unser Wissen*, besonders, was die ältere Steinzeit und ihre Fundstätten an der Niederelbe angeht.

*

W. Harckensen. (Dorum) teilt im Ndd.Hbl. Nr. 233 (Mai 1969), S. 3 unter dem Titel *Wasserbüffelhörner im Nordseeraum* die Ergebnisse einer im Oldenburger Jb. 66 erschienenen Arbeit von Erna Mohr (†) und Hayo Hayen zu diesem Thema mit. Nach den eingehenden zoologischen, geologischen und archäologischen Untersuchungen der beiden Wissenschaftler handelt es sich bei den besonders im Mündungsgebiet der Weser ge-

fundenen Hörnern nicht um bodenständiges Gut, vielmehr um späte Einfuhr von Hörnern indonesischer Büffel, die als Handelsgut der Portugiesen über die Niederländer in unsere Gegend gekommen sind.

*

Herbert Ludat, uns durch mannigfache Aufsätze zur ostdeutschen Siedlungsgeschichte älterer Zeit gut bekannt, veröffentlicht in der „Československý casopis historický“, Bd. XVII, 489—506, eine Arbeit über *Brandenburg, die Heveller-Dynastie und die Prčmysliden*. Er glaubt aus den Aussagen und Quellen des 9. Jahrhunderts ein Fürstentum der Wilzen annehmen zu können, schon in der Zeit vor der Eroberung Brennabors durch Heinrich I., als einigermaßen geschlossenes, bis an die mittlere Oder reichendes Gebilde, dessen Entstehung auf Berührungen mit den Franken zurückgehen dürfte und das auch Beziehungen zu den Prčmysliden hatte. Ganz neu sind von Herbert Ludat im Böhlau Verlag Köln/Wien erschienen: *An Elbe und Oder, Skizzen zur Politik des Ottynenreiches und der slawischen Mächte in Mitteleuropa* (X/210 S., 1 Karte u. 4 Stammtafeln).

Heinrich Spier, einer der leitenden Männer des Gesch.- u. Heimat-schutzvereins Goslar e. V., legt an dessen Veröffentlichung einen Sonderdruck aus der Harz-Zeitschr., Jg. 19/20 (1967/1968), 169—201, vor. Er enthält, durch inzwischen hier festgestellte neue Befunde und Erkenntnisse ergänzt, zwei Aufsätze. Der erste: *Zur Frage einer Burg auf dem Goslarer Georgenberg* bezeichnet sich bescheiden als *Beitrag zu den bisherigen Ausgrabungsbefunden und ihren Problemen* und macht es sehr wahrscheinlich, daß hier vor der Gründung der Stiftskirche eine Burg ottonischer Zeit bestanden hat. — Der zweite Aufsatz hat *Die Harzburg Heinrichs IV.* zum Gegenstand und ist uns auch wegen seiner bremischen Bezüge besonders wertvoll. Dem Vf. geht es um ihre geschichtliche Bedeutung und besondere Stellung im Goslarer Reichsbezirk. Anreger zum Bau ist offenbar Bremens Erzbischof Adalbert gewesen, der sich Ende der 60er Jahre des 11. Jh.s in Goslar aufhielt, dort auch gestorben ist, genialer Planer sodann Benno, damals *Vicedominus* von Hildesheim, später Bischof von Osnabrück. In vielfacher Beziehung hebt sich diese Burg vor den anderen heraus: Großburg und königliche Residenz, Garnison und Verwaltungssitz, wenn auch nicht mehr im Siedlungsgebiet gelegen, sondern an seinem Rande auf der Höhe, Ansatzpunkt für ein Reichsgut im Goslarer Bezirk — so wäre dieser Burg, wäre nicht die Entwicklung jäh durch den Sachsenaufstand unterbrochen worden, eine führende Rolle beschieden gewesen. Die bisherigen Forschungsergebnisse zusammengestellt, neue Wege mit dem Ziele der Fortführung von Grabung und Forschung angedeutet zu haben — ist ein Verdienst, wie dem Vf. gern bezeugt sei.

C. Rechts- und Verfassungsgeschichte

Gestützt auf seine grundlegende Abhandlung über *Die Kulturlandschaft der Hamme-Wümme-Niederung — Entwicklung des Siedlungsraumes nördlich von Bremen* (Göttinger Geogr. Abhdlg., H. 55, 1970) bringt Dietrich Fliedner in den als H 3 der „Braunschweiger Geographischen Studien“ erschienenen *Siedlungs- und Agrargeographischen Forschungen in Europa*

und Afrika, S. 101—118 (mit 4 Karten, Wiesbaden 1971, Franz Steiner Verlag GmbH) einige in diesem Umkreis sehr bemerkenswerte Punkte Zum Problem der wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Stadt und Umland im Mittelalter, dargestellt am Beispiel des Raumes um Bremen links der Weser zu besonderer Darstellung. Es handelt sich einmal um Das Grundeigentum der geistlichen Institutionen und der Bürger Bremens in dem besagten Gebiete, das in Anlehnung an ältere Vorbilder Albert Brackmanns in unserem Raume zuerst von Günther Möhlmann und vom Vf. dieser Würdigung in Arbeiten über die Güterverhältnisse der bremischen geistlichen Stifter erfaßt und in seiner Bedeutung erkannt worden ist. Nach Fl. zeigt sich deutlich eine Zweiteilung des mittelalterlichen Einflußbereiches der Stadt in einen inneren Kern und ein äußeres Umland, das der Vf. der vorliegenden Arbeit aus seinen zunächst unklaren Abgrenzungen gegenüber benachbarten Einflußbereichen durch die Interpretation einer Liste der zur Unterhaltung der Bremer Weserbrücke um 1250 verpflichteten Orte — der im Br. Ub. I, 247, gegebenen Aufzählung — herausgeführt werden kann. Es habe sich um die Orte gehandelt, so meint Fl., deren Bewohner mit gewisser Regelmäßigkeit die Brücke benutzten, weil sie den Bremer Markt mit den Erzeugnissen ihrer landwirtschaftlichen Tätigkeit beschickten, was dann, wie in einem dritten Abschnitt dargetan wird, zu Räumlicher Manifestation der Stadt-Umland-Beziehungen in der Kulturlandschaft, zu politischer Einflußnahme wie zur Verbesserung der Verkehrswege im inneren Umlande, aber auch zu einer Umgruppierung im äußeren und wahrscheinlich auch dort zu vermehrter Siedeltätigkeit geführt hat. Aufmerksam gemacht sei auf die S. 113 in dem Verzeichnis der Quellen zu den beigegebenen Karten versuchte Neuzuteilung einer Reihe von Orten, wobei schon vom Sprachlichen her allerdings noch manches zu erörtern sein dürfte.

Berthold Lindemann hat einen wichtigen Auszug aus seinem Buch *Zur Geschichte einer hollerländischen Landgemeinde: Osterholz einst und jetzt* als Sonderdruck erscheinen lassen, unter dem Titel: *Gutsherrschaft, Meierrecht und bäuerliche Sozialordnung im Hollerlande*, wie er es jahrs zuvor hinsichtlich der kirchlichen Verhältnisse — die gibt es entgegen anderenorts geäußerter Meinung für eine bürgerliche Gemeinde auch dann, wenn noch keine Kirche im Orte ist — durch das Büchlein *Die Melancthonkirche in Bremen-Osterholz* getan hat. Die bodenrechtlichen Verhältnisse und ebenso die bäuerliche Sozialordnung in gesonderter Darstellung zur Verfügung zu haben, ist in diesem Falle um so mehr zu begrüßen, als hier neben die 38 Textseiten viele schöne Abbildungen treten, 18 Bildtafeln von Gutshäusern und ihren Parks mit ihrem figürlichen Schmuck und von Bauernhäusern sowie Faksimiledrucke auf Tafeln und im Text.

*

Die „Studien und Vorarbeiten zum Historischen Atlas Niedersachsens“, eine Veröffentlichungsreihe der Historischen Kommission für Niedersachsen, sind in ihrem H. 24 mit einer Arbeit von Karl-Heinz Lange über den *Herrschaftsbereich der Grafen von Northeim, 950—1144*, fortgesetzt worden, einer sehr tüchtigen Arbeit, die der zweite Teil einer in der Schule Karl Jordans entstandenen Doktorarbeit ist, während der erste, die politische Stellung der Grafen behandelnde Teil, *Die Stellung der Grafen von Nort-*

heim in der Reichsgeschichte des 11. und 12. Jahrhunderts in Bd. 33 des „Niedersächs. Jahrb.s f. Landesgesch.“, 1 ff. erschienen ist. In dem vorliegenden zweiten Teile handelt es sich um neuerdings vielbesprochene Fragen der inneren Struktur der hochmittelalterlichen Grafschaft, für die „hoheitliche und niedere, fremde und eigenherrschaftliche Gerechtsame“ eine Rolle spielen, gräfliche und Vogteigerechtsame gegenüber Besitztiteln, Alloden und Lehen, wobei die durch Grafschaft und Vogtei ausgeübte Gerichtsgewalt zusammen mit den grundherrlichen Rechten das eigentliche Fundament der späteren Landesherrschaft darstellt. Was sich bei den Northeimern ausgebildet, ist über deren Erben, den Supplinburgern, in die Hand Heinrichs des Löwen als Grundlage einer sich weiterhin entwickelnden Landesherrschaft gekommen.

*

Nachträglich sei gern auf eine ältere Arbeit hingewiesen, deren Erwähnung nur deswegen unterblieben ist, weil die Zeitschriften- und Bücherschau zu der in Frage kommenden Zeit durch die Veröffentlichung der Jahrbuchbände als Festschriften unterbrochen war. Wir vermerken also einen Aufsatz von Walter Fürnröhr: *Der Immerwährende Reichstag zu Regensburg — Das Parlament des Alten Reiches* in den „Verhdlg. d. Hist. Vereins f. d. Oberpfalz in Regensbg.“, Regensbg. 1963, 165—255, der deswegen von Bedeutung ist, weil er für die Auseinandersetzungen mit den Anrainern des Reiches die dort, in Frankreich, Dänemark, in den Niederlanden und vor allem in Schweden vorhandenen Quellenveröffentlichungen und neueren Arbeiten ausschöpft, wobei für Bremen vor allem die letzteren bedeutungsvoll sind.

Aus ihnen geht hervor, wie Vf. feststellt, daß die Rolle der Reichsinstanzen, besonders des Reichstages in Regensburg, viel tatkräftiger, entschlossener gewesen ist, als gemeinhin, auch in den neueren bremischen Darstellungen, angenommen wird.

Allerdings müßte dabei berücksichtigt werden, daß es Bremen, das den Westfälischen Frieden des Elsfl ether Zolles wegen nicht unterzeichnet hatte, in allem auch um die Erhaltung seiner in der Schweb e gehaltenen Reichsstandschaft ging, wie um die Sicherung des unbehinderten Zuganges zum freien Meere; gerade diesen, auch für die Elbe, in die Hand zu bekommen, war aber Bestreben der dänischen wie der schwedischen Politik, so durch die Gründung der Karlsburg im Niederweser-Geeste-Winkel. Noch anderes spielt hinein, auf bekenntnismäßigem Gebiete etwa die Forderung des Kaisers auf Zulassung der Jesuiten in Bremen und dessen strikte Ablehnung, sowie die Verbindung Bremens mit den Generalstaaten. Das Ganze ist also eine sehr „komplexe“ Angelegenheit, zu deren Aufhellung durch die verdienstvolle Arbeit Fürnröh rs einige neue, sehr zu beachtende Lichter gesetzt werden. Wir würden gern bereit sein, eine Darstellung von ihm in unser Jahrbuch zu bringen, allerdings dann unter Ausschöpfung auch der bremischen Quellen, z. B. über die Tätigkeit seiner Gesandten in Regensburg.

*

Halle und die ravensbergischen Weichbildorte vor und nach 1719 ist der Titel eines in den „Ravensberger Bll.n“ Nr. 7, 1968, 97—101, abgedruckten

Rede von Gustav Engel, dem Schriftleiter dieser Blätter, gehalten in der Festsitzung der Stadtvertretung Halle (Westf.) am 18. April 1969 aus Anlaß der vor 250 Jahren erfolgten Verleihung der Stadtrechte an die Stadt Halle durch König Friedrich Wilhelm I. von Preußen — eine auf eingehende Studien beruhende Auslassung, die allgemein rechts-, verfassungsgeschichtlich bemerkenswert ist, im besonderen aber auch für Bremen in Rücksicht auf die Orte, die hier, am Rande des Mittelgebirges liegend, angesprochen werden, Orte wie Enger, Bünde, Versmold u. a., zu denen es von Bremen aus manche wirtschaftliche, aber auch persönliche Verflechtungen gibt.

*

Renate Hauschild-Thiessen hat Bd. 8, H. 11/12 (Nov. 1970), 241—292, der HGHBll. zu einem feinen Erinnerungsbüchlein *an die Einsetzung des Oberappellationsgerichtes der vier Freien Städte Deutschlands in Lübeck am 13. November 1820*, mithin zu einem 150-Jahres-Gedenken werden lassen. Wir verweisen hier auf die im Br.Jb. 51 (1969), 338 f., gegebenen Hinweise auf die Schrift Boto Kusserows über *Das gemeinschaftliche Oberappellationsgericht der vier Freien Städte Deutschlands zu Lübeck und seine Rechtsprechung in Handelssachen* und führen von den vier Aufsätzen der vorliegenden Schrift noch zwei namentlich an: von Jan Albers den über *Die „Strafbücher“ des Oberappellationsgerichts in Lübeck*, die manches über Einrichtung, Wesensart, Handhabung der Verfahren, über Begründung der Art der verhängten Strafen, auch gegenüber den handelnden Advokaten klarmacht und auf den von Wolf Brandes, S. 256—281, über *Isaac Wolfsson — einen Hamburger Juristen des neunzehnten Jahrhunderts*, der aus innerer Berufung ein maßgeblicher Vertreter der Anwaltschaft gewesen ist, Bürgerschafts- und Reichstagsabgeordneter mit starkem Einfluß auf die Gestaltung der Gerichtsorganisation in Norddeutschland, auch auf die Haltung Bremens (S. 274). Er half die Bildung eines eigenen Oberappellationsgerichtes in Bremen verhindern.

*

Ernst Herder, der auch sonst zur Entwicklungs- und Verfassungsgeschichte der Niederweserstadt, besonders des Stadtgebietes südlich der Geeste, geschrieben hat (Vgl. Br.Jb. 51, 339), setzt dies begrüßenswerte Tun im Jb. 50 MvM., 233—257, fort mit einem Aufsatz über die *Einführung der städtischen Verfassung in Geestemünde 1913*, wobei klar wird, weshalb Geestemünde trotz des Zutritts von Geestendorf und trotz seiner Größe und Bedeutung erst 1913 den erstrebten Stand einer kreisfreien Stadt zugesprochen erhielt. Es ist sehr zu begrüßen, daß sich das Jb.d.MvM. nun schon mehrfach um die verwickelte verfassungsrechtliche Vorgeschichte des heutigen Bremerhavens bemüht hat (Vgl. Br.Jb. 51, 349 f.) und dies auf Anregung und mit tatkräftiger Unterstützung von Burchard Scheper, jetzigem Stadtarchivar, auch fortzusetzen gedenkt.

D. Allgemeine Geschichte:

Vom Mittelalter bis in die neue und neueste Zeit

Brieven uit het belegerde Antwerpen (1584—1585) legt Robert van Roosbroeck in mehreren Fortsetzungen in den „Wetenschappelijken Tijdingen“, der Zeitschrift „Der Vereniging voor Wetenschap“ vor, im 28. Jg.

(1969), Nr. 1, Sp. 32—48, 3, Sp. 213—224. Briefschreiber ist Andries van der Meulen, ein wohlhabender, tüchtiger, auch in Ehrenämtern tätiger Kaufmann, Hauptempfänger sein Bruder Daniel, der sich in staatlichen Diensten, also bei der Revolutionsregierung, in Delft befindet; nachmals aber finden wir beide Brüder in Bremen wieder, als Häupter der flämischen Flüchtlingskolonie und auch hier mit städtischen Stellen im Verkehr. Die an manchen Stellen geschickt auch im Wortlaut angezeigten Briefe sind hervorragende Zeugnisse für das Leben und Treiben in der eingeschlossenen Stadt, für militärische Ereignisse wie politische Verhandlungen, für die Versuche, mit dem Belagerer Alexander Farnese zum Ausgleich zu kommen und dabei die Religionsfreiheit einzuhandeln, auch das stark bedrohte Mecheln einzu beziehen, schließlich für die Hoffnungen, die man an eine Hilfe der Engländer oder der Franzosen knüpft, aber auch für die Handelsbeziehungen, die von der belagerten, aber ursprünglich wohl nur weitläufig eingekreisten Stadt immer noch unterhalten werden können.

Robert van Roosbroeck weiß aus diesem Briefwechsel der Emigranten noch über eine besondere Seite zu berichten, in derselben Zeitschrift „Wetenschappelijken Tijdingen“, 29. Jg. (1970), Nr. 1, Sp. 31—44, mit einem Aufsatz *De koopman en de muze!* (*Der Kaufmann und die Muse!*), wobei wiederum der Briefwechsel zwischen dem auf länger hinaus in Bremen verbliebenen Andries van der Meulen mit seinem Bruder Daniel, jetzt in Leiden, die Hauptrolle spielt, aber auch die Briefe anderer berücksichtigt werden, etwa Verhandlungen mit Pierre Heyns aus Antwerpen, der jetzt in Stade eine Schule für Kinder von flämischen Emigranten unterhält. Mit vielen Beispielen beweist Vf., daß diese bedeutenden Kaufleute nicht nur gewöhnliche Kaufmannsware, über Emden zeitweise auch zur Versorgung der südlichen, noch in Feindeshand befindlichen Niederlande vermitteln, sondern auch den Musen zu dienen wissen. Sie geben auch die geistigen Güter weiter, aus den Niederlanden heraus oder in sie hinein, Bücher und anderes Schrifttum, Bilder und baukünstlerisches Werk. Dabei taucht Lüder von Bentheims Name auf, mit Aufträgen in den Niederlanden, u. a. für den Bau des Rathauses und eines „Patrizierhauses“ in Leiden, ja, selbst solchen für den Bürgermeister von Breda. Im Bilderhandel spielt der Edelherr Simon von der Lippe eine Rolle, der als Calvinist immer noch im Namen des Kaisers eine Statthalterschaft in einem Teile der Niederlande bekleidet. Er hat Aufträge von Kaiser Rudolf II. wie auch von des Kaisers Brüdern Matthias und Ernst, die gleichfalls zeitweise Statthalter sind. Hieronymus Bosch gehört zu den bevorzugten Meistern, weiter Lucas van Hollant (van Leiden); aber auch Künstler aus Haarlem (der Schiffsmaler Vroom) und Amsterdam werden gewünscht. Solange Andries van der Meulen in Bremen wohnt, kommen diese Bilder über Bremen in die Hand der habsburgischen Kaiser im Süden des Reiches. Man muß dem Vf. dankbar sein, diese Quellen erschlossen zu haben.

Nachdem Robert van Roosbroeck in einem Vortrag vor unserer Historischen Gesellschaft auf Willem dem Zweiger als Gründer des niederländischen Staatswesens eindringlich hingewiesen hat, dürfte es nützlich sein, als wertvolle Ergänzung dazu eine Abhandlung zu empfehlen, die im „Rheinischen Archiv“, H. 52 (1968), erschienen ist: von Horst Landach über *Die Stellung des Prinzen von Oranien als Statthalter der Niederlande*. Es geht

daraus hervor, daß ein gegenseitiges Übereinkommen aus politischen und wirtschaftlichen Gründen mit großen Schwierigkeiten verknüpft war, schließlich aber in der überragenden Gestalt des „Zweigers“ den Ausgleich fand.

Die Sbornik praci filosofické faculty Brněnské University bringen im Ročník XVII, Řada historická (Č 15), Brno 1968, 107—124, einen aufschlußreichen Aufsatz von Bedřich Sindelar über *Spionage und Bestechung in der Endphase des Dreißigjährigen Krieges*. Nicht, daß wir von den Tatsachen noch nicht gewußt hätten; aber daß sie solchen Umfang hatten und die gegenseitige Verfilzung bis in die letzten Poren ging, auch gekrönte und geweihte Häupter nicht verschont hat und sie mit ins Spiel brachte, das wußten wir, was Umfang, Stärke und gegenseitige Durchdringung angeht, in diesem Maße noch nicht. Im Grunde ist aber wohl alles bis heute gleich geblieben, nur daß die Ungeniertheit des Verfahrens, die Selbstverständlichkeit, mit der das Geschäft betrieben wird, heute nicht mehr besteht.

Aus der Zeit, in der sowohl Dänen wie Schweden den Besitz der großen deutschen Strommündungen an der Nordsee erstrebten, stammt ein im Stadtarchiv Bremerhaven aufbewahrter *Schutzbrief*, den der im Lande Wursten gebürtige Dänengeneral Eggerich Johann Lübbes in Glückstadt, wohin er sich zurückgezogen hatte, 1658 für den Flecken Lehe ausgestellt hat. Jürgen Geisler veröffentlichte ihn mit den nötigen Erklärungen im Ndd.HBl. Nr. 249 (Oktober 1970), S. 1 f.

Helmut Lahrkamp: *Drei Gesandtschaften der westfälischen Landschaft an den Wiener Kaiserhof (1675—1678)* (Bl. dtsh. Landesgesch., 102. Jg., Wiesbaden 1966, 28—46) ist eine Darstellung von Selbsthilfemaßnahmen der westfälischen Landstände, um die Heimat von den gefürchteten Winterquartieren der Truppen des Kaisers und seiner Verbündeten freizuhalten. Johann Adolf von Fürstenberg, der im Auftrag der Landstände in Wien die Verhandlungen führte, hat in seinem Nachlaß ein reiches Quellenmaterial hinterlassen, das einen guten Einblick in die Verhältnisse am Hofe Leopolds I. gewährt. Minister, Hofbeamte, Kanzleipersonal — die ganze Umgebung des Kaisers war in erschreckendem Maße bestechlich. Viele tausend Taler und Hunderte von westfälischen Schinken (!) mußten die Stände nach Wien schicken, um durch Bestechungen ihre Angelegenheit voranzubringen. Als sie dann schließlich vom Kaiser ein Diplom erhielten, das verbot, ihr Gebiet als Winterquartier zu benutzen, nützte ihnen das nur wenig, weil viele Generale angesichts der Schwäche der Reichsgewalt diese Anordnung nicht beachteten. Fr.

*

Aus H. 51 des „Archivs für Frankfurts Geschichte und Kunst“, hergg. vom Frankfurter Verein f. Gesch. u. Landeskd., Frankf./M. 1968, Verlag Dr. Waldemar Kramer, seien zwei für die Geschichte der deutschen Einigungsbewegung Mitte des vorigen Jahrhunderts bedeutsame Aufsätze etwas eingehender als gewöhnlich hervorgehoben, zunächst S. 85—100 von Paul Klucke: *Frankfurt in Bismarcks Entscheidung 1866*.

Als Sitz des Bundestages war Frankfurt neben Wien und Berlin fast zu einer Art von dritter Hauptstadt im Deutschen Bund geworden. Auch die letzte, glanzvolle Zusammenkunft der deutschen Fürsten, der Deutsche Fürstentag von 1863, fand in ihren Mauern statt. Aber viel bedeutsamer und

folgenreicher war, daß Frankfurt Mittelpunkt aller großdeutsch-demokratischen Bestrebungen der sechziger Jahre geworden war. Auf dem Deutschen Schützenfest von 1862, bei dem mehr als 1000 Vertreter der liberalen Idee nicht nur aus dem Bundesgebiet, sondern auch aus der Schweiz in Frankfurt zusammenkamen, wurde in flammenden Reden Einheit und Freiheit für alle Deutschen gefordert und Frankfurt als die zukünftige Hauptstadt Deutschlands gefeiert. Mit dem Hinweis auf diese Vorgänge in Frankfurt bestärkte von Roon in Berlin seinen König im Festbleiben gegenüber dem Parlament, und sie veranlaßten ihn schließlich zu dem bekannten Hilferuf an den Gesandten von Bismarck in Paris, der zur Folge hatte, daß dieser das Amt des preußischen Ministerpräsidenten übernahm. So kann man mit dem Vf. sagen, 'daß Frankfurt für Bismarck — und die Deutsche Frage! — schicksalsbestimmend gewesen ist.

Frankfurt war als Reichsstadt bundestreu und großdeutsch eingestellt, seine Presse ausgesprochen antipreußisch. Das veranlaßte Bismarck wiederholt zu diplomatischen Schritten beim Frankfurter Senat. Mit Österreich zusammen warf er dem Senat „unzulässige Nachsicht“ gegenüber dem Treiben der „deutschen Revolutionspartei“ und den ständigen Presseangriffen vor, als liberale Abgeordnete aus verschiedenen deutschen Ländern 1865 in Frankfurt zusammengekommen waren und gegen die Abmachungen von Gastein protestiert hatten. Diese scharfen Noten erregten beträchtliches Aufsehen, und in Dresden und London entstanden gewisse Pläne zur Unterstützung Frankfurts gegen die drohende Vergewaltigung. Österreich zog sich daraufhin zurück; für Bismarck aber, hebt der Verfasser hervor, war nun der Beweis dafür erbracht, daß eine politische Zusammenarbeit mit Wien nicht mehr möglich war, und er verweist auf eine Äußerung Bismarcks gegenüber dem französischen Gesandten in Berlin von Anfang Januar 1866: Da das Wiener Kabinett sich nicht mit Berlin zusammentun wolle, um „die Autorität zu sichern“, so „werde Preußen nun suchen, sich auf das Nationalgefühl zu stützen“. Der Vf. folgert daraus: Um die Jahreswende 1865/1866 stand bei Bismarck der Entschluß zur militärischen Auseinandersetzung mit Österreich fest, und „es war gerade Frankfurt und die hier zentrierte Bewegung, die zur letzten Prüfung der politischen Zukunft gedient hatte“. Die Vorgänge bis zur Eröffnung der Feindseligkeiten sind bekannt. Am 14. Juni rückten hessische und württembergische Truppen in Frankfurt ein, am gleichen Tage wurde die preußische Telegraphenstation in der Stadt geschlossen, was Bismarck als Bruch des Bundesverhältnisses durch die Reichsstadt ansah und in Noten an die europäischen Mächte als Bruch des Völkerrechts brandmarkte. Am 14. Juli verließen die Reste des Bundestages die Stadt, und am 16. Juli rückten preußische Truppen ein, obschon der Senat nach dem preußischen Siege von Königgrätz die Stadt als offen und neutral erklärt hatte.

Als die preußischen Annexionen in Norddeutschland erkennbar wurden, suchte Frankfurt, Schlimmes auch für sich befürchtend, Napoleon für eine Intervention zu gewinnen. Bismarck warnte und ließ der Stadt noch im August 1866 erklären, daß sie „bei einer einsichtigen Haltung“ bei ihrer Einverleibung mit einer Ausnahmebehandlung würde rechnen können, „so daß sie wenig von ihrem reichsstädtischen Charakter vermissen werde“. Aber Frankfurt ist auf dieses Angebot nicht eingegangen, und so ist es in gleicher Weise wie Hannover, Kurhessen und Nassau in den preußischen Staatsverband eingegliedert worden.

Fr.

Den sinnbildhaften Wert der Paulskirche stellt an derselben Stelle, S. 5—22, Wolfgang Klötzer mit seinem Aufsatz *Die Frankfurter Paulskirche — Symbol der deutschen Einheit* heraus.

Die Frankfurter Paulskirche hat in einem doppelten Sinn den Charakter eines Symbols: sie versinnbildlicht sowohl die demokratische Freiheit wie die nationale Einheit. Der Verfasser geht dem letzteren Sinn des Symbols nach, zeigt, wie er entstand, wie er sich wandelte und wie er bis in die Gegenwart hinein wirkt.

Das leidenschaftliche Ringen der Nationalversammlung um die staatliche Einigung der Deutschen war vergeblich gewesen. In den dann folgenden reaktionären fünfziger Jahren war die Gedankenwelt der Paulskirche abgewertet worden; erst durch die „neue Ära“ in Preußen kam sie wieder zu Ehren. Der Fürstentag von 1863 brachte noch einmal eine Belebung des großdeutschen Gedankens, dann löschte Bismarcks kleindeutsche Lösung der deutschen Frage solche Hoffnungen aus, und mehr und mehr sah man in den Kämpfen von 1848 mit Oncken und von Sybel eine zwar verdienstliche, aber irrtumsvolle Vorbereitung des Bismarckschen Werkes. Aber der militaristische, autoritative Charakter des Reiches, durch die Vorherrschaft Preußens geprägt, ließ in immer weiteren Kreisen besonders des süddeutschen Bürgertums den Wunsch nach einem inneren Umbau des Reiches mit Hilfe der Gedanken der Paulskirche entstehen. Das kam z. B. bei der 50-Jahr-Feier der Revolution von 1848 klar zum Ausdruck, bei der Friedrich Payer, der Führer der schwäbischen Volkspartei, den Männern der Paulskirche höchste Anerkennung zollte, dem Bismarckreich aber vorwarf, daß es „nicht einmal das Mindestmaß freiheitlicher Garantien für den einzelnen, das in den Grundrechten festgelegt war, gewährte“. Zwei Ereignisse ließen dann die Paulskirche fast zu einer Art nationaler Gedenkstätte werden: das 11. Deutsche Turnfest 1908 und die Jahrhundertfeier der Befreiungskriege 1913. Bei der einen Feier stand Ludwig Jahn, bei der anderen E. M. Arndt im Mittelpunkt der Gedenkreden. Eindeutig herrschte der nationale Gedanke in diesen Feiern vor.

Als es im Jahre 1918 galt, das zusammengebrochene Reich neu aufzubauen, mahnten Männer wie Friedrich Meinecke, Hans Delbrück und Hugo Preuß, den Neuaufbau an das Werk von 1848 anzuschließen, und auf der 75-Jahr-Feier der Nationalversammlung von 1848 wies Friedrich Ebert darauf hin, daß dies auch wirklich versucht worden ist: „Als im Winter 1918/19 das deutsche Volk gezwungen war, sein Geschick selbst in die Hand zu nehmen, führte uns die Arbeit von Weimar zur Frankfurter Paulskirche zurück. Einheit, Freiheit, Vaterland — diese drei Worte waren der Leitstern, unter dem die Paulskirche wirkte. Sie sind auch Kern und Stern des Daseinskampfes, den wir heute an Rhein, Ruhr und Saar zu führen gezwungen sind.“

Jetzt trat auch der großdeutsche Gedanke wieder hervor: Der § 2 der Weimarer Verfassung rechnete mit dem Anschluß Deutsch-Osterreichs, und auf dem 11. Deutschen Sängerbundfest 1932 nannte der Festredner, der Österreicher Hermann Neubacher, Großdeutschland eine „unverzichtbare Forderung“. Ein halbes Jahr später hatte der Nationalsozialismus die Weimarer Republik zu Fall gebracht. Das Symbol Paulskirche änderte nun seinen Sinn: seine freiheitlich-demokratische Seite wurde geleugnet, die nationale übersteigert. Vierzehn Tage nach der Eingliederung der deutschen Ostmark rühmte sich Hitler bei einem Besuche Frankfurts, der „Vollender einer Sehnsucht,

die einst hier ihren tiefsten Ausdruck fand" zu sein — sieben Jahre später war sein „Großdeutsches Reich" ein Trümmerhaufen.

Auch von dem Gebäude der Paulskirche stand nun nur noch das nackte Mauerwerk. Aber die junge Demokratie wollte auf ihr Symbol nicht verzichten: dank zahlreicher Geld- und Sachspenden aus beiden Teilen des nunmehr zerrissenen Deutschlands konnte die Paulskirche in kurzer Zeit wieder aufgebaut und am 18. Mai 1948 feierlich eingeweiht werden. Zahlreiche Feierstunden, die seither in ihr stattgefunden haben, insbesondere die Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels und des Goethepreises der Stadt Frankfurt, die mit Feiern in der Paulskirche verbunden sind, haben dazu beigetragen, den Symbolcharakter der Paulskirche bis in unsere Tage zu erhalten.

Als Präsident Kennedy am 25. Juni 1963 auf seiner Deutschlandreise auch die Paulskirche besuchte, erklärte er, daß kein anderes Gebäude in Deutschland begründeteren Anspruch auf den Ehrentitel „Wiege der deutschen Demokratie" erheben könne als die Paulskirche, und später wurde bekannt, daß sein Besuch der Tagungsstätte der Nationalversammlung von 1848 als eine Bekräftigung der Ansprüche Deutschlands auf seine nationale Einheit gedacht gewesen sei.

Die kulturhistorischen Folgen der Auflösung der österreichisch-ungarischen Monarchie untersucht und bespricht klug L. Mátrai in den „Acta Historica", der Zeitschr. d. Ungarischen Akademie d. Wissensch. XIV, 323—337: „Infolge der Erschütterung und des darauf folgenden Zusammensturzes der österreichisch-ungarischen Monarchie als einer wirtschaftlich-politischen Basis geriet auch der darauf ruhende kulturelle Überbau zuerst in eine Krise, dann in den Zustand der extremen Irrealität, wie das bei einem Überbau, der seines Fundaments verlustig ging, gesetzmäßig ist; damit lassen sich die oft seltenen kulturhistorischen Erscheinungen erklären, die aber zwangsläufig in jeder ähnlichen Situation auftreten müssen, immer, wenn eine Großmacht in Wirklichkeit aufgehört hat, eine Großmacht zu sein, aber im Bewußtsein der Menschen die gewohnten, alten Gedankenformen auf kurze oder längere Zeit noch weiterleben."

Hans-Joachim Wolf stellt in den RoSchr. H. 34 (Jg. 1971), 67—81, eine Fülle bemerkenswerter Einzelheiten über *Das Amt Rotenburg und die deutsche Geschichte 1870/1871* zusammen, in loser Folge und kaum bewegend für die allgemeine Geschichte, es sei denn, daß man die hier nachzulesenden Vorbereitungen für einen Schutz der Küsten im Falle eines französischen Angriffs dazurechnen wollte, oder auch die Art, wie man damals Parteien bildete, in diesem Bereich vor allem die der Reichsgründung, die nationalliberale.

Einen wertvollen Beitrag zur Frage der Bismarckschen Annexionspolitik leistet Josef Becker durch seinen mit einem Dokumentenanhang versehenen Aufsatz: *Baden, Bismarck und die Annexion von Elsaß und Lothringen* in der Zeitschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins, 115. Bd., H. 1, 167—195. Er untersucht zwei Fragen: Welche Bedeutung kommt dem Gedanken der Annexion von Elsaß und Lothringen in der öffentlichen Meinung in Baden zu? und: Welche Haltung nahm die großherzogliche Regierung zu dieser Frage ein? Dem Vf. steht ein reiches Quellenmaterial zur Verfügung; er

beschränkt aber seine Analyse zeitlich auf die Monate Juli bis September 1870. Zur ersten Frage: Der Gedanke einer Wiedererwerbung des Elsaß und Lothringens war in Baden schon bei dem Beginn der preußisch-französischen Spannungen in Erscheinung getreten, hatte nach den militärischen Erfolgen von Weißenburg und Wörth schnell weiter um sich gegriffen und sich nach dem Sieg von Sedan durchgesetzt. Die so entstandene öffentliche Meinung war nicht an einzelne Personengruppen gebunden, auch hatte die Bismarcksche Pressekampagne zugunsten der Annexion ihr nicht die „Initialzündung“ gegeben. Die Haltung der badischen Regierung ist aus den Weisungen des Staatsministers Jolly an die badischen Gesandten in Berlin und München — in der zweiten Hälfte des August — und vor allem aus seinem ausführlichen Memorandum vom 2. September an die preußische Regierung erkennbar: Baden wünscht die Annexion, um eine militärisch bessere Westgrenze zu erhalten; die Garantie für diese Grenze soll „die starke Hand Preußens“ übernehmen; Baden selbst erklärt sich an einer Gebietsvergrößerung „uninteressiert“. Auf Jollys Memorandum antwortet Bismarck „umgehend“ zustimmend und erklärt, daß die eroberten Gebiete „einstweilen als gemeinsames Reichsland . . . verwaltet“ werden sollen. Frühere Andeutungen Bismarcks über eine Verteilung der territorialen Gewinne auf die süddeutschen Staaten derart, daß Bayern hier die Vormacht hat, hält Becker nur für einen „Köder“, um widerstrebende Kräfte für seine kleindeutschen Pläne zu gewinnen. Als Gesamtergebnis ist festzustellen, daß in der Annexionsfrage Bismarck und die öffentliche Meinung, Regierungs- und Parteipolitik als treibende Kräfte zusammengewirkt haben. Fr.

Im Jubiläumsband 50 des „Jahrb.MvM.“ macht Heinrich E. Hansen *Die „Hunnenrede“ Kaiser Wilhelms II. in Bremerhaven*, gehalten am 27. Juli 1900 vor den nach Ostasien ausfahrenden Truppen des deutschen Expeditionskorps, zum Gegenstand einer eingehenden Betrachtung, einmal was das gesamte Drum und Dran dieser „Kaisertage“ in Bremerhaven betrifft, zum anderen, was im besonderen die schon von Zeitgenossen angegriffene Rede angeht, die hier durch Zufall sogar im sonst nicht veröffentlichten Wortlaut geboten werden kann. Im ganzen wird hier eine zuverlässige Darstellung dieser Tage gegeben, von der aus die Bedeutung der Rede des Kaisers auch besser beurteilt werden kann, als es vorher möglich war.

Karl Dietrich Erdmann: *Adenauer in der Rheinlandpolitik nach dem Ersten Weltkrieg*, Stuttgart, Klatt, 1966, Besprechung von Hugo Stehkamper in den „Annalen d. Hist. Vereins f. d. Niederrhein“, H. 170, 333—337, Verlag L. Schwann, Düsseldorf, 1968. Selbst eine kurze Besprechung des 386 Seiten starken Bandes von Karl Dietrich Erdmann macht wieder deutlich, welche fieberhafte, fast chaotische Verhältnisse die Jahre 1918 bis 1923 für das Rheinland, seine Beziehungen zum Reich und sein Verhältnis zu Frankreich mit sich brachten. Kein Wunder, daß Vorschläge mannigfaltiger Art, Pläne über Pläne, deutsche und französische, auftauchten und verschwanden. Als Ergebnis der Bearbeitung vieler Protokolle, Schriftstücke usw. kommt der Vf. zu dem Schluß: „Unanfechtbar dürfte der Beweis ge- glückt sein, daß Adenauer nicht ein Mann der Franzosen, am wenigsten der Tirards war“; und es wird nachgewiesen, daß Adenauer 1920 und 1921 mit Hugo Preuß zusammen den dezentralisierten Einheitsstaat als beste Gliederung für Deutschland empfahl und sich ausdrücklich als Gegner eines

westdeutschen Freistaates bekannte. Sicher ist, daß damals in Adenauer der Keim zur Leitidee seines späteren Lebenswerks gelegt worden ist, die dauernde Aussöhnung zwischen Frankreich und Deutschland zu betreiben. Den Reichskanzler Marx konnte Adenauer als den Retter des Rheinlandes bezeichnen. Hb.

Leo Schwing widmet *Reichskanzler Wilhelm Marx* in H. 170 der „Annalen d. Hist. Vereins f. d. Niederrhein“ eine oft in viele Einzelheiten gehende Würdigung. Teilweise aufgrund früherer persönlicher Beziehungen, teilweise anhand des „Rohmaterials“ seines Nachlasses, teils gestützt auf das Studium vieler zeitgenössischer Darstellungen zeichnet er das Bild dieses Zentrumsführers der Jahre 1921 bis 1928 und des Reichskanzlers der Übergangszeit vor 1933. Er sieht ihn als stets zuverlässigen Mann des Ausgleichs, nüchtern, nie separatistischen Zielen geneigt. In den Erinnerungen von Gessler wohl als „langweilig“ bezeichnet, nennt Luther ihn in seinen Erinnerungen einen guten Diplomaten, und Stresemann lobt die bei Marx ihm gebotene Rückendeckung. Deutschland habe er bei den damaligen Konferenzen mit den Alliierten stets würdig und eindrucksvoll vertreten. Wie Friedrich Ebert war Wilhelm Marx ein Pflichtmensch, und als Zentrumsführer der Linie dieser Partei als bedingungsloser Staats- und Reichspartei stets getreu. Schwing bezeichnet Marxens Arbeit „unwidersprochen“ als Glücksfall für das deutsche Volk. Hb.

Bei der Unruhe, die die letzten Landtagswahlen in der Bundesrepublik, auch schon die letzte Bundestagswahl, begleitete, ist es gut und nützlich, sich einer früheren Wahl zu erinnern, die damals Neues für unser Volk bringen sollte. Darum hat der Aufsatz, den Ludwig Fitschen über *Die Deutsche Nationalversammlung in den Jahren 1919/1920 und die Abgeordneten des Wahlkreises 37 — Hamburg, Bremen und der Regierungsbezirk Stade* — in den MStGuHV. vom Oktober 1969 (44. Jg., H. 4), 63—67, veröffentlichte, seinen Wert über den Tag hinaus, weil er umfangreichen Quellenstoff zusammenfaßt und deutet. Dazu erfährt man in aller Kürze die Lebensdaten der gewählten Abgeordneten, für Bremen von Wilhelm Böhmert, Karl Deichmann, Carl Winkelmann, Alfred Henke, und das Wichtigste über ihre Tätigkeit in der Nationalversammlung, wobei man allerdings hätte wünschen mögen, daß auch über ihr weiteres Leben und über ihre weitere Tätigkeit ein paar Worte gesagt worden wären.

*

Veröffentlichungen zur Zeitgeschichte sind beliebt geworden, auch bei uns, vgl. die entsprechenden Arbeiten, die vom Staatsarchiv herausgegeben werden. In Hamburg hat man neuerdings einen sehr unmittelbar wirkenden Weg beschritten, dargestellt in Bd. 8, H. 9, der HGHBll. (vom Dezember 1969), 194 bis 212, unter dem Titel *Hamburg im Frühjahr 1945*, mit einer von Volker R. Berghahn eingeleiteten und mit Anmerkungen erschlossenen Sammlung von Stimmungsberichten aus den letzten Wochen des Zweiten Weltkrieges, wie sie von der Wehrmachtpropaganda, schließlich unter Zustimmung der Reichspropagandaleitung in einer Reihe von Großstädten aus der Bevölkerung heraus durchgeführt wurden. In Hamburg waren sie in erfreulicher

Anzahl erhalten, in der Tat vorzügliche Augenzeugenquellen zum totalen Zusammenbruch der Gesellschaft von damals.

Der ausgezeichnete Vortrag, den Walter Vogel, Direktor am Bundesarchiv zu Koblenz, im Herbst 1970 in der Historischen Gesellschaft über *Deutschland, Europa und die Umgestaltung der amerikanischen Sicherheitspolitik 1945—1949* hielt, liegt nunmehr, mit dem dazugehörigen umfangreichen „Apparat“ versehen, in den von Hans Rothfels und Theodor Eschenburg herausgegebenen „Vierteljahrsheften f. Zeitgesch.“, H. 1/71, 64—82, Stuttgart Deutsche Verlagsanstalt, gedruckt vor.

Karl Ilg, der auch bei uns in Bremen freundschaftlich bekannte Volkskundler der Innsbrucker Universität, steuerte zu einer Festschrift für Franz Huter: *Geschichtliche Landeskunde Tirols* (Tiroler Wirtschaftsstudien, 26. Folge, Innsbruck 1969), 217—227, einen aufschlußreichen, lesens- und lebenswerten Bericht über *Die Wiederentdeckung „Tirols“ im Urwald von Esperito Santo, Brasilien*, bei. Es handelt sich um eine Siedlung Tiroler Landsleute, Nachkommen von Söldnern, die Kaiserin Leopoldine, die in jugendlichem Alter gestorbene Gattin Pedros I. von Brasilien, durch Ansiedlungskommissare hatte ins Land rufen lassen. Der Vf. hat die Nachkommenchaft im hoch gelegenen Dorfe *Tirol*, in einer der damals erfolgten Gründungen, auf sehr schwieriger Reise besucht. Er berichtet nun über Land und Leute, ihre besonderen Schwierigkeiten, ihr zähes Festhalten an Volkstum, Sprache, Art und Sitte, ähnlich wie wir es vor kurzem in einem von der Historischen Gesellschaft mitgetragenen Vortrag Peter Pauls, des Leiters der höheren Schule in Witmarsum in der Provinz Paraná, hörten. Es drängt sich auch ein Vergleich mit der ursprünglich von Bremern gegründeten Siedlung Rolandia auf.

Johann Segelkens *Tagebuch im Kittchen* (64 S., Osterholz-Scharmbeck 1971, Druckerei und Verlag H. Saade, mit Geleitwort von Benno Eide Siebs) kann bei dem, der am Ende des letzten Krieges Ähnliches erleben mußte, einer freundlichen Aufnahme gewiß sein. Weckt es doch Erinnerungen, die so oder ähnlich auch bei ihm vorhanden sind, was das äußere Geschehen belangt oder die innere Haltung, mit der dergleichen überstanden werden konnte. Mir hat der Vf. sein Büchlein mit den Worten gewidmet: „Auch das geht vorüber, bleibt jedoch unvergessen“.

E. Hansisches und Hanseatisches

Das hundertjährige Gedenken der Gründung des Hansischen Geschichtsvereins im Jahre 1870 sollte bekanntlich mit einer großen Feier am Orte der Gründung, in Stralsund, begangen werden. Nicht nur die wissenschaftliche Welt weiß, was aus dieser Jubiläumstagung geworden ist. Uns Bremern ist es besonders schmerzlich, daß die Absicht der Historischen Gesellschaft, eines der vier Gründervereine vor hundert Jahren, mit einer größeren Anzahl von Teilnehmern nach Stralsund zu kommen, schon in den Anfängen erstickt wurde. Viel schlimmer ist, daß die gesamte Tagung aus schwer durchschaubaren, auf jeden Fall aber politischen Gründen von den Veranstalter in der Deutschen Demokratischen Republik abgesagt wurde.

Lübeck sprang als gastgebende Stadt in die Bresche, und so konnte hier für Teilnehmer aus dem gesamten Westen eine Jahresversammlung des Hansischen Geschichtsvereins abgehalten werden, die durchaus eigenständig, nicht nur ein Ersatz war, bei der Kürze der zur Vorbereitung noch zur Verfügung stehenden Zeit vielmehr eine Meisterleistung genannt werden kann. In Stralsund hat man im Oktober dann auch noch eine Gedenktagung veranstaltet, die aber nicht mehr von der seit 1955 unter maßgeblichen Bemühungen Heinrich Sproembergs gegründeten und aufrechterhaltenen Arbeitsgemeinschaft des Hansischen Geschichtsvereins getragen wurde, vielmehr von einer „Deutschen Historikergesellschaft“ mit „östlich“ gerichtetem Einschlag und einer Abteilung, die sich um „hansische Forschung“ bemühen sollte.

Dennoch hat das verhinderte „Jubiläum“ seinen Niederschlag in Veröffentlichungen verschiedener Art gefunden, oder es sind Veröffentlichungen entstanden, die die vor hundert Jahren erfolgte Gründung des Hansischen Geschichtsvereins zum Anlaß nahmen, über seine eigene Geschichte nachzudenken und sie kritisch durchleuchtet darzustellen. In erster Linie müssen hier die „Hansischen Geschichtsblätter“ genannt werden, die in bewußter Hervorhebung des Ereignisses diesmal in zwei Halbbänden erschienen, mit einer von Hugo W e c z e r k a durch Namenslisten und tabellarische Übersichten ergänzten illustrierten *Geschichte des Hansischen Geschichtsvereins aus der Feder A. v. Brandts* in einem ersten Teile des ersten Halbbandes, recht aufschlußreich in der heute zu gebenden Beleuchtung selbst für den, der fast die Hälfte der hundert Jahre im Verein miterlebt hat, und einem zweiten Teile, der sich in verschiedenen Aufsätzen mit dem Stralsunder Frieden beschäftigt, während der später herausgegebene zweite Halbband den Besprechungsteil umfaßt.

In Band XIV des „Jahrbuchs der Wittheit zu Bremen“ (234 S., Bremen 1970, Verlag Friedrich Röver) bietet Karl H. S c h w e b e l eine Übersicht: *Der Stralsunder Friede (1370) im Spiegel der europäischen Literatur*. Sie ist eine großangelegte, den hansischen Ort wie die hansische Zeit — für später „die hanseatische Zeit“ — berücksichtigende Zusammenstellung der Hansgeschichte, wie der Würdigung, die der Stralsunder Friede darin findet. Die Wittheit zu Bremen hat in Verbindung mit unserer Historischen Gesellschaft — als einem der vier Gründervereine — das stattliche Werk noch gerade rechtzeitig vor der Jubiläumsfeier herausbringen können. Wohl hat es den Teilnehmern der Lübecker Tagung zur Verfügung gestanden; die Mitglieder, die der Hansische Geschichtsverein damals in der DDR hatte, aber hat es wohl ebensowenig erreicht wie der erste Halbband der Hansischen Geschichtsblätter. Dagegen blieb in der westlichen Welt das Echo auf die Lübecker Tagung und auf die genannten Schriften, von denen man eine eingehendere berichtende Würdigung unter den Einzelbesprechungen dieses 52. Bandes des „Bremischen Jahrbuchs“ findet, nicht aus, nicht in Deutschland, aber auch nicht in dem „hansisch“ berührten Ausland. So gibt in der Stockholmer *Historisk Tidskrift* 1970, 428—430, unter dem *Konferensreporten* Kjell Kumlien dem hier übersetzten Titel *Hansischer Geschichtsverein 1870—1970* eine kurze Zusammenfassung des Wichtigsten, was zu seiner Vergangenheit wie seiner Gegenwart gehört, ein gutes Abbild der Schwierigkeiten wie der Erfolge in Vergangenheit und Gegenwart.

Köln und die Hanse ist der Titel eines von Hildegard Thierfelder Ende 1968 gehaltenen Vortrages, der als H. 7 der von Hermann Kellenbenz begründeten Reihe der „Kölner Vorträge zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte“ im Benehmen mit dem entsprechenden Forschungsinstitut der Universität Köln veröffentlicht wurde (24 S., Köln 1970). Der schwierigen Aufgabe, aus sehr verwickelter Quellengrundlage heraus ein zutreffendes Bild von Kölns Verhältnis zur Hanse zu entwerfen, ist Vf'in im ganzen gut Herr geworden, weil sie auf Einzelheiten vielerorts verzichtete. So treten einige Leitlinien gewissermaßen holzschnittartig hervor. Mehr war angesichts der Quellenlage auch wohl kaum zu erreichen. Vf'in führt sie in dem zweiten großen Teile in ihrer ganzen Verwirrtheit und Verwickeltheit vor und macht dankenswerte Vorschläge für ein neues Ordnen, das, sollte man in Lübeck als dem Gegenpol Kölns Gleiches erstreben, die Möglichkeit bieten würde, das Thema „Köln und die Hanse“, auch Handel und Kultur einschließlich, wirkungsvoll zu ergänzen.

Die *Elbinger Hefte*, unsern Lesern seit ihrer Begründung 1949 bekannt, haben nicht ihre Gestalt, aber ihren Titel geändert und stellen sich seit H. 30 (1967) als *Elbinger Hefte, eine kulturelle Schriftenreihe der Truso-Vereinigung e. V.*, vor, unter der alten Herausgeberschaft von Fritz Pudor, aber betreut durch den Truso-Verlag mit dem Sitz in Bremerhaven, das bekanntlich eine gewisse Patenschaft zu den Elbingern ausübt. Das neue H. 32, hersg. für 1969 und 1970, bringt einen Aufsatz von Hans W. Hoppe: *Der Stadtstaat Elbing — Elbing und sein Territorium*, wie es erklärend im Untertitel heißt. Im Anhang findet man 2 Kartenskizzen und eine Zeittafel, auf dem Außentitel in einer guten Wiedergabe das Elbinger Schiffssiegel aus dem Jahre 1242.

Wer nach einer guten, knappen, aber alles Wesentliche umfassenden Darstellung des Verhältnisses zwischen *Lübeck und Danzig* sucht, der greife nach dem, was Claus-Jürgen Grzam für das „Lübecker Jahrbuch — Der Wagen“ 1970, 71—83, geschrieben hat. Wer dergleichen Aufsätze im Sinne hat, muß ein gründlicher Kenner nicht nur der beiderlei Stadt-, vielmehr auch der Hansegeschichte sein, nicht minder der des Deutschen Ordens, Preußens und seiner Anrainer, der wirtschaftlichen wie der kulturellen Verhältnisse. All dieses kommt hier gut zum Ausdruck.

Die Heidestadt Uelzen hat nicht nur eine landes-, vielmehr auch eine hansegeschichtliche Vergangenheit. 1470, also vor einem halben Jahrtausend, fand in der durch ihre Verkehrslage damals sehr ausgezeichneten Stadt ein Hansetag statt; 200 Jahre früher, 1270, war sie, noch eine junge Gründung, mit ihrem Stadtrecht ausgezeichnet worden, nun allerdings durch die Landesherrschaft, den Herzog Johann von Braunschweig und Lüneburg. Sehr geschickt hat Uelzen dieses, das eigentlich grundlegende Ereignis, ein ganzes Jahr hindurch zu feiern verstanden, darunter neben dem Tagesdatum der Stadtrechtsverleihung, dem 13. Dezember, mit einer kleinen Hansetagung, beschickt von den „Ratssendeboten“ der Städte, mit denen Uelzen zu tun gehabt hat, und vom Vorstände des Hansischen Geschichtsvereins, der seine Herbsttagung damit verband und der Stadt damit eines der bedeutsamsten Ereignisse im Verlaufe ihrer Feiern bescherte.

Der rührige Uelzener Museums- und Heimatverein hat unter maßgeblichem Einfluß von Erich Woehlken s neben aller anderen Betätigung eine Festschrift herausgebracht, H. 3 der von ihm gestalteten „Uelzener Beiträge“ (1970, Selbstverlag, 210 S. mit vielen Abb. im Text und ganzseitigen Kartenskizzen), die mit Recht *700 Jahre Stadtrecht in Uelzen* betitelt ist. Denn das Stadtrecht ist beherrschender Ausgang und Mittelpunkt. Gustav Korlèn, niederdeutscher Sprachforscher in Schweden, und Erich Woehlken s behandeln die altertümliche, durch Zufall erhalten gebliebene und wiederentdeckte *Niederdeutsche Fassung des Uelzener Stadtrechts*, und Bodo Gatz veröffentlicht an dieser Stelle das nur noch aus einem Kopialbuch bekannte *Stadtrecht vom 13. Dezember 1270*, wobei es ihm gut gelungen ist, die schwierige lateinische Fassung wiederherzustellen. Auch die weiteren Aufsätze behandeln mit Schilderungen vom Werden und Wesen der sich entwickelnden städtischen Siedlung Stadtrechtliches, so Gerhart Osten, gleichzeitig Vf. eines aufschlußreichen Aufsatzes *Siedlungsbild und mittelalterliche Agrarverfassung im nordöstlichen Niedersachsen* im NdsJb. f. Lndsgesch., Bd. 41/42 (1969/1970), 1—49, den im *Benediktinerkloster Oldenstadt* gegebenen Vorläufer, Erich Woehlken s *Entstehung und Anfänge der Stadt Uelzen*, Bruno Ploetz als das wirtschaftlich Bestimmende *Uelzen und seinen Fernverkehr*. Wichtig ist, was Fritz Röver, der Museumsleiter der Stadt, über *Die Zinngießer in der Stadt Uelzen* zu sagen hat, anerkennenswert der Versuch Horst Hoffmanns, eines jungen Forschers, *Uelzener Lateinschüler des Jahres 1637* aus einem Druck von Hochzeitsgedichten festzustellen, deren Verfasser diese Schüler waren. Im ganzen ist dieser 3. Bd. der „Uelzener Beiträge“ ein Zeichen dafür, wie sehr die geschichtliche Forschung selbst in kleineren Städten gefördert werden kann: es müssen nur die Anreger da sein. Dennoch müssen Stadt und Wirtschaft die ideelle Tätigkeit der Heimatforscher, soll sie gelingen, genügend unterstützen.

In die Zeit der Stadtwerdung Rostocks, genauer gesagt zum *700. Jahrestag der Zusammenlegung der drei ursprünglichen Kerne zur Stadt am 29. Juni 1265*, dessen Gedenken sie ihr Buch widmet, führt Hildegard Thierfelder mit einer bedeutsamen Veröffentlichung: ihrem Versuch, *Das älteste Rostocker Stadtbuch* (das die Zeit von etwa 1254—1273 umfaßt) nicht nur mit einem 1261 einsetzenden geschlossenen Buche, sondern auch mit den verwickelten Vorläufern und früheren Ansätzen im Drucke textlich festzuhalten, darüber hinaus das Gesamte nach Form, zeitlicher Abfolge, Inhalt zu erklären und in einem Bilde der werdenden Stadt von damals auszuwerten, *mit Beiträgen zur Geschichte Rostocks im 13. Jh.*, wie sie selber schreibt, schließlich auch durch ein sechsfaches Register auch jedem nachfolgenden Forschungsbeflissenen zu erschließen (351 S., Göttingen 1967, brosch. DM 45,—).

Karl Friedrich Olechnowitz legte zur Siebenhundertfünfzigjahrfeier der Stadt Rostock den einzig fertig gewordenen mittleren Hauptteil einer Geschichte der Stadt vor, unter dem Titel *Rostock von der Stadtrechtsbestätigung im Jahre 1218 bis zur bürgerlich-demokratischen Revolution von 1848/49* (228 S., Rostock 1968, Hinstorff-Verlag), für den ihm seine älteren Arbeiten über den Schiffbau der hansischen Spätzeit und über Handel und

Seeschiffahrt der späten Hanse, 1960 und 1965, von manchem Nutzen gewesen sein werden.

In seinem Aufsatz *Zur Lage der hansestädtischen Plebejer* in Bd. 1, 1966, der „Rostocker Beiträge“ berichtet Konrad Fritze über die erstmals 1959 vorgelegte „allseitige Analyse“ der Sozialstrukturen einzelner Hansestädte durch Johannes Schildhauer. Entgegen der nach Untersuchungen von Heinrich Reincke über Sozialstrukturen des mittelalterlichen Hamburg 1951 vertretenen Auffassung, daß sich Ende des 14. Jahrhunderts in Hamburg eine vermögensmäßig ausgeglichene Gliederung ergebe, die sich erst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts verschlechtert habe (was für alle Hansestädte an der See typisch sei), kommt Sch., mindestens hinsichtlich seiner Untersuchungen für Rostock und Stralsund, zu dem Ergebnis, daß bereits in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts die plebejischen Schichten mindestens 50 v.H. der Gesamteinwohnerzahl dieser Städte ausmachten. Die Plebejer der damaligen Zeit, gering bezahlte Lohnarbeiter, waren entweder noch mit dem feudalen Produktionsprozeß verbunden oder Ausgestoßene wie Almosenempfänger und Bettler. Die zur unteren Schicht Zählenden, wie Träger (diese zwar zum Teil auch in Korporationen organisiert), Packer, Karrenführer, Seeleute — aber auch Dienstpersonal und Tagelöhner, Hilfskräfte mancher Art — den *copmans rechten* bedingungslos unterworfen — lebten mehr oder weniger am Rande des „Existenzminimums“, ohne eigenen Grundbesitz, meistens ohne fühlbare politische Rechte, und wohnten in Katen vor den Toren der Städte oder in Kellerwohnungen oder sogenannten Buden, Fachwerkhäusern aus Lehm ohne Giebel. Jedenfalls wies das hansestädtische „Plebejertum“ eine recht unterschiedliche Zusammensetzung auf, bei ziemlich großer Zahl der Bettler in allen Hansestädten. Fritze kommt daher zu dem Schluß, daß durchaus keine ausgeglichene Sozialstruktur in den in Rede stehenden Jahrhunderten des Mittelalters vorgelegen habe. Trotzdem waren aber diese „plebejischen“ Bevölkerungsschichten für das wirtschaftliche Leben der Hansestädte, ihre Häfen, ihre Produktions- und Handelsbetriebe, von großer Bedeutung. Hb.

Erich Lüth: *Seeräuber rund um Helgoland* ist ein handliches, gut ausgestattetes Büchlein (56 S. mit vielen Abbildg., Hamburg 1967, Conrad Kayser Verlag), das das Felseiland vor der Deutschen Bucht als einen der Mittelpunkte des seemännischen Geschehens zeigt, in dem „Krieg, Handel und Piraterie“ nach Goethes Wort dreieinig sind und nicht zu trennen. Der Vf. hat sich viel Mühe gegeben, das wirklich Gewesene und Geschehene aus dem üppig wuchernden Gemenge an Sage, Legende und Volksüberlieferung herauszulösen und lebensvoll und anziehend darzustellen. Es geschieht dies natürlich vor allem aus der von Hamburg her gegebenen Sicht. Wir Bremer hätten hinsichtlich der Seepolizei vor der Weser, aber auch von Kaperfahrten bremsischer Kapitäne noch einiges hinzufügen können, auch von der Seeräuberfreundschaft des Oldenburger Grafen Gerd, der friesischen Häuptlinge und der friesischen Klöster, bis hin zum Junker Balthasar von Esens, seinem Seeräuberkapitän Franz Beme und dem sich daranschließenden Fehdebrief des Gottschalck Remlingrad, einer Michael-Kohlhaas-Natur. Auch daß noch in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts mittelmeerische Korsaren bis in die Gewässer von Helgoland vorstießen, wäre vielleicht erwähnenswert gewesen. Dankbar wollen wir anerkennen, daß in diesem

Büchlein die Bedeutung der hansischen Kogge einer breiten Öffentlichkeit ins rechte Licht gerückt wird.

Wenn auch in der hansischen Forschung, mag sie zusammenfassend und allgemein gerichtet sein oder sich auf einzelne Hansestädte beziehen, der Handel, insbesondere der Fernhandel an erster Stelle steht, so darf man dennoch die Bedeutung von Gewerbe und Handwerk in diesem Bereiche nicht unterschätzen. Überall ist in unseren Städten die darauf bezügliche Forschung in den letzten Jahrzehnten eifrig betrieben, vorher Außerachtgelassenes nachgeholt worden, auch bei uns in Bremen. Wir können auf manche, auch umfängliche Arbeiten in den „Veröffentlichungen aus dem Bremischen Staatsarchiv“ und auch auf solche in unserem Bremischen Jahrbuch hinweisen. Da ist der Versuch der Zusammenfassung, wie ihn R u d o l f S p r a n d e l in den HGbl. 86 (1968), 37—62, mit dem Abdruck eines auf der Hansischen Tagung in Soest 1967 gehaltenen Vortrages unternimmt, nur zu begrüßen. Er schildert nicht nur das zünftige Handwerk, sondern auch das einzeln betriebene, den Einfluß der von der Öffentlichkeit gestellten Aufgaben, auch das Sozialwesen und die Kulturströmungen, die umgestaltenden Eingriffe. Dabei hat er auch die bremischen Quellen und Quellenveröffentlichungen nach Gebühr benutzt. Im ganzen ist Sprandels Aufsatz eine sehr nützliche Arbeit, die Gruppierung und Bedeutung der hier noch zu leistenden Arbeit klug absteckt.

Volker Plagemann veröffentlicht in den HGbl. 86 (1968), 13—36, seinen auf der hansisch-niederdeutschen Tagung von 1967 in Soest gehaltenen Vortrag über *Hansische Kunstströmungen nach Skandinavien*, der auf eine Anregung Paul Johansens zurückgeht, seines verstorbenen Lehrers, dessen Andenken dieser Aufsatz gewidmet ist. Nach Andeutung der sonst für Skandinavien in Frage kommenden künstlerischen Einwirkungen aus dem Auslande wird der breite Strom des künstlerischen Gebens und Nehmens, des beiderseitigen, für Skandinavien aufgezeichnet, der in der eigentlichen Hansezeit erfolgt ist. Die Teilnehmer an unseren Studienfahrten, soweit sie in Soest und auf Gotland gewesen sind, werden mit besonderer Aufmerksamkeit die hier zutage tretenden innigen Beziehungen vermerken. Bremen wird freilich weniger erwähnt als Hamburg und Lübeck und die Städte an der Ostsee; aber verwiesen wird auf die von Arno König in seiner Arbeit über *Die mittelalterliche Baugeschichte des Bremer Doms* ausgesprochene Vermutung, daß auf Gotland ein Künstler gearbeitet habe, der auch in Bremen am Dom und an der Liebfrauenkirche tätig gewesen sei. Wiederholt wird die von mir bereits auf jener Tagung bezweifelte Bemerkung, daß die nach Gotland gelieferten „Bremer Steine“ Backsteine gewesen seien: offenbar handelt es sich um den aus dem Wesergebirge, vor allem von Oberkirchen her bezogenen Sandstein.

*

Wie langjährig verfolgte Handelsbelange, dazwischentretende kriegerische Verwicklungen, Geldnot sich berühren oder sich bedingen, zeigen beispielhaft die 1645 geführten hamburgischen Verhandlungen mit König Christian IV. von Dänemark, bei denen es den hanseatischen Kaufleuten darum ging, nach dem Verlust ihrer isländischen Lizenzen zu Beginn des 17. Jahrhunderts für den dänischen König eine Anleihe von zwey oder drey Tonnen Goldes

— und mehr — *gegen Verpfändung der Province Isslandt* aufzubringen (Eine Tonne Gold = 100 000 Reichstaler). Statt Zinsen sollte den Kreditoren u. a. sofort der gesamte Handel von und nach Island und das Land mit seinen Einkünften auf zehn bis zwölf Jahre überlassen werden. Über diese Verhandlungen, ihren Schwebezustand wie wachsende kaufmännische Aufmerksamkeit, aber auch Bedenken, eingebettet in beginnende Friedensverhandlungen, berichtet Hans-Dieter Loose mit seinem Aufsatz *Ein Plan zur Verpfändung Islands an Hamburger Kauflaute vom Jahre 1645* in der Zsch.VhG., Bd. 54, 143—150, Hamburg 1968. Hb.

Claus Tiedemann stellt in den MStGuHV. 1968, 54—57, einige *Beispiele zu Stades Fernhandel in der Schwedenzeit* zusammen. Es handelt sich um eine Niederlassung der schwedischen Guinea-Kompanie 1651—1664 und um den 1669 unternommenen Versuch, den englischen Tuchstapel wieder nach Stade zu bringen.

Im StJb. 1968 findet sich S. 79—113 eine sehr verdienstvolle Arbeit: von Claus Tiedemann zusammengestellt, *Schiffslisten Stades und Buxtehudes aus der Schwedenzeit*, entnommen in der Hauptsache den Kämmererechnungen und auf ihre Richtigkeit überprüft aus den Bürgerbüchern, der *Matricula Civium* in Buxtehude, der *Matricula Juramentorum* in Stade. War doch dies das Anliegen, einen Seepaß in einer in den damaligen Kriegen neutralen Stadt zu erhalten, was nur für Bürger möglich war. Vf. bietet nicht nur die Liste mit mancherlei Hinzufügungen über Ort, Zeit, Verwandtschaft, Schiffserbauung und Schiffsnamen, sondern auch ein nach Personen und Orten geschriebenes Register. Bremen ist mit 54 Schiffen und Reedern vertreten. Es sind in der Tat nach einem Wort des Bearbeiters „ungehobene Schätze“, die hier bereitliegen. Sie geben über das Persönliche hinaus einen Begriff vom damaligen Weltbilde und der dazugehörigen Weltpolitik, auch von der Rolle, die ein neutraler Hafen wie Stade dabei spielt.

*

In die Frühzeit des Auftretens der Hansestädte im Nordamerikahandel führt Annelise Tecke mit ihren Ausführungen über *Die Glückwunschadresse des Hamburger Senats an den Kongreß der Vereinigten Staaten von Amerika zur erworbenen Unabhängigkeit* Zsch. VhG. 55 (1969), 181—187, wobei bemerkenswerte Rückschlüsse über die Auseinandersetzungen in Hamburg gemacht werden, sowohl was die Abfassung der Adresse wie ihre Übermittlung betrifft, gewissermaßen in Ausführung dessen, was von Jürgen Prüser in seinem Buche über *Die Handelsverträge der Hansestädte Lübeck, Bremen und Hamburg mit überseeischen Staaten im 19. Jahrhundert*, Vfl. a. d. Staatsarchiv d. Freien Hansestadt Bremen, 30,29, zusammenfassend ausgeführt wurde.

Hans-Dieter Loose zieht in der Zsch.VhG. 55, 1969, 181—203, *Interessante Pläne für ein hanseatisches Elbe-Weser-Reich vom Jahre 1810* mit Hamburger und Bremer Stellungnahme zu der Möglichkeit beiderstädtischer Herrschaft über das Herzogtum Bremen ans Licht. Man staunt, daß derartige Pläne, aus der damaligen politischen „Konstellation“ geboren, in der Tat bestanden haben. Bremens Senator Johann Smidt war ihr einflußreichster

und tatkräftigster Verfechter, der Hamburger Senator Westphalen ein entschiedener Gegner, der mit seiner Ablehnung auch recht behalten mußte, als die politische Entwicklung zur Einverleibung der Hansestädte in das französische Kaiserreich führte.

Zum Napoleongedenkjahr (200. Wiederkehr des Geburtstages) haben die „*Ranke-Gesellschaft*“ — Vereinig. f. Geschichte im öffentl. Leben — und das „*Militärgeschichtl. Forschungsamt*“ durch Wolfgang v. Groote ein Sammelwerk über *Napoleon und die Staatenwelt seiner Zeit* (Freiburg/Br., Verlag Rombach) erscheinen lassen. Darin ist Robert van Roosbroeck, ehemals Professor in Gent, mit *Betrachtungen über Ziel und Wirkungen der Kontinental Sperre* vertreten, einem von ihm gehaltenen Vortrag, und angehängt ist eine Niederschrift über eine angeschlossene Aussprache, an der sich sieben Gelehrte, namhafte Vertreter ihres Faches, beteiligten, nicht nur von der politischen oder der wirtschaftlichen Sicht, sondern von beiden Seiten her, wobei auch die persönliche, stark vom Gefühl bestimmte Einflußnahme Napoleons mit in Rechnung zu stellen war. Diese Festlandssperre zeigt ein vielschichtiges, von wechselnden Rücksichten bestimmtes Erscheinungsbild, bietet sich keineswegs fest und gradlinig, geschlossen dar, ist vielmehr wechselhaft, stark von Schwankungen in Wirtschaft und Gesellschaft bestimmt. Bei der Bedeutung, die die Festlandssperre für Bremen gehabt hat, ist ein Studium dieses anregend geschriebenen, von großer Belesenheit zeugenden Aufsatzes auch für den besonderen bremischen Fall nützlich.

*

Walter Kresse, der sehr verdienstvolle Erarbeiter und Vf. der *Materialien zur Entwicklungsgeschichte der Hamburger Handelsschifffahrt 1765—1823*, „Mittlg. a. d. Museum f. hamburgische Gesch.“, 1966 (Vgl. die Anzeige im Br.Jb. 51, 363), setzte sein Werk mit einem 880 Seiten starken *Seeschiffs-Verzeichnis der Hamburger Reedereien 1824—1888* (Bd. V d. o. a. Mittlg., 1969) fort, das sind von Karteiblättern übertragene Ergebnisse einer langwierigen, mit großer Geduld fast unnachahmlich betriebenen Sammeltätigkeit, die hier Schiff für Schiff mit allen zu ihm gehörigen Daten in die Erscheinung treten läßt. Man erfährt alles, was an Schiffsdaten wichtig ist, Jahr und Ort der Erbauung, die Schiffsgrößen, den Namen des ersten Reeder bzw. Schiffers, Wechsel des Eigentümers, des Heimathafens, der Flagge, Angaben über die weiteren Schicksale des Schiffes usw. — alles in alphabetischer Reihenfolge der Namen der Schiffseigner, wobei sich, schon an der Zahl der Schiffe erkenntlich, die größeren Schiffsgesellschaften hervorheben. Wegen der großen Zahlen — etwa 1500 Reeder und Kapitänseigner, 3900 Schiffe, rund 50 000 berücksichtigte Schiffsreisen — war eine Unterteilung in zwei Hefte bei den Buchstaben K/L nötig; ein dritter Teil bringt die nötigen Erklärungen zu den in den Verzeichnissen benutzten mehrerlei Abkürzungen, dann 92 Seiten Namensweiser für die Schiffer (Kapitäne) und 127 Seiten Schiffsnamen, ebenfalls in alphabetischer Reihenfolge.

Hervorragende, leicht greifbare Unterlagen für weitergehende Forschung, etwa wirtschafts-, insbesondere schiffsgeschichtlicher, aber z. B. auch namenkundlicher Art stehen hier zur Verfügung, wobei es bemerkenswert ist, daß in den angegebenen Zeiträumen wichtige Entwicklungen, geschichtliche Änderungen von mehr als Einzelwert vor sich gehen, etwa das Ausweiten

von der europäischen zur Überseefahrt, das Bilden von Schiffsgesellschaften auf Aktien anstelle der Partenreederei vorheriger Zeit, der Übergang zum Eisen- und Stahlbau, die Ausbildung der Linienfahrt, der Wettbewerb der mehr und mehr in Fahrt kommenden Dampfschiffe, in Hamburg auch der Zollanschluß. Man sieht schon daraus, wie wertvoll diese Arbeit ist. Ob sich aber jemand findet, der sich für weitere Zeiten an die Fortsetzung wagt? Zu wünschen wäre es, selbst wenn, wie der Vf. betont, für diesen Fortgang der Zeiten gebrauchte Quellen leicht zur Hand sein könnten. Man möchte allerdings, sollte so etwas entstehen, das Verzeichnis gedruckt und nicht maschinenschriftlich sehen.

Wir Bremer können in diesen Verzeichnissen manches auf Bremen Bezügliche finden, Schiffe, die in Bremen gebaut wurden oder nach dort in zweiter, dritter Hand kamen. Noch besser wäre es, wir bekämen in Bremen auch einmal solche geschlossenen Verzeichnisse. Ansätze dafür sind vorhanden gewesen, aber wo sind sie geblieben?

*

In dem neuen „Jahrbuch für Geschichte der oberdeutschen Reichsstädte“, das die „Esslinger Studien“ in sich aufgenommen hat, in dem Bd. 15 (1969), S. 75—146, vergleicht Helmut Böhme *Stadtregiment, Repräsentativverfassung und Wirtschaftskonjunktur in Frankfurt am Main und Hamburg im 19. Jahrhundert* und damit die Entwicklung in beiden Reichsstädten vom Anfang des 19. Jahrhunderts bis zum Jahre 1866, in dem Frankfurt seine politische Selbständigkeit verlor. Es zeigen sich dabei neben weitgehenden Übereinstimmungen doch auch bedeutsame Unterschiede, die letztlich auf die Verschiedenheit der wirtschaftlichen Verhältnisse in den beiden Städten zurückgehen. Der Vf. legt dar, wie hier wie dort liberal-demokratische Kräfte in einem langen, wechselvollen Ringen ihre politischen Forderungen („Repräsentativsystem“) gegen die herrschenden konservativ-reaktionären Kreise durchzusetzen versuchen, aber nur Teilerfolge erringen. Leider fehlt eine Zusammenfassung der Ergebnisse am Schluß der Arbeit; auch eine sich im Textbild abhebende Gliederung der langen Erörterungen wäre zu wünschen gewesen.

Von Karl-Heinz Vitzthums Aufsatz: *Die soziale Herkunft der Abgeordneten der Hamburger Konstituante 1848*, Zsch.VhG., 54 (1968), 51 bis 76, ist nach einer kurzen Übersicht über Beweggründe und Durchführung der Wahl das bemerkenswerte Ergebnis mit dem 70prozentigen Sieg des linksstehenden „liberalen Komitees“ über den „Freiheit nach Maß“ vertretenden „Patriotischen Verein“ anzumerken, sowie seine Durchprüfung auf seinen sozialpolitischen Aussagewert aufgrund einer Durchleuchtung der Herkunfts-, Tätigkeits- und Besitzverhältnisse der Abgeordneten. Es waren überwiegend die besitzenden Schichten des wirtschaftlichen Lebens, unter ihnen zu mehr als einem Drittel Kaufleute, in beachtlicher Stärke auch Akademiker, welche die politisch-demokratisch-soziale Richtung bei den Wahlen zur Hamburger Konstituante vertraten, dies auch im Gegensatz zu den zahlreichen Vertretern des geistigen Lebens und staatlicher Stellen in der Frankfurter Nationalversammlung. Eine These aber wie etwa die, daß die Gesellen der Stadt das eigentliche Unruhe-Element der 48er Bewegung gewesen seien, ist unzutreffend. Die soziale Frage war nicht die Ursache der

revolutionären Vorgänge, wohl aber wurde sie von den führenden Schichten erkannt und beachtet. Man möchte sich eine ähnliche Untersuchung für Bremen wünschen. In Hans-Ludwig Schaefers verdienstvollem Buche: *Bremens Bevölkerung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts*, Vfl. a. d. Staatsarchiv der Freien Hansestadt Bremen, H. 25 (1957), wird man beachtenswerte Ansatzpunkte zur Feststellung der Grundlagen der Entwicklung finden. Fr. und Hb.

Ein bemerkenswertes Licht auf die Haltung Hamburgs in der großen Wirtschaftskrise von 1857, der ersten von Weltausmaß, wirft die gründlich belegte Untersuchung Helmut Böhmers über *Wirtschaftskrise, Merchant Bankers und Verfassungsreform* in der „Zschr.VhG. 54“ (1968), 77—127—ein beredtes Zeugnis für die enge Verflechtung, aber auch für das Gegenüber von Staat und Wirtschaft, von öffentlichen und reinen Handelsbelangen an der Elbe. Die Hamburger Kaufmannschaft bedrängte den Senat, ein Zahlungsmoratorium zu erlassen, die Staatseinnahmen zu verpfänden, Papiergeld mit Zwangskurs herauszugeben. Dem widerstrebte aber der Senat aus Rechtsgründen hartnäckig und gestand nur die Gründung einer Diskontokasse zu. Da brachten auf dem Höhepunkt der Krise — welches Wort von der Kaufmannschaft anfänglich peinlichst vermieden worden war — politische Einflüsse von außen die Lösung: im Zusammenhang mit den Kämpfen der Zeit um Zollvereine gewährte der in Elberfeld gebürtige österreichische Finanzminister Bruck dem Senat eine sofortige Silberanleihe von 10 Millionen Mark Banko bis Ende 1858, aus politischem Kalkül gegen Preußen handelnd. Sie wurde — nicht ohne Kritik zu finden — den großen Hamburger Häusern gewährt, die dadurch auch tatsächlich vom Zusammenbruch gerettet wurden. Die durch die Krise aufgeworfenen wirtschaftlichen und verfassungspolitischen Fragen des Stadtstaates hatten erhebliche Auswirkungen: das kaufmännische Geschäft spezialisierte sich mehr und mehr auf Bankgeschäfte oder Reederei oder Zwischenhandel; das Baumwollgeschäft gab man an Bremen ab; eine neue Bürgerschaft wurde in einer Mischung aus Zensus- und Ständewahlen gewählt. Die Trennung von Kirche und Staat, Justiz und Verwaltung, Gleichstellung von Senat und Bürgerschaft wurden erreicht. Am 31. Dezember 1866 wurde das letzte der seit 1665 geführten Protokolle der hamburgischen Commerzdeputation geschlossen. In Bremen (und Lübeck) war derweil die wirtschaftliche Entwicklung viel ruhiger verlaufen. Die Kaufleute dort wollten nach den Mitteilungen des Senators Dr. Smidt an den österreichischen Gesandten in Hamburg die „Mittel der Abhilfe nicht in der Dazwischenkunft des Staates, sondern in sich selbst suchen und finden“. Sie haben es gefunden: vgl. die auf den guten Namen H. H. Meier gewährte Anleihe des Londoner Bankhauses Frederik Huth & Co. Hb.

Der Titel eines kurzen Aufsatzes von Friedrich T. Kahlenberg in der „Zschr.VhG. 54“ (1968), 151—154, *Aus den Vorbereitungen um Hamburgs Zollanschluß* ist insofern irreführend, als hier zur Sache selber nichts gesagt wird, vielmehr aufgrund einer Randbemerkung Bismarcks zu einer Eingabe des Reichsschatzamtes vom 31. August 1888 hinsichtlich einer beim Zollanschluß der beiden Hansestädte zu erhebenden Nachsteuer auf bestimmte Güter, auf die wohl verwickelte, aber zielstrebige Art hingewiesen wird, wie der Kanzler die Führung der preußischen Stimme im Bundesrat in seinem Sinne zu lenken wußte. Zu vermerken ist der in einer Anmerkung gegebene

Hinweis, daß im Bundesarchiv in Koblenz umfangreiches Material über den Zollanschluß der beiden Städte lagert, wobei für Bremen insbesondere der Band B2/1137 in Frage kommt. Fr.

*

Hermann Kellenbenz gibt in seinem Bd. XXV, 163—207, des „Anuario de Estudios Americanos“ (Sevilla 1968) samt den dazugehörigen Aussprachebeiträgen gedruckten Vortrag über *Les Allemands sur les routes de l'Atlantique* eine hervorragende Übersicht über die Beteiligung der Deutschen an der atlantischen Seefahrt, angefangen mit der Zeit der Kreuzzüge und den damals geschehenen Vorstößen in die Levante und geführt bis auf die Höhe der großen Segelschiffahrt Mitte des vorigen Jahrhunderts, als den deutschen Seefahrern die Möglichkeit eröffnet worden war, nun auch ungehindert an der großen Fahrt nach den wirtschaftlich und auch politisch freigewordenen Gestaden in Übersee teilzunehmen. Bremens Rolle konnte für diese letzte Zeit nach Gebühr herausgearbeitet werden, während für Mittel- und Nachmittelalter noch einiges hinzugefügt werden könnte, schon was die Beteiligung an dem Kreuzzugunternehmen betrifft und legendenhaft ausgeschmückt in der großen niederdeutschen Inschrift an der Wand in unserer oberen Rathaushalle erscheint. Von den fleißigen „Butterschiffen“ des merkantilistischen Zeitalters, die die Häfen Südirlands in regelmäßigem Wechsel anliefen, könnte noch etwas gesagt werden, von der großen Grönlandfahrt als Ersatz für die im ganzen verschlossene atlantische und noch von diesem und jenem sonst. Dennoch ist die gebotene Übersicht in dem auch als Sonderdruck veröffentlichten Vortrag ausgezeichnet. Er sollte für einen größeren Leserkreis ins Deutsche übersetzt werden.

*

Colin Newbury vom St. Giles College in Oxford steuert zu dem Sammelwerk *Britain and Germany in Africa — Imperial rivalry and colonial rule* (New Haven and London, Yale University Press, 1967) als Abhandlung 15, S. 455—477, einen Aufsatz: *Partition, Development, Trusteeship: Colonial Secretary Wilhelm Solf's West African Journey 1913* bei, zu dem ein Teil der für die Beurteilung wichtigen Unterlagen durch seine Gattin Trude Newbury in unseren hansestädtischen Archiven, auch in Bremen, festgestellt wurde. Ein typisches Beispiel der Weitsichtigkeit und der Grenzen der deutschen Politik nennt der Verfasser das Bemühen des Staatssekretärs, zwischen den verschiedenen Gruppen der Einflußnahme, staatlich-politischer, kirchlich-missionarischer und wirtschaftlicher von seiten der Aus- und Einfuhrkaufleute und, zum Teil gegensätzlich, der Landbaugesellschaften, auszugleichen. Die sozialen Triebfedern im Wirken bestimmter Kaufmannshäuser, etwa der Vietor aus Bremen, werden vom tagebuchschreibenden Staatssekretär allerdings verkannt.

Willi A. Boelcke steuerte zur Festschrift für Wilhelm Treue H. 3/4 der „Tradition“ 1969, 153—188, einen sehr beachtlichen Aufsatz über *Deutschlands politische und wirtschaftliche Beziehungen zu Afghanistan bis zum Zweiten Weltkrieg* bei und entriß dadurch zu ihrer Zeit in das Getriebe der großen Weltpolitik hineinführende Versuche einer deutschen Mitsprache im Mittleren Orient dem Vergessenwerden. Insofern geht dieser Aufsatz auch

uns Bremer an, als die von Bremer Kreisen 1923 mitbegründete Deutsch-Afghanische Kompagnie viel zur Schürzung der gegenseitigen Handelsbeziehungen beigetragen hat, wie nachmals die Bremer Hansa-Linie durch die von ihr gebotenen Transportmöglichkeiten zu einer Entfaltung der wirtschaftlichen Möglichkeiten, wenn diese auch klein geblieben sind.

F. Wirtschafts- und Sozialgeschichte ¹⁾.

Alte Entwicklungen in ihrem Verhältnis zur Landeskultur. — Schiffbau, Schifffahrt und anderes. — Verkehr. — Handel in alter und neuer Zeit. — Industrie, Handwerk und Gewerbe. — Gesellschafts- und Sozialgeschichtliches.

Strukturální Změny Středověkého Osídlení — Strukturwandlungen in der Siedlung des Mittelalters, eine Arbeit von Miroslav Štepanek in den „Československý časopis historický“. Ročník XVII (1969), 457—488 u. 649 bis 680, stellt einen Versuch dar, die nach Arbeitsweise und Ergebnissen so mannigfachen Forschungen zur Siedlungsgeschichte des Mittelalters auf einige Grundtatsachen zurückzuführen. In älterer Zeit gehen die Siedlungen ein, weil sie, häufig zu dünn und zu spärlich angelegt, bei der damals herrschenden extensiven Wirtschaft ihre Menschen nicht mehr ausreichend ernähren können. Neuere, besser zu schützende und besser zu verwaltende treten an ihre Stelle, mit Einbeziehung des verlassenen Ackerbodens oft unter Ausbau verbliebener günstig gelegener Siedelstätten, im 12. und 13. Jahrhundert und besonders gegen Ende des Mittelalters. Mit Einführung der Dreifelderwirtschaft hatte man gelernt, den Boden ertragreicher zu bebauen, ihn besser und preisgerechter auszunutzen.

Josef Petrán veröffentlicht in der *Československý časopis historický*, Band XIX (1971, H 3) 355—380, *Erwägungen über Probleme und Methoden* zum Thema *Landwirtschaft und Handel Mitteleuropas im 16. und zu Beginn des 17. Jahrhunderts (Středoevropské Zemědělství a obchod v 16. a na počátku 17. Století)*. Es wird festgestellt, daß zu der angegebenen Zeit die grundherrliche Besitzklasse durchaus noch das Heft in den Händen hat. Sie erkennt aber, gut oder weniger gut beraten, daß aus dem liegenden Gut Kapital zu schlagen ist, durch Einrichtung von Marktorten und Marktflecken sowohl für den Überlandverkehr in die kornarmen Gebiete des Nordens und des Westens wie für den inländischen Verbrauch, wobei in der Nähe der Städte mit Erfolg kostbareres Saatgut zum Anbau kommt, um dem sich hebenden Geschmack der Verbraucher Genüge zu tun. S. 367 ist eine gute Kartenskizze über die für den Austausch benutzten Handelswege eingefügt.

Der Erörterung agrargeschichtlicher Fragestellungen, insbesondere was den Einfluß der Bodenreformen des vorigen Jahrhunderts betrifft, haben die RoSchr. mehrfach Raum gewährt. Wir vermerken aus den letzten Heften einen Aufsatz von Hans Heinrich Seedorf über *Gemeinheitsverteilungen, Verkoppelungen und Realgemeinden im Amt Rotenburg* in H. 30 (Jg. 1969), 1—29, — von demselben, wichtig als Zeugnis für die Zustände vor der Reform, Auslassungen über *Leben und Wirtschaft in den Geestdörfern*

¹⁾ Aus dem Abschnitt E: Hansisches und Hanseatisches könnte mancher Titel hierher übertragen werden, wie auch das Umgekehrte oft möglich ist.

vor Beginn der Agrarreformen und des Industriezeitalters — Überlegungen zu zeitgenössischen Aufzeichnungen des Pastors. G. W. F. Beneke (1765 bis 1824, zuletzt in Nienhagen bei Walsrode tätig) in H. 34 (Jg. 1971), 37—48, von dort aus rückbezogen auch auf eine Arbeit von W. Hartmann über Erzeugung und Bedarf in der Landwirtschaft vor 1850 in H. 33 (Jg. 1970), 63—78, und zum heutigen Erscheinungsbilde einen Aufsatz von Ingo Greggers über *Gestaltungskräfte landwirtschaftlicher Betätigung in einem Geestdorf, dargestellt am Beispiel Kirchwalsede, Rotenburg/Wümme*, H. 34, 49—66 (mit mehreren Kartenskizzen und Tabellen). Unsere Bauern, nicht zuletzt unsere Jungbauern an diese Art geschichtlicher Betrachtung hinanzuführen, ist das begrüßenswerte Ziel solcher Arbeiten, die zugleich umfassendere und zusammenfassender Forschung wichtige Unterlagen liefern.

Die Wirtschaftsregion Prags an der Wende vom 14. zum 15. Jahrhundert festzustellen, war das Bemühen Rostislav Novýs, von dem er in einem Aufsatz (*Hospodářský Region Prahy na Přelomu 14. a 15. Století*) in der Prager Akademiezeitschrift *Československý časopis historický*, Bd. XIX (1971, H. 3), 397—418, Auskunft gibt. Fern- oder Durchgangshandel kommt nur wenig in Frage, aber Handwerk und Gewerbe der Moldaustadt betätigen sich neben der Versorgung des innerstädtischen Bedarfs in der wirtschaftlichen Gestaltung eines Bezirks mit einem Durchmesser von etwa 50 km, der natürlich nach den Eigentümern von Grund und Boden, kirchlichen, insbesondere klösterlichen Grundherren, Adelsherren, bürgerlichen Stiftungen usw., unterschiedlich nach Aufnahme und Entwicklungsfähigkeit war, mit der Ausbreitung der Geldwirtschaft, der Ausbildung des Rentenwesens und den damit gegebenen Anreizen aber an Wirtschaftskraft und Gewicht gewann.

Unter Gesamtreaktion von Gustav Luntowski ist aus Anlaß des hundertjährigen Bestehens des Stadtarchivs Dortmund und des gleichaltrigen Geschichtsvereins für Dortmund und die Grafschaft Mark eine Dokumentation *Der Raum Dortmund — Entwicklung einer Industrielandschaft* erschienen, ein Katalog mit starker Beigabe von Bildern und Faksimiles — ein Gemeinschaftswerk der beteiligten Archive von Staat, Stadt und Wirtschaft, der in hervorragender Weise die Entstehung und Entwicklung der Industrielandschaft Dortmund wiedergibt, nicht nur das, was das Wirtschaftsgefüge und die technische Entwicklung angeht, sondern auch die gesellschaftliche Umschichtung, die Änderung des Bevölkerungsgefüges, ebenso die Veränderungen der Landschaft, des Landes und der Gewässer, der kulturellen Entwicklung und dergleichen mehr.

Josef Janáček veröffentlicht in der von der Prager Akademie herausgegebenen wissenschaftlichen Zeitschrift „*Československý časopis historický*“, Band XIX, (1971, H. 3), 381—396, eine aufschlußreiche Studie über *Die Farbstoffe im böhmischen Tuchmachergewerbe des 16. Jahrhunderts (Barviva v Českém soukenictví 16. Století)*. Im 15. Jh. stellte das gut entwickelte böhmische Tuchmachergewerbe vor allem gefärbte Tuche her, wozu es die Farbstoffe Färberwaid (*isatis tinctoria*) und Färberröte (*rubia tinctoria*) aus außerböhmischen Anbaugebieten einfuhrte, das Waid aus der Gegend von Erfurt, die Röte aus Mittelschlesien, was dann wagende Unternehmer zu eigenem Anbau in Böhmen veranlaßte und sogar zur Einschaltung in den

Fernhandel mit diesen Stoffen. Das Aufkommen überseeischer Farbstoffe hat diese Entwicklung zunichte gemacht, vor allem des Indigo und der Gallustinkturen aus ostasiatischen Galläpfeln. Doch wurde geringwertiges Tuch noch lange über das 16. Jh. hinaus mit Waid gefärbt.

Höchst aufschlußreich ist es, was einer der letzten, die in unserm Lande den Handblaudruck noch gelernt und geübt haben, **Alfons Friese**, in *RoSchr. H. 34* (Jg. 1971), 23—36 (mit 19 Abb. auf 10 eingeschossenen Btf.), über sein Handwerk zu sagen hat, in seinem Aufsatz *Der Scheeßeler Handblaudruck*, für den er in der Hauptsache Aufzeichnungen und sachliche Hinterlassenschaft seines Lehrmeisters **Heinrich Müller** benutzte. Handwerksbräuche kommen ebenso zu Worte wie Arbeitsweisen, die verschiedenen Grundstoffe zum Weben und Färben, das benötigte Gerät und was dergleichen mehr ist.

*

Die „Acta Historica“, *Zeitschr. d. Ungarischen Akademie d. Wissensch.*, bringen in Tom. XIV (1968), H. 3/4, 288—321, einen sehr beachtlichen, englisch geschriebenen Aufsatz von **Zs. P. Bach** *The Shifting of International Trade Routes in the 15th—17th Centuries*. Hier wird gezeigt, daß zu Anfang der sich bildenden „Weltwirtschaft“ die Überseekolonien noch nicht Teile eines modernen Weltmarktes mit seiner Arbeitsteilung waren, vielmehr noch Lieferer kostbaren Überseegutes; es waren indes die Länder des mittleren Osteuropas, die vom 15. bis ins 17. Jahrhundert, jeweils die Mitte gerechnet, mit der sich ausdehnenden westeuropäischen Wirtschaft als Lieferer von Massengut an Nahrungsmitteln und Käufer von eben solchen Mengen an Industrieerzeugnissen eine moderne Spielart internationalen Handels entstehen ließen, was wesentlich zur Entfaltung der westeuropäischen industriellen Entwicklung beigetragen hat. Die kapitalistische Industrie Westeuropas entstand mit Hilfe dieser Märkte des mittleren Osteuropas; erst dadurch, so ist die Meinung des Vf.'s, wurde sie fähig, eine stärkere Ausfuhr in die koloniale Welt zu richten.

Einen nachträglichen Hinweis verdient ein Aufsatz von **Wilhelm Evers** über den *Transitverkehr der Häfen Hamburg und Bremen mit Dänemark*, erschienen in der „*Zeitschr. f. Verkehrswissensch.*“, 38. Jg. (1967), 166—186, geschrieben aufgrund eingehenden Durchforschens dieses Verkehrs, für jede der beiden Städte gesondert, wie auch im Vergleich zwischen beiden, wobei Bremen gar nicht so ungünstig abschneidet, wie man auf den ersten Blick vermuten könnte. Allerdings spielt sich Bremens Verkehr nach Dänemark weit mehr mit dem Lastkrafter auf der Landstraße ab denn zu Schiff, wofür Hamburg günstiger als die Weserstadt liegt.

*

Mit seinem Aufsatz *Die Bedeutung des Deutschen Zollvereins als Institution des preußisch-österreichischen Gegensatzes 1834—1866* beschwor **Konrad Fuchs** in Bd. 78 der „*Nassauischen Annalen*“ (1967), 208—215, einen Abschnitt deutscher Geschichte, der fast gegenwartsnahe wirkt, wenn man an frühere Bestrebungen Frankreichs denkt, England von der EWG, der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft, fernzuhalten. In jenen Jahrzehnten vor

hundert Jahren versuchte Preußen, Österreich von der Einflußnahme auf die von Preußen erstrebte deutsche Zolleinheit abzudrängen. Aufhebung aller Zollschränken in Preußen, Gründung des Deutschen Zollvereins 1834, Werden und Auflösen des Mitteldeutschen Handelsvereins, dem selbst Bremen zeitweise lose verpflichtet war, Erweiterung des Zollvereins durch Bundesstaaten, die politisch Österreich zuneigten, aber mit dessen gleichzeitigem Streben, über sie auf den Zollverein zu wirken: Da war es Rudolf Delbrück, der Vertreter Preußens bei den Verhandlungen um den Zollverein, der überzeugend darlegte, daß durch den Beitritt Österreichs auch für die anderen deutschen Staaten wirtschaftliche Schwierigkeiten entstehen würden. Österreich blieb vom Zollverein ausgeschlossen.

*

Jan Kühndel beschreibt S. 117—132 des XIII. Bd.s (Bratislava 1968) der von der Slowakischen Akademie der Wissenschaften herausgegebenen „Historické štúdie“ *Die Feudalexpanzion der Fugger in der Slowakei*. Ausgehend von ihrem Bestreben, die Stellung ihrer Handelsgesellschaft, wie in Schwaben, durch Erwerb einer Grafschaft in Ungarn zu befestigen, wird hier ein aufschlußreiches Bild von Grundlegung im Jahre 1535 und Ausbau, Vergrößerung, wirtschaftliche Nutzung und Heranziehung deutscher Siedler entworfen, bis die steigende Türkengefahr seit den siebziger Jahren die Fugger zum Rückzuge und zum Aufgeben veranlaßte und in den Neusiedlungen slowakisches Volkstum das deutsche überflügelte.

Das Goslarer Bergbaugedenken 1968 hat den Blick auf das von dort beeinflusste Bergwesen in anderen Ländern gelenkt. Dahin gehört das alte „Oberungarn“, die heutige Slowakei. *Zur Bedeutung des Bergwesens in der Slowakei in den sechziger und siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts* stellt V á c l a v L o m i č aufgrund eingehender Archivstudien fest, daß es von der habsburgischen Monarchie hervorragend ausgestaltet worden war und als Vorbild dienen konnte, wobei von der Gründung einer Bergakademie in Schemnitz maßgebliche Einflüsse ausgegangen sind.

Ernst Müller, der verdienstvolle frühere Stadtarchivar von Leipzig, veröffentlicht in H. 1/1969 der „Sächsischen Heimatbl.“, 7—14, eine aufschlußreiche Studie über *Weinschank und Weinhandel im alten Leipzig*, die eine Fülle von Mitteilungen über den konzessionierten Weinhandel mit seinen Abgaben an die Stadt wie über die Weinstuben enthält, von denen sich der Ratsweinkeller und Auerbachs Keller bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Bemerkenswert ist der Ausdruck „Schlägeschatz“, der hier eine Abgabe vom lagernden Wein bedeutet, zum Unterschiede von Bremen, wo „Schlagschatz“ eine Abgabe von umzuwechselndem Geld war.

Die „Historické štúdie“, hrsgg. v. d. Vydavateľstvo Slovenskej Akadémie, führen in ihrem Bd. XIV (Preßburg 1969) eine überraschend große Zahl von Beiträgen zur Wirtschaftsgeschichte der Slowakei auf, besonders der neueren Zeit, gewissermaßen zur Untermauerung der Bestrebungen auf wirtschaftliche Befreiung. Wir nennen u. a. von G i ö r g y T o l n a y eine Abhandlung über *Die Textilmanufaktur und bäuerliche Wollweberei und Spinnproduktion in der Slowakei in den Jahren 1850—1867*, von S t e f a n K a z i m i r über

Getreideerträge aus den Erdödyischen Latifundien Dobrá Vodár und Čachtize in den Jahren 1731—1779, von Jozef Vozár über *Versuche zur Förderung und industriellen Ausnutzung der Steinkohle in der Slowakei im 18. Jahrhundert*, von Anton Spieß über *Kaufleute aus der Balkanhalbinsel in der Slowakei im 18. Jahrhundert*.

Scripta Mercaturae

Die jährlich mit zwei gut ausgestatteten Heften von 6—7 Bogen Umfang unter Umständen viersprachig in München erscheinenden neuen *Scripta Mercaturae*, „Halbjahresveröffentlichung von Urkunden und Abhandlungen zur Geschichte des Handels und der Weltwirtschaft“, betreffen im ganzen binnen-, zumeist oberdeutsche Verhältnisse, reichen aber natürlich gelegentlich in den niederdeutschen Raum hinein, etwa wenn in Heft 2/1968, 39—66, Kurt Pilz über *Fernlieferungen nürnbergischer Kunstwerke und kunsthandwerklicher Erzeugnisse (1350—1580)* berichtet. Grundsätzlich ist nur von vorindustriellem Handel und Verkehr die Rede, so in der von Günther D. Roth zusammengestellten *Internationalen Bibliographie für das Jahr 1967 zur vorindustriellen Handels- und Verkehrsgeschichte*, die durch die bis dahin erschienenen drei Hefte hindurch fortgeführt wurde, in 2/1968, 67—74; dann bis 1971 in 1970/1, 86—93, 1970/2, 75—80, 1971/1, 67—71. Der Bearbeiter bittet die Verfasser wirtschaftsgeschichtlichen Schrifttums dringend um Unterstützung seiner Berichte durch Einsendung der in ihrer Hand befindlichen Titel — ein Wunsch, der auch von uns aus lebhaft unterstützt werden kann. Von seewärtigen Beziehungen war hier bisher allerdings nur wenig die Rede. Es würde eine allzugroße Betonung dieser Verbindungen einen Wettbewerb zum Hansischen Geschichtsverein mit seinen Veröffentlichungen bedeuten. Dankbar hingegen mag die über drei Fortsetzungen, H. 1967/1, 70—88, u. 1968/1, 90—109, u. 2, 75—105, gehende zusammenfassende Darstellung von Theodor Gustav Werner über *Bartholomäus Welser — Werden und Wirken eines königlichen Kaufmanns der Renaissance* — entgegengenommen werden. Sie ist mehr als nur diese in der Mitte stehende Lebensbeschreibung, vielmehr eine Darstellung von Entwicklung, Höhe und Verfall des Gesamthauses, seiner wirtschaftlichen, auch überseeischen Bedeutung und seiner Verwicklung und Verstrickung in Politik und Bekenntnisstreit, in dem man allerdings aus politischen und wirtschaftlichen Rücksichten klaren Entscheidungen ausweicht. — Dem oben beklagten Mangel hat Hermann Kellenbenz in 1970/2, 1—39, durch einen großen Aufsatz über *Wirtschaftsgeschichtliche Aspekte der überseeischen Expansion Portugals* abgeholfen. Gerade dies ist eines der großen Arbeitsgebiete des jetzt den Lehrstuhl für Wirtschaftsgeschichte der Universität Erlangen-Nürnberg innehabenden Gelehrten, der als Mitglied des Vorstandes des Hansischen Geschichtsvereins und als Betreuer des Besprechungssteiles der Hansischen Geschichtsblätter die hier vorliegenden Belange des norddeutschen Raumes ausgezeichnet vertreten hat. Der oben bezeichnete Aufsatz bewältigt nicht nur eine Fülle von Quellenstoffen, vielmehr bringt er mit ihrer sinnvollen Aufgliederung grundsätzliche Erkenntnisse hinsichtlich der Bevölkerungspolitik der Portugiesen in ihren überseeischen Besitzungen, ebenso in Hinsicht der Beschaffung der nötigen Geldmittel, weiter der Folgen für die Wirtschaft Portugals wie Gesamteuropas und schließlich für die überseeischen Gebiete selber. — Ein mit dem Merianschen Stich vom Bremer Marktplatz (1653) als Eingangsbild

geschmückter Aufsatz von Friedrich Wilhelm Henning über *Handelsordnungen des Mittelalters und der frühen Neuzeit als wirtschaftspolitische Instrumente* (S. 41—64) kommt zwar aus dem süddeutschen Raume, könnte aber, was die wesentlichen mittelalterlichen Teile betrifft, mit Fug auch für die Hanse gelten. — 1970/1 bringt S. 1—23 als Leitaufsatz, Frucht eines Aufenthaltes an der Universität Göttingen, eine Arbeit von Hiroshi Fujise, heute Professor in Nagoya (Japan), über *Deutschlands Entwicklung zum Industrie- und Welthandelsstaat — Die Struktur des deutschen Überseehandels während der Industrialisierungsphase von 1850—1878*, also bis hin in die Zeit der politischen Abkehr vom Freihandel in Deutschland, wobei es aufschlußreich ist, die Zahlen über die unverhältnismäßig schnelle Entwicklung in Japan mit dargereicht zu bekommen. — Aus 1971/1 sei auf Teil IV einer Fortsetzungsarbeit von Theodor Gustav Werner über *Unternehmerwerkstätten im europäischen Textilgewerbe des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit — Vorstufen des Fabrikwesens* hingewiesen, der 75—88 eine über den europäischen Bereich erstreckte dankenswerte chronologische Übersicht bietet, die bereits mit dem Jahre 1174 einsetzt und im besonderen für das 16. Jahrhundert die Rolle der niederländischen Glaubensflüchtlinge betont, diesen in Teil V in einer *Schlußbetrachtung*, 89—96, mit Ausführungen über *Niederländische Glaubensflüchtlinge im Frankfurter Seidengewerbe* auch noch besonderes Gewicht verleiht. Beigegeben ist ein sehr gutes Bild der Tuchhalle in Ypern nach einer Zeichnung des 18. Jahrhunderts. Die Teilnehmer an der zweiten Flandernfahrt unserer Historischen Gesellschaft im Juli/August 1971 seien im besonderen auf die hier vorgelegte Arbeit hingewiesen, die ihre an Ort und Stelle gewonnenen Eindrücke erweiternd bestätigen kann.

Von Schiffen, Schifffahrt und Häfen

Bd. 7 — 1967 — des Greifswald-Stralsunder Jahrbuchs — ausgezeichnet bebildert im VEB Hinstorf Verlag, Rostock, erschienen — umfaßt in 15 Aufsätzen weite Gebiete, u. a. des Geographischen — von Vorpommern und dem Kreis Ueckermünde —, der Kultur- und Musikgeschichte — Stammbücher hier und Stellwagens Stralsunder Marienkirchenorgel von 1659 da —, ferner Rechtsfragen — eine neue Handschrift des Seerechtes von Damme —, Berufsfragen — Barbieri und Chirurgen in Stralsund —, Gebiete von Architektur und politische Fragen der Gegenwart bis hin zur Greifswalder Bronzetür des Rostockers Joachim Jastram.

Im Hinblick auf den Bremer Koggefund sei hier ein bebildeter (fortzusetzender) Aufsatz von Wolfgang Rudolph, Berlin, „Boote der pommerschen Haffe und Bodden zwischen Recknitz und Nogat“ besonders herausgehoben:

Dargestellt werden die Verhältnisse dieser Boote als Gegenstand der Volkskultur, nach dem Zustand um 1900, örtlich in dem Küstengebiet zwischen Rügen und der Weichselniederung, eine Gegend, die seit den Jahrhunderten des frühen Mittelalters von einer ostseeslawischen Bevölkerung, vermischt mit niederländischen Ansiedlern, bewohnt war.

Herrschend war der Einbaum aus dem Stamm der Eiche oder Kiefer — *Boomkahn* oder *uthaupter Kohn* —, der eine noch vorhandwerkliche Bauweise darstellte und noch 1889 — bei einer Länge von 3 bis 5, aber auch

7 bis 11 m festgestellt worden ist. Betrieben mit Rudern — *Rauder* —, wurde er sowohl im Stehen wie Sitzen gerudert, was westlich und östlich verschieden war. Vom 16. bis ins 20. Jahrhundert dienten diese Boote hauptsächlich der Kleinfischerei wie auch als Heu- und Viehfähren; benutzt wurden sie bis in die 70er und 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts und später noch. 20 Einbaum-Bodenfunde der pommerschen Küstengewässer sind bekannt.

Bodenschalenboote waren ein mehrteiliges Fahrzeug verschiedener Benennung wie *Dräwel* (1710), *Polte* (1743) oder auch *Hüller* im 19. Jahrhundert. Ihr Boden wurde schalenförmig aus einer Baumstammhälfte gehöhlt. Die Böden (Bodden) der *Dräwel* waren fast 6 m lang, mit einer Breite von 55 bis 65 cm und Stärke bis zu 18 cm. Anfänglich hatten die „*Polt*“ einen trockenen, später auch durchfluteten Fischraum („*Däken*“). Aufschlußreich ist der Hinweis auf ein 1896 bei Danzig in 4 Meter Tiefe gefundenes Bodenschalen-Bootswrack, das in die Zeit vor 1300 zu datieren ist. Es hatte Abmessungen von 13,5 m Länge, 100 cm Breite und einer Stärke von 30 cm. Verwandte Bootsfunde machte man 1948 und 1959.

Antriebsgerät war bei *Dräwel* und *Polt* der Odermündung im 18. Jahrhundert der „*krumme Riehm*“, der noch heute beim Rostocker Bodenschalenboot verwendet wird. Im 19. Jahrhundert gebrauchte man einteilige gerade Eichen-Riemen (*jedalkt Reem*) von 2,5 bis 3 m Länge. Bei Verwendung zum Fischfang kannte man den Einmannbesatz, bei Fischtransport zum Markt bildeten zwei Frauen den Besatz, die mit je zwei Riemen sitzend ruderten. Mitarbeit von Frauen an Bord der Boote ist bereits 1587 für Lübzin bezeugt.

Neben der hauptsächlichlichen Verwendung als Fischtransporter können größere Bodenschalenboote auch für Dienstleistungs-Kahnreisen der Stettiner Amts-Wasserdörfer genutzt worden sein. Noch um 1900 waren Bodenschalenboote in zehn Wasserdörfern beheimatet, die letzten „*Hüller*“ bis um 1940. An der Warnow-Mündung steht noch heute der „*Rostocker Kahn*“ als Vertreter dieses Typs täglich im Gebrauch; er ist den Booten von Oder- und Weichselniederung formgleich. Hb.

*

Holger Dierks berichtet im Ndd.Hbl. Nr. 245 (Mai 1970), S. 2 f., über einen Vortrag, den Dr. phil. Lass-Ake Krarning, Direktor der „*Vasa-Abteilung*“ des Seehistorischen Museums in Stockholm, am 14. Februar 1970 im Morgenstern-Museum hielt, vor dessen Freunden und vor Mitgliedern der Schiffahrtsgeschichtlichen Gesellschaft in Bremerhaven, über die Bergung und Wiederherstellung der Stockholmer „*Vasa*“. 23 Millionen Kronen für die „*Vasa*“, so steht es im Titel dieses Berichtes, und daß der Schiffsfund für Schweden nationale Bedeutung habe. Sollte man Gleiches nicht auch für die „*Bremer Kogge*“ erhoffen, wenigstens im alten hansischen Raume?

*

In Nr. 229 (Januar 1969) des Ndd.Hbl., S. 4, berichtet Jürgen Meyer über *Wenckes letztes Segelschiff*, den Dreimastschoner „*Richard Hagen*“ aus dem Jahre 1900. 65 Jahre hatten die aus Bremen in den neuen Hafen an der Geestemündung gekommenen Schiffbauer Wencke hier Segelschiffe gebaut, eins schöner und besser als das vorangegangene, hölzerne zumeist und zuletzt

stählerne. Eine Ausstellung im Morgensternmuseum um die Jahreswende 1968/1969 hat deutlich gemacht, welche große Bedeutung auch diese Werft in der Schiffbaugeschichte Bremerhavens gehabt hat.

Die „Preußen“ und ihr Konstrukteur ist der Titel eines Aufsatzes von Horst Hamacher im Ndd.Hbl. Nr. 238 (Oktober 1969), 2 u. 3. Er ist eine Zusammenfassung der Ergebnisse eines mehr als zehnjährigen Sammelns und Forschens um das Schiff, in dem sich ein Höhepunkt der Schiffbaukunst an der Niederweser darstellt. Schiff und Werft, Schiffbauer und Reeder, seine *Flying P-Liners* und ihr Ende erhalten dabei die ihnen zukommende, wenn auch kurze Würdigung, nicht zuletzt dieses Schiff selber, das erste und einzige Fünfmast-Vollschiff der Welthandelsflotte. Der Vf. hat dieses Schiff selber noch bei der Ausrüstung gesehen. Der Aufsatz ist ein Auszug aus einem im Heinemann-Verlag in Hamburg-Garstedt erschienenen Buche des Verfassers.

Gern sei auf das von Gerhard Eckhardt, Ausbildungs-offizier bei der Seemannsschule Schulschiff „Deutschland“ in Bremen, zusammengestellte, zum großen Teil auch selbst verfaßte Buch *Vollschiff Schulschiff „Deutschland“* (192 S., mit 24 Btfn., 2 Faltbl., vielen Abb. im Text, Ktn., Rissen, Takelplänen. Bremen 1969, H. M. Hauschild) hingewiesen, — das um so lieber, als dieses Schiff noch den Hauch echter Seemannschaft um sich trägt. Wie gut würde es in ein Deutsches Schiffahrtsmuseum gepaßt haben, sehr viel vorteilhafter als das Schauschiff „Seute Deern“ in Bremerhaven, wenn ein solches Museum nach sachlicher Entscheidung mit der Bremer Kogge als Kernstück in Bremen eingerichtet worden wäre!

Aber ganz abgesehen davon macht das Eckhardtsche Buch deutlich, welches Wertstück wir in Bremen mit diesem echten, auf der seinerzeit besten deutschen Segelschiffswerft erbauten „Windjammer“ haben. *Das erfüllte Leben eines Schiffes* heißt es im Untertitel des Buches: Wir erfahren also seine Entstehung im Rahmen des Deutschen Schulschiffvereins, in dessen Ziele wir Einblick nehmen. Wir lesen von der Geschichte dieses Vereins und der dieses Schiffes, aus Berichten der Kapitäne wie aus dem Tagebuch eines Schiffsjungen. Wir nehmen teil an seiner täglichen Arbeit, an der Ausbildung der Jungen anhand von Dienstvorschriften und Segel-, auch Takelanweisungen. Wir freuen uns an der Gewissenhaftigkeit ihrer Ausbildung wie auch an den von ihnen erlebten gemütvollen Stunden, wo die hier in Sammlung vorgelegten Shanties erklingen. Alles in allem ein schönes, ein nützliches, ein werbendes Buch, das dem Andenken des mit der „Pamir“ untergegangenen Kapitäns Diebitsch gewidmet ist, der dereinst Erster Offizier auf der „Deutschland“ war.

Ein getreues Spiegelbild zu dem, was in Bremerhaven mit dem auszubauenden Schiffahrtsmuseum geschieht, findet sich laufend im „Ndd.Hbl.“ unter der Schriftleitung von Gert Schlechtriem, so in Nr. 242 (Februar 1970), S. 1, von Holger Dierks ein Aufsatz *Wallangboot („Rau IX“) wird Museumsschiff — Bremerhavener Werften und Firmen als Mäzene*. Als das Schiff nach seinem Einlaufen in Bremerhaven am 6. Juni 1970 zur Besichtigung freigegeben wurde, erhielt jeder Besucher ein gedrucktes Merk-

blatt *Walfangdampfer Rau IX* mit bemerkenswerten Mitteilungen zur Geschichte des Schiffes wie zu der des kurzlebigen neuen deutschen Walfangs seit 1936.

Gert Schlechtriem war als Schriftleiter des Ndd. Hbl.s unermüdlich in der Sammlung von Quellenstoffen zur Schiffsgeschichte, meist des 19. Jahrhunderts, in Parallele zu der von ihm tatkräftig betriebenen Gestaltung eines Schiffsmuseums, bevor es sich zum Deutschen Schiffahrtsmuseum weitete, in der Gestalt von ausgedienten Schiffen. In Nr. 223 dieses Mitteilungsblattes (Juli 1968) läßt er auf S. 1 f. Kapitän Franz Müller von einer Reise als Leichtmatrose *Auf dem* (Wätjenschen) *Vollschiff „Roland“* aus dem Jahre 1907 berichten, auf einem jener Tabakfahrer, der bei der Ausfahrt von England aber erst eine Ladung Koks nach Port Nolleth an der Westküste Südafrikas brachte. — In Ålands Syøfartsmuseum in Marienhamn fand Wilhelm Stöltzing die *Kajüte des Viermasters „Herzogin Cecilie“*, des alten Segelschulschiffes des Norddeutschen Lloyd, das nachmals unter finnischer Flagge fuhr: das ist ihm Anlaß, von diesem Schiff wie von seiner Schwester, der „Herzogin Sophie Charlotte“, auf S. 3 des Mitteilungsbl.s zu erzählen. Die Teilnehmer an der Schweden-Finnland-Fahrt der Historischen Gesellschaft konnten 1969 an Ort und Stelle selber erleben, was hier in Worten ausgedrückt ist. — Fortgesetzt wird jener Bericht Franz Müllers in Nr. 224, August 1968, S. 1 f., mit der Schilderung der Weiterfahrt des Vollschiffes nach New York mit einer Ladung Holz, auch als Deckslast, und der Rückkehr von New Orleans als Tabakschiff für Bremen. — *Bark „Fulda“ im Mauritius-Orkan* betitelt sich ein von Franz Müller im Ndd.Hbl. Nr. 246 (Juni 1970), S. 2, übermittelter Bericht von einer Sturmfahrt eines der großen Wätjenschen Schiffe aus dem Sommer 1909. — Von Gert Schlechtriems Sammeltätigkeit im Ndd. Hbl. sei weiter vermerkt: Allein in Nr. 237 (September 1969) finden wir auf S. 1 f. einen mit vielen Einzelheiten ausgestatteten Aufsatz von E. Dräger (Cuxhaven) über den *Ruheplatz für Schiffbrüchige*, die Begräbnisstätte von unbekanntem, aber auch bekannten zu Tode gekommenen Schiffbrüchigen bei der St.-Gertruden-Kirche in Döse, auf S. 3 einen Beitrag von Kapitän F. Müller, Bremerhaven, über seine *Erlebnisse auf einem Bremer Segler*. Es handelt sich um die „Christiane“ der Reederei Claus Dreyer in Bremen, deren durchweg kleine, aber trotzdem auf Große Fahrt gehenden Schiffe dem Zusammensteller dieser Zeitschriften-schau noch gut bekannt gewesen sind, wie auch das Reedereikontor an der Grünenstraße in Bremens Neustadt. Schließlich gehört auf S. 4 auch von F. Jorberg das *Gedenken an H. Szymanski* hierher (Vgl. S. 362), mit der sehr nützlichen Zusammenstellung seiner Arbeiten.

W. Jaeger erinnert im Ndd. Hbl. 242 (Februar 1970), 2—4, an die von Bremen aus betriebene *Polarexpedition vor hundert Jahren*, genaugenommen an die beiden ersten deutschen Expeditionen, wobei im Titel auf die *Monatelange Fahrt der „Hansa“-Besatzung* — der des zweiten Polarschiffes — *auf einer Eisscholle* gebührend hingewiesen wird. Zwei kleine Ausstellungen: Moritz Lindeman — in Bremen einer der tatkräftigsten Arbeiter für die Unternehmen, schreibt seinen Familiennamen mit einem -n- am Ende; als Wilhelm I. die ausfahrenden Schiffe im Sommer 1869 verabschiedete, war er noch nicht Deutscher Kaiser, sondern nur König von Preußen. Im Ndd. Hbl.

244 (April 1970), S. 3, teilt derselbe Vf., sich dabei allerdings weitgehend auf die Forschungen Walter Kresses stützend, über weitere Unternehmungen auf diesem Gebiete unter dem Titel *Die „Germania“ endete als Walfänger* viele Einzelheiten mit, wobei klar erkennbar ist, daß die weiterhin in Bremen, Hamburg und Berlin erfolgten Gründungen nicht mehr allein wissenschaftliche Zwecke verfolgten, vielmehr mit ihnen auch wirtschaftliche Ziele. Als Walfänger hat auch die „Germania“ von England aus noch lange Dienst getan. Das wissenschaftliche Erbe des nach Rückkehr der zweiten Expedition in Bremen gegründeten „Vereins für die Deutsche Nordpolfahrt“ hat 1877 die „Geographische Gesellschaft“ in Bremen angetreten.

Carl Fedeler auf der Spur — Bremerhavener Kunstmaler als Meister des Schiffsporträts ist der Titel eines Aufsatzes (ohne Verfassername) im Ndd. Hbl. Nr. 247 (Juli 1970), S. 1 f., der eigentlich nicht viel mehr als der Wiederabdruck eines Gedenkaufsatzes ist, den Arthur Fitger beim Tode Fedelers im Jahre 1897 für eine Bremer Zeitung geschrieben hatte. Fitgers Lob für den bescheidenen, sehr zurückgezogen lebenden Berufs- und Kunstgenossen mag für heutige Ohren vielleicht übertrieben klingen; aber es war, aus dem Munde eines damals hochgeehrten Mannes gesprochen, der selber Ähnliches gemalt, durchaus verdient. Das gegenseitige Vertrauen ging so weit, daß Fitger den Freund selbst an seinen großen Wandgemälden in der Müllerschen Börse mitarbeiten ließ. Das Schiff im Hintergrund des Bildes im Treppenaufgang, von dem die wichtigsten Teile geborgen, aber noch nicht wiederverwandt worden sind, stammt von Fedeler. Der fast vergessene Carl Fedeler (1837—1897) ist denn auch wieder in den Mittelpunkt des Bemerkens gerückt, seitdem das „Morgensternmuseum“ Platten und Vervielfältigungen aus seinem Werk erwerben konnte und nun dazu aufrief, Spuren seines Wirkens auch sonstwie festzustellen. Jener Nekrolog aus der Feder Arthur Fitgers vom Jahre 1897 lieferte willkommene Anhaltspunkte. Seitdem ist es gelungen, etwa 500 Schiffsgemälde im Lichtbild festzuhalten, darunter eine ganze Anzahl, die Fedeler zuzuschreiben sein dürften, wie der Lichtbildner Bernhard Havighorst, früher Eigner einer Boots- und Jachtwerft in Blumenthal, erzählt: allein 18 *Gemälde von Carl Fedeler wiederentdeckt* heißt es im Titel des darüber im Ndd. Hbl. 251 (November 1970), S. 3, gegebenen Berichts. Es ist die große Zeit der bremischen Segelschiffahrt, die hier vor unserem Auge, nicht nur dem geistigen, wiederersteht.

Rettungsboote für das Schiffahrtsmuseum beschreibt Holger Dierks in Nr. 252 (Dezember 1970) des Ndd.Hbl.s, S. 2, angeregt durch das Brandungsrettungsboot von Spiekeroog, das dem Bremerhavener Schiffahrtsmuseum zum Geschenk gemacht wurde. Gert Schlechtriem benutzt die Gelegenheit zu einigen Ausführungen über die *Bauwerft H. Havighorst in Blumenthal*, von der noch ein zweites Rettungsboot stammt, das dem Schiffahrtsmuseum einverleibt worden ist.

Im April-Heft 1969 der „Postgeschichtl. Bll. ‚Weser-Ems‘“ (15. Jg. — Bd. III, H. 6) ist auf S. 129—140 ein Aufsatz von Theodor Windmann über die *Deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger und die Post* enthalten, der im ganzen eine ausgezeichnete Sammlung von Quellenbelegen zur Geschichte der „Rettungsgesellschaft“ — das ist der in Bremen gebräuchliche Name — darstellt, im besonderen aber von der Stiftung von drei Rettungs-

booten mit den bezeichnenden Namen „Reichspost“, „Reichstelegraph“ und „Generalpostmeister“ aus Anlaß des 90. Geburtstages Kaiser Wilhelms I. berichtet.

Alfred Tietjen, verdienstvoller Verfasser eines Blumenthaler Heimatbuches, schreibt im Ndd.Hbl. Nr. 229 (Januar 1969), 1 f., über *Die Gründung der Lotsenstation an der Geeste*, wobei wir auch von den oldenburgischen Versuchen hören, eine solche Einrichtung zu schaffen. Aber nur die auf dem rechten Weserufer überlebte: sie blüht bis auf den heutigen Tag. Die Einrichtung ging über ein in Blumenthal, vor allem auf Betreiben des Oberamtmanns Rudorff, entstandenes Unternehmen, und es wurde bereits 1785 erwogen, daß man in der Geestemündung einen Schutzhafen anlegen möge.

Zeitball an der Einfahrt zum Neuen Hafen ist der Titel eines zusammenfassenden Berichts von Harald Rickleffs im Ndd.Hbl. Nr. 246 (Juni 1970), S. 1, und dabei wird erzählt, was in Bremerhaven über Sinn, Bedeutung und Arbeitsweise dieser Hafeneinrichtungen erlebt werden konnte.

Das „Ndd.Hbl.“ setzt in Nr. 225 (September 1968), S. 1 f., *aus seltenen Schriften ermittelt*, seine Chronik von *Strandungen vor der Wurster Küste* fort. Man ist erstaunt, wie viele solcher Unglücksfälle in den letzten drei Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts hier erfolgt sind, aber auch, in welcher Form nach den Protokollen die Bergungsfälle durch die Strandvögte „abgewickelt“ wurden.

Seeungeheuer — Dichtung oder Wahrheit? wird von G. Behrmann (Bremerhaven) in einer im Ndd.Hbl. 255 (Mai 1971), S. 3, veröffentlichten Plauderei gefragt, die aber doch auf die ernsthaften Versuche hinweist, der Wahrheit, die sich in manchen erbeuteten Körperteilen etwa von Kraken offenbart, auf den Grund zu kommen.

*

NDL und Bremerlinien überschreibt Arnold Rehm einen kurzen Beitrag im Ndd. Hbl. Nr. 246 (Juni 1970), S. 2, in dem Aufschluß über die Versuche der neugegründeten Schiffahrtsgesellschaft gegeben wird, die skandinavischen Häfen in ihren Zubringerdienst einzubeziehen.

Richard Graewe hat seine leider über viele Einzelstücke verteilte und damit etwas unübersichtlich gewordene Arbeit über *Stade als Abfahrts- und Heimkehrhafen der Auxiliartruppen im 18. Jahrhundert* (Vgl. Brm.Jb. 51, 343 f.) auch im 44. Jg. (1969) der MStGuHV. fortgesetzt, 36—40, mit Vorstellung des erst kürzlich aufgefundenen Tagebuchs des Philipp Waldeck, Feldpredigers im Waldeckischen 3. Regiment, das von Gibraltar nach Nordamerika überführt worden war, dort gegen die von Florida aus gegen den Mississippi vordringenden Spanier zu kämpfen.

Der 45. Jahrg. der MStGuHV.s schildert in Abschn. XI (H. 1, 7—14), XII und XIII (H. 2, 34—38, H. 3/4, 52—55) in der Aufsatzserie von Richard Graewe Ereignisse besonderer Art, als erstes die *Minorca-Tragödie. 1775 bis 1782*, den Aufenthalt und die Leiden zweier hannoverscher Regimenter auf der kleineren Balearen-Insel, wo sie sich schließlich, mehr als von den

Verlusten durch spanische Belagerer durch den Skorbut mitgenommen, ehrenvoll ergeben mußten und dann über England nach Stade zurückkehren konnten, während die beiden folgenden Fortsetzungen in der Reihe die „*Ostindien-Expedition*“ (besser: Expedition nach Ostindien) behandeln. Es waren dies erstmalig Verbände von wirklichen Freiwilligen, über die einiges nachgelassene Schrifttum auf uns gekommen ist, Lieder und Gesänge, die u. a. Albrecht Anton Watermeyer, Konsistorialrat und Garnisonprediger in Stade, und Friederich Ludewig Langstedt, einen der mitgesandten Feldprediger, der nachmals auch kurze Zeit in Fischerhude war, zum Verfasser haben, und Reiseberichte, wiederum von demselben Langstedt, und andere von „einem churhannöverschen Capitain der Infanterie“, die 1789 „bey Georg Ludewig Förster“ in Bremen verlegt wurden.

Ergänzend zu den Berichten Graewes möge auf die unter dem Titel *Auxiliartruppen in Nordamerika* in den MStGuHV. v. 20. Januar 1971 (46. Jg., H. 1), 9—13, erschienenen Auszüge hingewiesen werden, die Ch r. O e t e r s den Briefen des Generals Riedesel und seiner Gattin entnommen hat. Riedesel kommandierte ein deutsches Hilfskorps in Kanada im Gebiete der jungen Vereinigten Staaten während des Unabhängigkeitskrieges, geriet in Gefangenschaft wie auch seine Gattin, die ihm mit Kindern und Hilfspersonal nachgereist war. Ausgetauscht, war er nachmals wiederum in englischen Diensten und kehrte nach Kriegsende zurück nach Stade, wo er 1776 eingeschifft worden war. Die Briefe, des Generals an seine Frau, der Frau Riedesel an ihre Mutter, wurden bald nach Rückkehr aus Amerika als *Die Berufsreise nach Amerika, Briefe von Friederike Riedesel und Friedrich Adolf Riedesel, 1776—1783*, veröffentlicht und haben sogar eine 2. Auflage erlebt, Berlin 1801, Haudé u. v. Spensersche Verlagsbuchhandlung.

Im Ndd.Hbl. Nr. 248 (August 1970), S. 1, erinnert Benno Eide Siebs in Zurückschau über fast ein volles Jahrhundert an *Die Vorzüge des Geestemünder Handelshafens*, so wie es Kapt. z. S. R. Werner 1874 in seinem *Buch von der Deutschen Flotte* sah: jedenfalls knüpfte man damals *große Hoffnungen an die neuen Anlagen*.

Nachrichtendienst — Straßenverkehr — Reisen.

H. 1/67 des „Archivs f. deutsche Postgesch.“ stellt auf 112 Seiten aus der Feder von Max Piendel, dem Fürstl. Oberarchivrat der Thurn und Taxis in Regensburg, unter dem Titel *Thurn und Taxis 1577—1867 — Zur Geschichte des Fürstlichen Hauses und der Thurn und Taxischen Post* eine volle Geschichte der ältesten deutschen Reichspost dar, die auch in Bremen ihre Vertretung hatte.

Johann Bösch berichtet unter dem Titel *Am optischen Telegrafen* im Ndd.Hbl. Nr. 225 (September 1968), S. 4, über die vorübergehende Tätigkeit — von 1845 bis 1849 — des Lehrers Johann Thumann beim Bau der Telegrafestation Bederkesa, die die Verbindung zwischen Weser und Elbe herstellte, und dann in Oslebshausen an der dortigen Mittelstelle.

Vom jüngst dahingeshiedenen Gerhard Tooren und von Christof Gossel wird in den „Postgeschichtl. Blättern ‚Weser-Ems‘“ vom Februar 1970 (16. Jg., Bd. III, H. 7), 149—151, 153—155, ein aufschlußreicher Bericht:

Wittmundhafen — eine post- und kriegsgeschichtliche Erinnerung veröffentlicht, als Rückschau auf die wechselhafte Entwicklung eines als Flughafen im Ersten Weltkriege errichteten Stützpunktes mit seinen postalischen Einrichtungen.

In seinem Aufsatz *Ein alter Paß durch die Beversümpfe* berichtet Angelus Gerken über eine für die Straßenverbindungen von der Weser zur Elbe äußerst wichtige Stelle, den Übergang über die Bever, rechtsseitigen Nebenfluß der Oste, von dem aus sich, elbwärts gesehen, der Weg zu verschiedenen Zielen gabelte. Vf. gibt eine Übersicht über die geschichtliche Bedeutung des Platzes, insbesondere über den Übergang der staatlichen Rechte des Königs an die Landesherren, von Heinrich dem Löwen schließlich an die Bremer Kirche, wobei vielfache Namensdeutungen eingeflochten sind. Was den bremischen *Fedelhören* betrifft, so darf in aller Bescheidenheit aber darauf hingewiesen werden, daß ältere Formen vorhanden sind, wobei *horn* wohl auf eine gebogene Flur zur beziehen ist.

Anton Hinck (Pretz) führt mit Wort und Bild und unter Anfügung von Kartenskizze und Notenbeispielen im Ndd.Hbl. 251 (November 1970), 1 u. 2, in die Zeit zurück, *Als in Bederkesa noch die Postkutsche fuhr*. Das alte Postamt war wichtige Relaisstation für die Fahrt von Bremervörde in das Land Wursten; das neue, zweistöckige, hat diese Bedeutung nicht mehr gehabt, weil hier mit dem Eisenbahnbau 1896 die Zeit der Postkutsche vorbei war.

In die Frühgeschichte unseres Eisenbahnwesens gehört hinein, was in den HGHBll., Bd. 8 (1967/1968), 65—68, an *Eindrücken auf der Hamburg-Bergedorfer Eisenbahn* mitgeteilt wird, aufgrund eines Briefes von Otto Beneke, dem Hamburger Archivar, vom 17. September 1843. Ergötzlich ist seine Beschreibung der Fahrgäste zu lesen, mit der Feststellung, aus welchen Gründen sie die Bahn benutzen und was sie überhaupt von ihr halten.

*

In der Reihe der „Hefte des Focke-Museums“ ist als Nr. 30 ein *Reisebericht der Christiane Haun* unter dem Titel *Mit dem Paketsegler 1853 nach Texas* erschienen. Herausgegeben von Rosemarie Pohl-Weber, stellt es einen zugleich familiengeschichtlichen wie kulturhistorisch fesselnden Beitrag über das Reisen vor hundert Jahren dar. V.

Vom Handel in alter und neuer Zeit

Über *Ein Jahrtausend friesischer Salzindustrie* berichtet Heinrich Schlichting in den MStGuHV., und zwar im 43. Jg. (1968), 57—59, aufgrund eines Vortrages von Arend Lang und dessen eingehende Forschungen über diesen Gegenstand. Man gewann Speisesalz aus Torf in einem großräumigen Abbau von minderwertigem Niederungsmoor, das unter dem Schlick der friesischen Watten zutage trat. Das war die Grundlage eines einträglichen Salzhandels für Jahrhunderte, auch über Land.

Ein alter Tabak-Zettel, das, was wir in Bremen „Tabakbrief“ nannten, wird von *M a r i a n n e S c h r ü n d e r* aus der Hinterlassenschaft des Benediktiner-Paters Ferdinand Tyrell (1760—1830) in H. 80 der „Soester Zeitschr. d. Vereins f. d. Gesch. v. Soest u. d. Börde“ (1968), 60—61, vorgelegt. Nach der beigegebenen Abb. gab es den *Auffrecht Virgin für die Herren Tobacks-Schmaucher* bereits 1630 *bey Joh. Brüning auff dem Alten Kirchhof in Soest* zu kaufen.

Auf eine entzückende Firmenschrift sei gern hingewiesen, zur richtigen Einordnung gleich mit dem langen Aufdruck des Titelblattes: *Lieben Sie Tee? Eine kleine Teekunde vom Teesamen bis zur Tassenprobe und zum Tee-rezept, in acht Kapiteln dargestellt* von *H a n s G. A d r i a n* (50 S. Text, 4 S. Sacherklärungen „Assam“ bis „Ziegeltee“, 5 Schwarzweiß-Tafeln, meist Faksimiles alter Texte und Drucke, und 14 farbige Btf. samt einem doppel-seitigen farbigen Umschlagbild, einer alten Karte im Vorsatz- und einer Übersichtskarte über die Anbauggebiete des Tees im Nachsatzpapier, Gesamt-herstellung *Georg Westermann, Druckerei und Kartographische Anstalt, Braunschweig*). In der Titelei steht aber weiter noch zu lesen: „1970 angefer-tigt“ im Auftrage der Firma *Paul Schrader & Co., Bremen*, und mit deren fach-licher Unterstützung“. Die mit dieser Schrift werbende Firma ist also sehr stark an der Erstellung des Buches beteiligt, das nun in der Tat eine Geschichte des Tees, seines Anbaues und seiner Gewinnung wie auch des Handels mit ihm bedeutet, aber auch das Naturwissenschaftliche, das nun einmal dazugehört, nicht vergißt, ebensowenig das Volkskundliche, das bei den Völkern des Ostens bis in das Religiöse hineingeht. Man muß der gut bekannten Firma Dank wissen, daß sie zu ihrem 50jährigen Bestehen nicht nur ihre Kunden mit dieser schönen Gabe erfreute.

H a n s G. A d r i a n hat für die Firma *Paul Schrader & Co.*, die nicht nur eines der führenden deutschen Einfuhr- und Versandhäuser für Tee ist, sondern weitgehend auch in gleicher Art den Kaffeehandel betreibt, neben diesem Teebuch in ähnlicher Aufmachung ein *Alphabet des Kaffeehauses — allen Freunden des Kaffees* mitgeteilt, was wiederum eine entzückende kleine Gabe zum 50jährigen Bestehen der Firma darstellt (72 S. im Querformat mit 19 Btf.; Gesamtherstellung unter fachlicher Unterstützung der auftraggeben-den Firma durch *Georg Westermann, Braunschweig 1971*). Wir haben es hier also in alphabetischer Anordnung der ausgeworfenen Themen in erster Linie mit einem kulturgeschichtlichen Stoff zu tun, was aber nicht ausschließt, daß unter bestimmten Buchstaben auch das mitgeteilt wird, was das Naturkund-liche und Medizinische sowie das Wirtschaftsgeschichtliche und Wirtschaftskundliche angeht. In gedrängter Anordnung lernt der Leser die verschiede-nen Provenienzen und die verschiedenen Arten von Erzeugung und Ver-arbeitung kennen. Allerdings mag man bedauern, daß bei einem nach Bremen gehörenden Buche die Rolle dieser Stadt, die in der Tat eine „Großstadt des Kaffeehandels“ ist, nicht stärker betont wird. Die zweibändige *Kultur-geschichte der Gaststätte* von *Friedrich Rauers* wird in der Liste des Schrift-tums leider nicht erwähnt.

Wer sich über Usancen im Weinhandel, aber auch über die „Provenienzen“, soweit es sich um französische und um Südweine handelt, und dazu über so manches, was beim Weinverbrauch üblich ist, unterrichten will, der greife zu

dem von A. & H. Segnitz, bekannten Bremer Einfuhrhändlern, herausgebrachten *Bremer Weinkolleg: Kollegbuch des Weines — hommage au vin — 1971*.

175 Jahre Joh. Gottfr. Schütte & Co., Bremen, nennt sich eine von einem unbekanntem Vf. geschriebene Firmenschrift (59 S. mit vielen, meist ganzseitigen Abb., Privatdruck 1969), die zugleich Familiengeschichte ist, weil die Firma, deren ältesterhaltene, wenn vielleicht auch nur auf einen Zweig der Familie bezügliche archivische Hinterlassenschaft aus dem Jahre 1792 stammt, nun schon in der siebten Generation Familienbesitz geblieben ist. Ursprünglich ein Einfuhrhaus für Tee, Drogen, Gewürze und anderes, hat sie, wie alle anderen dem Wechsel der Wirtschaftspolitik folgend, Warenausfuhrgeschäfte tätigen müssen, mit kräftigem Wiederaufbau nach dem letzten Kriege, der sich auch auf zerstörte Geschäfts- und Lagerräume bezog, verwandte Firmen wie C. F. Corssen & Co. mit übernommen und weitergeführt hat. Hinzuzufügen ist, daß sie als Mutter-, Ausbildungsfirma für viele tüchtige Bremer Kaufleute gelten kann: ihre ehemaligen Lehrlinge kommen noch heute, bei jedem Jahresanfang, zu geselliger Feier zusammen.

Ernst Hieke, der den hier vorliegenden 52. Bd. unseres Br.Jb.s durch zwei Beiträge zur Geschichte des bremischen Petroleumhandels (Vgl. S. 231 ff.) bereichert, hat ein ähnliches Thema in H. 1/71 der „Tradition“ angeschnitten, mit einer Widmung an ihren Herausgeber Wilhelm Treue zur Vollendung seines 60. Lebensjahres (nicht zum 60. Geburtstag!), auf S. 16—48 mit einem Aufsatz über *Gründung, Kapital und Kapitalgeber der Deutsch-Amerikanischen Petroleum-Gesellschaft (DAPG) 1890—1904, einem Beitrag zur Geschichte des internationalen und (der der — nur so!) Finanzierung des deutschen Petroleumhandels*, wie es im Untertitel heißt. Hier kommt nun auch in den Arbeiten Hiekes, seinen eigenen, klar zum Ausdruck, wie sehr und vor allem zu Beginn Bremen an der Einfuhr des Petroleums, des nordamerikanischen, beteiligt war. Hier erhalten nun endlich die beiden Brüder Schütte die Zuweisung und Einordnung in die Entwicklung des gesamten Geschäfts, die ihnen gebührt. Das, was Wolfhart Weber bereits ausgeführt hat, mit seiner Doktorarbeit und in einer zusammenfassenden Widmungsdarstellung für seinen Lehrer Wilhelm Treue¹⁾, wird durch die hier anzuzeigenden Arbeiten Hiekes bestätigt. Sie erarbeiteten wertvollen Quellenstoff, besonders, was das Auftreten der Amerikaner betrifft, für das auf eine einschlägige Begründung hingewiesen werden kann, nämlich auf den drohenden Wettbewerb der sich in den achtziger Jahren gewaltig steigenden russischen Erzeugung. So suchen die großen Petroleumkaufleute in den Staaten nach Förderern ihrer Einfuhr nach Europa als dem Hauptaufnahmegebiet, und sie finden sie in Firmen, die sich auf solche Einfuhr bereits eingerichtet hatten. Sie finden sie in England und in den Niederlanden, sie finden sie an der Ostsee, und sie suchen sie auch in Deutschland, an der Niederweser, in Bremen, in Hamburg. Da spielen die Brüder Schütte und Riedemann die Hauptrolle, und es entsteht aus diesen Bemühungen die Deutsch-Amerikanische Petroleum-Gesellschaft mit dem Sitz in Bremen, ein Beweis, wie maßgeblich der Bremer Handel an dieser Entwicklung beteiligt

¹⁾ *Amerikanisches Erdöl in Deutschland 1860—1895*. „Wissenschaft, Wirtschaft und Technik“, Festschrift für Wilhelm Treue zum 60. Geburtstag. 163—172 (München 1969, Verlag F. Bruckmann).

war. Die Hälfte des Aktienkapitals war im Besitz der Amerikaner, in die andere Hälfte teilten sich zunächst Riedemann und die beiden Brüder Schütte, nachher sind auch andere dazugekommen, wodurch sich das Aktienkapital auf eine für damals kaum zu begreifende Höhe emporschraubte. Doch ist es Franz Schütte bei dieser Gründung niemals ganz wohl gewesen, und obwohl er mit seinem Bruder gut verdiente, so gut, daß er dadurch sein freigebiges Mäzenatentum weithin ausbauen konnte, hat er doch einverstanden sein müssen, daß diese Gesellschaft 1904 ihren Sitz nach Hamburg verlegte, was den Verlust des großen Petroleumgeschäfts für Bremen bedeutete. So sehr Franz Schütte auch nachmals noch Anreger und Förderer bremischer Wirtschaft blieb, diesen Abgang nach Hamburg hat er nie verwinden können.

So liegt nun die Entwicklung der deutschen Petroleumwirtschaft, soweit sie auf der Grundlage der Einfuhr, besonders aus Amerika, erfolgte, geschlossen bis zu dem Zeitpunkte vor, wo sie in Hamburg mit der dorthin verlegten Deutsch-Amerikanischen Petroleum-Gesellschaft eine starke Hochburg erhielt. Die Entwicklung zur „Esso“ hin fehlt noch in der Darstellung; es müßten aber auch noch die Einflüsse der anderen großen Gruppen hinzugenommen werden, wie auch der Ausbau der Eigenförderung im Lande. Dankbar darf man Ernst Hieke sein, daß er auf seine Weise die eine, die ältere Entwicklung dargestellt hat.

*

12 S. im Querformat unter Einschluß des kartonierten Umschlages ist der ganze Umfang einer Firmenschrift *100 Jahre Heinr. Löffler*, der Kurzgeschichte einer Versicherungsfirma, die mitsamt des älteren Partnerunternehmens *John Meyer* heute mit vier anderen ähnlich gelagerten Firmen als „Assekuranz-Union“ in der neuen Versicherungsbörse auf Bremens Herrlichkeit zwischen Großer und Kleiner Weser ihren Sitz hat. Frau Elfriede Starke, Mutter des heutigen Firmeninhabers Klaus Starke und Witwe Wilhelm Starkes, der das Versicherungsgewerbe im Plenum der Handelskammer vertrat, hat es gut verstanden, aus Quellen verschiedener Art, auch aus des Berichterstatters Buch *Von bremischer Seeversicherung* das auf die Firma Bezügliche zusammenzutragen und, gut lesbar und gefällig ausgestattet, zu dieser kleinen Firmengeschichte zu gestalten. Bemerkenswert ist der besondere Beitrag, der aus Walter Dehios Buch *Erhard Dehio, Lebensbild eines baltischen Hanseaten 1855—1940* (Heilbronn 1970, Eugen Salzer) kommt: dieses tüchtige Mitglied der Familie Dehio hat von 1873 ab drei Lehrjahre bei der Firma Heinr. Löffler in Bremen verbracht.

Industrie, Handwerk und Gewerbe

Wolfgang Zorn: *Neue Forschungsansätze zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Rheinlande im 18./19. Jahrhundert*. Blätter für deutsche Landesgeschichte, 102. Jg., Wiesbaden, 1966, 47—61.

Die Deutsche Forschungsgemeinschaft hat 1964 die Geschichte der frühen Industrialisierung in Deutschland bis 1870 zu einem Forschungsschwerpunkt erhoben, und in diesem Rahmen hat sich für Rheinland-Westfalen ein regionaler Forscherkreis an der jungen Universität Bochum gebildet. Da sich fast alle Gebiete des geschichtlichen Lebens in dieser Zeit mit der Industrialisie-

rung in Verbindung setzen lassen, ist die Befürchtung nicht von der Hand zu weisen, daß die ganze rheinisch-westfälische Landesgeschichte des 18./19. Jahrhunderts von diesem in die Mitte gerückten Thema aus betrachtet, ja, von ihm absorbiert werden könnte. Der Vf. würde eine solche Entwicklung bedauern; denn sie würde zu einer Unterbewertung und Vernachlässigung von anderen Gebieten der Wirtschafts- und Sozialgeschichte, die damals in den Rheinlanden noch eine bedeutende Rolle spielten, führen — z. B. der Geschichte der Landwirtschaft und des handwerklichen Gewerbes. Wieviel außerhalb jenes mittleren Themas auf den Gebieten der Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Rheinlande noch zu klären ist, zeigt der Vf. dann an einer großen Zahl von Problemen, deren Untersuchung eben erst in Angriff genommen worden ist oder die noch unerforschtes Neuland darstellen. Dazu gehören z. B. die Weiterführung des Planes, die rheinische Wirtschaft vor der Industrialisierung mit ihren örtlichen Schwerpunkten in einem großen Kartenwerk darzustellen, die Untersuchung der rheinischen Manufakturen nach ihrer Kapitalausstattung und Ertragslage, die Klärung der wirtschaftlichen Auswirkungen der Säkularisation auf die geistlichen Territorien. Auf dem Gebiete der Agrargeschichte sind noch Fragen wie die nach der Veränderung der Bodennutzung im 18./19. Jahrhundert, des Rückganges des Weinbaues, der Fortschritte der Veredelungswirtschaft in der Tierzucht usw. bisher (1966) unbearbeitet. In der Sozialgeschichte ist die Welt des Bürgertums, insbesondere die des Handwerkers, trotz gewisser Ansätze zu ihrer Untersuchung bis jetzt ein Stiefkind der Forschung geblieben. Hier wäre z. B. eine Untersuchung über die soziale Herkunft der Studenten an den Hochschulen, der Schüler auf den höheren Schulen und der Beamten in der Verwaltung der Rheinlande im 18. und 19. Jahrhundert und ähnlicher Fragen erwünscht. Ihre Bearbeitung hat z. T. bereits begonnen. Dabei dürfen die Grenzen der heutigen Bundesländer nicht auch zu Grenzen für die Forschung werden; mehr und mehr setzt sich auch eine Überwindung der politischen Westgrenze durch: der Zusammenhang mit der holländischen, belgischen und französischen Forschung auf den besprochenen Gebieten wird von Jahr zu Jahr stärker und fruchtbarer.

Fr.

Konrad Fuchs macht mit seinem Aufsatz *Zur Bedeutung des Herzogtums Nassau als Wirtschaftsfaktor 1815—1866* in den „Nassauischen Annalen“, Bd. 78 (1967), S. 167—176, an dem Beispiel der Entwicklung des eisen-schaffenden und eisenverarbeitenden Gewerbes an der mittleren und unteren Lahn, etwa von 1830 bis 1910, deutlich, wie sehr an sich günstige, aber aus finanziellen Gründen nicht genügend und nicht rechtzeitig weiterentwickelte Verkehrsverhältnisse die gesamte Wirtschaftslage hemmen können. Waren diese Reviere längere Zeit hindurch von Bedeutung für das gesamte deutsche wirtschaftliche Leben gewesen, verloren sie diese Stellung völlig, als die Verkehrsverhältnisse nicht mehr genügten.

Bremen/Bremerhaven — Industrie am Strom, hrsgg. vom bremischen Senator für Wirtschaft und Außenhandel (161 S. in Deutsch und Englisch mit vielen ganzseitigen oder in den Text gesetzten Abb., 12 S. Statistiken und Registern, Bremen 1969, Schünemann), ist eine für gehobene Werbe gestaltete Zusammenstellung, die von 18 fachmännischen Beiträgern getragen wird, ein Gegenstück zu dem älteren Sammelwerk *Bremen/Bremerhaven — Häfen am Strom*, das es bei ähnlicher Aufmachung bisher schon auf 7 Auflagen

brachte. Wenn die Absicht war, wie der letzte Beiträger, Peter Klink, es sagt, „Bremen, das kleinste Bundesland“, als „eine Zentrale im wirtschaftlichen Kraftfeld Norddeutschlands“ darzustellen, „das in alle Wirtschaftsräume der Bundesrepublik und Europas ausstrahlt“, so muß man sagen, daß diese Absicht gelungen ist.

Eine Firmenschrift besonderer Eigenart, sowohl nach innerem Gehalt wie nach äußerer Gestalt, legt die *Actiengesellschaft Norddeutsche Steingutfabrik anlässlich ihres 100jährigen Bestehens im Oktober 1969* vor. Das mit vielen Abbildungen, einfarbigen wie bunten, ausgestattete Büchlein nennt sich schlicht *Ein Bericht*, der zunächst die Grohner Fliesen in ihrer Mannigfaltigkeit und ihrem Rohstoffe, ihrer Fertigung vorführt, um dann die eigentliche Firmengeschichte aufgrund von abgedruckten Berichten, Zeitungsnachrichten, alter bildlicher Darstellung zu bringen, wobei sowohl die Zusammenfassung aus vier Einzelbetrieben wie die Herstellung von Wandplatten als das für die Zukunft Bestimmende im Gesamtunternehmen in gleicher Weise deutlich werden. „Im Mittelpunkt steht aber der Mensch“, heißt es dann als Titel für einen Bericht über die Wohlfahrtsmaßnahmen der Gesellschaft. Listen von Aufsichtsrat und Vorstand und der Arbeitsjubilare folgen, als letztes ein mit vielen schönen bunten Bildern ausgestatteter Rundgang 1969, der mit einer Anzahl von „Grohn-Wohn-Ideen“ abschließt. Das ganze ist eine in künstlerischer Form gestaltete Werbe, die aber gleichzeitig der Firmengeschichte gerecht wird.

In einem weitläufig, aber sehr ansprechend gedruckten und hervorragend bebilderten Hefte legte die Firma *Cementmüller A. Müller K. G., Bremen*, zu ihrer Entwicklung und ihrem Bestehen über *75 Jahre, von 1892—1967*, hin eine Firmengeschichte vor, die bei aller Kürze des Ausdrucks doch das Wesentliche der inneren und äußeren Entwicklung des Firmengründers Andreas Müller und seines eigentlich viermal neugegründeten, jedenfalls vom ursprünglichen Platze verlegten Werkes mitteilt (24 S., 4°. Privatdruck). Als erstes größeres Unternehmen wußte sich der Firmengründer 1890 geschickt der Aufgabe zu entledigen, die Baulichkeiten für die damalige Nordwestdeutsche Gewerbe- und Industrieausstellung in Bremen zu erstellen.

50 Jahre C. Friedrich Nienstädt, Bremen, 1920—1970 (32 S., Bremen 1969, Privatdruck Asendorf): Ist dieses kleine, mit guten Bildern ausgestattete und mit dreisprachigen Texten versehene Büchlein mehr eine Werbeschrift als eine Firmengeschichte? Sie ist beides in glücklichem Verein, Beispiel für die Darstellung der Entwicklung eines aus handwerklichen und kleingewerblichen Kreisen emporgestiegenen Großhandelsunternehmens für Röhren, Armaturen und ähnlichem, das mehr als ein Dutzend europäische und überseeische Gebiete mit diesen Erzeugnissen deutscher Ausfuhrindustrie versorgt.

Doris Herms, Herausgeberin einer nach Inhalt und Ausstattung entzückenden kleinen Firmenschrift *100 Jahre Herms, Bremen, Sögestraße* (12 S., Hochformat, hergestellt von Carl Schönemann, Bremen, 1971), ist den Kennern bremischer Arbeiten für Wirtschaftsgeschichte keine Unbekannte. H. 20 der „Vfl. a. d. Staatsarchiv d. Freien Hansestadt Bremen“ enthält ihre tüchtige Abhandlung über *Die Anfänge der bremischen Industrie*. Für die Gestaltung der vorliegenden Schrift, die auch ein Stück Kulturgeschichte und

Geschichte des menschlichen Verhaltens, also Gesellschaftsgeschichte, anspricht, hat das gewiß auf das beste gewirkt. Man sieht es gern, wie die Historikerin auf ihre Art ein Erbe aufs beste zu verwalten und zu gestalten weiß, in das sie schicksalhaft hineingestellt wurde.

Hundert Jahre Hinrichs & Bollweg betitelt sich ein gut gebildetes, in Querform vorliegendes Heft, die Geschichte einer Einzelhandelsfirma für Webwaren, die im Laufe ihres hundertjährigen Bestehens auch Großhandelsgeschäfte betrieben hat, immer aber Familienunternehmen geblieben ist.

Fischfang und Jagd — Forstwirtschaft

J. J. C o r d e s berichtet im Ndd.Hbl. Nr. 230 (Febr. 1969), S. 1, über *Fischfang in heimischen Gewässern*, womit die vielen Wasser zwischen Niederelbe und Niederweser, auch diese beiden selbst gemeint sind, — das alles aus einer Zeit, wo es hier noch bedeutende Bestände an Stören, Lachsen, Zandern, Neunaugen gab.

W. S t e i n b o r n liefert unter dem Titel *Wald und Wild in früherer Zeit* im Ndd.Hbl. Nr. 232 (April 1969), 1 f., einen *Beitrag zur Jagd- und Forstgeschichte zwischen Weser und Elbe*, ausgehend von den Verordnungen, die vom ersten Generalgouverneur der Herzogtümer Bremen und Verden, dem Grafen Königsmarck, erlassen wurden, bis hin in unsere Zeit, ein lebhaftes Bild vom Zustand der Wälder und ihres Wildbestandes entwerfend.

Aus dem im allgemeinen auf eine überschlägige Unterrichtung ausgehenden Beitrag von W. S t e i n b o r n zum Ndd.Hbl. Nr. 246 (Juni 1970), S. 3, über *Beizjagd und Falkenfang in Norddeutschland* sei auf die hier angeführten Beispiele aus der Umgegend von Bremervörde verwiesen.

Von *Wildschweinplagen und Wildschweinjagden* berichtet H a n s W i c h m a n n im „Leuchtfeuer“, dem verdienstvollen „Heimatblatt für die Jugend zwischen Niederelbe und Ems“, vom August 1971 (Nr. 199, 23. Jg., 9. Folge). Wenn in diesem 4 Quartseiten langen Bericht auch kaum eigene Forschung steckt, auch nicht stecken soll, so ist das Ganze doch sehr geschickt zusammengestellt und bietet ein anschauliches Bild dessen, was es mit dem Schwarzkittel in unseren Landen auf sich hat, schwankend zwischen „Reservaten für die Grundherren“ und behördlicherseits mit den geschädigten Bauern in Gang gebrachten Jagden. Der Vf. dieser kurzen Würdigung denkt dabei an das, was ihm um die Jahrhundertwende über die Plagen und Jagden aus der Harpstedter Gegend erzählt wurde. Auch der Wildschütz fehlt in den Berichten nicht, wie auch nicht ein Hinweis auf den „Saupark Springe“. Die Görde hätte in ähnlicher Hinsicht erwähnt werden können.

Naturschutz in seiner gesellschaftlichen Bedeutung

Im „Jahr des Naturschutzes“, sogar als zwischenstaatlicher Angelegenheit, hat es 1970 in den heimatbewußten Kreisen nicht an Äußerungen und Anregungen gefehlt. In H. 32 der RoSchr. äußert sich G o t t f r i e d H e i n t z e S. 59—73 über *Die Einrichtung von Naturparks als Instrument zur Neuord-*

nung des ländlichen Raumes, wobei wir als geschichtlich bemerkenswert vor allem den hier im einzelnen dargestellten Wandel der Auffassungen feststellen, seitdem 1910 der erste deutsche Naturschutzpark in der Lüneburger Heide aus dem Gedanken heraus entstand, daß man die Landschaft vor dem Menschen schützen müsse, während sich nach dem letzten Kriege der Gedanke mehr und mehr durchgesetzt hat, sie für den Menschen zu erhalten. An derselben Stelle, S. 74—80, stellt Wilhelm Pleister *Waidwerk und Naturschutz* in ihrem gegenseitigen Verhältnis mit den sich hier ergebenden mannigfachen Beeinflussungen dar.

Gesellschafts- und Sozialgeschichtliches

Als ich vor einiger Zeit nach einer kurzen, auf gründlicher Kenntnis beruhenden Darstellung der „Hollandgängerei“ früherer Zeit gefragt wurde, wußte ich nicht, daß unser Mitglied Hans Wichmann im „Leuchfeuer“, dem „Heimatbl. f. d. Jugend zwischen Niederelbe und Ems“, einer Beilage der „Nordwest-Zeitung“ in Oldenburg, im August 1965 (17. Jg., 8. Folge) einen zusammenfassenden Aufsatz *Fremdarbeiter in früherer Zeit: Die Hollandgänger* veröffentlicht hat, auf den hier gern verwiesen sei. Inzwischen hat W. dasselbe Thema in einem Vortrage für unsere Gesellschaft in erweiterter Form erneut behandelt.

In den Zeitschriften- und Bücherschauen vergangener Jahre konnte mehrfach auf Gelegenheiten zu Badekuren in Bremens näherer oder weiterer Umgegend hingewiesen werden, etwa auf den Verdener Brunnen oder auf die Lilienthaler Badeeinrichtungen, nicht zu vergessen den Helmstedtischen Gesundbrunnen, auf den Marta Asche in einer ihrer letzten Arbeiten vor ihrem frühen Abscheiden aus verheißungsvoller Forschertätigkeit (Br.Jb. 51, 402; vgl. auch S. 347) erneut aufmerksam machte. In H. 32 der RoSchr. (1970) stellt Hans-Joachim Wolf, S. 7—46, in eingehender Untersuchung „Bad“ Hiddingen vor, das, in der Nähe von Viselhövede gelegen, in den zwanziger und dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts eine immerhin bedeutende Anziehungskraft, bis nach Bremen hin, ausübte. Unter der bestimmend angewandten Fürsorge des Rotenburger Amtsassessors Carl Franz Georg Lueder schnell in Aufnahme gekommen, verfiel es wieder, als die Hiddinger Besitzer der eisenhaltigen Quelle, biedere Gerbermeister, ganz auf sich gestellt waren. 1837 kam es gar zum Konkurse.

Die Nr. 88 der „Blätter a. d. Diakonissenhaus Bremen“ (Dez. 1968) ist, sehr würdig ausgestattet, unter der Schriftleitung von Wilhelm Detlefsen eine Dokumentation der Feiern aus Anlaß des 100jährigen Bestehens dieser segensreich wirkenden Anstalt, wobei natürlich nicht nur Berichte aus der gegenwärtigen Arbeit gegeben werden, vielmehr in mehrfachen Aufsätzen auch eine Übersicht über eine bewegte Entwicklung, die ebenso auf S. 22 f. in einer straff geführten *Chronik des Evangelischen Mutterhauses Bremen* zutage tritt.

1846—1971 / 125 Jahre Ellener Hof ist der Titel eines Heftes, hrsgg. aus Anlaß der Vereinsgründung am 10. Juni 1846 (24. S. Kunstdruckpapier mit vielen Abb. im Text und auf Tafeln, Faksimiledrucken und dergl.), einer von

einem „Arbeitsteam“ geschaffenen, wie man sieht, reich ausgestatteten Festschrift, die sowohl die breite Fächerung der heutigen Arbeit an gefährdeten jungen Menschen als auch die Entwicklung zur heutigen Gestalt zeigt, im Rahmen einer aufschlußreichen Bilderfolge wie auch durch kurzen chronikalischen Bericht. Man muß *Erich Ramsauer* und seinen vielen Helfern Dank für diesen bei aller Bescheidenheit der Planung doch großzügigen Bericht wissen, der bürgerliches Mäzenatentum in seiner schönsten Ausprägung zeigt. Die auf grünem Umschlag wie aufgeprägt wirkende Plakette mit dem Bilde *Paul Isenbergs*, des großen Förderers der hawaiischen Zuckerwirtschaft, schlägt die Brücke zur Welt des Bremer Überseekaufmanns, der „das Gute an den Mast seines Schiffes“ band, hier mit seiner „Paul-Isenberg-Stiftung“.

G. Geistes- und Kulturgeschichte:

Kirche, Schule, wissenschaftliches und künstlerisches Leben

Einen *Literaturbericht über kirchengeschichtliche Forschungen in den Niederlanden 1937—1962* erstattet *W. Jappe Alberts* in den „Westfäl. Forschungen“, Mittlg. d. Provinzialinstituts f. westfäl. Landes- u. Volkskunde, in ihrem 20. Bd. (1967) 209—223. Man übersieht ein ganzes Vierteljahrhundert in hervorragender Gliederung. Indes kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß es dem Berichterstatter im ganzen um die Kirche des Mittelalters geht, weniger um die reformatorische und nachreformatorische Bewegung und ihre Wirkungen über die Grenze hin. Im Falle Bremens hätte gewiß mehr berichtet werden können, als es in der Tat geschieht.

*

Mittelalterliches Kirchenwesen

Franz Haffner berichtet in Jg. 22, H. 1, 1—5 der „Pfälzer Heimat“ über ein nach mehr als hundertjährigem Verschollensein wieder aufgetauchtes *Fragment der Ulfilas-Bibel in Speyer*. Es handelt sich um ein Blatt des von uns auf unserer Schweden-Finnland-Fahrt 1969 in Uppsala besichtigten *Codex Argenteus*, um 16 Zeilen Text, Markus 16, 12—18, die sich unmittelbar an den zu Uppsala anschließen.

Wenn man das Schrifttum überblickt, das aus Anlaß der vom Lande Nordrhein-Westfalen 1966 mit viel Erfolg in Corvey veranstalteten Ausstellung *Kunst und Kultur im Weserraum 800—1600* — an die 240 000 Besucher wurden gezählt; wir mußten von unserer Historischen Gesellschaft aus zweimal mit einem Bus dorthin fahren — entstanden ist, muß man es bedauern, daß die Stadt Bremen und das Bremer Land nicht einbezogen wurden. Selbst wenn man im Titel, wie es in einigen Aufsätzen der hier zu würdigenden Veröffentlichung geschieht, eine Beschränkung auf den Oberweserraum angedeutet hätte, würde eine Berücksichtigung Bremens nicht als wesensfremd empfunden worden sein. Man braucht nur daran zu denken, wie sehr Corvey das Bild der ältesten bremischen Kirche bestimmt hat, durch *Anschar*, *Rembert* und andere Bischöfe, oder auch wieviel Verehrung der heilige *Veit* im frühen mittelalterlichen Bremen gefunden hat. An Beziehungen auf dem Gebiete der Kunst fehlt es ebenfalls nicht, etwa

im Kirchenbau des hohen Mittelalters oder bei den Bauten der Zeit der Weserrenaissance. Was die Wirtschaft betrifft, so dauert Bremens Einfluß auf den Weserverkehr bis auf den heutigen Tag an. Die bedauerliche „Fehl-anzeige“ hinsichtlich der Berücksichtigung Bremens betrifft nicht nur die früher zur Ausstellung unter ihrem Namen erschienenen beiden Bände, den Band 1, der *Beiträge zur Geschichte und Kunst* enthält und ständig, bis zur 4. Auflage, nachgedruckt werden mußte, und den Band 2, den eigentlichen *Katalogband*, der auch eine 3. Auflage erlebte, nein, sie „belastet“ für uns ebenso den seinerzeit verheißenen, aber erst soeben unter der Herausgeber-schaft von Heinz Stob herausgekommenen „Forschungsband“ *Ost-westfälisch-weserländische Forschungen zur Geschichte und Landeskunde* (416 S. mit 12 Btf. und vielen Kartenskizzen im Text und 8 trefflichen Bei-lagekarten in Tasche, Münster/Westf. 1970, Aschendorfsche Verlagsbuch-handlung). Zehn berufene Beiträger füllten den Aufsatzteil, fünf mit ihren Abhandlungen den Kartenteil, zu dem die oben erwähnten Beilagekarten gehören. Es sind z. T. ausgezeichnete Arbeiten, Musterstücke für ein landes-kundliches Seminar, wie ein solches mit Heinz Stob hinter dieser ganzen wichtigen Veröffentlichung steht. Weil sie „Wege der Forschung“ unmit-telbar zeigen wollen und sollen, ist es gerade darin begründet, daß sich diese Aufsätze zu sehr in Einzelheiten ergehen und für eine allgemeine Be-trachtung — von Ausnahmen abgesehen — nicht in Frage kommen. Den-noch ist das Ganze hervorragend gearbeitet und in der Ausstattung muster-gültig.

Walter Schäfers *Kleine Verdener Stiftsgeschichte, zum Jubiläum an St. Andreas zu Verden dargeboten* (133 S., Verden 1970, Druck von Lührs & Röver) ist ein bewußt volkstümlich gehaltenes, aber auf sicherem wissenschaftlichen Boden gewachsenes, gewissermaßen „mehrgleisiges“ Un-ternehmen. Ist es doch gleichzeitig die Geschichte von St. Andreas zu Verden, von Kirchenbau, Kollegialstift und Gemeinde, und darauf aufgebaut eine Geschichte des Domstiftes zu Verden, des Bistums und seiner Nach-folgeentwicklungen, und schließlich der Wiederherstellung der Kirche zu alter Schönheit, wobei der Vf. oft ein Wort mitzusprechen hatte. So lesen wir auch, was ihn dabei persönlich bewegt, gewissermaßen in einem Be-kenntnis zu seiner Aufgabe.

Man könnte meinen, daß all das auseinanderstreben müßte; aber Walter Schäfer hat ein treffliches Vermögen, die Einheit in Aufgabe und Ausfüh-rung niemals aus den Augen zu verlieren, so daß das Ganze ein geschlosse-nes Werk von großem Reize geworden ist, dem man sehr wohl anmerkt, wie sehr alles, das Nahe, das Benachbarte, das Fernliegende, dem Vf. Ange-legenheit des Herzens und des Gewissens gewesen ist. Eine schönere Gabe hätte der alten Kirche samt ihrer alten Gemeinde zu dem Tage der Wieder-eröffnung des Gotteshauses nach dessen gut gelungener Wiederherstellung, die viel von der alten Schönheit zurückbrachte, nicht gegeben werden kön-nen. Daß in allem auch die Kunst der Menschenschilderung geübt wird, versteht sich bei einem Kenner der Menschenseele, wie es der Vf. ist, von selbst, und daß dabei die Großen in der Darstellung, etwa Bischof Yso, aber auch einige seiner Vorgänger wie Hermann, von späteren vor allem Eberhard von Holle und dann auch Herzog Philipp Sigismund ebenso wie die großen Männer in der Geistlichkeit bis hin zu den letzten Pastoren von

St. Andreas, Adam Bodo Ludwig Karl Wolff, Hermann Reinhard Schädla, Karl Wilhelm Theodor von Bremen, mit besonderer Liebe in schönen Lebensbildern bedacht werden, sei gern hervorgehoben, wie auch der erschöpfende Anhang erwähnt werden muß: ein Quellen- und Schrifttumsverzeichnis, Anmerkungen, vermehrt in einem besonderen Teile durch bemerkenswerte Quellenstücke, Übersetzungen lateinischer Zitate und Erklärungen fremdsprachlicher Ausdrücke, schließlich ein umfassender Namen- und Sachweiser.

Alles in allem: ein echter Schäfer, auf der Höhe von Forschung und Darstellung immer nach Volkstümlichkeit strebend — ein liebenswerter Schäfer!

Zur Geschichte der St.-Laurentius-Kirche in Achim wird man den bei Gelegenheit von Um- und Erneuerungsbauten in den RoSchr. H. 28 (1968) mit vielen Abb., Rissen und Schnitten auf zehn Tfn. S. 7—14 gegebenen Abriß um so lieber entgegennehmen, als davon bisher nur wenig bekannt war. Dabei gehört diese Kirche als alte Taufkirche, jedenfalls was ihre Vorläuferbauten betrifft, zu den ältesten im Lande.

Sehr begrüßenswert ist aus dem Nds.Jb.f.Ldsgesch., Bd. 41/42 (1969/1970), 50—118, eine Arbeit von Günter Peters über *Norddeutsches Beginen- und Begardenwesen im Mittelalter*, bei der der Vf. wohl die Zufälligkeit der Ergebnisse betont, die aber dennoch mustergültig in dem genannt werden können, was und wie gearbeitet wurde, zunächst zur Feststellung des äußeren Bildes der örtlichen Beginenhäuser und -Convente, dann aber auch des Wesens, der inneren Geschichte dieser besonderen Erscheinung des Mönchtums, dem man sie letzthin wohl zurechnen darf. Es geht um das Verhältnis zur Kirche wie zur weltlichen Obrigkeit, überhaupt der bürgerlichen Welt, um die Wirkung der vom päpstlichen Stuhl mehrfach ausgesprochenen Verbote. Die Stadt Bremen ist in der Übersicht nur wenig vertreten, mit dem Beginenhaus bei St. Nicolai und dem bei St. Katharinen, das heute noch als Damenstift weiterbesteht, während von den Nicolai-Beginen wenigstens der Name in ein Witwenhaus hinübergerettet wurde. Von der Durchführung der vom Papste angeordneten Inquisition ist für die bremische Kirchenprovinz nur einiges wenige gesagt. Wenn der Vf. für sein eigenes Werk die Ausgestaltung des gewonnenen Bildes durch weitere Forschungen verlangt, so ist das auch für Bremen geboten, über das hinaus, was Hermann Lange in seiner „Geschichte der christlichen Liebestätigkeit in der Stadt Bremen im Mittelalter“ 1925 festgestellt hat.

Nachmittelalterliche Kirche

Einen Abriß über *Die Säkularisation in den Herzogtümern Bremen und Verden* veröffentlicht Thomas Haake in den RoSchr. H. 28 (1968), 33—59, der wohl weniger auf eigenen Quellenforschungen als auf geschickter Benutzung der aus ihnen erstellten Arbeiten beruht, also eine raschen Überblick gewährende Zusammenstellung ist. Auch innerpolitische bremische Verhältnisse, etwa die des Domkapitels und der beiden bremischen Unterstifte, werden berührt, in manchem vielleicht aber zu sehr verallgemeinert.

1570 bis 1970: 400 Jahre Evangelische Kirche in Dortmund betitelt sich auf 2½ Druckbogen — eine Art Dokumentarbericht der kirchlichen Entwicklung durch vier Jahrhunderte für das „Kirchenvolk“ dieser Stadt. In 5 großen Abschnitten — Reformation — Gegengreformation — Orthodoxie, Pietismus, Aufklärung — 19. Jahrhundert; Kirche und Industrialisierung — Neuere Zeit: Kirchenkampf, Wiederaufbau — werden in geschickter Auswahl ganz oder in Bruchstücken Originale dargeboten unter Verwendung von Faksimiledrucken, und gleich am Rande der Seite oder in Fußnoten erklärt und gedeutet, wozu eine Einleitung mit Grußworten und eine Zusammenfassung zu Ende des Büchleins kommen. Das Ganze ist ein nachahmenswerter Versuch, das Verstehen der Kirche aus ihrer geschichtlichen Entwicklung zu klären.

Bei den zeitweise sehr engen Beziehungen zwischen Bremen und den bekenntnisverwandten Schweizern, Beziehungen, die für die Beeinflussung politischer Verhältnisse eine Rolle gespielt haben, sei auf eine Arbeit hingewiesen, die sich auf den „praktischen Politiker unter den Reformatoren“ bezieht: auf Zwingli. E d u a r d K o b e l t stellt in Bd. 45, H. 2 der Mitteilungen d. Antiquarischen Ges., Zürich, ihrem 134. Weihnachtsblatt (104 S., Zürich 1970), *Die Bedeutung der Eidgenossenschaft für Huldrych Zwingli* dar, ihr von Erlebnis, Bildung und Überlieferung geformtes Bild wie auch die Anforderungen, die der Reformator an sie und damit überhaupt an eine gute politische Gemeinschaft, eine Aristokratie mit gleichem Recht für alle und freier Verkündigung des Evangeliums, stellt.

Das „Jahrbuch des Vereins für westfälische Kirchengeschichte“, einer Vereinigung, mit der unsere Historische Gesellschaft neuerdings in Schriftenaustausch getreten ist, bringt in seinem Band 62 (1969) zwar eigentlich nichts, was auf bremische Kirchengeschichte Bezug haben könnte, dafür aber außer einigen schätzenswerten Beiträgen, die allgemein den Widerstand gegen den neuen Glauben, die Reformation, beleuchten, auf S. 129—139 von E r n s t N o l t e ein *Lebensbild des Unnaer Stadtpfarrers D. Philipp Nicolai (1556—1608)*, eines Mannes, der nicht nur durch seine ausgeprägte Bekenntnistreue bemerkenswert ist, vielmehr, ähnlich wie unser Joachim Neander, als Dichter von Chorälen, die in der ganzen Welt gesungen werden, ja sogar dem musikalischen Schaffen Bachs und Händels Anregungen gegeben haben, nämlich „Wie schön leuchtet der Morgenstern“ und „Wachet auf, ruft uns die Stimme“.

An die große Bedeutung, die die niederländischen Glaubensflüchtlinge in den Jahrzehnten, da sich ihre Heimat mit den Spaniern auseinandersetzte, für unser Bremen gehabt haben, sei an dieser Stelle noch einmal erinnert, Haben sie, über das Politische und das Wirtschaftliche hinaus, doch sehr geholfen, das geistige und geistliche, ja das künstlerische, überhaupt das kulturelle Bild zu formen. Man vergleiche darüber die Arbeiten unseres Freundes R o b e r t v a n R o o s b r o e c k (S. 81—108 in vorliegendem Jahrbuchband und die Hinweise auf S. 296 f.).

Zum *Deutschen Hugenottentag 1968*, der am 28. und 29. Sept. in Kassel stattfand, das selber reiche hugenottische Überlieferung hat und als Residenz des großen Hugenottenfreundes Landgraf Carl für die hessische Refuge ein wichtiger Mittelpunkt war, ist eine kleine, aber sehr ansprechende Festschrift (34 S., Privatdruck, Kassel) erschienen, betreut von H a n s W. W a g n e r.

Neben einigen grundsätzlichen Bemerkungen zur hugenottischen Bewegung und zur Zuwanderung nach Hessen werden in der Hauptsache kurze Abrisse der Geschichte der damals entstandenen hugenottischen Gemeinden samt den von den Hugenotten durchgeführten Siedlungen gegeben, alle reich mit Bildern ausgestattet. Zu der Karte auf Seite 8: Städte und Dörfer mit hugenottischer Zuwanderung im 17./18. Jahrhundert in Nordhessen ist indes zu bemerken, daß Rauschenberg damals kein Dorf mehr war, vielmehr seit 1266 Stadtrechte besitzt.

Bd. 6 des „*Hospitium Ecclesiae — Forschungen zur bremischen Kirchengeschichte*“, hg. im Auftrag der „*Vereinigung für bremische Kirchengeschichte*“, wie die frühere „*Kommission*“ als eingetragener Verein heute heißt, von Bodo Heyne und Hans Jessen, bringt in der Hauptsache Beiträge zur bremischen Pastorengeschichte, die natürlich von vornherein auch Kirchen- und Kulturgeschichtliches enthalten. Bodo Heyne schreibt auf S. 7—40 über *Gottfried Menken (1768—1831) — Einiges aus seinem Lebens- und Wirkungskreis*, wobei das eigentlich Theologische zunächst außer acht bleibt, aber seinen Abglanz doch auch in diesem Lebensbericht findet. — Walter Schäfer stellt auf S. 41—85 *Johann Bernhard Dräseke in seinen Bremer Jahren 1814—1832* dar, wobei nicht nur seine große Wirkung als Prediger, vielmehr auch sein nationalpolitischer Auftrag, sein Streben nach Erweckung der Nation zu ihrem Rechte kommen. „*Rationalismus und Erweckung*“ erscheinen hier „in einem fruchtbaren und noch ungeschiedenen Miteinander“. Ein kleiner Anhang (S. 82—85) aus noch unveröffentlichten Briefen von Georg Gottfried Treviranus gibt eine gute Handhabe, die Stellung Dräsekes in Bremen, die seit 1823 manche Fragestellung aufkommen läßt, klarzustellen. — Paul Lange setzt auf S. 86—100 seine Aufsatzreihe *Bremische Kirchenhistoriker im 19. Jahrhundert* mit III. D. Dr. Otto Veeck (1866—1923) fort, mit einer Schilderung des Lebens und des Lebenswerkes eines Mannes, der mit seinem Hauptwerk, der „*Geschichte der reformierten Kirche Bremens*“, den für das geistige Gepräge Bremens in drei nachreformatorischen Jahrhunderten bestimmenden Beitrag beschrieben und damit wichtige Vorarbeit für eine umfassende Darstellung bremischer Kirchengeschichte in dieser Zeit geleistet hat. — Schließlich sind auch die von Ursula Schulz auf S. 101—127 dargebotenen *Reisenotizen des bremischen Pfarrers Heinrich Ahasverus 1709—1722* insofern Pastorengeschichte, als sie den gängigen Ausbildungsgang des bremischen Predigers reformierten Bekenntnisses in dem persönlichen Erleben eines solchen Predigers zeigen. — Aus dem durch diese vier Beiträge gezogenen Rahmen fallen die auf S. 128—144 in einem von Friedrich Wilhelm Kantzenbach eingeleiteten, von Bärbel Witten mit Anmerkungen versehenen *Reisebericht von Otto Friedrich Wehrhan* gegebenen Ausführungen über die *kirchlichen Zustände in Bremen 1841/1842* mehr oder weniger heraus. Doch weiß Wehrhan, ein wegen seiner Ablehnung der Union und der Agende seines Amtes enthobener schlesischer Pfarrer, nicht nur die bremische Geistlichkeit, die reformierte wie die lutherische insgesamt, vielmehr auch ihre einzelnen Vertreter trefflich zu kennzeichnen, so daß sich von daher auch dieser Beitrag in das Gesamtthema einfügt. Durch die Unmittelbarkeit des Berichtes wirkend, ist das Ganze eine willkommene Gabe, eine anschaulich wirkende, hie und da auch berichtigende Ergänzung zu Otto Wenigers dickleibigem Buch über *Rationalismus und Erweckungsbewegung in Bremen*.

(Vgl. BrJb. 51, 439 f.) — Ein Wunsch sei in bezug auf die ganze Veröffentlichung angemeldet, der nach den Anmerkungen „unter dem Strich“, die vom Forschenden ein vielfaches Umblättern ersparen.

Nach seinen Arbeiten über den Osnabrücker Pastor Weibezahn und den Bremer Prediger Treviranus (Vgl. BrJb. 49, 245) drängte sich für Walter Schäfer wie von selbst eine Beschäftigung mit dem Wirken Dräsekes auf, das als große Anregung weit über die Stätten seiner amtlichen Wirksamkeit hinaus, also auch Bremens, sichtbar wurde. Die Ergebnisse dieses jahrelang betriebenen Forschens, das auch den bei der Enkelin Dräsekes in Coburg vorhandenen, jetzt im Staatsarchiv Bremen bewahrten Nachlaß einschließt, liegt in zwei Arbeiten vor, von der die eine *Johann Heinrich Bernhard Dräseke in seinen Bremer Jahren (1814—1832)* schildert und *Biographisches, Berichte und Beiträge aus veröffentlichten Quellen* enthält, jetzt nachzulesen im „Hospitium Ecclesiae“, Bd. 6, 1969. Die andere ist 1969 in Verden als Beiheft zum „Jb. d. Gesellsch. f. niedersächs. Kirchengesch.“ erschienen. Sie soll, zitatenreich, wie es hier auch wohl nötig war, auf 58 S. unter Hinzufügen eines umfangreichen Anhanges von Belegen unter dem Titel *Johann Heinrich Bernhard Dräseke, der Prediger im Vorfeld der Erweckung, und sein Beitrag zur politischen Ethik* die innere Persönlichkeit zu erfühlen suchen, die ehrlicher war, als es dem flüchtigen Betrachter manchmal erscheinen mochte, auch in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung.

Es „liegt über dem Ganzen ein eigenartiger Zauber, der die Lektüre des schlichten Heftchens höchst anziehend gestaltet. Wenn nur jede Gemeinde einen solchen Wegweiser aus der Vergangenheit in die Gegenwart ihr eigen nennen könnte!“ So schrieb Hermann Entholt 1926 im BrJb. 31, 433f., zwei Jahre, nachdem Elard Ordemann seine *Bilder aus Gröpelingens Vergangenheit* im Selbstverlag hatte erscheinen lassen. Bei solchem Urteil war es recht getan, daß Rudolf Gensch die schlichten Berichte seines Amtsvorgängers auf der Gröpelinger Kanzel noch einmal nachdrucken ließ, in der alten Form, aber um 5 Bilder vermehrt. Der Erfolg hat ihm recht gegeben: eine Neuauflage von 2000 Stück war bald verkauft, vor allem in Gröpelingen selber; eine 2. Auflage, die nichts Wesentliches an dem Büchlein geändert hat, war gleichfalls bald ausverkauft, und es mußte zum dritten Male gedruckt werden, als erster größerer Auftrag für neue Maschinen im Druckhaus Schmalfeldt in Bremen. Es steckt natürlich kein eigenes Forschen in diesem Büchlein: der Pastor erzählt nur, was man gemeinhin aus der geschichtlichen Überlieferung weiß und fortvererbt. Aber zum Zeugnis wird die kleine Schrift, wo sie von den Zuständen in der kirchlichen Gemeinde berichtet, von der Arbeit in ihr und an ihr, den Hinderungen wie von dem Fördernden, von des Tages Ablauf und den Häusern im Gemeindebesitz, in erster Linie vom Pfarrhaus. Es ist dies die Zeit eines Bruches, des Übergangs in ganz neue Verhältnisse gewesen, vom bäuerlichen zum industrialisierten Dorf. Das alles erleben wir aus erster Hand mit. Daß das Buch aber wiederum seine „Gemeinde“ gefunden hat, ist das Verdienst des Nachfolgers im Amte, der nicht eher ruhte, als bis er das letzte Stück der Auflage an seinen Mann gebracht hatte.

Mit seinem Aufsatz *Zur Lage der evangelisch-lutherischen Geistlichen im Lande Hadeln bis 1885* im Jahrb. 49 (1968) der „Männer vom Morgenstern“, 117—132, nimmt Wilhelm Lenz, bis dahin Kreisarchivar in Otterndorf, jetzt in Lübeck wohnhaft und dadurch seiner rigischen Heimat sinnbildhaft

nähergerückt, Abschied von seiner für das Jahrb.MvM. geleistete Mitarbeiter und Mitherausgeber Tätigkeit. Der vorliegende Aufsatz bedeutet mehr als nur eine Darstellung der die Geistlichen im Lande Hadeln berührenden Angelegenheiten; er ist die bisher fehlende zusammenfassende Übersicht über diese eigenartige kleine Landeskirche an der Niederelbe, deren letzte äußerlich zu bemerkenden Spuren von Selbständigkeit erst 1885 an Stade verloren wurden. Offen bleibt die Frage, wieweit die zeitweilige Unterstellung des Hadelner Siellandes unter Bremen auf die Gemeinden eingewirkt hat.

Berthold Lindemann hat seinem ausgezeichneten Buch *Zur Geschichte einer hollerländischen Landgemeinde — Osterholz einst und jetzt* — (Bremen, 1968) eine kleine Schrift über *Die Melancthon-Kirche zu Bremen-Osterholz* (Selbstverlag, Druck H. M. Hauschild GmbH, Bremen 1969) folgen lassen, ein gefälliges Büchlein mit vielen recht guten Bildern, auch farbigen von den neuen Fenstern der Kirche, in seinem Inhalt gegründet auf beste Kenntnis der Geschichte des Landes auf der einen, der Entwicklung der bekennnismäßigen Verhältnisse im weiteren und engeren Raume auf der anderen Seite, im ganzen eine schnell Auskunft gebende und dabei mit Genuß zu lesende Darstellung der Geschichte einer neuen, aber in ihrer Überlieferung weit zurückreichenden Gemeinde —, einer Geschichte, die gekrönt wird mit einer Darstellung des neuen Kirchenbaues.

Johannes Göhler, nach wie vor (Vgl. Jahrb.MvM. 46,123—139), u. 47, 191—201; BrJb. 51, 382) bemüht um die Aufhellung der Geschichte der reformierten Gemeinde im alten bederkesischen Bereich der Stadt Bremen, schreibt im Jahrb.MvM. 49 (1969), 143—145, über *Die Fürbitte der Dörfer des Kirchspiels Ringstedt im Gottesdienst*. Sie ist deutlich unterschieden von der lutherischen Gemeinde, die in derselben Kirche zu Hause ist. Diese Fürbitten sind gewissermaßen eine Vorform der „Lobetage“ für glückliche Errettung aus Feuersgefahr.

Was Johann Gätjen in Kirchenbüchern und aus anderen schriftlichen Quellen, aber auch durch Befragungen vor allem älterer Leute *Von Bestattung und Leichensingen* erfahren konnte, hat er in den RoSchr. 32 (1970), 85—91, mit vielen wörtlichen Anführungen zusammengestellt. Es ergibt sich, daß sowohl das Singen wie die kirchliche Feier nicht so alt sind, wie gemeinhin angenommen wird. Das „Besingen“ der Leichen hat in dem Erfahrungskreise des Vf.s weitgehend aufgehört.

Unter sehr maßgeblicher Mitarbeit unseres Mitgliedes Pastor Rudolf Gensch hat die von den Pastoren Günther von Glahn (Worpswede) und Ortgies Stakemann (Oese-Basdahl) geleitete „Arbeitsgemeinschaft plattdeutscher Pastoren in Niedersachsen“ *Das Sonntagsevangelium plattdeutsch* (Druckhaus Schmalfeldt, Bremen 1970) herausgegeben, eine durch das Kirchenjahr geführte Folge der Sonntagsevangelien in Hoch und Platt, mit Beiträgen aus allen Landesteilen und Sprachlandschaften — auch vom „Schleswig-Holsteinischen Preesterkring“ — dazu bestimmt, dem Prediger Muster und Anleitung für seine Predigt zu geben, im besonderen den anschaulichen Ausdruck zu vermitteln, der dem Niederdeutschen fernab von gelehrter Sprache eigen ist.

Kurt Asendorf aus Beppen im jetzigen Landkreis Verden ist ein unermüdlicher Sammler von Daten zur Heimatgeschichte. Als er den Jahresbericht 1970 des Kreisverbandes Verden (Aller) im deutschen Soldaten-

bund „Kyffhäuser“ zum Druck brachte, vermehrte er ihn um eine *Liste der Adelsgeschlechter in unserer Heimat (1000—1900)* und um eine chronikhafte Zusammenstellung der Geschichte des *Bundes der Landwirte* in unserem Bereich. So hat er auch als *Beiträge zur Heimatgeschichte — Verden, Thedinghausen, Hoya, Fallingbostel, Rotenburg — Die Kirchen in unserer Heimat* dargestellt (Privatdruck bei Lührs & Röver in Verden, 1970), in einem gut ausgestatteten Heft von 32 S. im Folioformat, gut mit Bildern bestellt, Lichtbildern und Zeichnungen, und jeweils mit kurzen Abrissen aus der Geschichte der Gemeinden versehen. Um diese handelt es sich, weniger um die kirchlichen Gebäude. Beigefügt sind ab und an Auszüge aus Arbeiten anderer Verfasser, allerdings nur in losem Aneinanderfügen, und nicht in innerem Durchringen und darauf Gestalten zu einer Sammlung von Gemeindegeschichten. Dennoch ist das von Walter Schäfer empfohlene Heft brauchbar zum Nachschlagen, selbst auf gelegentliche Ungenauigkeiten hin. So war ein Teil der Dörfer des Hellweger Moors zu Anfang nicht nach Arbergen eingepfarrt, sondern nach dem viel näher gelegenen Daverden, ehe 1850 die Kirche zu Posthausen gebaut wurde. Verdienstlich ist der Versuch lebensgeschichtlicher Darstellungen für Personen geistlichen oder verwandten Standes.

Gelehrtes Wesen und Schule.

In dem Sammelwerk *Universität und Gelehrtenstand — 1400—1800* (Limburg/Lahn 1970, C. A. Starke-Verlag) hat auf S. 107—125 Robert van Roosbroeck sich mit einem sehr beachtlichen Beitrag über *Die Beziehungen der Niederländer und der niederländischen Emigranten zur deutschen Gelehrtenwelt im XVI. Jahrhundert* beteiligt, den er zwar bescheiden nur *Eine Übersicht* nennt, die indes nur möglich war, weil Vf. dank seiner fleißigen Sammler- und erfolgreichen aufspürenden Forschertätigkeit aus dem Vollen schöpfen konnte. Deutlich spiegelt sich hier der hin- und herstreichende Wandel in den politischen und Bekenntnisverhältnissen während der Auseinandersetzungen mit den Spaniern. Beziehungen zu den Stätten katholischer Wissenschaft in Deutschland fehlen ebensowenig wie die zu den Evangelischen, vor allem dann auch Reformierten in Deutschland. Daß Bremen als Zufluchtsstätte einflußreicher niederländischer Emigranten wie als der Ort der Gründung eines Gymnasium Illustre nicht vergessen, vielmehr mit besonderer Eindringlichkeit erwähnt wird, sei gern hervorgehoben.

Zenon Nowak aus Thorn hat den Vortrag, den er auf der Tagung der Hansischen Arbeitsgemeinschaft in der Deutschen Demokratischen Republik zu Rostock im Oktober 1968 über *Die Verbindungen Preußens mit den Universitäten in Rostock und Greifswald im 15. und im Anfange des 16. Jahrhunderts* hielt, in polnischer Sprache (mit einer deutschen Zusammenfassung im Anhang) in den *Zapiski Historyczne — Tom XXXIII. — Rok. 1968 — Zeszyt 4, S. 7—41*, veröffentlicht. Der Einfluß beider Hochschulen ist nach seinen Feststellungen in der besagten Zeit nur gering gewesen. Weder haben die Preußen in namhafter Zahl in Rostock und Greifswald studiert, noch haben sie das Bild der Forschung und Lehre beeinflussen können, wie auch Einflüsse von dort auf die Hansestädte im preußischen Raume kaum spürbar sind. Doch ist die am Schlusse ausgespro-

chene Feststellung, daß die beiden Lehrstätten nicht eine derartige Anziehungskraft ausstrahlten, daß sie damit den ganzen hansischen Wirkungsbereich mit ihren geistigen Einflüssen beherrschen konnten, zumindest sehr gewagt. Dazu müßten wohl auch ihre Verbindungen mit den weiteren baltischen und vor allem den skandinavischen Räumen, auch wohl nach Norddeutschland hinein, durchforscht werden: erst wenn das geschehen ist, kann man ihren geistigen Einfluß auf den gesamthansischen Wirkungsbereich beurteilen.

Marta Asche, längst bekannt durch ihre Forschungen und Darstellungen zur Hochschul- und Studentengeschichte (Vgl. BrJb. 51, 388 f.), steuerte zur „Festschrift des Helmstedter Julianum“, das als heutiges Helmstedter Gymnasium Erinnerungsträger der alten Hochschule ist, auf S. 199 bis 202 eine *Plauderei über ein Helmstedter Studenten-Stammbuch* bei, die sich in der bekannten lebenswerten Art der Vf.in zunächst über die Studentenstammbücher allgemein und über ihren Wert verbreitet und dann ergötzliche Einzelheiten aus einem Stammbuch der Spätzeit, von 1799, zu berichten weiß, aber selbst da die größeren und ernsthafteren Hintergründe nicht außer acht läßt. Gedruckt wurde die Festschrift in der ehemaligen Universitätsdruckerei von J. C. Schmidt.

Wir weisen um so lieber auf diesen Beitrag der Vf.in hin, als sie die Vollendung einer nicht gerade in jungen Jahren in Angriff genommenen Doktorarbeit über diese studentischen Angelegenheiten, von ihr als Beitrag zur niedersächsischen Hochschulgeschichte gedacht, nicht mehr erlebt hat. Zu unserer Historischen Gesellschaft unterhielt sie freundschaftliche Beziehungen. Der Studiengruppe, die 1965 auf die Hansetagung nach Magdeburg fuhr, war sie eine hervorragende Führerin durch Helmstedt und seine baulichen und kulturellen Schätze. Sie war auch eine begnadete Lichtbildnerin und Zeichnerin. Wir trauern aufrichtig um sie.

In ihrer Art war Marta Asche eine außerordentliche, auf jeden Fall eine lebenswerte Persönlichkeit. Welchen Eindruck sie in dieser Hinsicht gemacht hat, beweisen die im „Braunschweigischen Jb.“ 31, 218—224, veröffentlichten Nachrufe von Joseph König, der sie bei ihren Forschungsarbeiten im Wolfenbütteler Staatsarchiv betreute, und von ihren akademischen Lehrern Heinrich Heffter, ihrem „Doktorvater“, und Martin Gosebrück, dem Kunstgeschichtler, der ihr die Bedeutung ihres Forschens um die Helmstedter Kirche St. Marienberg bescheinigt, im besonderen ihres in die Einzelheiten eindringenden Bemühens um die dortigen Wandmalereien. Im selben Bande des „Braunsch. Jb.s“, 9—32, wird denn auch verdientermaßen eine nachgelassene Schrift von ihr abgedruckt, unter Hinzufügung von acht S. Tf.n mit im ganzen 16 Abb., die die Wandmalereien in der Turmkapelle der Helmstedter Kirche deutlich machen möchten.

*

Gewiß kann es nicht Aufgabe einer landes- oder stadtgeschichtlichen Zeitschrift sein, sich in den ideologischen Kampf um Schule und Universität zu

begeben; ihn aber als zeitgeschichtliche Erscheinung zu kennzeichnen und entsprechende Aussagen über ihn aufzubewahren, muß für ein „BrJb.“ um so mehr erlaubt sein, als die Gründungsgeschichte gerade der Bremer Universität von solchen Auseinandersetzungen erfüllt ist.

Im Zweiten Deutschen Fernsehen trafen die gegnerischen Lager hart aufeinander, in genauer Aufzeichnung all dessen, was dort von maßgebenden Vertretern der gegeneinanderstehenden Richtungen gesagt wurde. Daran zu erinnern, gehört gut und gern zu unserer Aufgabe.

So weisen wir auf das im neuen Schünemann-Universitätsverlag in Bremen erschienene Büchlein *Reform-Universität oder Kader-Hochschule?* (48 S., brosch.) hin, *Ein Streitgespräch zwischen Ludwig von Friedeburg, Volker von Hagen, Wilhelm Hennis, Erwin K. Scheuch, Thomas von der Vring*, durch den der Streitgegenstand von bremischem Belang geworden ist. Hatte er, der soeben erwählte Rektor der zu gründenden Universität Bremen, doch „mit Thesen Furore gemacht, die seine Gegner behaupten ließ, er wolle die Universität zum Startloch für die Revolution machen“.

*

Ingeborg Neuhaus und Ute Schulz in Verbindung mit Martin Granzin (Osterode): *Die Lateinschüler zu Osterode am Harz 1729—1755*. (Quellen zur Genealogie, 2. Bd.: Niedersachsen. Vfl. Famkd. Komm. Nds. Brem. — Göttingen 1968.) Ein alphabetisches Verzeichnis von 135 Osteroder Lateinschülern der Jahre 1729—1755 und, soweit feststellbar, ihres beruflichen Lebensweges konnte als Quelle die Schulmatrikel — heute in der Bibliothek des Osteroder Gymnasiums — und die Matrikeln der Universität Göttingen benutzen, die als nächste Hochschule von vielen ehemaligen Osteroder Lateinschülern besucht wurde. Da aber ein auffallend großer Teil der Schüler aus Thüringen kam, kann angenommen werden, daß manche von diesen, bei Fehlen entsprechender Matrikeldrucke allerdings nicht nachprüfbar, die Universitäten Jena, Erfurt oder Wittenberg wählten. Gleiches gilt von den Matrikeln der ehemaligen Landesuniversität Helmstedt, die von manchen Osteroder Lateinschülern besucht wurde. Die Schule hatte fünf Klassen; viele Schüler verließen sie aber vorzeitig. Ein knappes Drittel kam aus Osterode selbst, ein Drittel aus einem Umkreis von 50 Kilometern, der Rest aus einem Umkreis darüber hinaus. — Was die späteren Berufe betrifft, so wendete sich nach Angaben des Verzeichnisses ein Drittel einem geistlichen Beruf zu, ein Viertel einer Lehrertätigkeit; es folgen nach der Häufigkeit Tätigkeiten in der Verwaltung von Stadt und Land, freie Berufe, ärztliche Berufe.

Zeitungswissenschaft

Walter Achilles: *Anmerkungen zum Titelholzschnitt des „Aviso“ von 1612* (Nds. Jb. f. Ldsgesch., Bd. 41/42, 1969/1970, 129—196, 3 Btf.). Der Vf. analysiert mustergültig den Titelholzschnitt und kommt zu dem Schluß, daß der Druckort der Aviso-Jahrgänge von 1620 bis 1624 zur Zeit noch nicht eindeutig bestimmt worden ist. Die Arbeit erweist erneut, wie schwierig oder fast unmöglich es ist, im 17. Jahrhundert von dem Titel aus den Druckort zu lösen. Ein Titel, der einschlägt, wie der wohl von niederländischen

Emigranten eingeführte Titel *Aviso*, ist für Nachrichtenblätter eben modern gewesen und wird an verschiedenen Orten gebraucht.

Aus dem Band 65 (1969) der *„Beiträge zur Geschichte Dortmunds und der Grafschaft Mark“* seien drei Aufsätze herausgehoben: Helmut Esser berichtet auf S. 21—35 unter dem Titel *Die moralische Wochenschrift „Der Hagestolze“ (1751/1752) und ihre westfälischen Mitarbeiter* über eine der zahlreichen, meist recht kurzlebigen „moralischen“ Zeitschriften des 18. Jahrhunderts, die ihre Leser im Sinne der Aufklärung „bilden und erbauen“ wollten. Sie erschienen in Erfurt, ihr Herausgeber war Rudolf Wedekind, Professor der Rechtswissenschaft in Göttingen. Der Themenkreis, den die Zeitschrift behandelt, ist groß, das Hauptthema ist aber, wie ihr Titel vermuten läßt, die Frage, ob es besser ist, ledig zu bleiben oder sich zu verheiraten. In dem Für und Wider setzt sich die letztere Meinung durch, und der hinter der Zeitschrift stehende „Orden der (männlichen und weiblichen!) Hagestolze“ erklärt: „Wir haben die gemeinschaftliche Absicht, uns in unserem ledigen Stande auf den ehelichen tugendhaft vorzubereiten“. Dem guten Vorsatz lassen sie die guten Taten folgen: Einer nach dem anderen verheiratet sich — und die Zeitschrift stellt ihr Erscheinen ein. — Kurt Koscyk behandelt auf S. 37—58 *Die Dortmundischen vermischten Zeitungen im Gründungsjahr 1769*. Dortmund war gegen Ende des 18. Jahrhunderts, wie eine zeitgeschichtliche Quelle berichtet, „ein großes Dorf mit Mauern, eine Stunde im Umkreis, worin die (4000) Bürger Ackerleute sind“. Es lag als kleine Freie Reichsstadt eingezwängt mitten in preußischem Gebiet, von dem viele „Pressionen“ ausgingen, die den Aufstieg der Stadt behinderten. Sie besaß zwar ein Gymnasium und eine damit eng verbundene Druckerei; aber da es weder eine Residenz noch eine Handelsstadt war, erhielt es erst verhältnismäßig spät (1769) eine periodisch erscheinende Zeitung. Die Nachrichten, die sie brachte, waren zumeist dem „Hamburger Korrespondenten“ entnommen; über lokale Vorgänge berichtete sie nur mit großer Vorsicht, unterstand sie doch der Zensur des Rates; der Anzeigenteil entsprach den Interessen der bäuerlichen und kleinbürgerlichen Leserschaft. Drucker und Herausgeber war der „Stadtbuchdrucker“ G. D. Baedeker († 1778), ein Angehöriger der bekannten Buchdruckerfamilie, dessen Vater, Buchdrucker in Bielefeld, in Bremen geboren war. — Ein Stück Zeitgeschichte spiegelt sich auf S. 79—86 auch in dem Aufsatz von Gerhard Eisfeld über *Die Anfänge der liberalen Parteien in Dortmund 1858—1870*. Ihre ersten Anfänge sieht Eisfeld in den Wahlvereinen, in denen sich 1848/1849 hier wie in vielen anderen Orten Deutschlands liberal und demokratisch gesonnene Bürger zusammenschlossen. Diese Vereinigungen lösten sich aber in den dann folgenden Jahren der Reaktion wieder auf. Zwischen 1858 und 1870 bildeten sich jedoch aufs neue politische Gruppen nach dem Modell des „Kongresses deutscher Volkswirte“ — seine Mitglieder waren später maßgeblich an der Gründung der Nationalliberalen Partei beteiligt —, des „Deutschen Nationalvereins“ (Eisfeld urteilt: „Westfalen war mit seinen 12 000 Mitgliedern eine Hochburg des ‚Deutschen Nationalvereins‘, Dortmund eines der Zentren in dieser Provinz“), und der „Deutschen Fortschrittspartei“, in Dortmund gegründet 1861. Von ihr lösten sich 1867 die rechtsliberalen Bismarckanhänger als Nationalliberale Partei ab, die in Dortmund aber nur langsam Boden gewinnen konnte. Hier hatte lange die Fortschrittspartei eine führende Stellung, mußte diese aber 1895 an die Sozialdemokratie abtreten. Fr.

Sprache, Theater, Musik

In seinem Beitrage zu H. 71, 1 (1969) des „Kbl. nnd. Sprachf.“ *Die plattdeutsche Sprachüberlieferung der Städte in der Literatur* zeigt **Werner Rabeler**, wie sehr die Werke der niederdeutschen Dichter des vorigen Jahrhunderts durch den plattdeutschen Sprachgebrauch des mittleren Bürgertums der Städte bestimmt sind, so bei Reuter, noch mehr bei Brinckmann: als ersten überhaupt nennt er den Bremer Wilhelm Rocco.

Seines vor einigen Monaten von einem heimtückischen Leiden tragisch dahingerafften Verfassers wegen, der Mitglied unserer Historischen Gesellschaft war, sich früher auch um Bremens Theatergeschichte bemüht hatte und zuletzt in Frankfurt wirkte, sei auf folgenden Aufsatz aus dem „Archiv f. Frankfurts Gesch. u. Kunst“, H. 52 (1968), S. 145—201, aufmerksam gemacht: *Otfried Bütthe*, Beifall und Skandal — Beispiele zum Sprechtheater der Frankfurter Städtischen Bühnen in den zwanziger Jahren unter *Richard Weichert* und zu seiner Zusammenarbeit mit dem Bühnenbildner *Ludwig Sievert*. Hier wird die glückliche und — wie aus den beigegebenen zahlreichen Kritiken hervorgeht — sehr erfolgreiche Zusammenarbeit eines hochbegabten Regisseurs und eines einfallsreichen Bühnenbildners behandelt. Publikum und Kritik zollten ihnen Anerkennung, auch wenn sie beide manchmal das Bühnenstück eines jungen Autors mit seinem „fanatischen Naturalismus“ ablehnten. Weichert bemühte sich zwar, das Publikum durch einführende Vorträge, Diskussionen oder Presseartikel für solche „modernen“ Stücke empfänglich zu machen; aber das gelang nicht immer, und so kam es dann einige Male zu handfesten Skandalen, z. B. bei der Aufführung von Werken von Bronnen. Wer suchen wollte, könnte in späteren Jahren manche Parallele in Bremen finden.

Am 3. Nov. 1970 ist Otfried Bütthe an einem wohl unheilbaren Krebsleiden gestorben, mit 52 Jahren auf der Höhe seines Schaffens und doch ein Frühvollendeter, nicht nur ein ideenreicher und auch ausübender Dramaturg, Theaterwissenschaftler, sondern auch Künstler, Dichter. Bereits unter dem Schatten des Todes entstand ihm ein Strauß die Todesnähe atmender Gedichte, die, mit einem Geleitbrief der seelenverwandten, indes viel älteren Marie Luise Kaschnitz versehen und mit Zeichnungen von Wolfgang Klee geschmückt, unter dem bezeichnenden Titel *Sichel versäumter Stunden* in bibliophiler Ausstattung als 6. Druck der Darmstädter Erato-Presse (110 S.) im Agora-Verlag erschienen sind. Die Historische Gesellschaft dankt ihrem hochbegabten Mitgliede über den Tod hinaus für seine Treue.

Fr. u. Pr.

Auf eine Mitteilung von **Nils-Werner Fritzel** in den MStGuHV., 44. Jg., H. 1 (20. Jan. 1969), S. 57, sei hingewiesen, dahin gehend, daß zwei *unbekannte Werke Vincent Lübecks entdeckt* wurden, mit Hinweisen in den Akten des Staatsarchivs Stade und angefügten Originalen, verfaßt zum Trauergottesdienst für die 1693 verstorbene Königin Ulrica Eleonora, die Gemahlin des schwedischen Königs Karl XI.

H. 5 der Sammlung „Bremensia“, Vfl. d. Archivs „Deutsche Musikpflege“ in Bremen ist insofern eine Jubiläumsschrift, als sie dem zehnjährigen Be-

stehen der von ihrem Herausgeber Friedrich Henkel ins Leben gerufenen und betreuten Waage-Konzerte — genannt nach dem Orte ihrer Aufführung in Bremens alter Stadtwaage — gewidmet ist. Hier wird nach einem Überblick über Zielsetzung und Sinn eine Fülle von Dokumentation geboten: Ansprachen zur Eröffnung der Konzertreihe am 6. September 1961, Übersichten über aufgeführte Werke und ihre Deutungen, Auszüge aus Kritiken und Briefen, Bilder und Notenbeilagen — im ganzen ein schönes Erinnerungsbuch für alle, die ausführende oder genießende Teilnehmer sein durften.

Bildende Kunst

Werner Vogt, der verdienstvolle Betreuer des Bildarchivs des Focke-Museums, wurde, bevor er am 1. September 1971 in den Ruhestand ging, durch eine Ausstellung an der Stätte seines Wirkens geehrt, die *Johann Heinrich Menken* und *Gottfried Menken, Zwei Bremer Maler des frühen 19. Jahrhunderts*, zum Gegenstand hatte. Konnte seine im Manuskript vorliegende umfangliche Arbeit über die beiden der Kosten wegen leider nicht gedruckt werden, so liegt in dem als Nr. 29 der „Hefte des Focke-Museums“ (20 S., darunter 3 S. Verzeichnis der 71 ausgestellten Werke u. 1 S. Schriftumsangaben) überzeugend gut bebilderten Ausstellungskatalog ein unter den gegebenen Verhältnissen recht guter Ersatz vor, zu dem Werner Kloos das Vorwort schrieb. In den 9 S. „Einführung“ hat der Vf. nicht nur die Fülle seines Wissens um die Lebensverhältnisse der beiden Dargestellten bei aller Kürze treffend zum Ausdruck bringen können, wie die Gemeinsamkeiten, so die Unterschiede, die den Sohn, bei aller Abhängigkeit vom Vater, doch als Künstler geprägter Eigenart erscheinen lassen, vielmehr hat er darüber hinaus Kenner der Stadtgeschichte wie der heimatlichen Landesnatur zu eingehendem Studium der Bilder selbst veranlaßt, und das ist vielleicht der größere Gewinn.

Hans Saebens, der bekannte, leider jetzt verstorbene Meister der Lichtbilderei, brachte 1968 im Carl Schünemann Verlag, Bremen, ein mit vielen Lichtbildern auf insgesamt 50 S. ausgestattetes Büchlein heraus: *Worpswede — Geschichte und Geschichten*, das, ausgehend von der eigenen Entdeckung des Malerdorfes im Jahre 1919 in der Rückblende die alten Worpsweder mit wenigen treffenden Strichen vorführt, ebenso aber das Leben in Worpswede, Ort und Menschen wirkungsvoll darzustellen weiß. Wertvoll sind die angeführten Listen der Künstler Worpswedens, 49 vor und 95 nach dem Ersten Weltkriege.

Unter der Überschrift *Impuls Worpswede* veröffentlicht Bernhard Haake in den RoSchr., H. 31 (1969), 48—63, mit 4 Btf. einen von ihm zur Eröffnung einer Ausstellung in Hannover gehaltenen Vortrag. Es geht nicht um das Künstlerdorf, vielmehr um das in zweiter Linie entstandene und stehende, von den Künstlern natürlich beeinflußte Dorf des Kunsthandwerkes. In Heinrich Vogeler hat es seinen ersten, auch selber ausübenden Förderer gehabt, wobei seine Neugestaltung der Guldenkammer im Bremer Rathaus richtungsweisend gewesen ist. Aber auch die Rolle Bernhard Hoetgers wird nach Gebühr hervorgehoben, und Hans Müller-Brauel wird in seinem Können und Wirken gewürdigt, wie es überhaupt um die Ausstrahlung in den ländlichen Raum hinein geht, wobei das Kunstgewerbehaus Scheeßel zu einem neuen Mittelpunkt werden konnte und auch des Soltauer Zinns mit Frido Witte als seinem Förderer gedacht wird.

Verschiedenes

50 Jahre Riege 7, 1920—1970, nennt sich ein schlichtes, nett gestaltetes Erinnerungsheft, in dem Wolfgang Bardenheuer, der heutige Riegenführer, über die Geschichte und das Tun dieser 1920 gegründeten Riege des ABTS, des Allgemeinen Bremer Turn- und Sportvereins v. 1860, plaudert. Es handelt sich um eine auch heute noch stattliche Gemeinschaft, die neben ihrem Turn- und Sportbetrieb auch die heimatlichen Kulturwerte zu schätzen und in ansprechenden Veranstaltungen nahe zu bringen weiß.

*

Fritz Kranz hat eine sowohl nach Ausstattung wie nach Inhalt lobenswerte Festschrift *50 Jahre Johannis-Loge „Anschär zur Brüderlichkeit“ im Orient Bremen* zusammengestellt, die, 53 S. stark und gedruckt im eigenen Kreise durch H. Gliszynski und Kl. Langhorst, sowohl eine kurze Übersicht *Zur Geschichte der Freimaurerei* wie eine durch dokumentarische Anlagen, Briefe, Ansprachen, Abbildungen, Mitgliederverzeichnisse unterbaute Darstellung der Geschichte der Bremer Loge enthält. Die Persönlichkeit des Gründers Richard Harms erfährt eine besondere Würdigung. Anzuerkennen ist, daß die Loge sich nach alter bremischer Überlieferung „Anschär“ benannte.

H. Bevölkerungs-, Familien- und Personkunde

Volk unter Völkern ist der Titel eines Büchleins, das Friedrich Carl Badendieck zur Reihe der „Deutsch-Akademischen Schriften“, hg. vom Akademischen Verein Kyffhäuser e. V., München, im Auftrage des Verbandes der „Vereine Deutscher Studenten“ (VDSt.) als Heft 4 (113 S., München 1967) beige steuert hat. Das „Volk unter Völkern“ ist das deutsche mit seiner großen Streuung über den ganzen Erdball, und was dargestellt wird, ist nach grundsätzlichen Bemerkungen über Volk, Staat, Nation und die Schutzarbeit als Selbsthilfe die Kulturarbeit an diesem zerstreuten Volkstum, kurz die Geschichte des „Allgemeinen deutschen Schulvereins“ (1880) und dann des „Vereins für das Deutschtum im Auslande“ (VDA), des „Volksbundes“ unter nationalsozialistischer Führung und der Neubeginn seit 1945. Das Ganze ist eine nützliche und notwendige Klarstellung gegenüber der Gegnerschaft, die dem „VDA, Gesellschaft für deutsche Kulturbeziehungen im Auslande“, wie der heutige Name ist, immer noch erwächst.

*

Über *Die Plattdeutschen Vereine in USA* berichtet J. J. Cordes, der Nestor der Heimatforschung an der Niederweser, im Ndd.Hbl. Nr. 253 (Jan. 1971), S. 2, in zusammenfassendem Überblick, gleicherweise ihr Werden und Wirken bis hin zum heutigen Tage dabei berücksichtigend. Über den Zusammenschluß der aus gleichen Orten oder Gegenden Stammenden, die Übung in der heimatlichen Mundart und ihre besinnliche Wertung hinaus haben diese Vereine sich sehr bald auch in Unterstützungszwecken geübt, im kleinen wie auch im größeren Maße, und zweimal konnten sie solche Unterstützung nach den großen Kriegen auch in die Heimat richten. Es dürfte dabei

der Hinweis erlaubt sein, daß diese Vereine dabei auch Erben des großen Unterstützungswerkes geworden sein dürften, das von den „Deutschen Gesellschaften“ in New York, Baltimore und New Orleans in großzügiger Weise für die vielen mittellosen deutschen Einwanderer aufgebaut worden war, wie es Hermann Wätjen in seinem grundlegenden Buch *Aus der Frühzeit des Nordatlantikverkehrs*, Leipzig 1932, Felix-Meiner-Verlag, schildert, im besonderen Seite 170—186. Wie an der Niederweser, so werden auch in Bremen nach dem letzten Kriege die Verbindungen mit den plattdeutschen Landsleuten in den Staaten eifrig gepflegt, selbst mit gegenseitigen Besuchen hüben wie drüben. Gustav Dehning, der kürzlich leider dahingeschiedene geistige Vater der niederdeutschen Bewegung in Bremen, und Heinrich Schmidt-Barrien sind dabei die großen Förderer gewesen.

Die Neue Deutsche Biographie (NDB) hat Schule gemacht. Immer mehr erscheint ihr Abglanz, die „Nachahmung der von ihr entwickelten biographisch-lexikalischen“ Darstellungsweise in „regionalen“ Veröffentlichungen, wie etwa auch in unserer Bremischen Biographie 1912—1962, so im Schleswig-Holsteinischen Biographischen Lexikon, dessen erster, von Olaf Klose betreuter Band noch 1970 erschien (Neumünster, Karl-Wachholtz-Verlag). In der Einladung zur Subskription ist mit Seitenlänge ein Probetext von Karl Jordan über *Ansgar (Anskar)* abgedruckt. Zu Anfang gleich die Frage: Warum nicht auch die in Bremen das ganze Mittelalter hindurch und noch später üblich gewesene Form Anshar, die auch in Hamburg bekannt ist? Natürlich wird sonst das auf Schleswig-Holstein Bezügliche besonders hervorgehoben, im Hinblick auf die Zielsetzung des neuen Unternehmens mit Recht. Der Titel „Apostel des Nordens“ wird mit aller Vorsicht genannt, und es wird festgestellt, daß die Ergebnisse der Arbeit Anshars nicht überschätzt werden dürfen. Die für das Wesen des „Erzstiftes Hamburg“ wichtigen Forschungen Drögereits werden dagegen nicht erwähnt (Vgl. BrJb. 51 [1962], 193—209). Von den dort weiter angegebenen Schriften ist Drögereits Arbeit über *Die Verdener Gründungsfälschung und die Bardowieck-Verdener Frühgeschichte* inzwischen erschienen.

*

Hermann Mitgau veröffentlicht in der Nordd. Famkd., 18. Jg., H. 1 (1969), 143—146, in einem 5. (und letzten) Teile, 1965—1969, *Versteckte Schrifttumstitel zur Familien- und Heimatgeschichte, insbesondere Niedersachsens*, — 39 Titel im ganzen, von Prüfungsarbeiten in Hochschularchiven, hier der Pädagogischen Hochschule in Göttingen — in Erfüllung der Anregungen, die er selber gegeben hat (Vgl. BrJb., 51. Bd., 320).

Listen zum Nachschlagen

Walter Schaub stellt in der „Nordd. Famkd.“, H. 1 des 18. Jg.s, 1969, 133—138, *Oldenburger Ausbürger 1607—1646*, unter im ganzen 607 aus dem „Buch des Bürgergeldes“ nachzuweisenden 162. Es sind das die, die gegen eine Jahresgebühr das Bürgerrecht zu erhalten wünschten, wenn sie außerhalb der Stadt wohnten. Es werden hier also die von Oldenburg Abgezogenen genannt, wie dies auch in den Bremer „Abschoßlisten“ geschah. 24 der Genannten verzogen nach Bremen, nicht sonderlich viel gegen

die 48 in Ostfriesland und die 26 in den Niederlanden, davon allein 17 in Amsterdam. Aber klein ist diese Zahl noch immer, wenn man die Bremer in den jetzt veröffentlichten Arbeiten von Simon Hart dagegenhält. Räumliche Nähe spielte also nicht die ausschlaggebende Rolle, viel wichtiger ist, auch in diesen Zusammenhängen, die Gleichheit des kirchlichen Bekenntnisses, jedenfalls in der hier berührten Zeit.

Walter Schaub: *Ortsfremde im Oldenburger Traubuch (1683—1740)* (Quellen zur Genealogie, 2. Bd.: Niedersachsen. Vfl. Famkd. Komm. Nds./Brem., Göttingen 1968.) ist eine dankenswerte Zusammenstellung aus dem erst von 1683 an mit wünschenswerter Vollständigkeit geführten Trauregister der Stadt- und Landgemeinde O. Die Stellung Oldenburgs als Hauptstadt der Grafschaft Oldenburg mit entsprechenden Behörden, dem Konsistorium und einer starken Garnison findet in diesem Traubuch ihren Niederschlag. Von den 4400 Eintragungen in diesem Zeitraum — auf 369 Seiten! — betreffen rund 1500 Soldatenheiraten. Bei 1204 Trauungen kommen beide oder doch ein Partner von auswärts. Diese mit Ortsfremden geschlossenen Ehen stellt der Verfasser mit vollständigem genealogischen Inhalt der Eintragungen in alphabetischer Reihenfolge zusammen, nachdem er Text und Ortsnamen nach Möglichkeit heutigen Formen angenähert hat. Der größte Teil der 1683 nicht zur Stadt- und Landgemeinde Oldenburg gehörenden Orte, die als Herkunftsorte der Ehepartner angegeben werden, liegt in der Grafschaft Oldenburg (982). Aus dem Gebiet des späteren Herzogtums Oldenburg kamen 92, aus Bremen 47, aus den niedersächsischen Grenzgebieten 107, aus Ostfriesland 14 Ehepartner. Mit 1253 Personen stellte das heutige Land Niedersachsen den weitaus größten Teil der von auswärts kommenden Brautleute. Die übrigen Länder sind nur mit 107 Personen vertreten, aus dem europäischen Ausland kamen 21 Personen, aus Afrika eine. Fr.

Martin Granzin: *Das zweite Bürgerbuch der Stadt Osterode (Harz) von 1772—1843* (Quellen zur Genealogie, 2. Bd.: Niedersachsen. Vfl. Famkd. Komm. Nds./Brem., Göttingen 1968.) enthält als Fortsetzung des ältesten Bürgerbuches der Stadt, das im 1. Bd. der „Quellen zur Genealogie“ veröffentlicht worden ist, 1662 Namenseintragungen, meist mit Angabe von Beruf und Stellung in der Stadt, Herkunft und Hausbesitz. Der Abdruck folgt wörtlich dem Original, doch sind, um den Besitzstand, vor allem den Hausbesitz, festzustellen, auch Eintragungen in anderen Quellen des Stadtarchivs Osterode herangezogen worden. Auffallend ist die starke Zuwanderung von Angehörigen des Tuchmachergewerbes und seiner Nebenberufe — sie kamen aus Süddeutschland und aus Thüringen — und des Schuhmacher-Lohgerbergewerbes. Nach der Liste gehören etwa 200 der Neubürger diesem Berufszweig an, etwa 150 werden als Zeugmacher bezeichnet, davon 13 als Zeugfabrikanten. Fr.

Die „Nordd. Famkde.“ veröffentlicht in Jg. 20, H. 2 (April—Juni 1971), 51—57, eine nachgelassene Arbeit von Oscar Beermann über *Die Scharfrichter der Stadt Bremen*, die von Fritz Treichel in bezug auf die lebensgeschichtlichen Daten nachgeprüft wurde. Mit vollem Namen, also auch mit Zunamen, späteren Familiennamen, sind die Nachrichten seit 1584 festzustellen. Im übrigen ergibt sich eine starke Versippung im gesamten

norddeutschen Bereich bis hin nach Leipzig und ins Hessische hinein. Der Dienst bezog sich auch auf das Tiermedizinische, auch wohl auf Kloakenreinigung und auf die Abdeckerei, wie dies auch weiter zu ihrem Amte gehörte, selbst als 1822 *die Stelle eines Nachrichters in unserem Staate nun Gottlob völlig entbehrlich* geworden war. Die letzte Hinrichtung war 1787 gewesen; als die Hinrichtung der Gesche Gottfried, die letzte öffentlich geschehene und für ein Jahrhundert die letzte der Hinrichtungen in Bremen überhaupt, bevorstand, mußten Meister und Knechte von auswärts geholt werden. Erwähnenswert ist noch ein Eintrag aus dem Jahre 1841 mit der Frage nach einer auswärtigen Anstellung des bremischen Abdeckers. Damals wurden die Folterwerkzeuge und das Richtschwert abgeliefert: sie sind heute im Focke-Museum zu sehen.

Adelsgenealogien

Zur *älteren Genealogie der Herren von der Hude* veröffentlicht Erwin Freytag in der Nordd. Famkde. vom März 1970 (45. Jg., H. 2), 46—49, einen bemerkenswerten Versuch, die vielen Vorkommen des Namens miteinander in Einklang und Ordnung zu bringen, wobei auch der in Bremen verbürgerlichte Zweig des Geschlechtes berücksichtigt wird. Wenn Ritterhude als Stammsitz angenommen wird, so ist doch darauf hinzuweisen, daß die Erklärung des Namens nicht von „hude“ = „Weide“ her zu suchen ist; vielmehr bedeutet „hude“ hier „Anlegeplatz am Wasser“, wie es auch bei „Fischerhude“ und in der Bremer Altstadt bei „Stavenhude“ der Fall ist.

Für mittelalterliche Forschung aus dem Bereiche der Genealogie und der Güterverhältnisse wird man sich in Zukunft den Namen eines jungen Forschers merken müssen, der, abseits vom gewöhnlichen Wege durch eigene Kraft zum Studium gekommen, heute schon Proben eines beachtlichen Könnens vorlegen kann. Seit längerem mit einer Geschichte der Grafen von Stotel beschäftigt, weist Bernd Ulrich Hucker im Jahrb. 50 MvM, dem Jubiläumsbande zum 50jährigen Bestehen des „Heimatbundes an Elbe- und Wesermündung e. V.“ (Bremerhaven 1969, Ditzen), 71—79, unter der allgemeinen Überschrift *Die Grafen von Stotel an der oberen Lune* auf ein Nebenergebnis seiner Studien hin, auf eine Verkaufsurkunde, in der es um Besitzungen in Ahe und beim wüstgewordenen Bührsbüttel geht. — Im Ndd. Hbl. Nr. 249 (September 1970) macht H. auf *Ritter Otto III von Bederkesa* aufmerksam, der, wie aus vielerlei Urkundenbezügen deutlich gemacht wird, der bedeutendste Vertreter dieses Geschlechtes gewesen ist, Vertrauensmann des Erzbischofs Giselbert, vielfach in seinen Geschäften an den verschiedensten Stellen tätig und schließlich ihm sogar verschwägert. — So ist auch die Arbeit H.s über *Die Gründung des Klosters Himmelpforten* in den MStGuHV. vom 1. Juni 1971 (46. Jg., H. 2/3), 26—37, in weitem Maße auf Personen- und Geschlechtergeschichte ausgerichtet, die der Herren von Haseldorf, die als die Gründer des mehrfach belegten, erst spät mit zisterziensischer Verfassung ausgestatteten Klosters in enge Beziehungen zu den Herren von Lippe traten, wie sie auch an der Missionierung der baltischen Lande beteiligt wurden, so sehr, daß einer von ihnen, wie ebenso entsprechende Vertreter des Hauses Lippe, geistlich und Bischof von Dorpat wurde.

Gustav Hofmann (aus Bexhövede) faßt im Ndd. HBl. 244 (April 1970), 1f., in Kürze zusammen, was über das *Adelsgeschlecht aus Bexhövede* zu sagen ist, ein sehr berühmtes, dessen sich der Heimatort des Vf.s dieser Übersicht noch heute rühmen darf. Sein bedeutendster Vertreter war Bischof Albert I. von Riga, der Städtegründer, der dem alten Reiche seine erste Überseekolonie einbrachte, Reichsfürst war, Gründer des Schwertritterordens, der schließlich in dem Deutschen Orden aufging. Er hatte in seiner Verwandtschaft und Nachkommenschaft aber manchen, der es ihm gleichzumachen trachtete, den Bruder, Neffen und andere Anverwandte, von denen manche auch geistlich waren und doch staatlich handelten. Indes hat die Nachfolgeschaft sich nicht nur gegen die Russen zu wehren verstanden, vielmehr in späteren, anders gearteten Zeiten als „baltische“ Barone in russischen Diensten den eigenen Ruhm zu mehren gewußt.

Die Holle gehören zu den niedersächsischen Adelsgeschlechtern, die in der Landsknechtszeit durch Kriegsdienst wohlhabend geworden sind und dieser Wohlhabenheit in ihren Schloßbauten Ausdruck gaben, wie etwa die Münchhausen und manche andere. *Der Oberst Georg von Holle, 1514—1576*, Vetter zweiten Grades des großen Verdener Bischofs, war ein solcher Kriegsunternehmer, der auf den verschiedensten Seiten gekämpft und schließlich den Oranier Wilhelm von Nassau in den Niederlanden erfolgreich unterstützt hat. Er hat die im ganzen wohlgelungene Darstellung, die Gertrud Angermann als *Beitrag zur Geschichte des 16. Jahrhunderts* („Mindener Beiträge“ 12, Minden 1966, 301 S., 18,— DM) ihm gewidmet hat, wohl verdient.

*

Werner v. Bargaen schreibt in den MStGuHV. v. 20. Jan. 1971 (46. Jg., H. 1), 5—8, über den Stockholmer *Riddarholm — eine Reiseerinnerung* und stellt zusammen, was sich in der *Riddarholmskyrkan* an Sarkophagen und den dort aufgehängten Ritterschilden des Seraphim-Ordens an Beziehungen nach Deutschland, insbesondere nach Stade und in die Herzogtümer Bremen und Verden, ablesen läßt. Es ist viel, sehr viel und zeigt, wieviel deutsches Blut ehemals zum Aufbau des schwedischen Staatswesens beigetragen hat.

*

H. 5, 46. Jg., der Zschr. f. Ndd. Famkde., als „Niedersachsen-Heft“ besonders hervorgehoben, wird S. 123 f. mit einem kurzen, aber sehr aufschlußreichen Aufsatz von Hans Arnold Plöhn über *Dynastengenealogie und Thronfolgerstreit* eröffnet, in dem es um die Thronfolge der Biesterfelder in Lippe geht. Den Älteren unter uns noch gut bekannt, wirbelte sie um die Jahrhundertwende viel Staub auf und führte zu zwei Fürstengerichtsverhandlungen, die entgegen den Einwänden des letzten deutschen Kaisers die Erbfolge der Biesterfelder in Lippe sicherten, des Hauses also, dem auch Prinz Bernhard der Niederlande entstammt.

Geistliche, Bürger, Bauern

H. G. Trüper sucht *Die verwandtschaftlichen Beziehungen unter den Erben des Bremer Domkellners und Chronisten Herbord Schene* in einem Auf-

satz in der Ndd. Famkde. 1969 (18. Jg.), 229—232, zu klären, mit dem Ergebnis, daß alle, die im Umkreis des liebenswerten Mannes erscheinen, zu wirtschaftlich und politisch sehr maßgeblichen Familien in Bremen und anderswo gehören. Wenn der Vf. dieses hier vorliegenden Berichtes seine Arbeit über *Bremische Stiftsgeistliche des späten Mittelalters und ihre verwandtschaftlichen Beziehungen* (BrJb. 41, 1—85; 43, 31—124) hätte fortsetzen können, würde dies gut zum Ausdruck gekommen sein, zumal ihm durch seine Arbeit über *Die Güterverhältnisse des Anschari-Kapitels*, im besonderen durch die Hebdomariatsstiftungen Herbord Schenes und die zweite Vikarsgemeinschaft (BrJb. 36, 83—108) die Quellengrundlagen gut bekannt sind.

In Bd. 10 der Zeitschr. „Genealogie“ in H. 1 ihres 20. Jg.s (1971), 353—368, unternimmt Walter Schaub mit seinem Aufsatz *Zur Sozialgenealogie des Rates der Reichsstadt Bremen*, erweitertem Teil eines für den 10. Internationalen Kongreß für genealogische und heraldische Wissenschaften in Wien angemeldeten, aber nicht gehaltenen Vortrages *Sozialgenealogische Untersuchungen an städtischen Führungsschichten in Nordwestdeutschland*, den Versuch, die in Bremen zu Ausgang der nachmittelalterlichen Jahrhunderte herrschenden Standesunterschiede und damit die gesellschaftlichen Verhältnisse überhaupt nach Entstehung und Beharrungsfähigkeit aus der Genealogie der aus den beiden oberen Ständen — Gelehrten und Kaufleuten — hervorgegangenen Ratsgeschlechter zu deuten und in ihrem Wirken zu verstehen. Daß bei der Zusammenstellung der in ihren genealogischen Verbindungen dargestellten Geschlechter auch mannigfache, für ihre Geschichte im einzelnen wichtige Ergebnisse herauskommen, darf mit Freuden begrüßt werden. Die geschichtliche Entwicklung des bremischen Ratskollegiums über einen größeren Zeitraum darzustellen würde ein Ziel weiterer Forschungen sein. Hier kam es darauf an, „an einem Fixpunkt, der einen Vergleich mit anderen Städten ermöglichen soll, die Bedeutung von Sippe und Verwandtschaft für eine geschlossene politische Gruppe der städtischen Oberschicht darzulegen und damit zur sozialgeschichtlichen Erhellung ihrer Vergangenheit beizutragen“.

Der Jubiläumsband der „Merckschen Familien-Zeitschrift“ zum 150jährigen Bestehen der „Engel-Apotheke“ am Schloßgraben in Darmstadt, des Ausgangspunktes des heute so bedeutsamen Unternehmens der chemischen Industrie (Bd. XXIII, 1968, 304 S.), enthält unter der Herausgeberschaft von Emanuel W. Merck und der Bearbeitung durch den Merckschen Hausarchivar Friedrich W. Euler wichtige und wertvolle Ahnenreihen, die im besonderen die norddeutschen Zweige des Geschlechts betreffen, so die aus Hamburg und aus dem Artlande stammenden, wobei auch bremische Namen in einiger Anzahl erscheinen.

Benno Eide Siebs konnte seine fleißige Arbeit über *Die Osterstader Junker*, S. 9—63 des Jahrb.s 49 MvM, aus der reichen Fülle seiner genealogischen, wappen- und namenkundlichen Kenntnisse so gut speisen, daß sie sozusagen zu einer fast lückenlosen Überschau über den Adel im Niederweserlande geworden ist. Dabei ist das eigentliche Anliegen des Aufsatzes, der umstrittenen Herkunft und der gesellschaftlichen Stellung der sogenannten Osterstader Junker nachzuspüren; zu einer schlüssigen Entscheidung ist

aber auch der Vf. nicht gekommen. Zahlreich sind die Bezüge auf Bremen, auf das erststiftische Land und auf die Stadt.

Lebensgeschichtliches

Walter Schaub legt in der Nordd. Famkde. vom Jan.—März 1966 (H. 1 des 15. Jg.s), 145—149, *Die Ahnenliste der Schriftstellerin Alma Rogge* in gereinigter Form vor. Sie führt in die verschiedensten Ortschaften der oldenburgischen Wesermarsch.

Johann Gätjen hat sich viel Mühe gemacht, für die RoSchr., H. 31 (1969), 71—98, eine *Wirte- und Besitzerreihe der Hellweger Bauernhöfe und des Gutes Stelle* zu erarbeiten, eine auch namenkundlich insofern höchst aufschlußreiche Studie, als sie die alten Besitzer der Höfe, den Wandel im Besitz verrät, aus älteren Zusammenstellungen auch den Wechsel gesellschaftlicher Schichtung für 19 Bauernstellen und für das Gut Stelle. Nun auch noch die genealogischen Daten für die Reihenfolge der Stelleninhaber zu ermitteln, war ein sehr schwieriges Unterfangen, das Dank verdient hat.

Richard Graewe stellt S. 129—139 des Std. Jb.s 1968, das S. 9—11 auch einen würdigen *Nachruf auf Hans Wohltmann* von Ludwig Fischen bringt, mithin auf den Mann, der für viele Jahre das Gesicht dieser Zeitschrift prägte, einen der bedeutenden Söhne Stades aus früherer Zeit vor, *Magister Gerhardus Martens, geb. 1640 in Stade, gest. 1686 in London*, den ersten Prediger der damals begründeten lutherischen Gemeinde in London. In deren Gründungs- und Entwicklungsgeschichte ist das in lebhaften Farben dargestellte Lebensbild verflochten, bedeutsam, wenn man im politischen Felde nach der Förderung dieser Entwicklung ausschaut, wie hinsichtlich der Kunstgeschichte nach dem Kirchengebäude und seiner Ausstattung, bei der bedeutende Künstler mitgewirkt haben. Wer denkt bei dem ersten Prediger, dessen beide Töchter mit bremischen Dompastoren verheiratet waren, die zweite mit Johann Dietrich Lappenberg, aus der im geistigen Bezirk sehr tüchtigen Familie, nicht an den Bremer, der in jenen Zeiten in England zu noch höheren Ehren aufstieg: an Henrich Oldenburg, den ersten Sekretär der Königl. Akademie der Wissenschaften, der wie Martens ein Schüler des Stader Athenäums war, der aber auch in der Matrikel des Gymnasium Illustre in Bremen zum Jahre 1633 erscheint, mit der späteren Beischrift: *Londoni[i] privatus vixit — Postea Secretar[ius] et Actuarius Collegii Sapientiae?*

H. 20 (1969) der „Schaumburg-Lippischen Mitteilungen“ ist zu gutem Teile dem Andenken eines der Großen in Schaumburgs Geschichte gewidmet, des Fürsten Ernst, dessen Licht über die Jahrhunderte hin noch keineswegs erloschen ist. Von Dieter Brosius wird der Festvortrag abgedruckt, den er am 2. Juni 1969 bei Eröffnung einer Archivalienausstellung gehalten hat, S. 5—10, über *Fürst Ernst im Urteil der Zeitgenossen*, die alle übereinstimmend zu günstiger Aussage über diesen hoch gebildeten, dem damals üblichen Festefeiern abholden Mann kommen. Seine Musikfreudigkeit findet gleich in zwei Beiträgen ihren Ausdruck, S. 11—19, mit Notenbeispielen versehen, von Hermann Salzwedel über *Musik am Hofe des Fürsten*

Ernst, während *Friedrich Geißmann*, S. 21—24, *Die Musiker am Hofe des Fürsten Ernst* zusammenstellt, unter denen sich auch ein solch bedeutender Mann wie *Heinrich Schütz* findet. An die Gründung der Universität Rinteln und damit an die Bedeutung der Fürsten für das deutsche Geistesleben erinnert S. 25—35 ein nachgelassener Aufsatz unseres so tragisch um sein Leben gekommenen Freundes *Rudolf Feige* über *Heinrich Ernst Kestner (1671—1723)*, den bedeutenden Rechtslehrer, mit dessen auf gründlicher Forschung beruhendem Lebensbild in der Tat weit mehr als nur dies geleistet wird, vielmehr *Ein Beitrag zur Geschichte der Rintelner Juristenfakultät*. — Zu dem zweiten bedeutenden schaumburgischen Fürsten, dem Grafen *Wilhelm*, und einem der bedeutendsten Männer, die je in Bückeburg gewirkt haben, führt S. 37—56 *Wilhelm Dobbek* mit seinem hier veröffentlichten Vortrag über *Johann Gottfried Herder in Bückeburg, 1771—1776*. Herder selbst hat diese Zeit sehr unterschiedlich beurteilt, mit herablassender Abneigung zu Beginn, dann aber mit Anerkennung der Möglichkeiten, die sie ihm im Umgange mit einem ernsten, vornehmen Manne hoher Fähigkeiten, dem Grafen, und mit einer gütigen, liebenswerten Frau, seiner früh verstorbenen Gemahlin *Maria*, gegeben, in ernsthaftem Studium zu seiner eigentlichen Bestimmung in der Lebensführung, im Schreiben und Dichten zu kommen, die Wertschätzung echter Volksdichtung inbegriffen. Insofern konnte Herder rückschauend diese Bückeburger Tage die glücklichsten seines Lebens nennen und *Karoline Flachsland*, die ihm hier angetraute Gattin, von der Bückeburger als der goldenen Zeit ihrer Ehe sprechen. — Noch sei erwähnt, daß sich im H. 19 (1968) der „Mitteilungen“, S. 13—17, *Dieter Brosius* mit dem Versuche *Horst Masuchs* auseinandersetzt, *Die Vorzeit der Stadtkirche in Bückeburg* mit ihrem Anfang um vier Jahrzehnte zurückzudatieren, wobei ihm mit Recht entgegengehalten wird, daß man aus dem einen Steinmetzzeichen heraus, das der einzige Beleg für seine Ansicht sein könnte, nicht das zeitliche Gefüge des Gesamtwerkes in Gefahr bringen könne.

Das Schicksal des Fürstentums Schaumburg-Lippe im Krisenjahr 1866 benennt *Hans Wunderlich* in dem ebengenannten Hefte der „Schaumburg-Lippischen Mitteilungen“, 19—45, einen Aufsatz, der nach dem Untertitel *Victor von Strauß gegen Otto von Bismarck* stellt. Es handelt sich um die Entscheidung beim Bundestag in Frankfurt, mit der Bismarck den Groll des schaumburgischen Gesandten wegen seiner Haltung in der deutschen Frage erregte. *Victor v. Strauß* und *Torney*, geadelter Handwerkersohn aus Nienburg, war ein Mann konservativer Denkart und unwandelbarer Treue gegen seinen Landesfürsten. Später finden wir ihn als Schriftsteller in Dresden, dichtend und darstellend. *Lulu v. Strauß* und *Torney* war seine Tochter; als Gattin des bekannten Verlegers *Eugen Diederichs* in Jena lebend, hat sie eine gute Anzahl kleinerer und größerer Aufsätze, sehr ansprechende Balladen, Novellen und einige Romane geschrieben.

Karl Brethauer trägt mit Fleiß alles zusammen, was zur Ehrenrettung seines von ihm freiwillig erkorenen Mandanten „eigener Art“ dienen kann und ergreift dann für ihn auch an entlegener Stelle das Wort, selbst in ärztlichen Zeitschriften. Hingewiesen sei auf die „Materia Medica Nordmark“ v. Dez. 1966 (XVIII/12, 762/773), wo Br. in einem mit 4 Abb. ausgestatteten Aufsatz den *Chirurgen Eisenbart im Urteil eines Zeitgenossen* —

des nachmaligen Helmstedter Professors Lorenz Heister, gebürtigen Frankfurters, aus seinen in zwei dickleibigen Bänden auf uns gekommenen „Medizinischen, Chirurgischen und Anatomischen Wahrnehmungen“ zu Worte kommen läßt, mit Berichten über den zweimaligen Aufenthalt Eisenbarts auf der Frankfurter Ostermesse 1700 und 1701, bei denen der studierte Mediziner trotz allem, was er an Eisenbart auszusetzen hat, die letzten Endes sonst von keinem anderen gewagten Operationen anerkennt.

W i l m o n t H a a c k e : *Zeitungskunde als Staatswissenschaft* (NdsJb. f. Ldsgesch., Bd. 41/42, 1969/1970, 156—168): Der Göttinger Professor unternimmt den Versuch, durch eine sorgsame Interpretation der z. T. schwer zugänglichen Streitschriften von und wider August Ludwig von Schlözer ein Bild dieser „streitbaren Persönlichkeit“ zu gewinnen. Mit Recht weist er darauf hin, daß Schlözer mehr ist als nur Staatstheoretiker, Kameralist und Historiker. Der Aufsatz ist ein trefflicher Ansatz für eine neue Wertung des Politikers, des „Streiters für Freiheit der Meinung“.

Hans Jessen

H e i n r i c h E g o n H a n s e n veröffentlicht im Jahrb. 49 MvM (1969), 161—245, einen aus verschiedenen Quellen zusammengetragenen *Briefwechsel zweier Niederdeutscher*. Der eine ist Klaus Groth, der andere Martin Börsmann, dessen Lebensschicksale einleitend kurz dargestellt werden. Er spielte eine große Rolle in den niederdeutschen Heimatvereinen, die drüben in den „Staaten“ in großer Zahl entstanden, wie auch in ihrer Zusammenfassung im „Plattdeutschen Volksfestverein in New York und Umgebung“. In die Heimat zurückgekehrt, verdiente er sich, zuletzt in Hannover, sein Brot als „amerikanischer Firmenmaler“, d. h. mit dem Herstellen von Werbeaufschriften an den Hauswänden.

Nr. 254 d. Ndd. Hbl.s (Februar 1971) ist dem Gedenken an *Hermann Allmers* gewidmet. Es erschien zum 11. Februar als dem Tage, an dem er 150 Jahre alt geworden wäre. Gleichzeitig wurde in Bremerhaven der Hermann-Allmers-Preis für Heimatforschung an Dr. K u r d S c h u l z als dem Mann verliehen, der sich um die kritische Herausgabe des schriftstellerischen Werkes des Marschendichters, überhaupt um die Forschung um ihn, hochverdient gemacht hat. So ist der tragende Aufsatz in diesem Gedenkblatt *Über Wirkung und Nachwirkung der Dichtung* von ihm verfaßt worden. Benno Eide Siebs folgt mit *Erinnerungen an den 100. Geburtstag*, Gert Schlechtriem mit einer kurzen Zusammenfassung über das Verhältnis von *Allmers und G. H. Riehl*, dem Begründer der neuzeitlichen wissenschaftlichen Volkskunde, der sich für seinen Freund Hermann Allmers einsetzte, als er als Fünfundsiebzigjähriger in Bremen öffentlich geehrt werden sollte. H a n s K n o o p, heute Betreuer des Allmers-Hauses in Rechtenfleth, schildert den Marschendichter als *Bürgermeister von Rechtenfleth* und in kürzerem Beitrage nach einem erhalten gebliebenen Briefe *Eine Begegnung mit Hermann Allmers*, die die Briefschreiberin, eine jüngere Bremerin, zu wiederholtem Male mit ihrem „Landsmann“ in Jena hatte. *Allmers förderte Hans Müller-Brauel* steht über einem längeren Aufsatz Knoops zu lesen, der von der großen Förderung zu berichten weiß, die Allmers diesem seinem „Wahlsohne“ angedeihen ließ, aber auch von den Verunglimpfungen, denen der Dichter noch zu Lebzeiten seines Schützlings wegen ausgesetzt gewesen ist.

— Angefügt sei hier ein Hinweis auf eine fleißige, entsagungsvolle, aber auch sehr ertragreiche Arbeit von Richard Tiensch über *Die Familie des Sandstedter Pastors Carl Biedenweg*, erschienen in der „Nordd. Famkde“. 1971, 15—23 (20. Jg., H. 1, Januar—März 1971). Besagter Pastor war der Großvater, seine Tochter Sophia Dorothea (Doris) als zweite Frau des Bauern Wierich Allmers in Rechtenfleth die Mutter des Marschendichters. Die Familie Biedenweg ist, wahrscheinlich schon in früher Zeit, um 1600, aus Vorpommern zugewandert, aus der Wolgaster Gegend, mit Jacob Biedenweg, der Pastor in Daverden wurde und Stammvater von drei Pfarrerefamilien in Heeslingen, Elmlohe und Sandstedt. Es bestanden aus diesem Familienkreise aber auch viele Verbindungen nach Bremen, über die hier eingehend Auskunft gegeben wird, u. a. in die Verwandtschaft H. H. Meiers hinein. Hermann Allmers konnte sich auch von seiner blutsmäßigen Verwandtschaft her in Bremen zu Hause fühlen.

An dieser Stelle sei noch einmal auf das bei aller Kürze hervorragende Lebensbild aufmerksam gemacht, mit dem Werner Vogt den Katalog der von ihm ausgerichteten Ausstellung *Johann Heinrich Menken — Gottfried Menken — Zwei Bremer Maler des frühen 19. Jahrhunderts* (Hefte des Focke-Museums Nr. 29, 3—14) die tragende Mitte verleiht (Vgl. S. 351).

Hans Leip als Maler und Zeichner wird mit dem bebilderten Abdruck im Ndd. Hbl. Nr. 233 (Mai 1969) 4 der Rede gezeigt, mit der sein Freund Erich Lüth eine Sonderausstellung von Bildern Leips im Morgensternmuseum eröffnete.

Der 86. Band der HGbl. (1968) bringt S. 1—7 einen von dem Berichtersteller dieser Zeitschriftenschau verfaßten *Nachruf auf Hubertus Schwartz*, früheren Danziger Senator und nach Rückkehr in die Heimat nacheinander Landrat des Kreises Soest und Bürgermeister der alten „ehrenreichen Stadt“, den die Teilnehmer an der herbstlichen Studienfahrt 1965 als besten Kenner der Geschichte Soests, auch als liebenswürdigen Deuter seiner kirchlichen Kunstschätze kennengelernt haben.

Ein knappes Lebensbild des um bremische Familienforschung, insbesondere in der Zeit der Gründung der „Maus“, hochverdienten ehemaligen Kaufmanns *Wilhelm Albers*, der, aus bremischer Familie in einem südöstlichen Vorort Londons geboren, in den letzten drei Jahrzehnten seines Lebens als Archiv- und Kreisheimatpfleger zu Ahrensburg in Holstein lebte, gibt Wolfgang Ollrog in der „Nordd. Famkde.“, in H. 1 des 15. Jg.s (1966), S. 154 f. — Karl-Egbert Schultze gedenkt an gleicher Stelle des in Hamburg 1965 verstorbenen *Dr. jur. Albrecht Diedrich Freiherrn v. Dieckhoff*, der, „Rechtsanwalt von Beruf, Rechtsphilosoph von Neigung und Wirkung“, uns Bremern dadurch bekannt geworden ist, daß er Ludwig Beutin veranlaßte, seine drei Bändchen über die Bremer Dieckhoff zu schreiben, die zu des Hamburgers Ahnen zählten. K.-E. Schultze irrt allerdings, wenn er von dem Verfasser der Bändchen als vom „jetzigen Professor Beutin“ spricht: Leider ist er vor mehr als einem Jahrzehnt verstorben.

Menschliches in unmenschlicher Umwelt zu hüten ist der Inhalt und der Sinn des Lebens Hans Hackmacks — des ersten Herausgebers des

Bremer Weser-Kuriers — gewesen. So sagte es Hinrich Wulff in seiner Ansprache bei der Trauerfeier am 1. Juni 1970. Frau Emmi Hackmack hat die Rede als Privatdruck erscheinen lassen, unter Beigabe einiger hervorragender Erinnerungsbilder.

Die HGHBll. sind in H. 68, Bd. 8 (April 1969) auf Kunstdruckpapier zu einer kleinen Festschrift zusammengefaßt worden, *Gustav Bolland, dem langjährigen Redakteur der Hamburgischen Geschichts- und Heimatblätter, zur Vollendung des achtzigsten Lebensjahres am 5. April 1969 zu Ehren*. Sie enthält eine Reihe von Aufsätzen aus Freundes Hand, die sich im besonderen auf Örtlichkeiten in und bei Hamburg beziehen, damit auf ein vom Jubilar gern gepflegtes Gebiet, aber auch von allgemeinerer Bedeutung sein können wie der von Kurt Piper, *Zur Geschichte der Sankt-Ann-Kapelle der Hamburger Petrikirche — von 1521—1535 Andachtsraum der Hamburger Islandfahrer*, wobei über deren Bautätigkeit aus den Rechnungen heraus einiges mitgeteilt wird, und der von Erich von Lehe über *Hamburgische Marktvögte der Hansezeit*, wo aus spärlich fließenden Quellen über die Tätigkeit der Marktvögte, etwa in der Einschaltung in den Botendienst, einiges gesagt werden kann.

Zum Gedenken an H. Szymanski schrieb F. Jorberg (Hiddessen) im Ndd. Hbl. 237 (September 1969), S. 4 — der eine schiffahrtskundige Forscher dem anderen, einen warmempfundenen Nachruf, der die Eigenart des kenntnis- und ideenreichen Einzelgängers S. deutlich macht, auch durch die beigegebene Liste seiner Arbeiten.

Die „Postgeschichtl. Blätter ‚Weser-Ems‘“ vom Februar 1970 (16. Jg., Bd. III, H. 7) bringen auf S. 151 zwei Nachrufe, warm empfunden und geschrieben vom Präsidenten der Oberpostdirektion Bremen, Dr. A. Wegener, auf zwei sehr verdiente Förderer und Erforscher der Postgeschichte, *Fritz Thole* und *Gerhard Tooren*, die miteinander die Seele dieser besonderen Sparte geschichtlicher Forschung im Raume Weser-Ems waren. Liebenswerte Menschen waren sie!

Unter der Speckflagge. Anekdoten aus einer bremischen Familie (Bremen 1969, Carl Schünemann Verlag) ist der Titel eines hübsch ausgestatteten, von Heinz Fuchs mit netten Zeichnungen versehenen Bändchens. Die Anekdoten ranken sich vornehmlich um die Persönlichkeit J. K. Vietors, des bekannten Bremer Afrikakaufmanns, und vorgelegt werden sie von Wilhelm Vietor, seinem Sohne, der selber Kaufmann ist, aber in einer Sparte, die von den Lebens- und Wirkenskreisen seines Vaters weltenweit entfernt liegt. So mag man Zweifel hegen, ob von der bremischen Art, die sich mit dem Titel doch andeuten soll, viel erhalten geblieben ist. Man mag auch Bedenken haben, ob die Persönlichkeit des Vaters alles in allem so in den Anekdoten erscheint, wie sie es verdient hätte. Allenfalls wird hier ein wenig Begleitmusik zu einem Lebensbilde geboten, das bei der Bedeutung, die J. K. Vietor als Afrikakaufmann, Wegbereiter einer guten deutschen Schutzherrschaft in Togo und einer fördersamen, von bösen Schlacken freien Eingeborenenpolitik, gehabt hat, ganz gerecht wird. Immerhin kann man das Jugenderlebnis in einem kinderreichen bremischen Pastorenhause und in der Kaufmannslehre durch diese Anekdoten aufleuchten sehen und von dort her die wei-

tere Entwicklung zu begreifen versuchen. Man tut aber gut, wenn man die hierher gehörigen Abschnitte der als Privatdruck 1936 erschienenen Schrift *Zur Geschichte der Familie Vietor aus Schmalenberg in Lippe* zur Festlegung des Unter- und Hintergrundes daneben betrachtet.

Erich von Lehe preist im Ndd. Hbl. 242 (Februar 1970) einen engeren Landsmann aus dem Lande Wursten, der in Lübeck zum erfolgreichen Reeder wurde: *Egon Oldendorff 70 Jahre*.

Selbsterzählt

Erinnerungen meines 85jährigen Lebens für meine Kinder und Enkel. So hat sie Elisabeth Hardegen, geb. Dreier, geb. am 29. April 1884, niedergeschrieben, also für den engsten Familienkreis, sie aber dann doch, leider in einem nicht immer sehr glücklich arbeitenden Rotaprint, einer größeren Öffentlichkeit übergeben (149 S., Bilderanhang von 11 S.). Es soll hier nicht Kenntnis von Einzelheiten genommen, aber darauf verwiesen werden, daß in einem solchen Familienkreis, wie er durch die Familie Dreier dargestellt wird, viel von bremischen Familienverbindungen die Rede sein muß und daß man hier eigentlich eine Fundgrube für genealogische Forschungen im bremischen Familienbereich vor sich hat, wobei man sich die genauen Daten allerdings anderswo holen müßte. Das Buch gibt dem Kundigen aber noch weit mehr ein Bild davon, wie es in solchen bremischen Familien aussah, und wenn es sich um Kinder und Kindeserziehung handelte, treten entzückende Einzelheiten zutage. Mehr noch: es ist dies ein Kulturbild guter alter Zeit aus Bremen. Es liegen über ihm aber auch all die Schatten, die sich in den Kriegszeiten verbreiteten, im ersten wie im zweiten Kriege. Auf Einzelheiten einzugehen ist hier nicht der Ort; aber das sei gesagt, daß die Frau, die diese Lebenserinnerungen schrieb, die Gattin Friedrich Hardegens war, des Mannes, der sich forschend um bremische Geschichte bemühte, um die der bremischen Wirtschaft, durch seine Arbeiten über die Gründung des Norddeutschen Lloyd, und die Mutter von Reinhard Hardegen, der im letzten Kriege als U-Boot-Kommandant als erster erfolgreich vor Amerikas Ostküste war.

I. Ortsgeschichtliches

Von Haus und Hof, Straßen und Wegen, Siedlungen und grünem Land

Nachdem die Jahressgabe 1969 sich ausschließlich mit Bremen und dem Bremer Land beschäftigte, mußte zum Ausgleich die nächstjährige Weihnachtsgabe der Bremer Landesbank und der Kreditanstalt Oldenburg—Bremen für ihre Kunden ganz auf Oldenburg und Ostfriesland abgestimmt sein. *Wind und Wasser* heißt sie, und *Mühlen, Brücken, Brunnen* sollen nach dem Untertitel dargeboten werden (54 S., Oldenburg 1970, Gerhard Stalling). Jede der drei im Titel angesprochenen Abteilungen wird mit einem Texte eingeleitet, der ebenso Freude bereiten kann wie die Bilder selbst. Diese stammen von K. Rohmeyer aus Fischerhude; für die Textauswahl sorgte H. Diers, und notwendigen Erläuterungen gab H. Ottenjan aus Cloppenburg. Das Ganze ist eine prächtige Gabe.

Emil Dösseler: *Stadtopographie und Häuserbücher, Forschungen, Quellen und Aufgaben, besonders in westfälischer Sicht* (Bll. dtsh. Landesgesch., 102. Jg., Wiesbaden 1966, 62—68), klärt den Begriff „Häuserbücher“ als „Zusammenstellung der Eigentümer und möglichst auch der Vermieter mit Angaben der Verkäufe und anderen Besitzwechsels wie Belastungen in historischer Folge für jedes einzelne Haus, nach Straßen geordnet“. Ausgangspunkt bei solchen Untersuchungen ist die Feststellung des ursprünglichen Stadtgrundrisses; eine Veröffentlichung der Ergebnisse wird nur die wichtigsten Angaben aufnehmen können; die Kartei im Stadtarchiv aber müßte alle Ergebnisse enthalten. Als Quellen kommen in Betracht: der preußische „Urkataster“ von 1830, Einwohner- und Steuerlisten, Grundbücher bei den Gerichten usw. Den Häuserbüchern kommt große Bedeutung zu für die Erforschung der städtischen Sozialgeschichte (Verhältnis von Eigenwohnung und Mietwohnung, soziale Abstufung der einzelnen Wohnviertel usw.) und der städtischen Wirtschaftsgeschichte (Gruppierung der einzelnen Gewerbe in bestimmten Straßen, Eigentümer der Häuser im wirtschaftlichen Mittelpunkt und am Stadtrand usw.). Die in den Anmerkungen beigegebene umfangreiche Bibliographie zeigt, daß die Anlage von Häuserbüchern — besonders in Mittel- und Süddeutschland und oft in Verbindung mit Heimat- und Familienforschung — für viele größere und kleinere Orte bereits durchgeführt oder doch in Angriff genommen worden ist. Fr.

*

Ein Gedenken an die Gründung des Klosters Midlum, das wir später in Altenwalde wiederfinden und schließlich in Neuenwalde, wo als letzter Abglanz davon noch ein Damenstift besteht, gab der Gemeinde Midlum im Norden des Landes Wursten im September 1969 die Gelegenheit zu einer 750-Jahr-Feier, unserem Freunde Wilhelm Stöltling aber den Auftrag, eine Gemeindegeschichte zu schreiben. Als Festschrift ist sie unter dem Titel *750 Jahre Geschichte Midlum, 1219—1969*, erschienen, von Ditzen & Co., Bremerhaven, mustergültig gedruckt und ausgestattet, mit vielen schönen Bildern, Plänen und dergleichen, wenn die dazwischengestreuten Anzeigen natürlich auch stören. Aber wohl nur so ist es möglich gewesen, ein solches Büchlein — im ganzen 112 Seiten — erscheinen zu lassen. Was den Text betrifft, so muß man anerkennen, daß der Vf. mit sehr geschickter Hand gewaltet hat, Ortsgeschichte auf dem ihm gut bekannten Hintergrunde der allgemeinen Geschichte darzustellen, aus der Vorzeit, wirklich grauer Vorzeit heraus mit plastischen Bildern bis auf unsere Tage. Das Büchlein ist lobens- und daher auch lesenswert.

Wie alt ist Bremerhaven? Diese Frage stellt sich B u r c h a r d S c h e p e r in einem zielweisenden Aufsatz im Ndd.Hbl. Nr. 257 (Mai 1971), S. 1/2, und kommt dabei zu Ergebnissen, über die auch der eingeschworene Stadtbremer mit sich reden lassen kann. Meint man die Stadt als neuzeitlichen Verwaltungskörper, dann beginnt ihre Geschichte mit den von Bürgermeister Smidt geführten Verhandlungen; das schließt aber nicht aus, daß der Raum Bremerhaven bereits viel Geschichte erlebt hatte, als es zu der neuzeitlichen Stadtgründung kam. Ob aber das genügend Berechtigung zu dem Versuch geben kann, das heutige Bremerhaven zur „Schwesterstadt“ Bremens zu machen?

Burchard Scheper, nunmehr Bremerhavens Stadtarchivar, zeigt in einem kurzen, aber inhaltsreichen Aufsatz: *Mittelalterliche Mühlen bei Wehden, dem Fehrmoor und die Siverdesburg*, „Jahrb. MvM.“ 49/1968, 81—91, wie alte, bisher kaum beachtete und wenig ausgeschöpfte, aus dem Bremer Staatsarchiv kommende urkundliche Überlieferung für die ältere Stadtopographie des heutigen Bremerhaven ausgenutzt werden kann, hier in bezug auf die beiden späterhin verschwundenen Mühlen, die zur Ausstattung der alten erzbischöflichen Grenzfesten Siverdesburg gehören. Die Auseinandersetzungen und die dafür aufgenommenen Zeugenverhöre gehen bis in die bremische Zeit.

Wieviel für die neuerdings sehr in Aufnahme gekommene Wüstungsforschung durch die Befragung „der reichen und vielgestaltigen Schriftlichkeit des 16./17. Jahrhunderts“ herauszuholen ist, zeigt Burchard Scheper im Jahrb. MvM. 50/1969, 107—128 (mit eingehängter Übersichtskarte) in seinem Aufsatz *Mittelalterliche Wüstungen im Stadtgebiet Bremerhaven mit Blick auf die Unterweser (warum nicht Niederweser-?)region*. Der Ertrag einer Durchsicht der im Staatsarchiv Bremen lagernden, auf Bremens frühere Hoheit in Bederkesa und Lehe zurückgehenden Prozeßakten, besonders hinsichtlich der Zeugenbefragungen, ergab überraschend viele, durch Augenzeugenberichte teilweise gut gesicherte Ergebnisse. Es wurden in guter kopialer Überlieferung sogar Urkunden über die Errichtung und die Aufgabe der Siverdesburg gefunden. Der Fortgang der Arbeiten läßt, zumal wenn Vergleichsstoffe zur Verfügung stehen, gute Erträge erhoffen.

Aus der *Frühzeit Geestemündes* berichtet Benno Eide Siebs in Nr. 238 des Ndd.Hbl. (Oktober 1969), S. 1. Gemeint ist die Zeit zwischen der Genehmigung des Anbaues durch den König von Hannover (10. Juni 1845) und der Erhebung zur selbständigen Gemeinde (12. Dezember 1850). Vf. stützt sich z. T. auf ihm von seinem Vater überkommene Überlieferung und berichtet von dort aus sogar die in einer Zeichnung von Ronzelens gegebene Darstellung. Fortgesetzt wird dieser Bericht in Nr. 239 (November 1969) und Nr. 241 (Januar 1970) als *Jugenderinnerungen aus Bremerhaven* aus der Zeit, als dieses noch ein verhältnismäßig junger Platz war.

Heinrich E. Hansen veröffentlicht im Ndd.Hbl. Nr. 199 (Juli 1966), S. 1 f, die Zusammenfassung eines von ihm gehaltenen Vortrages *Aus Wulsdorfs vergangenen Tagen* und damit einen willkommenen Überblick über die Geschichte dieses vielleicht ältesten Stadtteils des heutigen Bremerhaven, dessen Ursprünge in hochmittelalterliche, wenn nicht gar früh- und vorgeschichtliche Zeit zurückgehen.

Seitdem die Baudenkmalpflege auch die nachahmenden Stile des 19. Jahrhunderts in den Bereich ihrer Tätigkeit zieht, lohnt es sich, für bedeutende Bauten dieser Zeit Unterlagen zu sammeln, wo sie sich anbieten. So ist es anzuerkennen, daß Günter Anders im Ndd.Hbl. 250, Oktober 1970, 1—2, *Die Geschichte von drei bedeutenden Bauwerken im alten Geestemünde* erzählt, von Rathaus, Postamt und Höherer Töcherschule.

Bernhard Wirtgen gibt in den MStGuHV, vom 20. Januar 1971 (46. Jg., H. 1), 2—5, aus baugeschichtlichen Studien und topographischen Funden einige *Ergänzungen zur Stader Stadtgeschichte*, wobei es sich für das

vom Bremer Meister Wilhelm Bockeloh geschaffene Portal des Stader Rathauses nicht nur um Beziehungen zum Portal des Gewerbehauses in Bremen, sondern auch zum Giebel des Amsterdamer Stadtschlusses handelt. Wie die auffallende Wesensgleichheit oder -ähnlichkeit zustande gekommen ist, mag im einzelnen dahingestellt bleiben: auf jeden Fall ist sie über Bremen gelaufen, das die innigsten Beziehungen zu der bekenntnisverwandten Stadt in den Niederlanden hatte.

Bernhard Wirtgen beginnt in H. 2/3 der MStGuHV. 1971 (46. Jg.), 21—25, einen chronikalischen Rückblick auf *Die Entstehung der Insel und die Anfänge des Freilichtmuseums in Stade*, der schon in diesem ersten, noch vor der Einrichtung des Freilichtmuseums schließenden Teile in dem Gegeneinander von Behördenhandeln und Bürgerwollen recht aufschlußreich ist. — Von besonderem Gewicht ist für uns Bremer in H. 4, 50—56, Teil 2, der von dem überlegten und überlegenen Handeln des Bürgermeisters Ado Jürgens, des Vorsitzenden des „Historischen Vereins“, heutigen „Geschichts- und Heimatvereins“ berichtet. Nach einem Vortrage von Oscar Schwindrazheim veranlaßte Jürgens die Berufung Emil Höggs, des in Bremen tätigen denkmalpflegenden Architekten, Direktors des Bremer Gewerbemuseums, und des Gartengestalters Christian H. Roselius, sowohl für die Entwürfe wie für die gestaltende Durchführung. — Teil 3 des Gesamtberichts, der in H. 1 des 47. Jg.s, 1—9, durch die weitere Geschichte der „Insel“ führt und mehrfach Anregung und Hilfe aus Bremen erwähnt, hebt zwei Ereignisse aus dem Jahre 1913 besonders hervor: den Erwerb und die Überführung eines Altländer Bauernhauses von 1733 aus Grünendeich und den Brand und den gelungenen Wiederaufbau des Inselgasthauses.

Das Stader Freilichtmuseum auf der „Insel“ ist in Verbindung mit dem Marschenhaus um ein *Göpelwerk* vermehrt worden, eines jener sehr seltenen Geräte, die vom 17. Jahrhundert ab durch geniales Handwerkstum ausschließlich in Holz mit großen Kegelrädern und Übertragungen auf stehende Geräte verschiedener Art entwickelt wurden. Architekt Walter Ganske, der es, aus Altendorf-Deichreihe im Lande Hadeln überführt, wiederaufbaute, beschreibt es in seinen Einzelheiten und seiner Wirkweise in den „MStGuHV.“ 1969 (44. Jg., H. 2/3), 33—35.

Walter Ganske, ebenso der Architekt, der den Wiederaufbau der aus dem 17. Jahrhundert stammenden Bockwindmühle der Müllerfamilie Bode zu Rethmar, Kreis Burgdorf, auf der Museumsinsel in Stade leitete, beschreibt dieses Bauvorhaben in den MStGuHV., 44. Jg. (1969), 9—24. Sein aufschlußreicher Aufsatz *Die Bockwindmühle von Stade (1632—1967)* enthält auch das, was grundsätzlich über die Bockmühlen, ihre Arten, ihre Einrichtungen und ihre Wirkungsweise zu sagen ist, um dies dann auf den besonderen Fall der wiederaufgebauten Mühle anzuwenden.

Rolf Sprandel: *Zur statistischen Auswertung der ältesten Hamburger Stadtbücher*. Zsch.VhG. 56 (1970), 1—24: Durch die statistische Auswertung der hamburgischen Stadtbücher aus der Zeit von 1248 bis 1292 gewinnt der Vf. wichtige siedlungsgeschichtliche, sozialkundliche und wirtschaftsgeschichtliche Erkenntnisse. Die Zahl der Häuser in den einzelnen Straßen und Kirchspielen ermöglicht Schlüsse auf den Grad der Besiedelung der verschiedenen Stadtteile. Von 89 Ratsherren der Stadt lassen sich aus den Stadtbüchern

— mehr oder weniger vollständig — Namen, Verwandtschaft, Herkunft, Landbesitz und Beruf feststellen; 34 von den Ratsherren kommen aus den Kreisen des Landadels und der Ministerialen. Sie bilden eine engere, durch verwandtschaftliche Beziehungen zusammengehaltene Gruppe im Rat. Nicht wenige ihrer Häuser gehen im untersuchten Zeitraum in den Besitz jüngerer Ratsfamilien und an Gewerbetreibende über. Das weist auf wichtige soziale Veränderungen in der Stadt hin, die in Wirtschaftskrisen ihre Ursache haben. Von ihnen wird die Oberschicht stärker getroffen als die übrigen Bürger. Der Verfasser kann aus den Stadtbüchern zwei Wirtschaftskrisen feststellen: die eine in der ersten Hälfte des untersuchten Zeitraums führt er auf einen Rückgang des Flandernhandels, die zweite, spätere, auf eine Verschlechterung des Verhältnisses des Stadtherrn, des Grafen von Holstein, zur Stadt zurück. Da aber Anfang der neunziger Jahre die Zahl der Gewerbe steigt, die ein wohlhabendes Bürgertum voraussetzen, die der Gold- und Silberschmiede, der Kürschner, Kerzengießer und Maler, und auch die Zahl der zugezogenen Neubürger Rekordhöhen erreicht, läßt sich schließen, daß jetzt die Wirtschaftskrise überwunden ist. Fr.

Das heute in Hamburg eingemeindete Bergedorf war von 1420—1868 ein „beiderstädtischer Ort“, d. h., es stand unter gemeinsamer Hoheit von Hamburg und Lübeck. Die dabei auftretenden Kuriositäten in der Verwaltung, etwa bei der alle zwei Jahre stattfindenden „Visitation“, schon einmal von Hans Kellinghusen aus der Sicht eines hamburgischen Deputationsmitgliedes geschildert, werden ergötzlich in den HGu.HBlln., Bd. 8 (1967/1968), S. 95—100, unter dem Titel *Die Visitation in Bergedorf* dargestellt, und zwar aufgrund von Erinnerungen von Friedrich Stoffert, eines Angehörigen des als Vertreter der Bürgerschaft waltenden „Zwölf-Männer-Kollegiums“ in Bergedorf.

*

Aus den stets beachtenswerten „Mitteilungen Deutscher Heimatbund“ sei auf das Sonderheft *Rundlinge* vom Mai 1970 (160 S., Selbstverlag, Münster) hingewiesen auf: *ihre Pflege und Erneuerung*, wie es weiterhin im Titel heißt. Das „in Verehrung und Dankbarkeit“ Alfred Toepfer, dem großzügigen Unterstützer kultureller Heimatpflege, gewidmete Heft bringt in einer größeren Anzahl von Beiträgen über Geschichte und Standort (Hannoversches Wendland) den heutigen Befund mit den zukunftssträchtigen hier auftretenden Fragestellungen zusammen, mit „städtebaulichen und hochbaulichen Sanierungsmaßnahmen an Rundlingsdörfern“ ebendort. Mögen aus den dargebotenen guten Anregungen gute Taten für Erhaltung und sinnvolle Weiterführung der Rundlingsdörfer folgen!

Im Jahr 1852 brachte der Bremer Maler Johann Georg Walte (1811—1890) eine Mappe von lithographierten Blättern unter dem Motto *Landschaftliches aus dem Gebiet von Bremen* heraus. Die sich ausschließlich mit Motiven aus der Umgegend der Hansestadt befassenden Bilder legt jetzt, 1972, der Verlag J. H. Schmalfeldt, Bremen, in einem sorgfältigen Nachdruck — leider ohne die zeitgenössischen Umrandungen — dem Liebhaber bremischer landschaftlicher Vergangenheit vor: 10 vom Focke-Museum zur Verfügung gestellte Tafeln zugleich mit den vom Künstler verfaßten Begleittexten und einem trefflichen Kommentar von Erika Thies. V.

Parks und Anlagen einer Hansestadt benennt sich ein hübscher, 55 S. starker Bildband aus Bremen, der von der Bremer Landesbank und von der Staatlichen Kreditanstalt Oldenburg—Bremen ihren Kunden auf den Weihnachtstisch im Jahre 1969 gelegt wurde. Die Aufnahmen stammen von Klaus Rohmeyer, während die Texte von Heinrich Schmidt-Barrien zusammengestellt wurden, zum Teil Aussprüche hervorragender Kenner aus früherer Zeit, zum Teil, besonders im bilderklärenden Anhang, aus eigener Feder. Vorbild für das Ganze ist gewiß Gustav Brandes mit seinem Buch von den Gärten einer alten Hansestadt gewesen; daß daneben aber auch moderne gärtnerische Anlagen in guter Zahl mit herangezogen wurden, ist nur zu begrüßen. Hätte man im Titel des Buches nicht schon von „Gartenanlagen“ anstatt des vieldeutigen Wortes „Anlagen“ sprechen sollen?

Bremen zwischen Abend und Morgen — between Dusk and Dawn —, ein schöner Bilderband, für den Hermann Faltus die Anregung gab und den doppelsprachig, auch in Englisch gebotenen Text schrieb, Helmut Wanschura in reicher Fülle die als Nachtaufnahmen oder aus dem Dämmer geborenen, gewiß schwierigen, unter diesem Vorbehalt aber meist gut gelungenen Lichtbilder lieferte und dazu Hans Pluquet feine Zeichnungen schuf, war eine besonders schöne Gabe zu Weihnachten 1969 (146 S., davon 45 S. Text, 6 S. Skizzen, 51 Btfn. Bremen, Verlag Friedrich Röver, Herstellung H. M. Hauschild G. m. b. H.). Sie ist ein gelungener Ausdruck des Zaubers, den diese Stadt in ihren alten, aber auch in ihren neuen Bezirken, eingebettet in die Landschaft am Strom, dem zu bieten vermag, der sie bereiten Sinnes auf sich wirken läßt. Aber die genannten drei am Werke tätig Gewesenen sind eben „Zauberer“: sie bringen es fertig, selbst den, der sich nur zu kurzem Aufenthalt, zwischen Abend und Morgen, in Bremen aufhält, ein sehr anschauliches Bild der Stadt und ihrer Menschen zu vermitteln, ohne indes an deren geistiger Formung aus der Vergangenheit heraus, in einem wesentlichen Teile der kirchlichen Zugehörigkeit, zu denken. Das reformierte Kirchentum hat daran größeren Anteil gehabt, als man gemeinhin glaubt. Ob aber gleich zu Anfang die „treue Verschwisterung“ mit Bremerhaven betont werden mußte? Der Ausdruck ist neu, erst nach dem letzten Kriege entstanden, und soll wohl ein Wunschbild anstatt tatsächliche Verhältnisse anbieten. In Wirklichkeit ist es doch so, daß fast alle wahrhaft großen Antriebe aus Bremen gekommen sind, das mit dieser seiner Gründung sein eigenes Schicksal meisterte und noch immer meistert, wofür auch die großen Hafengebauten in Bremerhaven dienen, die nach wie vor verwaltungsmäßig zur Stadt Bremen gehören.

*

Wie das alte Dorf Schwachhausen lebte und lebte, darüber hat uns Elisabeth Segelken in verschiedenen Büchlein (Vgl. Br.Jb 46, 379) berichtet, die im wahrsten Sinne des Wortes erlebte Geschichte waren. Wieviel schwerer hat es der, der mit Hilfe archivalischer Unterlagen die Gegenwart aus der Vergangenheit erleben will, ohne am Ort aufgewachsen zu sein. Elfriede Bachmann hat es in einer *Kleinen Geschichte von Schwachhausen* getan, in einem ganzseitig mit seltenen Bildern ausgestatteten Heft, 16 Seiten stark und im Druckhaus Schmalfeldt entstanden. Das Heft war eine Auftragsangelegenheit, getragen von der SPD in jenem Bezirk und von namhaften Abgeordneten ihren Wählern mit dem Untertitel *Schwachhausen —*

Tradition und Fortschritt überreicht: Es sollte also in Schwachhausen für die Sozialdemokraten werben. Daher kommt die kleine Überbetontheit, wo es um Deuten und Werten neuer, mit Hilfe der Sozialdemokraten geschaffenen Einrichtungen geht. Trotzdem ist das Ganze ein glücklicher Wurf, in der Ausmalung des „Kleinen, wie es früher war“, wie in der Einfügung des Neuen, wobei auch erfreuen darf, daß eine Partei wie die sozialdemokratische auch die Überlieferung sieht, um von ihr aus zu erklären.

*

Eine kurze, mit vielen Bildern geschmückte und durch Abdruck von Belegen anschaulich gemachte Übersicht über Helgoland's Geschichte stellt das zum 75jährigen Gedenken der Übernahme in deutsche Hoheit herausgegebene Büchlein *Helgoland — Schicksal einer Heimat — 75 Jahre deutsch* (Otterndorf/Niederelbe, 1965, Niederelbe-Verlag, Otterndorfer Verlagsdruckerei H. Huster KG, 96 S.) dar. Dabei werden die Leidenszeiten im ersten und in und nach dem zweiten Weltkriege mit besonderer Eindringlichkeit dargestellt. Die Verfasser sind Henry Peter A. Rickmers, der jetzige Bürgermeister von Helgoland, Carl Röper und Herbert Huster.

*

Es ist an der Zeit, daß wir einmal auf einen der stillen Helfer im Lande hinweisen, unseren Freund Hans Wichmann in Rastede. Er ist Lehrer, war Konrektor, schon von seinem Vater her der Heimatforschung und -pflege verschrieben. So wundert es uns nicht, daß er, der uns auf einer Studienfahrt hervorragend führte und uns später mehrmals einen guten Vortrag, etwa über den alten Walfang hielt, der Hauptmitarbeiter an dem als Beilage der „Nordwestzeitung“ in Oldenburg erscheinenden „Lichtfeuer“ — Heimatbl. f. d. Jugend zwischen Niederelbe und Ems ist, mit ganz hervorragenden, oft eine ganze Beilage füllenden Aufsätzen, die der Form nach natürlich, um junge Menschen zu gewinnen, jugendtümlich gehalten sind, aber auf fester wissenschaftlicher Grundlage, z. T. durch eigene Forschungen unterbaut, beruhen. Ich nenne aus großer Zahl heraus den Aufsatz *Fremdarbeiter in früherer Zeit: Die Hollandgänger* (Aug. 1965, 17. Jg., 8. Folge), die Behandlung eines Themas, das Hans Wichmann im Januar vorigen Jahres auch vor unserer Gesellschaft abhandelte, oder neuerdings einen Aufsatz, der selbst Erwachsene erregen kann: *Der Untergang des Walers „De Wilhelmina“ im Jahre 1777 — nach Aufzeichnungen in dem Schiffstagebuch dreier Walfänger und Robbenschläger aus dem Niederwesergebiet* (Jan. 1970, 22. Jg., 1. Folge). Hier sei eingefügt, daß Hans Wichmann in der für die „Oldenburgische Ges. f. Familienkunde“ (angeschlossen an den „Oldenburger Landesverein f. Gesch., Natur- und Heimatkunde e.V.“) von Wolfgang Büsing herausgegebenen „Oldenburgischen Familienkunde“, H. 1 des 13. Jg.s (S. 267—286), eine mit allen greifbaren Daten ausgestattete Liste veröffentlichte, enthaltend *Auf See gebliebene oder fern der Heimat verstorbene Männer und Jünglinge aus der Gemeinde Ganderkesee (Oldb.) (1839—1895)*, wobei es sich in der Hauptsache um Walfänger handelt. In einem Anhang werden in der Heimat verstorbene Seeleute aufgeführt. In der 1. Folge des 23. Jg.s (Nr. 13, Jan. 1971) des „Leuchtfuers“ stellt Hans Wichmann

Winternöte im Niederwesergebiet in vergangenen Tagen vor uns hin, in einer sehr lesenswerten Zusammenstellung, die, zum Teil durch Augenzeugenberichte ergänzt, was in Bremen gemeinhin bekannt zu sein pflegt, nämlich durch das Bild dieser Eis- und Wassersnöte, wie es sich vom linken Weserufer, an Ochtum und Hunte, mithin auch im Stedingerlande dargestellt hat, und das geht bis in die jüngste Zeit hinein, bis zum Eiskatastrophenwinter 1928/1929. Auch die Entstehung der Bremer Eiswette wird erwähnt. — Nachträglich weisen wir gern darauf hin, daß Hans Wichmann der Bearbeiter einer Jubiläumsschrift aus dem Jahre 1959 ist, dabei auch der Verfasser der meisten in dem Buch zusammengestellten Aufsätze: *900 Jahre Rastede (1059—1959)*, einer *Festschrift zum Jubiläumsjahr der Gemeinde Rastede*, wie es im Untertitel heißt. Hier handelt es sich nicht nur um das veranlassende kirchliche Gedenken, sondern im breiten Zuge auch um Entstehung und Entwicklung der zugehörigen Ortschaft mit ihren vielerlei Beziehungen.

*

Nicht nur Bremen hat seinen Kampf um einen Wiederaufbau der Stadtwaage gehabt: Hamburg hat ihn mit nicht weniger Aufregung schon im 17. Jahrhundert durchgemacht. Man suche die Parallelen in einem Aufsatz von Gottfried Klein: *Der Neubau der alten Waage zu Hamburg im 17. Jahrhundert* in den HGu.HBl.n, Bd. 8 (1967/1968), S. 86—92.

Hans-Otto Schlichtmann bereicherte H. 2 des 45. Jg.s der MStGu.HV.s (Mai 1970), 25—34, durch seinen kenntnisreichen, fein aufgegliederten Aufsatz *Das schwedische Provianthaus in Stade*. Durch Zeichnungen und Risse aufgelockert, ist das Ganze eine kostbare Gabe, eine ausgezeichnete Zusammenfassung der Baugeschichte, die in dieser Form um so wichtiger sein mag, als dieses ausgezeichnete Haus, auf das man auch in Schweden aufmerksam geworden ist, nach Wiederherstellung und neuer Zweckbestimmung ein musterhaftes Beispiel „gemeinsamer deutsch-schwedischer Geschichte“ darstellen könnte. So meinte es Bernhard Wirtgen in einem Aufsatz *Zur Baugeschichte des Schwedenspeichers in Stade* im vorhergehenden H. 1 des 45. Jg.s des MStGuHV.s, Jan. 1970, 2—7.

*

Das alte Amtshaus mit dem Storchennest in Osterholz-Scharmbeck forderte wegen seiner wechselvollen Vergangenheit zu einer Darstellung seiner Geschichte geradezu heraus, zumal sie bis in die klösterliche Vorzeit des Amtes zurückführt. *Hier wohnte einst die Domina* (die Priorin), so nach dem Untertitel zu der ausgezeichneten, dem Vf., in unserem Falle unserem alten Freunde Johann Segelken viel Nachschau und viel Nachsinnen abfordernden, aber auch manche Entdeckerfreude bereitenden Hausgeschichte in den MStGu.HV. vom 15. Okt. 1970 (45. Jg., H. 3/4, 55—59). Die staatlichen Erben der alten Klosterverwaltung sind die Schweden, Dänen, kurhannoversche und königlich-hannoversche, preußische, niedersächsische Amtmänner, Oberamt männer, Amtdrosten, Kreishauptmänner, Landräte und ihre Verwaltungen; Teile des Hauses haben auch dem Heimatmuseum zur Verfügung gestanden. Von dort her war Vf., Leiter des Museums durch viele Jahre, geradezu berufen, in aller Kürze diese Hausgeschichte zu schreiben.

*

J o h a n n S e g e l k e n veröffentlicht eine im Hinblick auf das nicht aufzuhaltende Mühlensterben in den MStGu.HV. vom 1. Juni 1971 (46. Jg.), H. 2/3, 38—41, sehr nützliche Übersicht über *Die ehemaligen Wind- und Wassermühlen im Landkreis Osterholz*, von denen einige, wie die *Gyler Mühlen*, wahrhaftig geschichtliche Bedeutung gehabt haben.

*

Die Ahauser Mühle, eine von Bremen aus gern besuchte Ausflugsstätte, hat von J o h a n n G ä t j e n in den RoSchr., H. 30 (Jg. 1969), 51—89 (4 Btf. u. 2 Karten auf Tf.), eine Darstellung ihrer Geschichte erhalten, Hof- und Familiengeschichte zugleich, aber nicht in geschlossener Darstellung, vielmehr untermischt mit vollständig abgedruckten Urkunden und Aktenstücken, Inventaren und dgl. — bis hin zu dem tragischen Tode des Mühlenbesizers Heinrich Kohte in den letzten Kampftagen des zweiten Weltkrieges. Ließe sich aus diesen guten Dokumentarberichten nicht daneben doch noch eine geschlossene Darstellung erarbeiten? An Lebensnähe und Lebensfülle brauchte es ihr nicht zu fehlen.

*

Osterode am Harz hat durch einen Brand im Dezember 1969 eines seiner schönsten Häuser verloren, die Ratswaage aus dem Jahre 1550, die zugleich, wie das auch sonst häufiger vorkommt, als Hochzeitshaus gedient hat und entsprechend eingerichtet war. Die Stadt hat also ein Haus besonderer, vor anderen hervorgehobener Bestimmung verloren, das aus diesem Grunde auch wohl als eines der wenigen Fassadenhäuser gegenüber den sonst hier gebräuchlichen Traufen ausgezeichnet war. Die Teilnehmer an unseren Studienfahrten haben es unter Führung M a r t i n G r a n z i n s, des Stadtarchivars und Museumsleiters, kennengelernt. Er schrieb dem in seiner schönen, gerade wiederhergestellten Fassade zwar erhaltenen, sonst aber zerstörten Hause als Sonderheft der „Heimatbl. d. Heimat- und Gesch.-Vereins Osterode am Harz u. Umgebung“ eine Erinnerungsschrift: *Ratswaage und Hochzeitshaus in Osterode am Harz — Geschichte eines Hauses — Dem Wiederaufbau des Hauses gewidmet*. Möge der Ertrag aus dem Verkauf der Schrift zu einem wesentlichen Baustein für den Wiederaufbau werden.

*

Eine literatur-, kultur- und medizingeschichtliche Studie nennt K a r l B r e t h a u e r seine sehr ansprechende Arbeit: *Münden — ein deutsches Tempe?* („Aus dem Werraland“, Vierteljahrsschr. d. Werratalvereins e. V., 12. Jg., Eschwege 1960, auch H. 6 der Reihe „Aus dem Werraland“, 15 S.). Er fragt gleich weiter: *Sang Goethe Mündens Lob, und wer war Balduin Ronsseus?* Nein, nicht Goethe hat den vergleichenden wie ehrenden Ausdruck vom „Deutschen Tempe“ geprägt, wohl aber der besagte Ronsseus, der, aus den spanischen Niederlanden kommend, einer der bedeutendsten Ärzte des 16. Jahrhunderts gewesen ist, mehrfach am Hofe Erichs II. als dessen Leibarzt gelebt hat, ursprünglich in seinen wissenschaftlichen Schriften ein scharfer Bekämpfer der Hexenverfolgungen, der sich am Hofe seines Fürsten aber zum Gegenteil bekannte. Von ihm hat Elard Biscamp, mündenscher

Stadtchronist aus der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts, den Ausdruck „Tempe“ übernommen.

*

Die „Hannoverschen Gesch.sbl.“ füllen H. 1/3, Bd. 22 der N. F. (Hannover 1968) mit einer von Günther Kokkelink verfaßten, weit ausgreifenden Abhandlung über *Die Neugotik Conrad Wilhelm Hases — eine Spielform des Historismus*, wie es im Untertitel heißt, dessen Berechtigung durch die in erdrückender Fülle vorgestellten Bauvorhaben dargetan wird, an denen Hase irgendwie beteiligt war. Im ganzen handelt es sich um 213, die zu ihrer Zeit viel gepriesen, nachmals aber auch viel angegriffen worden sind. Auch Bremisches ist dabei, der erste Bahnhof, die Liebfrauenkirche und St. Stephani als Wiederherstellungsbauten. Es geht also dieser Aufsatz, der nach gerechter Würdigung der großen Lebensleistung drängt, auch uns an.

*

„Häuser haben ihre Schicksale ähnlich den Menschen ihrer Landschaft.“ Mit diesen Worten eröffnet Erich von Lehe seinen im „Jahrb. 49 MvM“ (1968), 93—116, veröffentlichten Aufsatz *Von Haus und Hof des Kirchspieltvogtes Tjark Lübbes in Padingbüttel im Lande Wursten*, eine Darstellung, die mehr ist als eine mit Liebe gezeichnete Hausgeschichte aus eigenem Kreise, vielmehr zugleich ein Stück Familien-, Volkstums-, Landschaftsgeschichte, liebevoll ergründet und, wo es möglich ist, mit genauen Angaben in bezug auf Haus und Hof und ihr Gewese, ebenso mit Bildern und Rissen ausgestattet, aber auch hineingetaucht in Geheimnisvolles, das kaum zu ergründen, aber zu erfühlen ist.

Lilienstraße 17 — Die Geschichte eines Mietshauses, das vom großen Brand (1842) verschont wurde, beschreibt Hermann Funke in den HGHBll., Bd. 8 (1967/1968), S. 57—64 — des letzten, das von dorther noch stehengeblieben ist und auf Umbau und neue Verwendung wartet. Aus Bauakten und Einwohnerregistern wird ein anschauliches Bild vom Haus und seiner Verwendung und damit von seinen Bewohnern gegeben. Die kleine Studie ist nicht nur baugeschichtlich wertvoll, vielmehr ebenso, vielleicht gar noch mehr, nach der sozialgeschichtlichen und soziologischen Seite hin.

K. Volkskundliches, auch Sprachliches und ähnliches

Über den Brauch des Schenkens verbreitet sich Ingeborg Weber-Kellermann in der Festschrift für Kurt Ranke zur Vollendung seines 60. Lebensjahres, von dorther übernommen auch in den RoSchr. 32 (1970), 47—58, mit dem Untertitel *Ein Beitrag zur Geschichte der Kinderbescherung* in hoher Bewertung der bisher in dem „Deutschen Volkskunde-Atlas“ eingetragenen Umfrageergebnisse, die wenigstens vorläufige Antworten auf die gestellten Fragen zulassen. Zugrunde liegt, wie schon Jakob Grimm erkannte, ein rechtliches *Do ut des*-Verhältnis, das auf seine verschiedenen Ausprägungen untersucht wird, in bezug auf Weihnachten, Ostern, die Geburtstage — im ganzen eine sehr ertragreiche Arbeit.

*

Unter ausdrücklicher Berufung auf das 1936 erschienene „Hänsebuch“ unseres verstorbenen Freundes Friedrich Rauers als Ausgangspunkt seiner Betrachtung verbreitet sich Hellmuth Gensicke in den „Nassauischen Annalen“ Bd. 78 (1967), S. 120—130, über das für die Zeit von 1676—1717 vorliegende *Hänsebuch von Katzenellenbogen*, als Verzeichnis der für einen neuen Markt zugelassenen Kaufleute und Handwerker, im ganzen 263, die 27 verschiedenen Berufen angehören, worunter sich auch Wallonen, Waldenser, Hugenotten und Juden befinden.

*

Mit Karl Kniep, *Hannoveraner in USA*, macht Herbert Westermann in den „Hannoverschen Gesch.sBll.“, N.F., Bd. 25, H. 1/2 (1971), 107—114, bekannt. Es handelt sich um den Sohn eines Auswanderers von 1866, der, gelernter Juwelier, durch Einzel- und dann auch Großhandel, meist mit Erzeugnissen der deutschen Schmuck-, Papier-, auch Lebensmittelindustrie, wohlhabend geworden, mit weit verzweigter, blühender Familie zu den Stützen niederdeutschen Volkstums in den Vereinigten Staaten gehörte. Sein Sohn Karl dichtete in Platt, organisierte Volksfestvereine, so in Newark, New Jersey, der Hauptwirkungsstätte des Vaters, wurde auch Pop-Maler, nach heutigen Begriffen: kurzum, war in den deutschen Kreisen der Ostküste der Vereinigten Staaten ein sehr angesehener Mann. Abgedruckt ist bei Westermann ein Gedicht von seiner ersten Reise in die deutsche Heimat 1885.

De Thörm von mine Stadt

*In Bremen Rast, dann geih't vöran
recht lustig up dä Isenbahn.*

Und als 1886 in Newark das erste plattdeutsche Volksfest gefeiert wird, da schreibt er *Man tau* — ein Ermunterungslied, Darstellung alles dessen, was es aus der Heimat zu essen und zu trinken gibt: Un Bremen spendet Fisch und Wien, in Hamburg Salzsardellen . . . Als Vater einer weitverzweigten, kunstbeflissenen Familie ist er 1927 gestorben, 82jährig.

*

Rüm-Hart — Kloar Kimmen: Volkstum auf Helgoland betitelt sich eine gut mit Bildern ausgestattete, für Werbezwecke benutzte Schrift, für die H. Martin hinsichtlich des Textes, H. Huster für die Bildgestaltung aufkommen (Otterndorf/Niederelbe 1967, Niederelbe-Verlag — Otterndorfer Verlagsdruckerei H. Huster KG).

*

Johann Segelken ruft mit einem zwar nur kleinen, aber gut zusammenfassenden Aufsatz im Ndd. Hbl. Nr. 231 (März 1969), S. 4, die große Bedeutung in unser Gedächtnis zurück, die der *Lauf auf Schlittschuhen*, der Eislauf also, früher für die Wümme/Hamme-Gegend, vor allem für das St.-Jürgens-Land, gehabt hat.

Über *Bergroden*, jene freistehenden, mit spitzem Zeltdach gekrönten Schöber aus vier oder sechs starken Eichenpfählen, zwischen denen ein Boden aus

Eichenbohlen in der Höhe verändert werden konnte, berichtet kenntnisreich J. J. Cordes (Bremerhaven) im Ndd. Hbl. Nr. 237 (September 1969), S. 2, sowohl was die Sache als auch den sprachlichen Ausdruck betrifft.

Aus Geschichte und Leben unserer Sprache

Rudolf Möllencamp hat in vieljähriger mühseliger Arbeit *Die friesischen Sprachdenkmale des Landes Wursten* zusammengestellt für ein Buch, das 1969 bei Wilhelm Ditzen & Co. in Bremerhaven, 157 S. stark, erschienen ist. Vgl. die Hinweise von Johann Haddinga im Ndd. Hbl. Nr. 232 (April 1969), S. 4.

Mit seinem Aufsatz *Mundart im Rotenburger Raume — wortgeographische Skizzen* versucht Wolfgang Kramer, RoSchr., H. 34, Jg. 1971, 7—22 (mit 9 Kartenskizzen), die besonderen mundartlichen Verhältnisse um Rotenburg in das allgemeine Entwicklungsbild einzuordnen, wobei sich gerade dieses Gebiet als eins der Übergänge erweist, so bei den Wortgruppierungen *suster/swester*, *ward/drake* in den Nebenformen für den „Enterich“, *namahd/ewort/edewort/etgro/gros* für den zweiten Grasschnitt, um nur die wichtigsten der Erscheinungsformen zu nennen.

Man lese in H. 29 (1968) der RoSchr., S. 100—103, eine Zusammenstellung von Angelus Gerken über *Plattdeutsches Sprachgut aus Bremen-Verden*. Manches alte Sprachgut wird hier in überraschende Zusammenhänge gestellt. Dabei ist auch an manche stadtbremischen Bezüge zu erinnern. So wird „rock“ — als Bezeichnung für den „Raben“, die Krähe, entsprechend dem englischen „rooc“, 1862 schon von Buchenau zur Erklärung des Ortsnamens „Rockwinkel“ herangezogen, und „hoorn“ bezeichnet neben anderem eine „gebogene Flur“, so in Bremen für den Ortsnamen „Horn“, der auf die Hollersiedlung zurückzuführen ist. Weitere Beispiele sind Straßennamen wie „Fedelhören“ und ehemals „Solthörn“ hinter der Schlachte. Auch ein Landschaftsname wie die „Krumme Hörn“ in Ostfriesland gehört hierher, ebenso der Städtenamen „Hoorn“ in den Niederlanden, der von der Form des Hafens übertragen sein dürfte. Über die „Bremer Eeke“ ist im Einleitungsaufsatz des Br.Jb. 51 mehr zu lesen, für die oberländische Fahrt aber setzten sich die „Böcke“, die aus Buchenholz gezimmerten Schiffe, durch.

Namenkundliches

In dem Arbeitsbande zum 10. Internationalen Kongreß für Namenforschung (*Disputationes ad montium vocabula aliorumque nominum significationes pertinentes*, 1969) unternimmt es Heinrich Wesche, S. 371—378, *Bäuerliche Familiennamen unter soziologischem Aspekt* zu untersuchen, was für den niedersächsischen Bereich fast noch niemals unter dieser Fragestellung geschehen ist. Es zeigt sich, daß es sich hier keineswegs um eine gleichgestaltete Masse handelt, daß vielmehr die Aufteilung der Flur in ihrem geschichtlichen Ablauf die Namensgebung stark beeinflußt hat, in einzelnen Gegenden natürlich verschieden stark, je nachdem, wie weit die innere Siedlung vorgeschritten war, wobei die Mischung der aus dem Siedlungsverlauf

stammenden Namen mit solchen aus anderem Bereich, insbesondere dem aus Berufs-, vor allem Handwerkerbezeichnungen, eine Rolle spielt.

Vom *Alter des Namens Cuxhaven*, der offenbar auf einen „Hafen am Koogdeich“ zurückgeht, schreibt Martin Jank im Ndd. Hbl. Nr. 245 (Mai 1970), S. 1 f: Er meint, man solle die erste Erwähnung trotz vorhandener Deutungsschwierigkeiten ruhig feiern, wie das anderswo bei ähnlicher Gelegenheit auch geschehe.

Dem Drängen von Heimatfreunden, an ihrer Spitze des Oberkreisdirektors in Rotenburg und Vorsitzenden des dortigen Heimatbundes, ist der Name des Landkreises von Rotenburg (Hann.[over]) in *Rotenburg (Wümme)* geändert worden, was eigentlich ein ganz natürlicher Vorgang ist, wenn man daran denkt, daß Rotenburg (Hann.) seit den staatlichen Änderungen nach dem letzten Kriege keinen Sinn mehr hatte. Über alle Änderungen, die beim Namen im Laufe der Zeit geschehen sind, ihren Sinn und ihre Bedeutung plaudert Hans-Joachim Wolf in den RoSchr. H. 31 (1969), 39—47. Einige benachbarte Orte sind eingeschlossen.

Georg Werbes Aufsatz *Über wurtfriesische Vornamen und Familiennamen (Patronymika) — Ein Beitrag zur friesischen Sprachgeschichte* — (Jahrb. MvM. 49 [1968] S. 65—80) bringt manche wertvollen Anregungen und Überlegungen zur Deutung eigenartiger Namensformen, geschichtlich überlieferter und noch heute im Gebrauch befindlicher, aus dem Niederwesergebiet, wie sie sich aus dem Nebeneinander und gegenseitigen Durchdringen altfriesischer und niedersächsischer Worte ergeben. Gerade in den Namen hat sich bei der gebräuchlichen konservativen Überlieferung noch manches Friesische erhalten, so sehr das Friesische auch sonst vor dem Niederdeutschen zurückgewichen ist. Die in dem Aufsatz mehrfach geübte Erklärungsart, die beiden Namenwörter, aus denen sich die zweigliedrigen Vollformen germanischer Namen zusammensetzten, grammatisch aufeinander zu beziehen, glaube ich indes in Nachfolge meines verehrten Lehrers Edward Schröder nicht anerkennen zu dürfen. Wie wären sonst Namen, deren beide Namenwörter dasselbe bedeuten, etwa Gunthild, Hildebrand, möglich? „Borchert“ kann man nicht (S. 72) als den „in der Burg Kühnen“ erklären; vielmehr stehen die beiden Namenwörter „borch“ und „hart“ = „kühn“ ohne grammatische Beziehungen nebeneinander.

Hellmut Rosenfeld weist in einem Aufsatz: *Die Namen Nibelung, Nibelungen und die Burgunder* in den Bll.n.f. oberdeutsche Namenforschung 1968 (9. Jg., H. 1/2), 16—21, nach, daß der aus *nenja*, ahd. *niuwi* „neu“ abgeleitete Namen „Nibelung“ zunächst Personennamen war, erst später Volksname wurde, als Beinamen der Franken im merowingischen Burgund, zuerst 950, und sich hier mit der burgundischen Überlieferung im Lande verknüpft hat.

1540 hieß „Brötje“ noch „Brok“: Unter diesem Titel trägt Hans Wichmann in Nr. 141/1970 der Nordwest-Zeitung (Oldenburg) eine Deutung dieses auch in Bremen vertretenen Familiennamens vor.

Zu dem Namen des großen *Sunderwald*, gelegen bei Geestenseth zwischen Marsch und Moor, unternimmt es Angelus Gerken in den MStGuHV.

vom Oktober 1969 (44. Jg., H. 4), S. 61 f, eine Erklärung von der Sage her zu bieten, in einem kurzen Aufsätze *Der Sunderwald, eine Nikolaussage*. Das „sunder“ kann dem „sunte“ von der niederdeutschen Heiligenbezeichnung her entsprechen. Den dargebotenen Aufzählreim haben wir auch in Bremen gesungen, nämlich vom „Sunnerklus“, dem *groten Mann*.

Der Heimatbund Rotenburg (Wümme) erweist nicht nur durch seine in Vierzahl im Jahre erscheinenden „Rotenburger Schriften“, daß in ihm echte wissenschaftliche Haltung steckt; vielmehr wird dies erst recht durch die „Sonderschriften“ ausgewiesen, die in eine hervorragende Ausstattung durchweg einen Inhalt von mehr als gewöhnlichem Werte stellen. In H. 17 (1971), in Wirklichkeit einem stattlichen graubraunen Leinenbände, bringt Ulrich Sch e u e r m a n n das Ergebnis jahrelanger Sammler- und Forschertätigkeit, *Die Flurnamen des westlichen und südlichen Kreises Rotenburg (Wümme)* (XIV u. 459 S., Rinteln 1971, C. Bösendahl Verlag), in gut durchdachter Ordnung heraus. Das mit allen zu erfassenden „Varianten“ versehene „Namenlexikon“ füllt allein in Kleindruck 262 S., die „namenkundliche Auswertung“ als Teil II, in dem Bezüge zu Familiennamen, Ortsnamen, Flußnamen hergestellt, Erklärungen zu den festgestellten Formen gegeben werden, weitere 78. Ein Verzeichnis der Quellen, gedruckter und ungedruckter, auch der Abkürzungen, schließt sich über 33 S. an, und im Anhang wird 74 S. stark in Doppelsäulen der Flurnamenbestand der einzelnen Gemeinden zusammengestellt. Im Maßstab 1:50 000 sind zwei Karten in einer Tasche beigegeben. Das Ganze verrät die sachkundige Führung eines namhaften Namenkundlers und Kenners der niederdeutschen Sprache. Es ist Heinrich Wesche. Diese ausgezeichnete Arbeit ist denn auch gleichzeitig Bd. 2 der von ihm herausgegebenen Reihe „Name und Wort“, Göttinger Arbeiten zur niederdeutschen Philologie. Oberkreisdirektor Janßen ist mit Recht stolz auf diese Beteiligung seines Heimatbundes an der Veröffentlichung dieser Arbeit, die er den Schulen zur Auswertung empfiehlt. Die von Pierre Hessmann gesammelten Flurnamen im nördlichen und östlichen Landkreise Rotenburg werden in Kürze gleichfalls gedruckt vorliegen

Über *Die Flurnamen auf „Bullen“, „Butter“ und „Voß“* läßt sich Angelus Gerken in den RoSchr. H. 34 (Jg. 1971), 82—87, aus. Ohne auf die angreifbaren sogenannten mythologischen Deutungen einzugehen, sind wir dankbar für die Fülle der Belege, die bei *bull* in die Nähe der niederdeutschen Form *bulgen* für „Welle“ führt und auch zu unserem *balge*, zum englischen *billow* und zu *belly* für den „Bauch“, wo also das „Aufgeblähte“, „Anschwellende“ und „Runde“ offenbar das Maßgebliche für den Wortinhalt ist¹⁾. Aber lieber Freund Angelus Gerken, Sie mögen schon Johannes Focke als großen Bremer Volkskundler ansprechen, ein Arzt war er nicht. Sie verwechseln ihn offenbar mit Wilhelm Olbers-Focke.

H. 25 der „Heimatblätter für den südwestlichen Harzrand“, wie sie, hrsgg. vom „Heimat- und Geschs.Verein Osterode/Harz u. Umgebung e. V.“, jetzt heißen, bringt S. 24—39 von Martin Granzin eine Zusammenstel-

¹⁾ Vgl. Friedrich Prüser: Die Balge, Bremens mittelalterlichen Hafens, in der Gedächtnisschrift für Fritz Rörig, Lübeck 1953, hier S. 478.

lung — mit den nötigen Erklärungen — über *Die Straßen- und Gassennamen der Stadt Osterode am Harz*.

Aus dem recht aufschlußreichen Aufsatz von J ü r g e n R e e t z über *Hamburg und Osdorf im Mittelalter*, HGHBll., Bd. 8 (1967/1968), S. 81—86, mögen uns einige namenkundliche Bezüge von Belang sein. Der Name des Ortes entspricht älteren *Oslevestorp*, genauso wie unser Oslebshausen in volkstümlichem Platt *Oshusen* genannt wird. J. M. Lappenberg hat einmal die Form *Oselvestorph* (1275) — statt *Oslevestorp* — irrtümlich auf Ohlsdorf bezogen.

Volkssagen um den Tod

Wer über die deutsche Sagenwelt nach Entstehung und Sinn, Umfang und Gliederung, ihren Bezügen in andere Aussagegebiete hinein eine auf der Höhe der Forschung stehende, schnell Auskunft gebende Übersicht sucht, der greife zu der Schrift, die Lutz Röhrich, der Nachfolger unseres Landmannes John Meier auf dem Freiburger Lehrstuhl und uns von seinem Vortrage über *Adam und Eva in der deutschen Volkssage* in bester Erinnerung, über *Die Deutsche Volkssage* veröffentlicht hat. Zusammenfassend hat er sie im „Studium Generale“ II (1958), H. 11, 664—691, kurz wiederholt, in vollem Umfange als „methodischen Abriß“ in einem Sonderdruck aus der „Vergleichenden Sagenforschung“, S. 217—286, der durch die Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1969, einem weiteren Kreise zugänglich gemacht wurde. Nach einer kurzen Feststellung, was man unter der „Volkssage“ zu verstehen habe, wird sie in ihren einzelnen Formen, als Erlebnis-sage, als Toten- und Dämonensage, in ihrem brauchwürdigen Wirkungsbereich und in ihren Wirklichkeitsbeziehungen, ihren christlichen Ausprägungen, ihren Erscheinungsformen im Schrifttum, als älteste Sagengeschichte und nicht zuletzt als historische Sage vorgeführt, alles mit vielen Beispielen, gelegentlich auch solchen aus Bremen und der Bremer Gegend, belegt und mit einer Fülle von Anmerkungen gestützt. Eine Zusammenstellung von Gesamtdarstellungen und Sagensammlungen beschließt das eigentlich doch nur schmale, aber sehr inhaltvolle und in seiner straffen Durchgliederung jedem Benutzer sehr nützliche Büchlein. Die neuesten Veröffentlichungen aus Stadt und Land Bremen werden zwar noch nicht genannt; aber man freut sich, wenn etwa Friedrich von der Leyen, auch ein Bremer, leider verstorbener Landsmann, in seiner Tätigkeit für die Sagensammlung und -erklärung freundlich gewürdigt wird. Angeschlossen werden mag hier ein Hinweis auf eine sehr aufschlußreiche zusammenfassende Darstellung G ü n t h e r P e t s c h e l s : *Der Bräutigam im Jenseits*, die indes nur Teil einer Göttinger Doktorarbeit aus dem Jahre 1967 ist: *Freude im Leben und Tod*, die als *Beitrag zur vergleichenden Erzählforschung* eingestuft wird. Ähnlich heißt es im Untertitel des von uns herangezogenen Aufsatzes P.s in den RoSchr., H. 31 (1969), 7—32: *Geistige Grundlagen einer Volkserzählung*. Hier handelt es sich um Feststellung einer als Totensage charakterisierten Erzählung, um ihre „Varianten“, deren geographische Zuordnung, zunächst in der Volksüberlieferung, ebenso aber in der kirchlich-literarischen. Der Aufsatz ist also auch methodisch von großem Werte.

Totentüren in Hamburg und anderswo stellt Marieluise Winter in den HGu.HBlln. vom Okt. 1970 (Bd. 8, H. 10), 233—236, dar, wobei natürlich Beispiele aus dem Alten Lande Paradedstücke sind, auch mit ganzseitiger Bebilderung. Der Bereich geht aber auch bis in unsere Landschaft und weit darüber hinaus bis über die deutschen Grenzen und wird inhaltlich auf Türen und Tore für besondere, in mehr oder minderer Einmaligkeit benutzte Zwecke erstreckt. So gesehen, könnte man auch die „Brauttür“ im Bremer Dom mit in die Betrachtung ziehen: Sie ist aber sehr jung, erst bei der letzten großen Erneuerung entstanden und wird auch für viele andere Zwecke benutzt.

Verschiedenes

Nr. 20 der „Hefte des Focke-Museums“ behandelt, von Werner Kloos eingeleitet, *Die neuerworbene Gläserammlung Dr. Alexander Lehmann* und ist in der Hauptsache ein wertvoller, gut ausgestatteter Katalog zur Ausstellung dieser neuen kostbaren Schätze des Museums, die vom 23. August bis 31. September 1968 stattfand.

*

Das nach Ausstattung und Inhalt ausgezeichnete, als Weihnachtsgabe der Bremer Landesbank und der Staatl. Kreditanstalt Oldenburg-Bremen 1968 verteilte Buch von Wilhelm Gilly *Oldenburger Pferde* (mit vielen Wiedergaben nach Gemälden von Fritz Pfuhle und Originalaufnahmen von Ludwig Schmidt, 52 S., Gesamtherstellung Gerhard Stalling, 1968) mag hier erwähnt werden, handelt es sich doch um eine Pferderasse, die von Oldenburg aus schon einmal, unter Anton Günther, Geschichte gemacht hat. Sie nach Herkunft und Entwicklung etwas näher kennenzulernen, dürfte nicht ohne Gewinn sein.

Abgeschlossen im Januar 1972.

XII.

Einzelbesprechungen.**Regesten der Erzbischöfe von Bremen. Band II, 2. Lieferung (1327—1344).****Bearbeitet von Joseph König.**

Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen (Bremen und die ehemaligen Länder Hannover, Oldenburg, Braunschweig und Schaumburg-Lippe). XII u. 253 S., davon 18 S. Nachträge und 28 S. Orts- und Personenregister. Hannover 1971, Selbstverlag der Historischen Kommission; Kommissionsverlag Arthur Geist, Bremen. Druck von Ernst Knoth, Melle.

Daß die Regesten der Erzbischöfe von Bremen noch bis 1344, bis zum Ende des Pontifikats des Erzbischofs Borchard (Borchert) Grelle, im Abdruck erscheinen konnten, ist das Verdienst Joseph Königs, Staatsarchivdirektor in Wolfenbüttel. Otto Heinrich May, der verdienstvolle Bearbeiter und Gestalter des ersten, bis zum Jahre 1306 reichenden Bandes, hat Jahre hindurch um die Fortsetzung des Regestenwerkes, das ihm eine Art Lebensaufgabe bedeutet hatte, bangen müssen, nachdem in einer Bombennacht im Oktober 1943 im Staatsarchiv Hannover die wichtigsten Quellen, Urkunden und Kopien des Erzstiftes Bremen weitgehend vernichtet worden waren. Günther Möhlmann, der 1938 bestellte Bearbeiter des Fortsetzungsbandes, hatte wohl einen großen Teil seiner Niederschriften über den Krieg hinaus retten können. Doch reichten sie mit den zwischen den Kriegen neu erstellten Niederschriften nur bis 1327, dem Jahre des Todes des Erzbischofs Johann Grand, und wären trotz aller Nachsuche in in- und ausländischen Archiven bei weitem nicht vollständig gewesen, wenn nicht Friedrich Bock, ehemals Sekretär des Preußischen Historischen Instituts in Rom, auf die ihm bekannte Überlieferung in den Vatikanischen Archiven hingewiesen hätte, zu denen er zur Dankverpflichtung aller im Bereiche der Erzbischöfe von Bremen Forschenden unter helfender Einweisung bereitwilligst den Zugang öffnete. So konnte Günther Möhlmann 1953 vom zweiten Bande eine erste, aber nur bis 1327 reichende Lieferung veröffentlichen.

Mittlerweile war von der Historischen Kommission, wieder dank der Ermunterung durch Friedrich Bock, die Fortsetzung des Werkes bis zum Ende des nächsten Pontifikats, nämlich des des Borchert Grelle, beschlossen worden, zur Freude der bremischen Kreise, ist Borchert doch und bis auf Johann Rode um 1500 der erste und einzige gebürtige Bremer gewesen, der den erzbischöflichen Stuhl in Bremen innegehabt hat. In Joseph König, vorher in Aurich und damals in Hannover, fand man einen sachkundigen, durch feines Gefühl für das Notwendige ausgezeichneten, arbeitsfreudigen Bearbeiter, der zunächst noch gemeinsam mit Friedrich Bock, dem dann aber zu früh verstorbenen großzügigen Helfer, die abschriftlich im Vatikanischen Archiv erhaltene Überlieferung zusammenstellte, unter Einbeziehung der Avignonesischen und Vatikanregister in Rom, wozu dann noch eine Nachlese in deutschen und einigen ausländischen Archiven — in Groningen, Kopenhagen, London, Luzern — kam.

So hat Joseph König nunmehr diese zweite Lieferung des zweiten Bandes vorlegen können. Sie ist im ganzen nach dem Muster erfolgt, das Otto Heinrich May mit dem ersten Bande gegeben hat. Angehängt sind S. 211 bis 220 für die Zeit Johann Grands *Nachträge zur 1. Lieferung des II. Bandes*, dazu S. 220 bis 224 *Kleine Ergänzungen zur 1. Lieferung des II. Bandes*. Der Pfründenprozeß des Bremer Kanonikers Woltbernus Vredeberni gegen Erzbischof und Domkapitel zu Bremen, 1326—1432, auf den Friedrich Bock bereits im BrJb. 44 (1955), 2 ff., und 45 (1957), 26 f., hingewiesen hatte, ist nicht aufgenommen worden, weil er eine gesonderte Ausgabe verlangt, den Rahmen eines Regestenwerkes auch gesprengt haben würde.

Friedrich Bock, mit dem auch mich eine besondere Freundschaft verbunden hat, benutzte seinerzeit das Bremische Jahrbuch mehrmals gewissermaßen als „Sprachrohr“ für seine Vorschläge zur Vervollständigung des Regestenwerkes aus vatikanischen Quellen, Bd. 44 (1955), 1—16, mit seinem Aufsatz: *Beiträge zu den Regesten der Erzbischöfe von Bremen — Eine Nachlese zur Ersten Lieferung ihres Zweiten Bandes*, und Bd. 45 (1957), 15—51, mit einem zweiten: *Der Pontifikat Borchards von Bremen im Rahmen des Kampfes von Nationalstaaten und Imperium*.

Daß auch staatliche Geldmittel aus bremischer Hand geholfen haben, das Gesamtwerk zu gutem Ende zu bringen, sei, mit unserer Dankverpflichtung gegen die zuständigen Stellen, wenigstens angemerkt. Dank gebührt auch dem Arthur-Geist-Verlag in Bremen, daß er für die Historische Kommission den Kommissionsverlag über 35 Jahre hin übernommen hat, wie der Firma Ernst Knoth in Melle, die schon Band 1 druckte, aber auch beide Lieferungen des zweiten Bandes. Ende gut — alles gut! höre ich sagen, trotz offen gebliebener und offen zu bleibender Wünsche. So gebührt Joseph König, dem Vollender des zweiten Bandes, ein besonderer Dank aus Bremen, auch der unserer Historischen Gesellschaft. Für die „Niedersächsischen Lebensbilder“ wird er, eine schöne Frucht aus seinen Forschungen, einen Aufsatz über Borchert Grelle schreiben.

Friedrich Prüser

Handbuch der Historischen Stätten Deutschlands, 2. Band, Niedersachsen und Bremen.

Herausgegeben von Prof. Dr. Kurt Brüning und Dr. Heinrich Schmidt.
3. Auflage. XCI und 602 Seiten. 26 Stadtpläne und 14 Karten. Alfred Kröner Verlag, Stuttgart 1969, DM 22,—.

Dem Historiker und dem wissenschaftlich aufgeschlossenen „Touristen“ vermitteln 750 Ortsartikel eine ausgezeichnete Kenntnis der historischen Tatsachen und Stätten. 52 Mitarbeiter haben das Ergebnis der Forschungen in gebotener Kürze, ausführlich nur da, wo es des Stoffes wegen nötig wurde, verständlich und sachgemäß dargestellt. Daß nach den beiden ersten Auflagen 1958 und 1960 nun schon wieder die dritte Auflage nötig wurde, zeigt nicht nur die allgemeine Anteilnahme an diesem Buch, sondern auch seine besondere Notwendigkeit. Zusammenfassende allgemeine, in die Landesgeschichte gehörende Hinweise geben die drei einleitenden Aufsätze: Kurt Brüning: *Niedersachsens geographische Grundlagen*; Heinrich Schmidt: *Die territoriale Entwicklung zum Lande Niedersachsen*; Friedrich Prüser: *Das Land Bremen: geschichtlicher Überblick*. Besonderen Dank verdient H. Schmidt, daß er in dieser Auflage den noch fehlenden wichtigen Beitrag über die territoriale Entwicklung zum Lande Niedersachsen gearbeitet hat. Gerade

uns Bremern ist es wichtig, daß wir diese territoriale Entwicklung in dem uns umgebenden Raum historisch deutlich erkennen.

In gleicher Weise ist Fr. Prüser's kundiger und gründlicher Beitrag über die Freie Hansestadt Bremen wertvoll, zumal auch die Eingliederung der Stadt Wesermünde (mit Geestemünde, Lehe und der Hafenstadt Bremerhaven) geschichtlich und verfassungsrechtlich beschrieben ist. Die neuerdings von Bremerhaven her angemeldete Kritik, daß seine Ausführungen über das Land Bremen zu sehr stadtbremisch bestimmt seien¹⁾, verkennt, daß diese Geschichte nur in ihren letzten Abschnitten nicht mehr die der einen Stadt war. Überdies müßte sich das sogenannte „schwesterstädtische“ Verlangen doch sehr überlegen, wieviel von der zweifellos großen Entwicklung an Weser- und Geestemündung aus eigener Kraft errungen wurde und wieviele Kraftströme von weiter oberhalb am Strom kommen. Bezeichnenderweise gehören die großen Hafenanlagen in Bremerhaven zur Stadt Bremen.

Zu überlegen wäre, ob nicht die Beiträge über das Land Niedersachsen und das Land Bremen künftig in zwei Abteilungen aufgeführt werden. Wir haben den Eindruck, daß dann die Bedeutung der Freien Hansestadt Bremen für Deutschland und für Niedersachsen deutlicher wird, zumal der Titel des Buches dafür ja genügend Raum gibt. Die aufschlußreichen Beiträge von Fr. Prüser würden dadurch besser in ihrer Gesamtverbundenheit für das Land Bremen zur Geltung kommen. Dabei soll die Beziehung von Bremen und Niedersachsen, die ja räumlich und auf vielfachen Gebieten tatsächlich vorhanden ist, nicht vernachlässigt werden. Aber durch die Trennung der Beiträge für die beiden Länder würde manches profiliertes wirken. Das ist unserer Meinung nach keine formale Frage. Es würde das gute Miteinander und Füreinander der beiden Länder nur deutlicher machen.

Gut sind die Karten zur Geschichte des niedersächsischen Raumes und die Stammtafel Heinrichs des Löwen. Auch die bibliographischen Hinweise bei den einzelnen Artikeln und die Aufstellung der „Grundlegenden Literatur“ auf Seite 520—558 sind für die Weiterarbeit des Lesers wichtig. Hilfreich auch das Personen- und Ortsregister.

Im einzelnen kann die ganze Fülle der behandelten historischen Stätten hier nicht ausgeschöpft werden. Der Raum um Bremen und Bremerhaven ist gut bearbeitet. Ich vermisste die Erwähnung der alten St.-Jürgens-Kirche im St.-Jürgens-Land bei Bremen, wenn auch nur mit kurzem Hinweis. Die Lektüre dieses Buches bleibt spannend und lehrreich, zumal im Text mancherlei alte Stadtpläne und Kartenteile aufgenommen worden sind. Man wünscht dem Buche, daß es in die Hand vieler treuer Benutzer gelange.

Rudolf Gensch.

Horst Adamietz: Herz einer Stadt. Das Rathaus in Bremen.

199 S. einschl. 3 S. Literaturverzeichnis, 7 S. Register (Namen- und Sachweiser) im Anhang, 2 Faksimiledrucke im Deckel vorn und hinten, vielen Vignetten und Randzeichnungen (von Barbara Adamietz), 10 farbigen und Schwarz-Weiß-Abb. auf Tafeln, Bremen 1970, Verlag H. M. Hauschild GmbH.

Selten habe ich ein Buch mit solcher Freude angezeigt wie dieses, entspricht es mit seinen Zielen und Absichten doch auf das Haar genau dem, was ich mit meinen leider von maßgeblicher Seite in ihrer Art mißverstandenen sogenannten „Rathausführungen“ im Sinne hatte und habe.

¹⁾ Vgl. Burchard Scheper: Jb. 51 MvM, 213 f.

In diesem Buch spricht einer, der, obwohl nicht gebürtiger, doch zu einem guten Bremer geworden ist, eins der trefflichen Beispiele für die große „Assimiliationskraft“ unserer guten alten Stadt. Er ist aber nicht nur „Profangeschichtler“, vielmehr hat er sich eingehend in der Kunstgeschichte umgesehen und weiß daraus in diesem seinen Buche guten Nutzen zu ziehen. Jedenfalls trägt dies dazu bei, ihn vor einer leicht gegebenen Gefahr zu bewahren, nämlich gemütvoll zu „verbremern“, wie auch im äußeren Bilde des Buches die künstlerischen Beigaben dazu beitragen, sein Gesicht über das alltägliche Bremische hinauszuhoben.

Was verschlägt es demgegenüber, daß der Kundige ab und an merkt, daß des Verfassers Wiege nicht in Bremen stand. So kann man die untere Rathaushalle, wie es hier geschieht, nicht „Das große Flett“ nennen. Die Verwandtschaft mit dem niedersächsischen Bauernhause ist im letzten Grunde natürlich gegeben; aber „Diele“ und „Flett“ durften nicht miteinander verwechselt werden. Man mag hier und da auch die Akzente anders gesetzt wünschen, mag bemängeln, daß das Urteil über Personen und Vorgänge, auch Einrichtungen, etwas leicht von heutigen Gegebenheiten her gefällt, auch heutigem Wunsdenken ab und an Raum gegeben wird und als sehr wesentlich im Charakterbild des bremischen Menschen die von der Reformierten Kirche her bestimmte Geisteshaltung kaum anklingt: das jedenfalls wird man dem Verfasser bescheinigen müssen, daß er das von ihm angegebene Schrifttum sehr eingehend studiert und ein Bild geformt hat, das das Rathaus in der Tat als Ausdruck bremischen Wesens, als das „Herz der Stadt“ erscheinen läßt. Wer durch seine Räume schreitet, der kann hier, wenn er, selber fremd, richtig geführt wird, ein Bilderbuch bremischer Geschichte erleben wie sonst an keiner anderen Stelle in unserer alten Stadt. Nun wohl, der gute Führer ist da: man benutze ihn fleißig und statte dadurch dem Verfasser, aber auch den Druckern und den Verlegern den Dank ab, den sie verdienen.

Friedrich Prüser

Herbert Schwarzwälder: Bremen im Wandel der Zeiten. Die Altstadt.¹⁾

339 S 4°, davon 129 S. Text, im ersten Teil — 34 S. — mit vielen eingestreuten Bildern, Zeichnungen u. dgl., sowie 208 S. Bildtafeln auf Kunstdruckpapier mit im ganzen 510 Einzelbildern. Bremen 1970, Carl Schünemann Verlag.

Mit diesem Band legte der Verfasser eine Bremensie vor, die eine lebendige Darstellung hansestädtischen Lebens im Bild vermittelt. Der einleitende Text gibt zunächst eine Zusammenfassung der im Laufe einiger Jahrhunderte erfundenen und weiterentwickelten Bildtechniken; angefangen vom Holz-

¹⁾ Dem Herausgeber des Bremischen Jahrbuches sei gestattet, an dieser Stelle darauf hinzuweisen, daß von ihm ein Manuskript *Rund um St. Steffen* vorliegt — eine Sammlung von Bildern, von Urkunden- und Aktenfaksimiles u. dergl. zur Geschichte der Steffensstadt, entstanden als Nebenerzeugnis zu seinem Buche *Achthundert Jahre St. Stephanikirche*. Vermehrt wurden die Lichtbilder in den Jahren der Zerstörung um einige seltene Stücke, vor allem aus dem Kircheninneren, an denen Herr Schwarzwälder gewiß seine Freude gehabt hätte. Gedacht war an ausführlichere Erklärung in einem Wechsel von Bild- und Textseiten. Einige seltene Aufnahmen waren an das Gemeindebüro von St. Stephani ausgeliehen und sind leider nicht zurückgekehrt. Zu einem Druck des Manuskriptes ist es nach dem Kriege trotz aller guten Absichten aus Mangel an Mitteln nicht gekommen.

Hingewiesen sei noch auf ein zweites Manuskript, das nach dem Kriege eine als Aufsatzfolge in den Zeitungen begonnene Reihe zusammenfassen und abschließen sollte: *Bremen — wie es wurde und war*. Die Aufsätze sollten auch die neueingegliederten Stadtteile mit einschließen; doch war ein Druck damals nicht möglich. Eines der ersten Kapitel, das sich mit Balge und Tiefer befaßt, ist in den Grundstein des Ankerhauses eingemauert worden, dort, wo der alte Schalenturm in das Gemäuer gezogen wurde.

schnitt über den Kupfer- und Stahlstich und die Lithographie bis zu den verschiedenen fotografischen Vervielfältigungsverfahren. Dieser aufschlußreichen Einführung schließt sich eine „Kurze Reise durch Bremens Geschichte“ an. Sie ist eine wertvolle Erinnerungsstütze für den Hauptteil des Buches und weist eine Reihe ergänzender Abbildungen im Text auf: vielfach Details aus größeren Darstellungen oder auch amüsante zeitgeschichtliche Zeitungsausschnitte.

Der Kern des Buches ist in fünfzehn Kapitel gegliedert. In einem Kreis um das Stadtzentrum, den Markt, werden Straßen und Plätze, öffentliche Gebäude und Kirchen, schließlich noch die Weserfront von St. Steffen bis zur Holzpforte sowie die Weserbrücken mit erläuterndem Text in insgesamt 510 Bildern dargeboten. Der Verfasser hat sich mit Erfolg darum bemüht, aus einem möglichst gleichen Blickwinkel die gezeigten Ansichten von einst und jetzt gegenüberzustellen, wobei zum Teil nicht nur Fotos, sondern auch Stiche und Zeichnungen wiedergegeben sind. Im Gegensatz zu früheren Veröffentlichungen, die das Hauptgewicht auf eine gewisse Statik legten und vorzugsweise Architekturen in die Mitte rückten, wird hier der lebendige Stadtorganismus mit seinen Menschen ins Bild gesetzt. Von erschütternder Eindringlichkeit sind die fotografischen Dokumente aus den Tagen, da Fliegerbomben empfindliche Lücken in das durch Jahrhunderte gewachsene Gemeinwesen rissen. In einem ergänzenden Textabschnitt werden die Abbildungen kurz erläutert. Ein paar Ungenauigkeiten, bzw. Druckfehler, haben sich eingeschlichen: Papendiek 1788—1855 (richtig: 1835); Weigandt (richtig: Wiegandt); Fr. A. Dreyer übernahm schon 1821 (nicht 1831) die lithographische Werkstatt von Betty Gleim; neben den Daguerreotypien von Porträts ist eine Stadtansicht erhalten, nämlich von der Obernstraße (im Besitz des Focke-Museums). Diese kleinen Schönheitsfehler stören jedoch nur unwesentlich. Alles in allem: Ein höchst lebendiges, Geschichte erzählendes Bilderbuch von dokumentarischem Wert.

Werner Vogt.

Klaus Schwarz: Kompanien, Kirchspiele und Konvent in Bremen 1605—1814. Veröffentlichungen aus dem Staatsarchiv der Freien Hansestadt Bremen, Bd. 37 mit vielen Karten und Plänen, Bremen 1969, Carl Schünemann Verlag.

Diese Veröffentlichung beschäftigt sich eingehend mit der Entstehung und Organisation der Bürgerkompanien in Bremen ab 1605. Nachdem zunächst zwei äußere Anlässe für den Rat, die Stadt militärisch straffer als bisher auszustatten, geschildert werden, wird dann die Einrichtung im einzelnen besprochen. Es wird über die sehr unterschiedliche Größe und Leistungsfähigkeit der einzelnen Wachtquartiere, deren es im ganzen vier in der Altstadt gab, berichtet, auch über die Aufsichtsführung seitens des Rates durch vier von ihm bestimmte Wachtherren. Ein besonderes Kapitel ist der Einteilung in Neustadt und Vorstädten gewidmet.

Dabei wird besonders betont, daß sich diese Einteilung durchaus nicht an die Grenzen der alten Pfarrsprengel hielt. Das wird anhand von sehr guten Kartenbeigaben, insbesondere für die Altstadt — im ganzen 2 Reproduktionen und 8 Lageplanskizzen — deutlich. Besonders auffallend tritt das in der Ansgaritorstraße zutage; sogar deren Ostseite gehört noch zur Kompanie „H“ und damit nicht zum Wachtquartier „Anshari“, sondern noch zu „Stephani“, entsprechend der Erstreckung des alten Stephanisprengels. Der Vf. weist nach, daß die Grenze des Pfarrsprengels etwa in der Linienführung der heutigen Bürgermeister-Smidt-Straße liegt.

Mit der Zeit hat sich diese Einteilung der Stadt nicht nur für den zunächst vorgesehenen militärischen Bereich, sondern auch für reine Verwaltungszwecke eingeführt, was anhand von beigegebenen Tabellen näher belegt wird. Dabei spielt insbesondere auch die Einteilung des Bürgerkonvents im 17. und 18. Jahrhundert eine Rolle. Dabei ist es auch einmal vorgekommen, daß in dem vorerwähnten Kompaniebezirk „H“ wohnende Bürger dennoch als Vertreter des Bürgerkonventskirchspiels „Ansgari“ erschienen.

Es wird dann berichtet, daß bei „Unser Lieben Frauen“ und „Martini“ die Grenzen weitaus schwerer durchschaubar und immer schwankend gewesen sind. Auch diese Entwicklung wird auf den Plänen, die der Schrift beigegeben sind, darzustellen versucht.

Sehr wichtig für auf anderen Gebieten liegende Forschungen ist der Teil II der Abhandlung. Dort werden die einzelnen Karten und Pläne genau besprochen, auch solche, die nicht mehr zur Verfügung standen, weil sie im Kriege verlorengegangen sind. Hier kann man auch genau feststellen, daß das Quartier Stephani bei weitem die größte Zahl von Häusern stellte und damit wohl auch die größte Zahl von Mannschaften für die Bürgerkompanie. Sehr wertvoll ist, worauf zum Schluß besonders hingewiesen sei, die Beigabe der Liste der Straßen, die zu den einzelnen Kompaniebezirken gehörten, und vor allem die Namensliste der Leutnants dieser Kompanien. Für Zwecke der Hausgeschichtsforschung wie auch der familiengeschichtlichen im alten Bremen dürfte die Schrift daher ganz besonders wertvoll sein.

Bernhard Ebeling

Wilhelm Kaisen: Meine Arbeit, mein Leben.

400 S. München 1967, List.

Wilhelm Kaisen, 1887 in Eppendorf geboren, erlernte den Stukkateurberuf, wurde schon als junger Mann Mitglied der sozialdemokratischen Partei und der Gewerkschaft und kam auf die Parteischule. Nach dem Weltkrieg 1919 nach Bremen, in die Heimat seiner Frau kommend, arbeitete er als Redakteur, Bürgerschaftsabgeordneter, Senator für das Fürsorgewesen von 1928 bis 1933; von 1945 an war er zwanzig Jahre lang Präsident des Senats. Der Hamburger Kaisen ist also eng mit der Geschichte Bremens verbunden; ja, der Wiederaufbau des zerstörten Hafens und der zerstörten Stadt sind ohne ihn nicht mehr vorstellbar. Seine Aufzeichnungen, wie er dazu gekommen ist, legt er uns jetzt vor. Sie wollen keine „Lebenserinnerungen“ im üblichen Sinne sein: Kaisen will über seine Arbeit berichten; darüber, wie das Arbeiterkind in die deutsche Arbeiterbewegung und damit in die Politik hineinwuchs. Es ist also ein „sachliches“, wenn auch kein Sachbuch — von einem Menschen geschrieben, der in dieser bestimmten Umwelt aufwuchs, sie zu gestalten und zu ändern antrat; ein Mensch, geprägt von seiner Herkunft und der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung und doch selbständig handelnd und denkend, manchmal auch gegen die Meinung seiner Partei.

Besonders hervorheben wollen wir — außer der sehr lebendig geschilderten Kindheit — hier nur einzelne Punkte: Der Einmarsch der Regierungstruppen am 4. Februar 1919 in Bremen; Kaisens Stellung zur USPD; Warum Demokratie? Senator während der Wirtschaftskrise; Der März 1933; Verhaftung; Wie er im Gefängnis „Pole Poppenspärer“ liest; Siedler; Ein schwerer Neubeginn; Vorschlag, das Wort „Verfassung“ durch „Grundgesetz“ zu ersetzen, um damit den provisorischen Charakter der westdeutschen Staats-

gründung zu dokumentieren; Die Auseinandersetzung mit Schumacher; schließlich die berühmt gewordenen Gedanken über Preußen.

Der Hamburger Arbeiterjunge ist zum großen bremischen Politiker geworden. Seinen Weg zeichnet er auf in einer einfachen und lebendigen Sprache, die seinem Wesen entspricht.

Ursula Schulz.

Theodor Spitta: Aus meinem Leben. Bürger und Bürgermeister in Bremen.

München: List 1969. (Geleitw.: Wilhelm Kaisen). 391 S. 1 Bild, 1 Faks. DM 29,—.

„Bürger und Bürgermeister in Bremen“ ist der Untertitel des unvollendet gebliebenen Erinnerungswerkes, das uns Theodor Spitta hinterlassen und das von seiner Tochter Eva Bücking herausgegeben worden ist. Noch ist dem Bremer Bürger seine charakteristische Gestalt, so wie sie Wilhelm Kaisen in seinem Vorwort so schön gezeichnet hat, in Erinnerung — der jüngeren Generation fast nur noch diese. Aber Spitta war mehr als eine zugleich freundliche und ehrfurchtgebietende Gestalt. Als gebildeter Jurist hat er seiner Vaterstadt mehr als fünf Jahrzehnte zur Seite gestanden und der von ihm geprägten bremischen Verfassung durch sein politisches Wirken Sinn und Inhalt gegeben.

Seine Erinnerungen sind breit angelegt. In den ersten Teilen ist von jener, mittlerweile so weit entfernten Zeit vor dem ersten Weltkrieg die Rede. Sie ist für uns Heutige nur noch durch schriftlich niedergelegte Erinnerungen nachvollziehbar und auch dies nur äußerlich. Die Stabilität bremischer Traditionen ist erst durch Krieg und Revolution erschüttert worden; die Kämpfe und Leiden der Arbeiterklasse gehörten nicht zu diesen Traditionen. So wird uns ein Bild bremischer Geschichte aus der Perspektive des gebildeten Bürgertums geboten; sie ist aufschlußreich genug. Bildung und Schicksal Spittas in dieser Zeit werden lebendig und farbig beschrieben. Mit dem ersten Krieg ist dieses organische Ineinandergehen von sozialer Aufgabe und humanistischer Bildung zu Ende. Die Aufgabe, die Probleme von Kriegswirtschaft und Revolution zu lösen, stellen Senat und Volk in neue Umstände. Spitta bringt den reichen Schatz seines juristischen Könnens als Staats- und Verfassungsrechtler, mit tiefem Ernst die Überlegungen und Überlieferungen der alten bremischen Stadtkultur mit in die neue Verfassung ein. Sein Blick gehört dem Besonderen, dem nicht durch schematische Regelungen Erfassbaren. So ist es wichtig und erfreulich, daß die Herausgeberin die rechtstheoretischen Erwägungen in vollem Umfang als Teil der Erinnerungen hat bestehen lassen.

Die Jahre und Jahrzehnte nach dem ersten Krieg werden hier zur Chronologie allgemein bekannter historischer Ereignisse. Dazu kommen noch die Schilderungen geistiger Freundschaften und Begegnungen; die lebendige Erzählfkraft dieses Menschen, die eigene Person, und die Schicksale von Haus und Familie treten demgegenüber fast zurück.

Das Buch Spittas ist trotz seines fragmentarischen Charakters ein Stück bremischer Geschichtsschreibung, ist Quelle erster Hand, schon für den heutigen Historiker nicht zu entbehren. Zu wünschen wäre, daß die Familie Spitta all das, was nicht mehr in diesem Werk erscheinen konnte, sammelte und dem großen Mann ein Denkmal damit setzte.

Tilman Schulz.

Wilhelm Haas: Beitrag zur Geschichte der Entstehung des Auswärtigen Dienstes der Bundesrepublik Deutschland.

Copyright 1969 by Wilhelm Haas, Bremen, 531 Seiten.

Mit der vom Verfasser vorgelegten dokumentarisch belegten Darstellung über den Wiederaufbau einer der bedeutungsvollsten deutschen Bundesbehörde nach dem Zusammenbruch des Deutschen Reiches im Jahre 1945 und nach der Zwischenzeit des Besatzungsregimes stellt zum andernmal ein aus Bremen nach Bonn übergewechselter oberster Staatsbediensteter das Ergebnis seiner Tätigkeit und seine Erfahrungen auf höchster politischer Ebene der Bundesrepublik dar. Während jedoch das Buch von Staatssekretär a. D. Karl Carstens „Politische Führung — Erfahrungen im Dienst der Bundesregierung“ im Buchhandel erschien, ist der „Beitrag“ des ehemaligen bremischen Staatsrates und Botschafters a. D. Dr. W. Haas ein privater Manuskriptdruck für einen engeren Kreis von interessierten Personen und Stellen. Diese persönlichen Erinnerungen und Auffassungen des unmittelbar und führend Mitverantwortlichen am Wiederaufbau des Auswärtigen Amtes und des Auswärtigen Dienstes sind allerdings von einiger Sprengkraft und auch wohl deshalb nicht zur öffentlichen Aussprache gestellt. Und doch wären gerade sie in besonderem Maße geeignet, das Wissen der Allgemeinheit über die Schwierigkeiten beim Wiederaufbau der deutschen Staatlichkeit, über inzwischen Geschichte gewordene Abläufe und im besonderen über die säkulare Gestalt Adenauers zu erweitern und das Urteil über zeitnahe Mächte, über Presse, Parlament und Parteien zu schärfen. Als Mitglied des „Organisationsausschusses der Ministerpräsidentenkonferenz“ für die Errichtung eines Bundesamtes für Auswärtige Angelegenheiten verantwortlich, sodann als Leiter des „Organisationsbüros für die konsularisch-wirtschaftlichen Vertretungen im Ausland“ und als erster Personalchef des neuen Auswärtigen Amtes steht der Verfasser im Mittelpunkt der dargestellten Vorgänge. Aber trotz dieser persönlichen Note läßt er die Sachverhalte für sich sprechen, stellt er die oft erstaunlichen Tatsachen — bei aller spürbaren inneren Beteiligung — in sachlichem Ton dar und überläßt es dem urteilsfähigen Leser, seine Schlüsse vor allem auch über die aufschlußreichen Auseinandersetzungen, über die Angriffe in der Presse und im Bundestag gegen das neue Auswärtige Amt zu ziehen und über die Ereignisse im Zusammenhang mit dem Untersuchungsausschuß Nr. 47 des Bundestages, der sich mit der Personalpolitik des Auswärtigen Amtes befaßte und nicht zuletzt auch gegen den damaligen Verantwortlichen des Auswärtigen Amtes, den Bundeskanzler, gerichtet war.

In seinem Vorwort bietet der Verfasser seine Schrift mit den von ihm vorgelegten zuverlässigen Unterlagen vor allem Historikern und Politologen an, „die die Geschichte des inneren Aufbaues des neuen zentralen Staates zu erforschen suchen“. Er würdigt in diesem Vorwort auch den wesentlichen Beitrag zu dieser Veröffentlichung, den sein nächster Mitarbeiter im Amt, der leider jetzt verstorbene Botschafter Dr. Wilhelm Melchers — abermals ein Bremer — geleistet hat. Bremen gereicht es darüber hinaus zur Ehre, daß es von Anbeginn, noch vor der Konstituierung einer Bundesregierung, an den Maßnahmen mit außenpolitischer Zielsetzung beteiligt war und als eines der vier Länder der amerikanischen Besatzungszone neben Bayern, Hessen und Württemberg-Baden die erste Einrichtung auf dem Wege zur Wiedererrichtung des Auswärtigen Dienstes der Bundesrepublik Deutschland, „Das Deutsche

Büro für Friedensfragen", mit geschaffen hat, in dessen Verwaltungsrat der Verfasser der Vertreter des Senats der Freien Hansestadt Bremen war.

Friedrich Prüser.

Karl Carstens: Politische Führung — Erfahrungen im Dienst der Bundesregierung.

344 S., Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart 1971.

Dieses Buch erschien gerade zur rechten Zeit, nämlich dann, als die sogenannte „Genscher-Kommission“, so weithin bekannt unter dem Namen des Bundesministers, der sie berief, geleitet vom münsterschen Prof. Ernst, die Aufgabe übernahm, Vorschläge für eine Neugliederung des Bundesgebietes zu erarbeiten. Gerade um dieses geht es, man möchte sagen, in Empfehlungen eines Wissenden, in entsprechend infrage kommenden Teilen dieses Buches, bei dem man noch in anderer Weise von einem Glücksfall sprechen kann.

Ist sein Verfasser doch geborener Bremer, mit bremischer Art vertraut, aber in Bonn beim Bunde zu großem Einfluß gekommen. Nach 20jähriger dortiger Tätigkeit zunächst als Bevollmächtigter der Freien Hansestadt Bremen, dann im Auswärtigen Amt, im Verteidigungsministerium und schließlich im Bundeskanzleramt zieht der ehemalige Staatssekretär, nunmehr ausschließlich Professor in Köln, Professor und Direktor des Forschungsinstituts der Deutschen Gesellschaft für Auswärtige Politik, die Summe seiner Erfahrungen auf der höchsten politischen Ebene der Bundesrepublik Deutschland und seiner darin gewonnenen Einsichten.

Es spricht in dem Buch ein Fachkenner von hohen Graden, der nicht nur die Sache und die methodischen Fragen der politischen Führung im breiten Fächer seiner verschiedensten Tätigkeitsbereiche überblickt, sondern der auch zu kritischen Prüfungen vordringt und Stellungnahmen wagt, die bei den Verantwortlichen des politischen Geschehens und in der politisch aufgeschlossenen Öffentlichkeit sicherlich gleichermaßen Zustimmung und Widerspruch finden werden, nicht aber übergangen werden können. Der Vf. scheut bei seiner der Sache dienenden Kritik weder vor Parteien, insbesondere mit ihrer auch im Widerspruch zum Grundgesetz betriebenen Personalpolitik, noch vor dem Bundesverfassungsgericht zurück, in dessen „restriktiven“ Auslegungen der Bund-Länder-Artikel des Grundgesetzes er „die Hauptursache für die mangelnde Elastizität des gegenwärtigen föderalistischen Systems“ sieht.

Über die Führungsprobleme im Auswärtigen Amt und den diplomatischen Stil besitzt der Vf. als ehemaliger Personalchef dieses Amtes ein ebenso festbegründetes Urteil wie über die davon sehr verschiedenen Führungsgrundsätze der Bundeswehr, über die er als ehemaliger Staatssekretär in diesem Ministerium seine Einblicke bis hin zum „Gammeldienst“ gewonnen hat. Auch die *pressure groups* und Massenmedien unterzieht der Vf. einer sachkundigen Kritik, wobei seinem Hinweis auf Gruppen, „die in der Bundesrepublik zugunsten bestimmter außenpolitischer Ziele oder auch unmittelbar im Interesse eines bestimmten ausländischen Staates tätig sind“, ebenso besonderes Gewicht zukommt wie seiner Forderung auf das Recht der Gegendarstellung im Fernsehen, zumal der Schaden, den das Fernsehen im Falle unwahrer Berichterstattung verursacht, „mit den massiven

Mitteln eines Monopols und vor dem Hintergrund staatlicher Hoheitsgewalt zugefügt wird“.

So umsichtig der Vf. Kritik ansetzt, es geht ihm durchgehend um die Führungsrolle der Bundesregierung, die er entgegen den staatspolitischen Vorstellungen von dem übergeordneten Rang des Parlaments und des Staatsoberhauptes „faktisch“ als das wichtigste politische Organ im Staate bewertet. Angesichts dieser Führungsrolle der Regierung sind die Führungsmittel und die Führungsmethoden in den verschiedenen Bereichen, der Grad ihres Wirkens und die Möglichkeiten ihrer Verbesserung von besonderem Belang. Fragen des Führungsstils der Kanzler im Kabinett sind dabei nicht weniger bedeutsam wie die „Sprache der Regierung“ in Erlassen, in der Diplomatie und gegenüber der Öffentlichkeit. Neben den politischen und rechtlichen Kriterien würdigt der Vf. vor allem auch die der moralischen Seite, Wahrheitspflicht, Uneigennützigkeit u. a., als unerlässlich für die Entscheidungen der Bundesregierung.

Obwohl das Buch in erster Linie die methodischen Fragen der Führungsprobleme behandelt und sie durch konkrete Beispiele veranschaulicht, gibt der Vf. doch auch die zusammenhängende Darstellung zweier Sachfragen, der Außenpolitik und der Konjunkturpolitik. Diese Erörterung materieller Probleme, die Sache der Bundesregierung sind, begründet der Vf. mit der außerordentlichen Bedeutung der auf dem Gebiet der Außenpolitik und der Konjunkturpolitik zu treffenden Entscheidungen und mit der Entwicklung in beiden Bereichen, die ständig die volle Aufmerksamkeit der gesamten Regierung erfordern.

In seinen „Schlußfolgerungen und Perspektiven“ zeigt der Vf. schließlich einige für den Staat und die Gesellschaft der Bundesrepublik Deutschland besonders entscheidungsvolle Entwicklungslinien und Veränderungen auf, die der Bundesregierung neue und wichtige Führungsaufgaben stellen. Den Maßstab für die Führungsqualität der Bundesregierung setzt der Vf., insbesondere auch angesichts der Reformplanungen, deren „große Bedeutung“ er anerkennt, mit der Forderung, „die politischen, ökonomischen und sozialen Grundlagen unserer freiheitlich-demokratischen Staats- und Gesellschaftsform zu erhalten und sie gegen die ihnen von außen und von innen drohenden Gefahren abzusichern“.

Es ist nicht nur ein nützliches, es ist ein notwendiges Buch!

Friedrich Prüser.

Hermann Mitgau: Vom Sinn und Unsinn der Genealogie.

Veröffentlichungen der „Familienkundlichen Kommission für Niedersachsen und Bremen sowie angrenzende ostfälische Gebiete“, e. V., Sitz Hannover. — Reihe B [Kleine Schriften], Limburg/Lahn, 1969.

Unter obigem Titel hat H. Mitgau drei seiner bei verschiedenen Verlagen erschienenen Vorträge zum Thema „Gesellschaftskrise und Familie“ als Festgabe für Walther Lampe zur Vollendung seines fünfundsiebzigsten Lebensjahres zusammengefaßt und als Vierten Forschungsbericht auf der Jahrestagung der Kommission 1969 überreichen lassen.

Weit ausholend bemüht er sich zunächst darum, an vielen Beispielen zu zeigen, daß alle Völker der Vergangenheit mit Hochkulturen aus Blutsverbänden aufgebaut waren, deren Kerne die Familien bildeten. So war es auch noch im deutschen Mittelalter, bis Renaissance und Aufklärung durch die Betonung des Rechtes der Einzelpersönlichkeit die „Auflösung des

sippengebundenen Bewußtseins" herbeiführten. Später lockerten der Siegeszug der Technik und die Industrialisierung mit ihren Auswirkungen den Zusammenhang der Familie immer mehr und führten zu ihrer heutigen Krise. „Gibt es einen Ausweg aus der so entstandenen verhängnisvollen Situation?“ fragt sich der Vf. besorgt. Er glaubt zwar, gewisse Zeichen für eine beginnende Genesung der Familie feststellen zu können; aber was er dafür anführt — Wochenend- und Kleingartenbewegung, Stadtrandsiedlung und Verkürzung der Arbeitszeit, die dem Menschen mehr Zeit gibt für sich selbst und für seine Familie —, sind Erscheinungen ohne durchgreifende Wirkungen. Was not tut, ist etwas ganz anderes: Der Vf. ist überzeugt, daß die Familie erst als „genealogisches Gebilde“ ihre großen gesellschaftlichen, bevölkerungspolitischen und erzieherischen Aufgaben erfüllt. Daher kommt alles darauf an, zu ihrer Wiedergeburt das „genealogische Gewissen“ wieder zu beleben, d. h. das Bewußtsein, einer „überpersönlichen sittlichen Gemeinschaft“ als Teil anzugehören. So muß alles Bemühen, das Dunkel unserer Herkunft zu erhellen, auf die „blutvolle Gegenwart“ der Familie bezogen sein. Wird Ahnenforschung jedoch zum Selbstzweck und „zur Zuflucht enttäuschter Romantiker“, so verliert sie ihren Wert und wird zum „widrigen Schauspiel einer blinden Sammelwut, eines rastlosen Zusammenscharrens alles einmal Dagewesenen“, wie Nietzsche urteilt. Was die Familienforschung, recht betrieben, leisten kann und leisten soll, ist, „dem Menschen ein Gefühl dafür zu geben, eingeordnet und eingebettet zu sein in Zeit und Raum überspannende Bezirke jenseits des engen persönlichen Daseins“. — Im letzten seiner vier Vorträge wendet sich der Vf. an die Geschichtslehrer. Er tadelt es, daß sie zumeist nur die Bekanntschaft mit den großen geschichtlichen Gestalten der Vergangenheit vermitteln, die ihrer Zeit das Gepräge gaben, während das Leben der „Durchschnittsmenschen“ und ihres Alltags im Dunkel bleibt. Das ist zu bedauern; denn mit größter Wahrscheinlichkeit waren in jeder Familie die meisten Vorfahren solche „Durchschnittsmenschen“. Der Verfasser verwirft auch das bloße „Faktenlernen“ aus der Geschichte, weil dabei das Wichtigste fehlt: die persönliche Beziehung, das „Betroffensein“ durch die Tatsachen. Diese stellt sich ein, wenn Erlebnisse von Vorfahren, zeitgenössische Bilder und Ortschroniken herangezogen werden, was aber nur in Ausnahmefällen möglich sein wird. Th. Fontane und G. Freytag haben das Alltagsleben einfacher Menschen der Vergangenheit dargestellt, sind darin aber bisher ohne Nachfolger geblieben. Diese „Geschichte der kleinen Form“, wie der Vf. die familienkundlich belegte Geschichte des „kleinen Mannes“ nennt, muß nach seiner Meinung neben die Geschichte der großen historischen Gestalten treten; denn erst beide zusammen erfassen die ganze geschichtliche Wirklichkeit.

Walter Fräbendorf.

Werner von Barga: Erzbischof Giselberts Stader Turnier von 1300 in seinen Auswirkungen.

Historische Betrachtungen über den Adel in Stade und Kehdingen nebst einer Übersicht. 212 Seiten und 2 Karten. Stade 1970, Friedrich Schaumburg.

Die im Titel des Buches angekündigte Übersicht des Kehdinger und Stader Adels beginnt auf S. 79 und endet auf S. 200, womit bereits das eigentliche Schwergewicht der Arbeit angedeutet ist. Diese Übersicht enthält 212 alpha-

betisch geordnete Artikel über die meisten mittelalterlichen und neuzeitlichen Geschlechter, die in Kehdingen und Stade ansässig waren oder dort Besitz hatten. Ein Register erschließt das Material zusätzlich, und zwei Karten erleichtern die geographische Orientierung. Der Adelskatalog kann zu vorläufiger Auskunft durchaus dienlich sein; doch ist es fraglich, ob der gebotene Stoff eine Veröffentlichung in diesem Umfang rechtfertigen durfte.

Zugrunde gelegt wurde in fast allen Artikeln der „Bremisch und Verdische Ritter-Sahll“ von L. Mushard (Bremen 1708¹, 1702²), dessen Angaben jedoch zahlreiche Irrtümer bergen. Hinzugefügt wurden Erwähnungen der entsprechenden Familien aus den Regesten der Erzbischöfe von Bremen, dem Hamburger Urkundenbuch, dem Bremischen Urkundenbuch, sowie einige Zufallsfunde. Viele Artikel wirken deshalb torsohaft, was besonders stark bei den Stichworten hervortritt, zu denen es gründliche, oft sogar erschöpfende Einzeluntersuchungen bereits gibt. Das gilt für die Geschlechter v. Westen, v. Grimmenberg, v. Stotel, v. Barmstedt, v. Würden, v. Sandbeck, v. Flögeln, v. Brobergen, v. Düring, v. Sulingen, v. Seebeck, v. Schwanevede, v. d. Osten, v. Alten, v. Behr, v. Bederkesa u. a. Die mittelalterlichen Urkundenbestände der Familien v. Zesterfleth und v. Issendorf hätten benutzt werden können. Aber von Archivbeständen ist keinerlei Notiz genommen worden, seien sie auch noch so gut zugänglich. Nur hin und wieder werden Belege gegeben. Wird keine Quelle genannt, so kann man in der Regel Mushard als „Informanten“ annehmen. Unbefriedigend ist die methodische Plattform, auf der die einzelnen Familien angegangen werden. Verfassungs- und sozialgeschichtliche Fragen werden wenig beachtet, und dann auch nur aufgrund überholter Auffassungen. Wappen werden fast durchweg beschrieben, doch fragt man sich, woher der Verfasser selbst bei im Mittelalter ausgestorbenen Familien sämtliche Einzelheiten wissen will, etwa bei der v. Bederkesa, wo fast alle Zweige der Familie im 14. Jahrhundert ausstarben und hier dennoch Farben, Helmzier und Decken angegeben werden. Zu warnen ist überdies vor vielen Gleichsetzungen von städtischen und ministerialen Familien gleichen Namens, wie sie hier in zahlreichen Artikeln begegnen, ohne daß sie bisher zu beweisen gewesen wären.

Dem Adelskatalog gehen die Betrachtungen über die Geschichte der Ständegliederung im allgemeinen und über das „Stader Turnier“ im besonderen voraus. In welcher Weise hier das Ständische ausgedrückt wird, möge nur ein Beispiel veranschaulichen: „Ebenso verstört mag sich wohl in seinem Grabe der General v. Arentschildt regen, wenn er einen Nachfahren mit Pfriemen und Ahle vor seiner Schusterkugel sitzen sähe. Und der Verstörten im Grabe wäre kein Ende!“ (68). Weiter wird gefragt, was Erzbischof Johann Rode wohl dazu sagen würde, und ob sich nicht ein alter Ritterschaftspräsident im Grabe umdrehen würde, „wenn seinem Geiste(!) im 20. Jahrhundert ein ferner Nachfahr — begegnet(!)“, der jetzt Gastwirt sei. An Fehlern ist auch sonst kein Mangel; so wird das Bistum Hamburg 788 von Karl dem Großen gestiftet, auf den auch die Grafschaften Delmenhorst, Stotel, Hoya, Oldenburg u. a. zurückgehen sollen (12 f.). Die Problematik des „Stader Turniers“, das in Wirklichkeit 1274/1275 stattfand und an das sich die Unterwerfung Kehdingens durch den Erzbischof anschloß, kann nicht gelöst werden, da schon die politischen und sozialen Voraussetzungen falsch gedeutet werden. Die Absicht, den Kehdinger Adel von der Beteiligung an der Unterwerfung durch Giselbert freizusprechen, ist deutlich spürbar; dieses Ziel war jedoch nicht überzeugend erreicht.

Bernd Ulrich Hucker.

Werner Spieß: Die Ratsherren der Hansestadt Braunschweig 1231—1671.

Mit einer verfassungsgeschichtlichen Einleitung. Zweite, durch eine Ratslinie vermehrte Auflage. Braunschweiger Werkstücke, Reihe A, Band 5; der ganzen Reihe Band 42, 306 S., vermehrt um 8 Beiträge auf 20 S., 4 S. Schriftumsverzeichnis, Braunschweig 1970, Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag.

Die vorliegende Untersuchung ist die zweite, erweiterte Auflage einer Arbeit des Verfassers aus dem Jahre 1940, deren ganze Auflage während des Krieges im Verlagshaus verbrannt ist. Eine neue Auflage war erwünscht, weil die Arbeit nicht nur ortsgeschichtlichen Wert hat, sondern auch für die allgemeine Stadtgeschichtsforschung und für die Familienforschung von Bedeutung ist. Der Verfasser beginnt seine Untersuchung mit der ersten in den Quellen erkennbaren Ratsverfassung vom Jahre 1231 und beendet sie mit der Eroberung der Stadt durch die Welfenherzöge im Jahre 1671, die zum Verlust ihrer Selbständigkeit und zur grundlegenden Veränderung ihrer Verfassung führte. Ein besonderer Umstand erschwerte die Untersuchung: Braunschweig ist aus fünf ursprünglich selbständigen, später „Weichbilde“ genannten Städten entstanden, die auch nach ihrem Zusammenschluß und der Bildung eines „Gemeinen Rates“ ihre alten Räte und weitgehende Selbständigkeit behielten.

Nach einer Besprechung der benutzten Quellen gibt der Verfasser einen Überblick über die Verfassungsgeschichte Braunschweigs, indem er zeigt, wie im Gefolge zahlreicher Aufstände und Unruhen — wichtig sind hier besonders die Jahre 1374 und 1614 — die Gilden und Zünfte die Vorherrschaft des „Patriziats“ brachen und sich Zugang zum „Gemeinen Rat“ und zu den Ratssitzen der Weichbilde verschafften. Sodann bespricht er nach ihrer Bedeutung und ihren Aufgaben die verschiedenen Ämter, die zum Stadtregiment gehörten: das Bürgermeisteramt, das Kämmereramt, das Gerichtsherrnamt usw. — immer unter Berücksichtigung der Veränderungen, die sie im Verlaufe der geschichtlichen Entwicklung erfuhren. Das Kernstück der Arbeit aber sind die beiden Listen der Braunschweiger Ratsherren der Zeit von 1231 bis 1671. Die eine — in abc-licher Folge — enthält die Namen von etwa 1000 Ratsfamilien, von denen manche mehr als zwanzig Ratsherren gestellt haben, die andere ist die „Ratslinie“, chronologisch und nach den fünf Weichbildern geordnet. In diesen Listen ist mit bewundernswertem Fleiß alles zusammengestellt, was sich aus den Quellen für jeden der Ratsherren entnehmen ließ: Anfang und Ende der Ratsherrntätigkeit, Weichbildzugehörigkeit, Ämter, Beruf usw. Den Schluß der Arbeit bilden mehrere „Beilagen“: Listen über die „Sitzenden, d. h. amtierenden Räte“ in den fünf Weichbildern, über die „Ratsperioden“ von 1386—1671, über die „Großen Bürgermeister“ der Altstadt von 1386—1671 usw.

Walter Fräbendorf.

Percy Ernst Schramm: Hamburg und die Adelsfrage (bis 1806).

Zeitschrift des Vereins für hamburgische Geschichte, Band 55, S. 81 bis 93, Hamburg 1969. Hans Christians Verlag.

Mit dem Eingeständnis der Lückenhaftigkeit seiner Angaben stellt der Vf. einige „Notizen“ zum angegebenen Thema zusammen und weist dabei zunächst auf einen Unterschied zwischen Süd- und Norddeutschland hin: In den süddeutschen Reichsstädten geschah es gar nicht selten, daß Patrizierfamilien ein Adelsdiplom erhielten. An ihrem Recht, in den Rat gewählt zu werden,

änderte sich dadurch nichts. In Hamburg, wie überhaupt im norddeutschen Raum, war das anders. Schon das Hamburger „Stadtbuch“ von 1276 hatte festgelegt — und diese Bestimmung wurde später oft wiederholt —, daß kein Ritter in der Stadt wohnen dürfe. Er war durch einen Treueid an seinen Herrn gebunden, und daraus konnte in einem Streitfall für die Stadt Schaden entstehen. Da aber bürgerliche Ehrenämter nur dem zugänglich waren, der ein Haus in der Stadt besaß, so schlossen sich Hamburger Bürger, die sich adeln ließen, vom politischen Leben der Stadt aus. Der Verfasser kann zwar aus dem 17. Jahrhundert ein Dutzend Bürger namhaft machen, die geadelt wurden; aber dies waren Ausnahmen: es handelte sich um Juristen, die als Hamburger Syndici an Fürstenhöfen tätig waren, Mitglieder von Ratsfamilien, die bei Gesandtschaften im Ausland mit adligem Namen ihre Aufgabe leichter erfüllen konnten, oder um Zugewanderte, die auf die Hebung ihres Ansehens im neuen Wohnort bedacht waren. Die Adelsverleihungen an Hamburger Bürger während des 18. Jahrhunderts, die der Verfasser feststellt, erfolgten teils vor ihrer Einwanderung, teils nach ihrer Abwanderung. Eingesessene Hamburger haben sich im letzten Jahrhundert des „Alten Reiches“ nicht adeln lassen, während süddeutsche Bürger gern die Möglichkeit ergriffen, durch Erwerbung des „Briefadels“ ihr soziales Ansehen zu erhöhen. Ein österreichischer Minister hatte um 1800 ganz zutreffend in einem Bericht an seinen Kaiser bemerkt: „... in Hamburg ist es nicht üblich, daß sich Wechsler und Kaufleute um adlige Titel bemühen“. Hier lebten seit dem Mittelalter Bürgertum und Adel im ganzen getrennt nebeneinander her. Das zeigt sich auch an der geringen Zahl von Heiraten zwischen Angehörigen der beiden Stände: aus dem 17. und 18. Jahrhundert hat der Vf. nur neun feststellen können.

Walter Fräßdorf.

Engelbert Klugkist: Die Aktenversendung an Juristenfakultäten.

(Juristenzeitung 1967, Nr. 5/6, S. 155—58.)

Die Aktenversendung an Juristenfakultäten mit dem Ersuchen um eine gutachtliche Stellungnahme oder ein fachkundig begründetes Urteil war jahrhundertlang ein fester Bestandteil des deutschen Prozeßrechts. Sie fand erst 1879 mit dem Inkrafttreten eines einheitlichen Prozeßrechts im Bismarckschen Deutschland ihr Ende. Dieses Verfahren hatte zwei Quellen: die Gutachtertätigkeit der italienischen Fakultäten und die Einrichtung der deutschen Oberhöfe. Letztere verloren aber im Verlaufe des 16. Jahrhunderts allmählich ihre Bedeutung, da ihre Schöffen zumeist nur des deutschen Rechtes kundig waren. Das förderte die Konsultation der Juristenfakultäten.

Das früheste — kollegial beschlossene — Urteil einer Juristenfakultät aufgrund eingesandter Gerichtsakten stammt von der Universität Köln aus dem Jahre 1389. Ihren Höhepunkt hatte die Aktenversendung in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts: bei den großen „Spruchkollegien“ gingen damals jährlich Hunderte von Akten zur Beurteilung ein; an die Stelle bloßer Gutachten traten dabei immer mehr im Namen des anfragenden Gerichtes formulierte, spruchreife Urteile.

E. Klugkist untersucht eingehend das Vorgehen der Gerichte bis zur Absendung der Akten an eine juristische Fakultät — welche gewählt wurde, lag in der Hand des Richters —, die Organisation der „Spruchkollegien“ bei den Fakultäten, sowie Umfang und Verlauf ihrer Tätigkeit bis zum Beschluß

und zur Formulierung des Urteils. Auf Grund von vorliegenden Spezialuntersuchungen berichtet er dann über die besonderen Verhältnisse an den Juristenfakultäten der Universitäten Heidelberg, Mainz, Freiburg, Göttingen usw.

Die gründliche Untersuchung von E. Klugkist, die „ein gemeinsames Kapitel aus der Geschichte des Prozeßrechts und der deutschen Universitäten“ (so lautet ihr Untertitel) behandelt, fesselt nach Inhalt und Darstellung auch den Nichtjuristen.

Walter Fräßdorf.

Ernst Pitz: Ein niederdeutscher Kammergerichtsprozeß von 1525.

Beitrag zum Problem der rechtsgeschichtlichen und wirtschaftsgeschichtlichen Auswertung der Reichskammergerichtsakten. Veröffentlichungen der niedersächsischen Archivverwaltung, H. 28, 132 S. Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 1969.

Die Akten des Reichskammergerichts, die 1821—1925 auf die Archive der deutschen Bundesländer aufgeteilt wurden — ein untrennbarer Rest mit den Urteilsbüchern und den Sitzungsprotokollen des Kammergerichtssenats befindet sich heute im Bundesarchiv, Außenstelle Frankfurt — stellen eine hervorragende historische Quelle dar. Da ihr rechtsgeschichtlicher Inhalt durch die archivische Verzeichnung nicht voll erfaßt werden kann und da insbesondere die rechtshistorische Auswertung eine außerordentlich sorgfältige, zeitraubende Aktenanalyse erfordert, haben diese Akten bei den Rechtshistorikern bisher noch nicht die ihnen gebührende Beachtung gefunden. Dabei sind sie auch für eine Beurteilung des Reichskammergerichts selbst von größter Bedeutung. Vf. macht in methodisch neuartiger Weise die Aktenanalyse zum Gegenstand seiner Untersuchung. Er beschränkt sich auf einen bestimmten Prozeß aus den Beständen des Niedersächsischen Staatsarchivs Hannover und erarbeitet eine chronologische Darstellung der Vorgeschichte und des Verlaufs des Prozesses. Die Prozeßakte ist im Archivfindbuch folgendermaßen verzeichnet: *Joachim Apenburg (Apenborch), Bürger zu Hamburg, Beklagter und Wiederkläger, contra Hartmann Hartich (Hartig) und Hermann Rathke (Rateken), beide Bürger zu Lüneburg, Kläger und Wiederverklagte, wegen gegenseitiger Lieferungen und dem Saldo aus kaufmännischen Geschäften, (1518) 1520—1555.*

Der aus der Altmark stammende Apenburg, der 1518 in Hamburg das Gewandschneideramt erwarb, schloß im gleichen Jahre mit den Lüneburger Kaufleuten Ratke und Hartiges einen Kauf- sowie einen Gesellschaftsvertrag ab; in dem letzteren verpflichtete er sich, die Gesellschaft in den Niederlanden zu vertreten. Die Parteien belieferten sich gegenseitig mit Handelsgütern. Die Abrechnung führte zu Streitigkeiten. Ratke und Hartiges klagten gegen Apenburg vor dem Hamburger Rat; da die beiden Lüneburger jedoch die Unparteilichkeit der Hamburger Richter bezweifelten und ihnen die Appellation an ein anderes Gericht verwehrt wurde, versuchten sie ihre Ansprüche mit Unterstützung der benachbarten Landesherren durch eine Fehde gegen Hamburger Bauern und Bürger durchzusetzen. In dem daraufhin, in den Jahren 1523—1525, von Lübecker Bürgermeistern als Schiedsrichtern durchgeführten Kompromißverfahren wurde Apenburg aufgrund eines von der Universität Köln eingeholten Urteils verpflichtet, die Geldforderungen der Kläger zu erfüllen. Apenburg appellierte sofort an das Reichskammergericht, seine Gegner suchten dagegen vergeblich beim Hanse-

tag Hilfe. Da das Reichskammergericht das Kompromißverfahren für nichtig erklärte, wurde der Prozeß vor ihm erneut aufgerollt. Die langjährigen Auseinandersetzungen zerrütteten die Vermögensverhältnisse der Parteien; Kläger und Beklagte starben über dem Prozeß hinweg, erst nach dreißig Jahren wurde der Fall endgültig beigelegt.

Nach der Entwirrung des schwer durchschaubaren prozessualen Geschehens (S. 5—94) werden abschließend (S. 95—125) die Ergebnisse der Arbeit zusammengefaßt. Sie erstrecken sich auf die Sozialgeschichte (Lebensumstände des Kaufmanns J. Apenburg), die Wirtschaftsgeschichte (Handelsbeziehungen Elbegebiet — Niederlande, Handelsgüter) und vor allem auf die Rechtsgeschichte. Durch die geschäftlichen Verbindungen der Parteien und ihre späteren Auseinandersetzungen fällt ein Licht u. a. auf die Gerichtsverfassung der burgundischen Niederlande, die Verfassung Ostfrieslands und Emdens, auf das Problem einer Oberinstanz für die Stadt- und Territorialgerichtsbarkeit, auf die Bedeutung der Fehde und des Schiedsverfahrens als Auswege angesichts einer noch nicht voll ausgebildeten Gerichtsverfassung, auf Notariat und Kammergerichtsprozeß.

Die sorgfältige Analyse und Interpretation einer einzigen, nicht übermäßig umfangreichen Prozeßakte hat eine Fülle von Erkenntnissen gebracht, die hier im einzelnen nicht dargelegt werden können. Mit Recht appelliert der Vf. an die Historiker, diese reichhaltige Quelle für die Geschichtsforschung auszuschöpfen.

Elfriede Bachmann.

Wilhelm Ebel: Über das Stadtrecht von Goslar.

Hansische Geschichtsblätter, 87. Jahrgang, Böhlau-Verlag, Köln-Wien 1969, S. 13—30.

Vom Stadtrechtsbuch von Goslar sind einige Handschriften bereits im 18. Jahrhundert im Druck erschienen; eine erste kritische Ausgabe veröffentlichte im Jahre 1840 Otto Göschen, Professor der Rechte, in Berlin. Es war für jene Zeit eine beachtliche Leistung, doch hatte der Herausgeber nur acht der erhaltenen Handschriften berücksichtigt — während uns heute zwölf zur Verfügung stehen —, und in der Gestaltung des Textes war er nicht immer einwandfrei verfahren, so daß eine Neuauflage des Werkes sehr erwünscht war. W. Ebel hat sie, vom Prunkkodex im Münzkabinett des Goslarer Rathauses ausgehend, im Jahre 1968 vorgelegt. In der oben angezeigten Arbeit berichtet er über die Ergebnisse seiner Untersuchungen.

Schon O. Göschen hatte erkannt, daß es zwei Fassungen des Goslarer Stadtrechtsbuches gibt. W. Ebel setzt die erste kurz vor 1330 an, die zweite um 1350. Er hält es für wahrscheinlich, daß diese Kodifizierung des Gewohnheitsrechts von Goslar in amtlichem Auftrag erfolgt ist, und verweist darauf, daß auch andere Städte um 1300 ihr Recht aufzeichnen ließen, so Hamburg 1270, Bremen 1303, ferner Augsburg und Straßburg. Wir kennen den Namen des Verfassers des Goslarer Rechtsbuches nicht (auch die Namen der Schreiber der Handschriften sind uns unbekannt), W. Ebel ist aber überzeugt, daß es sich weder um einen in Italien oder Paris ausgebildeten Juristen noch um einen Kleriker handelt. Fest steht, daß er einen gewaltigen Rechtsstoff gesammelt, formuliert und in ein geordnetes System von 5 Büchern und 860, bzw. 892 Paragraphen gebracht hat. „Das ist eine Leistung“, urteilt W. Ebel, „die dem unsterblichen Werk von Eike von Reggow nur wenig nachsteht. Der Mann, der das Goslarer Stadtrechtsbuch gemacht hat, war ein juristisches

Genie.“ Die Beziehungen des Werkes zum Sachsenspiegel sind gering. Es entnimmt aus ihm zwar einzelne Sätze; aber während sie beim Hamburger Ordeelsbook ein Drittel des ganzen Inhalts ausmachen, handelt es sich beim Goslarer Stadtrechtsbuch nur um 55 von Hunderten von Paragraphen. Zwischen beiden Rechtsbüchern zeigen sich auch sonst deutliche Unterschiede: Gegenüber dem plastischen Stil Eikes wird beim Verfasser des Goslarer Buches eine Neigung zu „Definitionen“ erkennbar; so erklärt er z. B. genau, was unter „binnen Landes“ oder „binnen Jahr und Tag“ zu verstehen ist. Als Gesamteindruck stellt W. Ebel fest: „Es ist das Leben einer bürgerlichen Siedelung des frühen 14. Jhs., das sich im Goslarer Stadtbuch vor uns auftut, nicht das des westfälischen Bauernhofes des Sachsenspiegels“. Auffallend ist, daß das Stadtrecht Goslars, obwohl die Stadt mitten im Sachsenlande liegt, trotz der erwähnten geringfügigen Entlehnungen aus dem Sachsenpiegel nach seinem Gesamtcharakter zum fränkisch-thüringischen Rechtskreis gehört. Man hat zur Erklärung dieses Umstandes darauf verwiesen, daß der bergmännische Teil der Bevölkerung Goslars aus Franken stammt.

Das Goslarer Stadtrecht ist von verschiedenen Städten des Harzgebietes übernommen worden, so von Halberstadt, Blankenburg und Wernigerode. Die hier benutzten Handschriften sind uns noch erhalten. Halberstadt war wieder Mutterrechtsstadt von Aschersleben und Osterwieck. Viele Städte haben auch Rechtsweisungen von Goslar erbeten und erhalten, so z. B. Nordhausen und Altenburg. Eine Ausbreitung des Goslarer Rechts nach Norden wurde freilich durch den Einfluß Braunschweigs, und nach Osten durch denjenigen Magdeburgs gehemmt.

Eine außerordentlich weite Verbreitung hat das Goslarer Stadtrecht aber — freilich ohne daß der Name der Stadt genannt wird — auf mittelbare Weise erfahren, nämlich durch das sogenannte Meißener Rechtsbuch, ein Werk, das wahrscheinlich zwischen 1357 und 1387 in Zwickau entstanden ist. Seine Hauptquelle ist das Goslarer Stadtrechtsbuch: mehr als die Hälfte seiner Satzungen, oft ganze Kapitel, hat es in sich aufgenommen! Dabei hat es Bestimmungen, die sich auf die besonderen Verhältnisse Goslars bezogen, abgeschwächt oder ganz weggelassen, und in dieser verallgemeinerten Fassung bezeichnet das Meißener Rechtsbuch das Goslarer Recht als „Kaiserweichbild“ oder „Kaiserrecht“ schlechthin, d. h. als Recht der Städte, die kaiserliche Privilegien besitzen. Vermittelt durch das Meißener Rechtsbuch hat das Goslarer Recht eine außerordentlich weite Verbreitung gefunden: 76 deutsche Handschriften vom Meißener Rechtsbuch und 26 Übersetzungen ins Tschechische beweisen, daß es — und mit ihm Goslarer Recht! — über Böhmen, Mähren, Schlesien, Preußen und Polen verbreitet war.

Auch wegen dieser starken „sekundären“ Weiterwirkung gehört das Goslarer Rechtsbuch zu den wichtigsten Rechtsbüchern des Mittelalters, und die Forschung schuldet W. Ebel Dank für die von ihm vorgelegte Neuausgabe.
Walter Fräßdorf.

Heino Wiechell: Das Schiff auf Siegeln des Mittelalters und der beginnenden Neuzeit.

Eine Sammlung von bildlichen Quellen zur Schiffstypenkunde. Kultusverwaltung der Hansestadt Lübeck. Veröffentlichung IV. 64 S., 265 Abb.

Aufgabe der vorliegenden Schrift ist es, nach den Worten des Verfassers, „die zur Zeit bekannten und zugänglichen Siegel mit Schiffsbildern vom

endenden 12. Jahrhundert bis zur beginnenden Neuzeit zusammenzustellen“. Man darf dem Verfasser bescheinigen, daß ihm dies in hervorragender Weise gelungen ist. Die Schiffssiegel sind unsere wichtigste Quelle für die Kenntnis der mittelalterlichen Schiffbaugeschichte. Aber es war bisher schwer, sich aus der Literatur einen umfassenden Überblick zu verschaffen. Selbst der vorzügliche, von H. H. Brindley verfaßte Katalog der Siegelsammlung des *National Maritime Museum* in Greenwich brachte in seinem Bildteil nur eine Auswahl von 48 Siegeln. Demgegenüber hat H. Wiechell die stattliche Zahl von 265 Siegeln zusammengetragen und damit die vorhandenen Schiffssiegel fast vollzählig erfaßt. Hinzuzufügen wären allenfalls noch die Siegel von Haverfordwest und Nantes und das interessante Schiffssiegel des Jakob, Pfarrers von Axel, 1285 (*Corp. Sig. Neerl.* Nr. 269). Die Beschriftung der Abbildungen hätte man sich etwas ausführlicher gewünscht. Zum mindesten sollten die Siegelumschriften angeführt werden. Wie soll der mit dem Stoff nicht vertraute Leser z. B. erkennen, daß das Siegel von Bristol (Nr. 65) in der Umschrift eine Segelanweisung enthält? Die zeitliche Reihenfolge ist im allgemeinen richtig beachtet. Nur das Siegel von Dunwich (Nr. 10) steht an falscher Stelle. Es stammt nicht aus dem Jahre 1199, sondern aus der Zeit um 1270 (Vgl. *Bremisches Jb.* 51, 1969, S. 100).

Von besonderem Wert ist der einführende Teil, der einen Überblick über die allgemeine Entwicklung der europäischen Schifffahrt im Mittelalter und über die Entwicklung der drei Schiffstypen, des Nef, der Kogge und des Hulk, gibt. Dankbar wird man auch die Übersichtskarte S. 8 begrüßen, auf der alle Orte im Bereich des Englischen Kanals eingezeichnet sind, die in der Zeit vom 12. bis zum 15. Jahrhundert Schiffsbilder in ihren Siegeln geführt haben. Leider sucht man unter den Abbildungen vergeblich nach einem Siegel der Stadt Gloucester, obschon sie auf der Karte eingetragen ist. Ob der Reisigstrauch, der sich bei einigen englischen Schiffen auf dem Vor- oder Achterkastell, manchmal auch auf beiden, findet, wirklich ein Zeichen der Kriegsschiffe war, wie S. 19 behauptet wird, ist nicht ganz sicher. Der Reisigzweig findet sich nicht nur in dem angeführten Siegel der Admiralität von Bristol, sondern auch in den Siegeln von Dover, Haverfordwest, Melcome Regis, New Shoreham und Yarmouth, und einige der hier dargestellten Schiffe sind offensichtlich keine Kriegsschiffe. Aber diese kleinen Beanstandungen beeinträchtigen den Wert der Schrift nicht, deren Anschaffung man nur wärmstens empfehlen kann, zumal der Preis nur gering ist.

Münster/Westf.

Hans Horstmann.

Konrad Onasch: Großnowgorod und das Reich der heiligen Sophia — Kirchen- und Kulturgeschichte einer alten russischen Stadt und ihres Hinterlandes.

204 S., 22 Abb. im Text, 66 Btf., 2 S. Worterklärungen, 5 S. Quellen- und Literaturverzeichnis, 5 S. Verzeichnis der Abb. und Btf. und 1 eingehängten Übersichtstafel, Leipzig 1969, Verlag Koehler & Amelang.

Dieses ganz hervorragende Buch wurde mir von einem Freunde in einer der alten Hansestädte im baltischen Raume als Geschenk übersandt, in einer Zeit, in der wir selber Bücher wie Dollingers Hansebuch von den Kontrollstellen zurückgesandt erhielten. *Kirchen- und Kulturgeschichte einer alten russischen Stadt und ihres Hinterlandes* nennt sich dieses Buch im Untertitel, und das ist es in der Tat. Wir sind gewohnt, Nowgorod von seinen hansi-

schen Verbindungen und Beziehungen her zu sehen, wie es unser Freund Paul Johansen mit Erfolg zu deuten verstand, und gewiß springt dies für uns am ehesten in die Augen. Aber vollkommen erklärt wird auch dies erst, wenn man das andere, im Hintergrunde Liegende, in Herkunft und Bedeutung Ur-tümliche kennt, die engen Zusammenhänge mit den kirchlichen Begebenheiten und Entwicklungen, wo die heilige Sophia, der kirchliche Mittelpunkt, zum Bestimmenden auch für die Wirtschaft der Stadt wird, wo sich Herrschaftsbezirke bis an die Küsten des Eismeereres ergeben, aber auch die geistlichen und kirchlichen Auseinandersetzungen mit Kiew und Byzanz, dann aber auch mit dem vordringenden Moskwitertum das Bestimmende werden, bis hin zu den Jahren, wo Iwan III. die Herrschaft antritt, die dann durch Iwan IV. zu vollkommener Angliederung führt. Nowgorod — dem Namen nach die „neue Stadt“ — ist der mächtige Wettbewerber von allen gewesen, durch den sie dann aber auch selbst Ausgestaltung und im Falle Moskaus Vollendung finden. Aus dem Erbe Nowgorods erwächst Petersburg als neuer Wettbewerber Moskaus für Jahrhunderte. Immer handelt es sich auch um geistige und kulturelle Auseinandersetzungen, die die politischen und die wirtschaftlichen bestimmend beeinflussen. Sehr geschickt ist dies in drei großen Abschnitten zusammengefaßt, mit bezeichnenden Leitsprüchen über ihren Überschriften: „Man kämpft nicht gegen Gott und Nowgorod“ — Geschichte Großnowgorods; „Wo die heilige Sophia ist, da ist Nowgorod“ — Topographie, Verwaltung und Regierung Großnowgorods. Die Klöster; „Verständnis in jeglicher Weisheit und Erfahren in Erkenntnis und Einsicht“ — Kulturgeschichte Nowgorods. Ganz hervorragend sind die entwickelten Einsichten, um nur einiges aus dem letzten Buchteil herauszugreifen: Die ersten Kirchenbauten; Kirche und Kultur der ersten Generation; die Malerei, Ikonen und anderes; die Ketzereien, die vom Westen her, durch die Kaufmannsbeziehungen beeinflußt, bis hierher ihre Wellen schlagen: schon die von Wiklif und von Hus, verbunden mit einer Bildungsrenaissance. Und wenn zu den einzelnen etwas gesagt werden darf: sollten Cosmas und Damian nicht nur als Schutzpatrone der Schmiede verehrt, vielmehr auch durch hansische Beziehungen, durch die Bremer Kirche vermittelt worden sein?

Dieses Buch zu lesen, ist für den geschichtlich Gebildeten, nach neuen Erkenntnissen Strebenden, aber auch für den gebildeten Laien ein großer Genuß, zumal es in der Ausstattung, nicht zuletzt durch die reichlich hingestreuten Bildtafeln, verwöhnten Ansprüchen genügen kann.

Friedrich Prüser.

Hanserezeze. Vierte Abteilung (von 1531 bis 1560), Zweiter Band: 1535 Juli bis 1537.

Herausgegeben vom Hansischen Geschichtsverein. Bearbeitet von Klaus Friedland und Gottfried Wentz (†). XI, 640 S. Köln/Wien, 1970, Böhlau Verlag.

Die vom Hansischen Geschichtsverein (HGV) herausgegebenen Hanserezeze sind mit einem neuen Bande erschienen — endlich! Er hat wie sein Vorgänger eine überaus lange Anlaufzeit gehabt, und beide Male war dies nach einem großen Kriege und folgenden verwirrenden Krisenzeiten, die schon für die Beschaffung der Mittel besonders schwierig waren, geschweige denn, was die Bearbeitung betraf. Für den 1. Bd. hatte man dann allerdings in *Gottfried Wentz* einen hervorragenden Bearbeiter gefunden,

der übrigens auf dem Bremer Hansetag 1931 über seine Arbeit vortrug und sich überhaupt um die Veröffentlichungstätigkeit des HGV, im besonderen um diese wichtige Sparte, bleibende Verdienste erworben hat. Hatte er sich vorgenommen, den 1. Bd. dieser IV. Abtlg. ursprünglich bis 1540 zu erstrecken, so konnte er 1941 doch nur ein bis Ende Juni 1535 abgeschlossenes Manuskript veröffentlichen. Indes besaß er darüber hinaus viele, allerdings noch zu ergänzende Niederschriften, über deren Vervollständigung er 1945 leider hinweggestorben ist. Mittel zum Erwerb seines vorläufigen Druckmanuskriptes standen dem HGV erst 10 Jahre später zur Verfügung, und erst nach weiteren 3 Jahren konnte in *Klaus Friedland* ein weiterer Bearbeiter gewonnen werden, der zunächst in unsäglicher Kleinarbeit eine Nachsuche in den in Frage kommenden Archiven vornehmen mußte, sich dann aber bald auf die Zeit bis Ende 1537, einem sich von der Sache her bietenden Einschnitt, zu beschränken gezwungen war.

Vielleicht wird der vorliegende Band überhaupt der letzte in der Veröffentlichungsreihe sein müssen, schon sachlich bedingt, weil „Rezesse“ und „Berichte von Ratssendeboten“ in der allgemeinen Wertung und in ihrer geschichtlichen Bedeutung vor den Archivalien fürstlicher oder nationalstaatlicher Herkunft in der Folge zurückstehen. Dazu zwingt die Fülle der Schriftstücke zu Beschränkung, Auswahl, Verzicht auf Gleichlautendes, um so mehr, als bei den starken Kriegsverlusten der hansestädtischen Archive, wollte man vollständig bleiben, auf sekundäre Nachweise, Abschriften und dergleichen zurückgegriffen werden müßte.

So sah sich Klaus Friedland gezwungen, nichthansische Schriftstücke und wiederholende Rezesse einzelner Städte sachlichen Kernstücken unter- und nachzuordnen, wobei eine am Ende des Bandes angefügte Konkordanz für den Benutzer ein zeitliches Zusammenbringen ermöglicht. Regesten und Inhaltsangaben, Verweise auf eingehende Veröffentlichungen an anderer Stelle sind in diesem Bande deshalb auch häufiger als in den früheren verwandt worden, und sprachliche Varianten wurden nicht mehr angemerkt.

All dies unterscheidet sich weitgehend von den Veröffentlichungsgrundsätzen, die man bei Inangriffnahme dieser Reihe vor etwa 100 Jahren im Auge hatte. Dennoch ist dieser Band der Rezesse, sollte er tatsächlich der letzte sein müssen, ein guter Abschluß. Man mag ihn auch eine mutige Tat sowohl des Bearbeiters wie des Herausgebers nennen, ein Werk, mit dem sie beide Ehre einlegen können, ein würdiges Geschenk Friedlands zum 100jährigen Bestehen des Vereins. Man muß dafür großen Dank wissen.

Ein Lob gilt auch dem äußeren Bilde, der vorzüglichen Ausstattung, wie der Umrahmung des Textteiles mit einer klugen Einleitung zu Beginn und den Registern und Weisern am Ende. Einem Orts- und Personennamenweiser wird ein Personenverzeichnis nach Städten angefügt, worauf dann noch ein gut ausgeworfener Sachweiser folgt.

Friedrich Prüser.

Friedrich Bruns (†) und Hugo Weczerka: Hansische Handelsstraßen: Textband. Auf Grund von Vorarbeiten von Friedrich Bruns (†) bearbeitet von Hugo Weczerka. — Registerband. Bearbeitet von Evamaria Engel und Hugo Weczerka unter Mitarbeit von Ilse Bongardt.

Quellen und Darstellungen zur hansischen Geschichte. Neue Folge. Bd. XIII, Teil 2. XIV u. 796 Seiten. Wismar 1967. Verlag Hermann Böhlau Nachfolger. Teil 3. 115 Seiten. Ebd. 1968.

Nachdem der Atlasband der „Hansischen Handelsstraßen“ erscheinen konnte¹⁾, ist nun nach fast 80 Jahren seit dem Beginn der Arbeiten das Werk mit dem Textband als Teil 2 1967 und als Teil 3 mit dem Registerband 1968 abgeschlossen. Dieser Textband ist mit seinen 796 Seiten ein überaus stattliches Buch geworden: Der Registerband von 115 Seiten umfaßt alle selbständigen Namen von Städten, Dörfern und anderen Örtlichkeiten des Textbandes, der die „Hansischen Handelsstraßen“ beschreibt.

In seinem ersten Hauptteil berichtet er über das mittelalterliche und frühneuzeitliche Straßenwesen überhaupt, erläutert den Begriff „Hansische Handelsstraßen“ und äußert sich gründlich zu den einschlägigen wissenschaftlichen Forschungsaufgaben.

Wir hören vom Recht der Straßen des Mittelalters und ihren baulichen und technischen Gegebenheiten, von dem tatsächlichen Hergang und Verlauf des Verkehrs, der Art der Beförderungsmittel, den Herbergen, Abgaben, Zöllen, Kaufschillingen und Wegepfennigen, den mannigfachen Gefährdungen, sei es geologischer und klimatischer Art, sei es aus politischen Gründen oder wegen Räuberei und Überfall durch Wegelagerer.

Hansisch werden die Straßen genannt, die von hansischen Kaufleuten benutzt worden sind. Etwa seit dem 12. Jahrhundert können solche Straßen so bezeichnet werden. Räumlich kann als Gebiet hansischen Handels der mitteleuropäische Raum bis Brügge im Westen, südlich bis zur Straße Frankfurt am Main—Köln — die Strecke Köln—Leipzig als „Brabanter Straße“ eingeschlossen — angegeben werden. Südöstliches hansisches Handelsgebiet erstreckt sich bis Nürnberg und Prag, das im Norden liegende über die Ostseestädte bis hin nach Danzig und Königsberg — bei immer lockerer Durchsetzung mit hansischen Kaufleuten —; im ganzen hat es seine Ausläufer bis nach Breslau und Krakau ins Polnische Reich hinein. In der Nord-Süd-Richtung führen die Handelsstraßen nach Halle, Leipzig, Erfurt und Nürnberg.

Eine unendliche und unermüdliche Kleinarbeit in den Quellen war nötig, um aus dem Vielerlei von Straßennamen, örtlichen Einrichtungen, Hoheitsbestimmungen, Gesandtschafts itineraren, Reiseberichten von Kaufleuten, Bürgermeistern, Syndikern, Visitatoren und vielem mehr, etwa aus Stadtrechnungen, Zollbüchern das fast überquellende Einzelmaterial zusammenzutragen, um die verschiedenen hansischen Handelsstraßen beschreiben zu können. Über nicht weniger als 359 große Straßenzüge (in der Art einer „Beschreibung aller Törners“ um Osnabrück) berichtet der Textband mit Einzelheiten vielfältiger Art. Immer wieder erscheint auch Bremen — hansische Großstadt (mit 10 000 bis 20 000 Einwohnern) wie Lübeck, Köln, Braunschweig, Danzig — als Ausgangs- wie Durchgangspunkt wichtiger Straßenverbindungen, im Register 34mal genannt, mit derselben Zahl wie Hamburg. Allein 33 Straßendarstellungen betreffen das Gebiet zwischen Elbe und Weser. Als eine der wichtigsten West-Ost-Fernstraßen ging, aus Westfalen mit dem dichtesten Fernverkehrsnetz des hansischen Bereichs kommend, die Flämische Straße von Brügge durch Bremen bis nach Lübeck und weiter ostwärts. Das Brügger Itinerar von 1380 gibt viele Einzelheiten: Noch früher beschreibt als ältestes Itinerar das des Abtes Albert von Stade aus dem frühen 13. Jahrhundert den Weg von Stade nach Rom und zurück. Als weiteres Beispiel sei auf den „Bremischen Romweg“ in Erhard Etzlands Romweg-Karte von 1500 — über die Ochtum bei Kattenturm über Minden führend — verwiesen. Aufteilung, Darstellung des Ganzen sind schlüssig. Die verschiedenen größeren Räume der

¹⁾ Vgl. Br.Jb. 51, 443.

Straßenzüge in West und Ost kommen klar zur Geltung. Innerhalb der Gebiete erläutern die Straßenberichte — Straße als durchgehende Verbindung zweier Punkte verstanden — die übersichtlichen Karten des Atlasbandes.

Der Leser wird derart vielseitigen Tatbeständen und Geschehnissen aller Art gegenübergestellt, daß es einem den Atem verschlagen mag. Bei der Lektüre verspürt man einen Hauch von den Umständen, Schwierigkeiten, Mißhelligkeiten des Personen- und Güterverkehrs zu den Zeiten der Hanse, der doch lange Zeit so erfolgreich und ergiebig ist. Welch eine Entwicklung zum Luft- und Container-Verkehr, der Weltraumfahrt der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts!

Theodor Halbach.

Stralsunder Friede von 1370 und Hansischer Geschichtsverein von 1870¹⁾.

Zum 600. Jahrestag des Stralsunder Friedens.

Hansische Geschichtsblätter, 88. Jahrgang. Gesondert herausgegebener Teil I, darin Unterabteilung II, S. 83—214. 1970 Köln und Wien, Böhlau-Verlag.

Während Unterabteilung I dieses der Geschichte des Stralsunder Friedens und des zu seiner 500-Jahr-Feier gegründeten Hansischen Geschichtsvereins herausgegebenen Teilbandes des 88. Jahrganges dem letztgenannten Thema gewidmet ist, bringt Unterabteilung II zum 600. Jahrestag des Stralsunder Friedens vier Aufsätze: von Philipp Dollinger, dem Vf. einer sehr anerkannten neueren Zusammenfassung der Geschichte der Hanse (Vgl. Br. Jb. Bd. 51, 442 f), S. 148—162 eine gleichfalls zusammenfassende Übersicht über *Die Bedeutung des Stralsunder Friedens in der Geschichte der Hanse* und S. 163—214 einen mit 5 Faltblättern in Tasche über die Verwandtschaften Karls IV. im Südosten um 1353 und 4 mit Itineraren Karls IV., belegten umfassenden Aufsatz von Heinz Stöob *Kaiser Karl IV. und der Ostseeraum*, dazu 2 weitere von Jochen Götze (Heidelberg) und von seinem Lehrer Ahasver v. Brandt, die, sich gegenseitig ergänzend, das Vertragswerk durchforschen. Der erste ist mit zwei verkleinerten Faksimiles von den beiden wichtigsten Verträgen versehen, der andere mit einer chronologischen Übersicht über den Ablauf des Stralsunder Vertragswerkes 1361—1376. Nachfolgend werden zunächst diese beiden Arbeiten einer etwas genaueren Durchsicht unterzogen. Dollingers Arbeit mag uns dann über die Bedeutung des Friedens für die Geschichte der Hanse unterrichten.

Jochen Götze: Von Greifswald bis Stralsund.

Die Auseinandersetzungen der deutschen Seestädte und ihrer Verbündeten mit König Valdemar von Dänemark, 1361—1370.

Der Vf. behandelt in seiner Arbeit im wesentlichen dasselbe Stoffgebiet wie Ahasver v. Brandt in seiner weiterhin zu besprechenden „diplomatischen Studie“; doch setzt seine Untersuchung bereits mit der Eroberung Gotlands durch Valdemar von Dänemark im Jahre 1361 ein und erörtert die Reaktion der Seestädte auf diese ernste Bedrohung ihrer Lebensbelange, die zunächst zur Niederlage von Hälsingborg (1361), einige Jahre später

¹⁾ Vgl. S. 309.

aber (1367) zur Konföderation von Köln führt. Dieser Vertrag ist für Götze „das Grundelement für ein von den wendischen Städten einzuleitendes Bündnissystem, das zu einer städtisch-fürstlichen Koalition gegen Dänemark und Norwegen gestaltet werden sollte“. In elf Einzelverträgen, die der Verfasser aufzählt, werden die Partner — die wendischen Städte, die Herzöge von Mecklenburg, die Grafen von Holstein und der König von Schweden — „jeweils kettenartig miteinander verbunden“ und durch die Verpflichtung, nur gemeinsam Frieden zu schließen, zusammengehalten. Daß die Bundesgenossen freilich recht verschiedene Kriegsziele verfolgen, erkennt Götze ebenso wie A. v. Brandt. Beide sehen auch das Motiv für den Weggang Valdemars aus seinem Reiche nicht wie Dahlmann und noch Dietrich Schäfer in „Feigheit und Leichtsin“, sondern in der „im Ansatz richtigen Absicht“ (Götze), auf dem Festlande eine Koalition gegen seine Feinde zusammenzubringen. Beide Vf. behandeln das Stralsunder Vertragswerk von 1370 mit der seiner Wichtigkeit entsprechenden Gründlichkeit, stimmen auch in ihrer Beurteilung der vielerörterten Mitbestimmung der Hanse bei der Wahl eines Nachfolgers von Valdemar — gegen frühere Ansichten, etwa bei K. Pagel — überein; doch ist die Darstellung von A. v. Brandt hier vielleicht etwas klarer und übersichtlicher als die von J. Götze, während dieser bei der Besprechung der den Städten gewährten Privilegien ausführlicher berichtet: Diese werden in fünfzehn Punkten von ihm einzeln aufgezählt. Das Nachspiel zu den Stralsunder Verträgen, der jahrelange Kampf der Städte um deren Ratifizierung mit dem großen Siegel des Königs von Dänemark, findet sich nur in der Untersuchung von A. v. Brandt; insofern ist dessen Aufsatz die Fortsetzung der Arbeit von J. Götze.

Ahasver v. Brandt: Der Stralsunder Friede. Verhandlungsablauf und Vertragswerk 1369—1376.

Eine diplomatische Studie.

Die Arbeit von A. v. Brandt verfolgt die jahrelangen Verhandlungen und den dabei entstehenden diplomatischen Apparat, der zum Frieden von Stralsund führt, von der Kölner Konföderation von 1367 bis zur endgültigen Ratifikation der Verträge durch König Olav im Jahre 1376. Dabei zeigt sich, daß sich die Städte von Anfang an bemühen, gleichzeitig („zweigleisig“) sowohl mit dem dänischen Reichsrat wie mit König Valdemar zu verhandeln. Mit Delegierten des Reichsrates kommt es bereits im November 1369 zu zwei wichtigen Unterhändler-Verträgen: einem Friedens- und Privilegienvertrag mit einer Aufzählung aller hansischen Privilegien in Dänemark und besonders in Schonen, und einem Schadenersatz- und Garantievertrag mit der pfandweisen Überlassung von vier Schlössern in Schonen und zwei Dritteln ihrer Erträge. Von besonderer Wichtigkeit ist ferner die Bestimmung, daß bei einer Neubesetzung des dänischen Thrones neben der Ratifikation der Verträge durch den neuen Herrn die Zustimmung der Hansestädte einzuholen sei. Diese vielerörterte Bestimmung soll lediglich, das hebt der Verfasser mit Nachdruck hervor, einer möglichst weitgehenden Sicherung der Stralsunder Verträge dienen, keineswegs aber einen dauernden Anteil der Städte an der dänischen Königswahl festlegen, wie des öfteren früher, z. B. von K. Pagel, behauptet worden ist. Zu jenen von seiten der Dänen vorgelegten Hauptverträgen treten im Mai 1370 zwei seitens der Städte vorgelegte Ratifikationsurkunden-Entwürfe, je einer für den

Reichsrat und für den König, die aber nur nach Ratifizierung der Stralsunder Verträge mit dem Majestätssiegel des Königs Geltung haben sollen. Diese Ratifizierung mit dem „Großen Siegel“ bleibt nunmehr — entsprechend dem Rechtsdenken des Mittelalters — die ständige dringende Forderung der Städte. Der König, der 1368 außer Landes gegangen ist, hält sich zunächst den vorgeschlagenen Treffen fern; auch ein ihm übersandter Geleitbrief bleibt ohne Erfolg. Als es aber dann im Oktober 1371 doch zu einer Begegnung mit ihm kommt, ratifiziert er zwar die Verträge, jedoch nur mit seinem kleinen Siegel, verspricht aber, die Ratifizierung mit dem großen Siegel bis zum Jakobitag des folgenden Jahres (1372) nachzuholen. Es kommt dann zu einer recht umständlichen, „zweigleisigen“ Ratifizierung der Verträge durch die Städte mit einem „Gesamtinstrument“ und städtischen Einzelurkunden, wobei das Exemplar für den König wiederum nur nach seiner Ratifikation mit dem Majestätssiegel gelten soll. Da diese aber unterbleibt, mahnen die Städte den König zunächst schriftlich an sein Versprechen; dann geht im Herbst 1375 eine Gesandtschaft an ihn ab. Doch Valdemar liegt schwerkrank darnieder und ist zu Verhandlungen nicht imstande, läßt der Gesandtschaft aber sagen, daß er zu Johanni 1376 den Reichsrat einberufen und dann die gewünschte Ratifikation vollziehen werde. Aber er stirbt vorher, am 24. Oktober 1375.

Bei der Neuwahl des Nachfolgers halten sich die Städte vorsichtig zurück, was einer Entscheidung gegen den mecklenburgischen Bewerber und für Olav, den Sohn Hakons von Norwegen, gleichkam, den der Reichsrat dann auch am 3. Mai 1376 wählte. Eine Gesandtschaft der Städte geht an König Hakon ab und erreicht einen günstigen Frieden mit Norwegen und sodann im August 1376 die ersehnte Ratifikation der Verträge mit dem großen Siegel durch König Olav, — aber nun ohne die Bestimmung über die Königswahl, die gegenstandslos geworden war, da die Wahl, für die sie gedacht war, bereits stattgefunden hatte.

Mit dieser Ratifikation durch das große Siegel des dänischen Königs war das Vertragswerk des Stralsunder Friedens endlich so abgeschlossen, wie es die Städte seit Jahren verlangten.

Überblickt man den ganzen langwierigen Verlauf der Verhandlungen, so wird man der Zähigkeit, mit der jede der beiden Parteien ihren Standpunkt vertrat, die Anerkennung nicht versagen können. Die Überzeugung, alte Rechte zu verteidigen, führte Valdemar zu einer defensiven „Verzögerungs- und Auswegstaktik“ und die Städte zu einem länger als sieben Jahre dauernden aktiven Ringen um das Ziel, für ihre Rechte eine zuverlässige vertragliche Sicherheit zu erlangen.

Walter Fräßdorf.

Philippe Dollinger: Die Bedeutung des Stralsunder Friedens in der Geschichte der Hanse.

Hansische Geschichtsblätter, 88. Band, Teil I, Köln/Wien 1970, S. 148—162.

Die ältere Hanseforschung hat den Frieden von Stralsund übereinstimmend als Höhepunkt in der Geschichte der Hanse gesehen, in dem sie sich als führende Macht im Norden zeigt und von dem auch eine Belebung des Handels im Ostseeraum ausgeht. Jüngere Hanseforscher aber, so Fritz Rörig (1925) und Michael Postan (1957), haben sich gegen ein solches pauschales Urteil über den Frieden von 1370 gewandt, betrachten ihn jedoch

— entsprechend ihrer Themenstellung — lediglich als ein Glied in der Kette der Ereignisse und nicht als ein Hauptereignis, das in mannigfacher Weise die spätere Entwicklung beeinflußt hat. Ph. Dollinger hingegen will die verschiedenen Auswirkungen des Stralsunder Friedens im einzelnen untersuchen, um so zu einem Urteil über seine Bedeutung in der Geschichte der Hanse zu kommen.

Der Vf. macht zunächst darauf aufmerksam, daß der Friede mit Dänemark nicht von „der Hanse“, sondern von der „Konföderation von Köln“ abgeschlossen wurde, zu der neben den Seestädten in der Hanse — und nur diesen — auch niederländische Städte gehörten, die nicht Mitglieder der Hanse waren. Anlaß zu diesem Zusammenschluß war die drastische Erhöhung der Zölle für die fremden Kaufleute in Schonen gewesen. Wenn der Friede nun den Wegfall dieser Zollerhöhungen festlegte, so brachte er lediglich die Wiederherstellung des früheren Zustandes, nur daß jetzt ein einheitliches Privileg für die Städte der Konföderation an die Stelle der früheren Sonderprivilegien trat. Die Abtretung von vier festen Plätzen am Sund (für 15 Jahre) gab den hansischen Kaufleuten Sicherheit und eine Neubelebung des Heringshandels von 1368 bis 1400 auf jährlich 200 000 bis 300 000 Tonnen, die, da das Lüneburger Salz nun nicht mehr ausreichte und „Baiensalz“ geholt werden mußte, zu einer Ausdehnung des hansischen Handels bis zu den Westküsten Frankreichs führten. Das alles waren positive Auswirkungen des Stralsunder Friedens. Zu einer neuen Handelspolitik hat er die Hanse aber nicht veranlaßt. Denn ihre Maßnahmen zur Einschränkung des Handels der Fremden waren nicht neu, sie wurden nur dank der gewonnenen Machtstellung jetzt kräftiger betont. Ausgelöst wurden sie durch den wirtschaftlichen Aufschwung der Wettbewerber, vor allem der Holländer; mit dem Stralsunder Frieden stehen sie — nach Meinung des Vf.s — nicht in unmittelbarem Zusammenhang.

Wichtig ist, daß der Sieg über Dänemark im Bunde mit niederdeutschen Fürsten — den Herzögen von Mecklenburg und den Grafen von Holstein — errungen worden war, die andere Ziele verfolgten als die Städte. Diese hatten 1370 mit der Wiederherstellung ihrer alten Rechte erreicht, was sie erstrebten, die Fürsten, deren Ziel die Aufteilung Dänemarks war, hingegen nicht, so daß sie weiterkämpfen wollten. Die Städte standen nun vor einer schweren Entscheidung, ließen sich dann aber von der Einsicht leiten, daß ein Sieg der Fürsten ihre Freiheit bedroht hätte, trennten sich von ihnen und schlossen mit Dänemark einen Sonderfrieden mit milden Bedingungen für den bisherigen Gegner.

Auf die Frage, ob der Friede von Stralsund die hansische Gemeinschaft gefestigt habe, antwortet der Vf.: „Eine Festigung der Städtehanse brachte der Friede, aber keine Erweiterung“, und er verweist darauf, daß die holländischen und seeländischen Städte der Konföderation, die nicht zur Hanse gehörten, ihr auch nach dem Siege (mit wenigen Ausnahmen) nicht beitraten. Der Aufschwung ihres Tuchhandels in der Ostsee und die Ausdehnung der Heringsfischerei in die Nordsee verringerten ihr Interesse am Handel in Schonen.

Die Beziehungen zwischen der Hanse und dem Reich sind von Heinrich Reincke (1931) und — im vorliegenden Bande der HGBll. — von Heinz Stooß (unter Zugrundelegung der Itinerare Karls IV.) so gründlich untersucht worden, daß Dollinger nur auf den großen Plan dieses Kaisers eingeht,

politische und wirtschaftliche Verbindungen zwischen Böhmen, dem Zentrum seines Reiches, und den nordischen Meeren herzustellen. Dieses Ziel hatte er wohl schon im Auge, als er, der bekanntlich kein Freund der Städte war, Hamburg 1359 bedeutende Privilegien gewährte. Aber sein Plan scheiterte am Widerstand der mittelbischen Städte, die ihr Stapelrecht nicht aufgeben wollten. Er griff ihn wieder auf, als er 1373 die Mark Brandenburg erworben hatte, diesmal mit Lübeck als Zielpunkt. Es kam zu dem berühmten Besuch Karls, bei dem er die Ratsherren mit der Anrede „Herren“ ehrte, der aber doch nicht zu einer engeren Verbindung der beiden Parteien führte. Sicher ist auf den Versuch zu solcher Partnerschaft, den einzigen in der Geschichte, die Machtstellung, die der Stralsunder Friede Lübeck und der Hanse gegeben hatte, nicht ohne Einfluß gewesen.

Nach Meinung des Vf'sers sind auch die sozialen Verhältnisse in den Hansestädten durch den Frieden von Stralsund beeinflußt worden, wenigstens nimmt er dies für Lübeck an, dessen „Knochenhaueraufstand“ von 1379 er aus dem durch den Sieg und den Kaiserbesuch gesteigerten Selbstbewußtsein des Patriziats einerseits und der Erhöhung der Steuern zur Bezahlung der Kriegskosten andererseits erklären möchte.

Am Schluß seiner Darlegungen betont der Vf., daß der Friede von 1370 den hansischen Handel in Schonen bis zum Ende des 16. Jahrhunderts gesichert habe, gibt aber zu: „Der Stralsunder Friede ist kein Wendepunkt in der hansischen Geschichte gewesen, der sie in neue politische und wirtschaftliche Bahnen gelenkt hätte, sondern nur ein wichtiger Markstein in der kontinuierlichen Entwicklung der Hansegeschichte“. Walter Fräßdorf.

Der Wandel in der Beurteilung des Stralsunder Friedens.

Karl H. Schwebel: Der Stralsunder Friede (1370) im Spiegel der historischen Literatur. Eine Übersicht.

Jahrbuch der Wittheit zu Bremen, Band XIV, 227 S. Text und 5 S. Auszüge aus den Stralsunder Friedensurkunden im Anhang. Verlag Friedrich Röver, Bremen 1970.

Die Arbeit von Karl H. Schwebel ist das Festgeschenk der Wittheit und der Historischen Gesellschaft zu Bremen zur Jahrhundertfeier des Hansischen Geschichtsvereins. Sie geht von der Tatsache aus, daß häufig wichtiger und wirksamer als die geschichtlichen Ereignisse an sich deren Widerspiegeln und Bewerten bei den Zeitgenossen und der Nachwelt sind; denn sie bestimmen deren Stellungnahme zu den Ereignissen. Daraus folgt, daß der Historiker nicht nur herauszuarbeiten hat, „wie es einst gewesen“, sondern daß er sein Augenmerk auch auf die Urteile und Meinungen richten muß, die von den Ereignissen hervorgerufen worden sind. Das gilt auch für den Stralsunder Frieden von 1370. Er hat der Hanse einen Machtgewinn gebracht, der ihn, wie der Verfasser betont, „für alle Zeiten zu einem Symbol für hansische Größe werden ließ“, und er folgert daraus: „Wer sich fortan zu diesem einzelnen historischen Faktum äußerte, gab damit, *pars pro toto* nehmend, zugleich seine Meinung über die Hanse insgesamt kund“. So will auch der Verfasser seine Untersuchung verstanden wissen, d. h., seine Absicht ist, durch eine *sine ira et studio* besorgte Dokumentation von Werturteilen „über einen wichtigen Vorgang der hansischen und nordi-

schen Geschichte Stellung und Rang der Hanse zu bestimmen und abzugrenzen“.

Als Gliederung seines Stoffes wählt der Verfasser eine geographisch-chronologische Einteilung, wie sie in der „Hansischen Umschau“ der „Hansischen Geschichtsblätter“ üblich ist: Von den „drei hanseatischen Schwestern“ Lübeck, Hamburg und Bremen ausgehend, untersucht die Arbeit die hansische Geschichtsschreibung in den Ostseeländern Schleswig-Holstein, Mecklenburg, Pommern, Altpreußen, Livland, Polen und Rußland, wendet sich darauf erst den Niederlanden, dann dem skandinavischen Norden zu (Dänemark, Norwegen, Schweden) und schließt mit einer „Allgemeinen Hansehistorie“ ab, die von Karl Lamprechts „Deutscher Geschichte“ bis zu den Hanseartikeln der neueren Enzyklopädien reicht. Die dabei häufig angewandte Untergliederung in Mittelalter, 16.—18. Jahrhundert und 19. bis 20. Jahrhundert soll zugleich eine — wenn auch grobe — Scheidung der Epochen in mittelalterliche Chronistik, humanistisch-aufklärerische Historiographie und moderne quellenkritische Geschichtsforschung andeuten.

Als Quellen benutzt der Verfasser mittelalterliche Chroniken und frühe Drucke in ihren wissenschaftlichen Ausgaben ebenso wie moderne darstellende Werke, die zum Stralsunder Frieden Stellung nehmen; doch verbot die zur Verfügung stehende Zeit, bisher unveröffentlichte, in den Archiven schlummernde Quellen aufzuspüren und zu verwenden. Das aus der benutzten Literatur zusammengetragene und ausgewertete Material war ohnehin so umfangreich, daß die ursprüngliche Absicht, es für einen Vortrag oder einen Zeitschriftenaufsatz zu verwenden, aufgegeben werden mußte und die Untersuchung als stattlicher Band in den Schriften der Wittheit erscheint. Mehrere hundert hansische Geschichtswerke aus dem ganzen Hansegebiet werden in ihr mit wissenschaftlicher Sorgfalt auf ihre Zuverlässigkeit, ihre Quellen und ihre Weiterwirkung untersucht und charakterisiert, so daß ein „vieltöniger Chor von Stimmen zum Frieden von Stralsund“ und damit ein wertvoller Beitrag zur Hansegeschichtsschreibung entstanden ist. Der Verfasser selbst nennt seine Arbeit freilich „eine oft mühselige Kärnerarbeit im Staube altehrwürdiger Archive“ und bedauert, daß sie „keine kurzweilige Lektüre“ ist.

Walter Fräbldorf.

Der Hansische Geschichtsverein.

Ahasver v. Brandt: Hundert Jahre Hansischer Geschichtsverein. Ein Stück Sozial- und Wissenschaftsgeschichte.

Hansische Geschichtsblätter, 88. Jahrgang, Teil I, S. 3—67. Köln/Wien 1970.

Im Mai 1970 ist der Hansische Geschichtsverein (HGV) hundert Jahre alt geworden! Aus diesem Anlaß berichtet A. v. Brandt in längeren Ausführungen über die geschichtliche Entwicklung des Vereins.

Gegründet wurde der HGV 1870 in Stralsund anläßlich der 500-Jahr-Feier des Stralsunder Friedens; aber sein charakteristisches Gepräge erhielt er auf seiner ersten Tagung im Jahre 1871 in Lübeck. Hier war es Georg Waitz, der ihm die Aufgabe stellte, nicht nur, wie andere historische Vereine, Geschichtsfreunde zusammenzuschließen, sondern vor allem die hansischen Quellen zu sammeln und herauszugeben. Damit erhob er den HGV in den

Rang eines wissenschaftlichen Institutes, den er bis heute behalten hat, wenn auch die Ziele gewisse Abwandlungen erfahren haben. Damals wurde auch Lübeck als Vereinssitz bestimmt, Aufgaben und Zusammensetzung des Vorstandes wurden festgelegt, und es wurde beschlossen, eine Zeitschrift herauszugeben und alljährlich zu Pfingsten zusammenzukommen. Diese Pfingsttagungen wurden bald zu Höhepunkten des Vereinslebens; sie schufen menschliche Kontakte und gaben wertvolle wissenschaftliche Anregungen. (In Bremen kam der Verein Pfingsten 1876, 1896, 1931 und 1962 zusammen.) Im Sinne der Waitzchen Zielsetzung traten bei den Tagungen die geselligen Veranstaltungen gegenüber der wissenschaftlichen Arbeit immer mehr zurück, im Vorstand wurde die Gruppe der Universitätsprofessoren ständig stärker, und bei den Vereinsmitgliedern nahm die Zahl der Fachleute gegenüber den „bloßen Geschichtsfreunden“ mehr und mehr zu. Deutlich ist am Mitgliederbestand auch der persönliche Einfluß von G. Waitz zu erkennen: Bei seinem Tode 1886 waren 17 Professoren der Göttinger Universität Mitglieder des Vereins (1956 nur noch drei!), und von 487 Mitgliedern waren 59 ehemalige Schüler von ihm. Waitz-Schüler waren es auch (K. Höhlbaum, G. v. d. Ropp usw.), die es im Auftrage des Vereins unternahmen, die Anregungen ihres Lehrers zu verwirklichen, und das bedeutete, die Hanserezesse über den im Münchener Unternehmen gesetzten Termin hinaus weiterzuführen, ein Hansisches Urkundenbuch und — für besondere Quellengruppen — eine Sammlung „Hansischer Geschichtsquellen“ herauszugeben. A. v. Brandt führt die damals in den siebziger und achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts herausgebrachten Quellenbände im einzelnen auf und würdigt sie als bedeutende wissenschaftliche Leistungen. Die Herausgabe von darstellenden Werken gehörte nicht zum Programm.

Das änderte sich, als seit der Jahrhundertwende Dietrich Schäfer immer mehr als führende Persönlichkeit im Vorstand des Vereins hervortrat. Er war nicht nur ein Historiker von hohem Rang, sondern auch eine starke, fröhliche Persönlichkeit, die überzeugt war, daß Deutschland zur Weltmacht berufen sei. Daher trat er mit Nachdruck für die Einbeziehung der Handels- und Schiffahrtsgeschichte und für die Aufnahme von historischen Darstellungen in das Arbeitsgebiet des HGV ein und schlug die Herausgabe einer Reihe von volkstümlichen kleinen Schriften zur hansischen Geschichte vor, Anregungen, die die Sammlung „Abhandlungen zur Verkehrs- und Seegeschichte“ und die „Pfingstblätter“ entstehen ließen. Bis über den ersten Weltkrieg hinaus hat seine überragende Persönlichkeit die Arbeit des Vereins aufs stärkste bestimmt. Dann traten seine Schüler an seine Stelle: Rudolf Häpke, durch den die „Hansischen Geschichtsblätter“ zum Zentralorgan der Hanseforschung wurden, Hermann Wätjen, ein gebürtiger Bremer wie Dietrich Schäfer und Rudolf Häpke, der mit seinen Untersuchungen über die Überseeschifffahrt die Forschungsrichtung seines Lehrers fortgesetzt hat, Fritz Rörig, aus dessen großer Schule 28 Dissertationen mit hansischen — oder verwandten — Themen hervorgegangen sind, und schließlich Ludwig Beutin, ein weiterer Bremer, als Schüler von R. Häpke ein „Enkelschüler“ von Dietrich Schäfer, der mit seinem Buch „Bremen und Amerika“ die Erforschung der Überseeschifffahrt weitergeführt hat. Kennzeichnend für die Arbeit des HGV in den letzten zwei Jahrzehnten ist eine Hinwendung zu wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Fragen und die Betonung des internationalen Charakters der hansischen Probleme.

Blickt man auf die hundert Jahre seines Bestehens zurück, so läßt sich feststellen, daß der HGV, von bedeutenden Persönlichkeiten entscheidend beeinflußt, eine erstaunliche wissenschaftliche Tätigkeit entfaltet hat, trotz vieler persönlicher und finanzieller Schwierigkeiten und schwerer Rückschläge durch die beiden Weltkriege und die Geldentwertung. Dabei ging der Weg von der Herausgabe großer, vielbändiger Quellenwerke zu kleineren Urkundensammlungen, Kartenwerken und darstellenden Monographien und zur Veröffentlichung von Zeitschriftenaufsätzen, Literaturberichten und volkstümlichen Heften. Es zeigt sich aber auch, daß ein Verein mit Hunderten von weitverstreuten Mitgliedern, mit ehrenamtlicher Leitung, Vereinsstatuten usw. für ein wissenschaftliches Unternehmen eine wenig geeignete Organisationsform darstellt. Daher blickt der Verfasser am Ende seiner Darlegungen etwas besorgt in die Zukunft und fragt, ob der HGV unter diesen Umständen auch im zweiten Jahrhundert seines Bestehens so erfolgreich wie bisher wird weiterarbeiten können.

Eine wertvolle Ergänzung der Arbeit von A. v. Brandt bilden einige von H. W e c z e r k a zusammengestellte Listen: die eine zählt die Tagungsorte des HGV auf, zwei andere stellen — in alphabetischer und in zeitlicher Folge — die Vorstandsmitglieder in den hundert Jahren seines Bestehens zusammen.
Walter Fräßdorf.

Annelise Tecke: Die Glückwunschadresse des Hamburger Senats an den Kongreß der Vereinigten Staaten von Amerika zur erworbenen Unabhängigkeit.

Zeitschrift des Vereins für hamburgische Geschichte, Band 55, S. 181 bis 187, Hamburg 1969, Hans Christians Verlag.

Aus dem einschlägigen Schrifttum ist bekannt, daß der Hamburger Senat die Vereinigten Staaten 1783 nach Abschluß der englisch-amerikanischen Friedenspräliminarien in einem offiziellen Schreiben zur erlangten Selbständigkeit seine Glückwünsche ausgesprochen und ihnen „wechselseitig vorteilhafte Handlungsgeschäfte“ vorgeschlagen hat. Nicht bekannt war aber bisher die Vorgeschichte dieser Glückwunschadresse. Über sie berichtet A. Tecke aufgrund von Hamburger Senatsprotokollen.

Die Loslösung der nordamerikanischen Kolonien von England machte diese nicht nur politisch, sondern auch wirtschaftlich frei. Das gab den Hansestädten die Möglichkeit, nun den unmittelbaren Handel mit Nordamerika aufzunehmen. Zu den Hamburger Kaufleuten, die diese Möglichkeit schon früh erkannten und ausnützten, gehörten die Teilhaber des Handelshauses Voght und Sieveking. Sie hatten schon bald nach der Unabhängigkeitserklärung an verschiedenen Plätzen Nordamerikas Zweigstellen errichtet und 1782 in einem Rundschreiben an ihre Geschäftsfreunde zu einer gemeinsamen Handelsunternehmung in den Vereinigten Staaten aufgefordert. Es war daher naheliegend, daß der Hamburger Senat, als er sich entschlossen hatte, der selbständig gewordenen Kolonie eine Glückwunschadresse zu schicken, für deren Übermittlung an diese Firma und ihren Vertreter, den Kaufmann Johann Abraham de Boor, dachte. Aber damit stieß er unerwartet auf den heftigsten Widerstand der Oberalten. Diese begrüßten zwar die Glückwünsche für die Vereinigten Staaten, waren aber mit dem Inhalt und der vorgesehenen Art der Überbringung der Adresse nicht einverstanden, insbesondere sahen sie in der namentlichen Erwähnung der Firma Voght und Siebeking und der Wahl eines Vertreters dieses Hauses als Übermittler eine Bevorzugung dieser Firma gegen-

über den anderen auch im Amerikageschäft tätigen Hamburger Häusern. Der Senat strich zwar die Erwähnung der Firma Voght und Sieveking im Text, hielt aber an de Boor als Übermittler fest. Die Oberalten lehnten diesen hartnäckig ab und schlugen andere Persönlichkeiten für diese Aufgabe vor. Es kam zu einem längeren Hin und Her zwischen den beiden Körperschaften, bis dem Senat offensichtlich der Geduldsfaden riß: Er brach die Erörterung kurzerhand und nicht sehr höflich ab und übertrug de Boor, wie vorgesehen, die Übermittlung der Adresse. Sie trug das Datum des 29. März 1783.

Anfang November des gleichen Jahres traf ein verbindlich abgefaßtes Schreiben des Präsidenten des amerikanischen Kongresses ein, in dem auch die Bereitschaft zu einem künftigen Handel mit Hamburg „auf der Basis der Gegenseitigkeit“ erklärt wurde; aber ein Vorschlag für einen Handelsvertrag, auf den Hamburg wohl gehofft hatte, fehlte. Zu einem solchen Vertrag zwischen den Vereinigten Staaten und den Hansestädten kam es erst im Dezember 1827. Der hanseatische Unterhändler bei den vorangegangenen Verhandlungen war ein Neffe Caspar Voghts, des Mannes also, dessen Haus, wie wir sahen, als eine der ersten Hamburger Firmen mit den Vereinigten Staaten Handelsbeziehungen aufgenommen hatte.

Walter Fräßdorf.

Hans-Dieter Loose: Pläne für ein hanseatisches „Elbe-Weser-Reich“ vom Jahre 1810. Hamburger und Bremer Stellungnahmen zu der Möglichkeit beiderstädtischer Herrschaft über das Herzogtum Bremen.

Zeitschrift des Vereins für hamburgische Geschichte, Band 55, S. 189 bis 205, Hamburg 1969, Hans Christians Verlag.

In hanseatisch-französischen Konferenzen des Jahres 1809 war von französischer Seite die Möglichkeit von Gebietserweiterungen für die Hansestände angedeutet worden und hatte in den Senaten von Hamburg und Bremen zu der Erörterung einer von Napoleon vielleicht zu erlangenden Eingliederung des Herzogtums Bremen geführt. Dabei zeigten sich gegensätzliche Ansichten: Bremen war für, Hamburg gegen eine solche Gebietserweiterung. Ihr eifrigster Befürworter war der Bremer Senator Johann Smidt, der spätere Bürgermeister; ihre Ablehnung vertrat vor allem der Hamburger Senator Joh. E. Fr. Westphalen. H.-D. Loose berichtet aufgrund von Akten des Hamburger und des Bremer Staatarchivs eingehend über die daraus entstandenen Verhandlungen.

Der Anstoß ging von Bremen aus. Smidt schlug um die Jahreswende 1809/1810 dem Hamburger Senat vor, Napoleon um die Übereignung des Herzogtums Bremen an die Hansestädte anzusprechen, und führte zur Begründung seines Vorschlages zunächst aus, welche Nachteile für sie entstünden, wenn dieses Gebiet einen anderen Herrn erhalten würde: Zollbelastungen, Ausfuhrverbot für Lebensmittel, Durchsuchen der Schiffe usw. Dann zählte er eine große Zahl von Vorteilen auf, die der Besitz des Herzogtums Bremen den Hansestädten bringen würde: sie könnten das ihnen auferlegte Matrosenkontingent leichter stellen, Kriegslasten besser verteilen, einen Kanal zwischen Weser und Elbe bauen.

Westphalen vermochte sich dieser Begründung nicht anzuschließen: Napoleon habe erklärt, daß alle Flüsse zollfrei bleiben sollten, und eine von Frankreich garantierte Freiheit des Handels auf der Elbe sei für Hamburg das wichtigste Ziel. Gebietserweiterungen seien für die Hansestädte von Nachteil; sie gefährdeten die Freundschaft mit den Handelsstaaten und weckten

die Feindschaft Englands. Gerade ihre geringe Größe sei es in der Vergangenheit gewesen, die ihre Selbständigkeit gerettet und die jetzt Napoleon veranlaßt habe, ihr Matrosenkontingent herabzusetzen. „Der Handel allein“, betonte Westphalen, „macht das Glück der Hansestädte aus, keinesfalls der größere Flächeninhalt“.

Als Smidt die Überzeugung gewonnen hatte, daß Hamburg nicht für seine Pläne zu gewinnen war, entschloß er sich zu einem bremischen Alleingang und beriet mit einem vom Senat eingesetzten Ausschuß, welche Schritte unternommen werden könnten, um das Gebiet zwischen Niederweser und Niederelbe für Bremen zu gewinnen. Natürlich mußten alle solche Bemühungen unterbleiben, als zu erkennen war, daß Napoleon daran dachte, das fragile Gebiet wieder an den König von England oder einen englischen Prinzen zurückzugeben. War dies nicht der Fall, so drohten nach Smidts Meinung zwei Möglichkeiten: der Herzog von Oldenburg konnte bei der Einverleibung seines Landes in das Königreich Westfalen mit dem Herzogtum Bremen entschädigt werden, oder dieses selbst wurde dem Königreich Westfalen eingegliedert. In diesem Falle würden die Hansestädte bei der ständigen Suche des Königs von Westfalen nach Geldquellen zu einer Art „tributärer Existenz“ herabgedrückt werden. Smidt sah noch eine weitere wenig wünschenswerte, wenn auch wenig wahrscheinliche Möglichkeit: wenn Hamburg, „das bekanntlich leicht zu Extremen übergeht“, das Herzogtum für sich erwerben würde, während Bremen leer ausginge, dann würde Bremen künftig allenthalben nur als eine „Municipalstadt“ von Hamburg erscheinen. „Unser stetes Verkleinern unserer selbst wie die Prahlucht der Hamburger“, meinte er, hätten bewirkt, daß solche oder ähnliche Meinungen über Bremen bereits geäußert worden seien. In seinem Bericht über die Beratungen des Ausschusses für den Senat stellte dann Smidt noch einmal die Nachteile einer Beherrschung des Herzogtums durch einen fremden Fürsten den Vorteilen der Erwerbung des Gebietes durch Bremen gegenüber und zerstreute einige lautgewordene Bedenken: befürchtete Schwierigkeiten mit England, Dänemark, Preußen, die Verschuldung der neuen Gebiete, notwendig werdende Verfassungsänderungen. Zum Schluß mahnte er eindringlich, sich auf den Boden der Tatsachen zu stellen, die durch die französischen Siege geschaffen worden seien, und sich an „die neue Ordnung der Dinge“ zu halten, „die täglich mit Riesenschritten wächst und sich konsolidiert“. Der Senat schloß sich Smidts Darlegungen an und beauftragte den Syndikus Gröning, in Paris Schritte zum Erwerb des Herzogtums Bremen zu unternehmen. Das geschah; aber die geschichtliche Entwicklung ging ganz andere Wege: 1810 wurden die Hansestädte dem napoleonischen Reiche eingegliedert, sie verloren ihre Selbständigkeit, und an eine Ausdehnung ihres Gebietes war nicht mehr zu denken.

Walter Fräßdorf.

Dirk Bavendamm: Von der Revolution zur Reform. Die Verfassungspolitik des hamburgischen Senats 1849/1850.

Schriften zur Verfassungsgeschichte — Band 10, 306 S., Duncker & Humblot/Berlin 1969, DM 58,60.

Die Schrift behandelt die hamburgische Verfassungsgeschichte im Zusammenhang mit der Märzrevolution von 1848 und ihren Folgen in Deutschland; sie findet in diesem Zeitabschnitt ihre Parallelen in anderen deutschen Kleinstaaten (vor allem auch in Bremen), die sich damals gleicherweise im

Spannungsfeld zwischen den revolutionären Kräften im Innern und dem Druck der preußischen Unionspolitik und der aufgrund des „Bundesreaktionsbeschlusses“ betriebenen Verfassungsinterventionspolitik des Bundes befanden. Die Besonderheit der Arbeit besteht darin, daß sich der Verfasser nicht mit einer rein politischen oder ideengeschichtlichen Darstellung begnügt, sondern in der Nachfolge der verfassungsgeschichtlichen Forschungen Otto Hintzes auch nach den sozio-ökonomischen Ausgangslagen und Beweggründen fragt, „um das Handeln der historischen Personen“ — in diesem Falle das des hamburgischen Senats — „zu rationalisieren und aus dem verklärenden Licht scheinbar heroischer Entscheidungsfreiheit auf die von der Geschichtsschreibung lange genug verdrängte Realität menschlicher Bedingtheiten zurückzuführen“. In diesem Lichte besehen, erscheint die Verfassungspolitik des Senats als keineswegs nur von den Geboten des Gemeinwohls, sondern auch von handfesten persönlichen Belangen bestimmt. Mit den von der alten Verfassung von 1710/1712 eingeräumten Rechten der Selbstergänzung des Rates und der lebenslänglichen Amtszeit seiner Mitglieder hatte sich der Senat die außergewöhnliche Machtstellung geschaffen, über die der Vf. auch mit drei beigefügten Tabellen über Familienbeziehungen, Lebens-, Amtsalter-, Gehälter- und Einkommensverhältnisse der juristischen Senatsmitglieder ein eindrucksvolles Bild vermittelt. Danach lagen die Juristen im Senat mit ihren Amtshonoraren in der nur 2,3 vH. starken Gruppe der Spitzeneinkommen der erwerbstätigen Bevölkerung; einzelne Senatsmitglieder saßen 1849 bereits über 30 Jahre im Senat, und durch die Selbstergänzung war es möglich, daß in der Mehrheit des 36köpfigen Senats aus Kaufleuten und Juristen gleichzeitig Väter und Söhne, Brüder, Schwäger und Vettern, Onkel und Neffen vertreten waren. Nach der alten Verfassung waren Rat und Erbgessesene Bürgerschaft gemeinschaftlich Teilhaber der Legislative; vermittelnde Gremien waren die sog. bürgerlichen Kollegien. „Erbgesessene“, das waren Grundeigentümer. „Bürgerliche Kollegien“ waren die „Oberalten“, die „Sechziger“ und die „Hundertachtziger“, d. h. die Verwalter des Vermögens und Diakone und Subdiakone der fünf Kirchspiele, denen entsprechend sich die „Erbgesessene Bürgerschaft“ in fünf Kurien gliederte. Der Vf. charakterisiert das überkommene Verhältnis von Rat und Erbg. Bürgerschaft als „prästabilisierte Harmonie“ zwischen Großhandel und Grundeigentum, die durch die Brandkatastrophe, bei der viele „Erben“ abbrannten, bereits entscheidend ins Wanken geriet. Zu der „Disproportionierung“ durch Abwanderung der in ihrer Existenz vernichteten oder vom Abstieg bedrohten Grundeigentümer in die ärmeren Vorstädte kam die „Dekorporierung“ mit der wachsenden Auflösung der städtischen Zunftverfassung, kam die allgemeine „Emanzipationskrise“ des 19. Jahrhunderts, die auch in Hamburg die „Korporativ-Vorstellung“ von der „einen einziggroßen Familie“ zerstörte, kamen infolge der Brandkatastrophe Arbeitslosigkeit und Teuerung, kamen Choleraepidemie und deutsche Elblockade und erwachsen schließlich aus alledem die großen Aufgaben eines zukunftsweisenden Neubeginns.

Eine „Reform des Systems“ war zur Losung des Tages geworden: das sahen selbst die bisherigen Inhaber der Gewalt ein. So bildete der Senat einen eigenen Verfassungsausschuß; aber als Wirkung der Französischen Februarrevolution kamen die „Nichterbgesessenen“ mit einer „Petition“ auf Einführung einer zeitgemäßen Verfassung, dann mit einem „10-Punkte-“ und

schließlich mit einem „12-Punkte-Programm“, verlangten sie die Aufhebung der Lebenslänglichkeit des Senats, eine Reformdeputation aus Rath und Bürgerschaft, zum Schluß eine konstituierende Versammlung, die „die hamburgische Verfassung unabhängig von Rath und Bürgerschaft“ feststellen sollte, entsprechend der allgemeinen Entwicklung, die zu einer aus freien Wahlen berufenen verfassungsgebenden Deutschen Nationalversammlung geführt hatte. Die *Hamburger* Konstituante brachte wohl einen revolutionären Verfassungsentwurf nach zwei Lesungen am 11. Juli 1849 zu erfolgreicher Verabschiedung; die Gegenseite, Senat und Erbgessesene Bürgerschaft aber lehnten ihn ab, und alles blieb auf lange hinaus in der Schwebe, in einer Zeit, als Bremen und Lübeck schon nach neuer Verfassung arbeiteten.

Durch diese Zeitverzögerung entstand für die Revolution in Hamburg eine eigentümliche Phasenverschiebung zu der weiteren Entwicklung in Deutschland, wo inzwischen in Österreich und Preußen die entscheidenden Gegenschläge der Reaktion erfolgt waren. Insbesondere im Zeichen der preußischen gegenrevolutionären Politik und Machtausweitung war nun die noch offene Hamburger Verfassungsfrage nicht mehr nur ein innerhamburgerisches Problem. Die Schrift erweist aufgrund einer umfassenden Ausweitung der vorher für die anstehende Frage noch keineswegs ausgeschöpften reichhaltigen und geschlossenen Aktenbestände des Hamburgischen Staatsarchivs, wie sich das Schicksal der Konstituantenverfassung sowie der folgenden Reformversuche an der Politik des Senats entschied: von der Gegenwehr des Senats gegen die Einführung dieser Verfassung bis zu dem Versuch einer liberal-konservativen Verfassungsreform, als „mittlerer Lösung“, durch die „Neuenerkommission“, über das Scheitern der mittleren Lösung und die konservative Abwandlung der „Neuener-Entwürfe“ bis schließlich zum „Fernerer Bericht“ der Kommission zur „Hamburgischen Staatsverfassung“ und zum „Transitorischen Wahlgesetz“ und deren Annahme durch Rat und Bürgerkonvent am 23. Mai 1850. Dazwischen lag das fragwürdige Kapitel des Einmarsches der Preußen in Hamburg mit den voraufgegangenen Erörterungen des Senats über eine Einschaltung der Reichsgewalt in den Hamburger Verfassungskonflikt und dem nahezu gleichzeitig mit dem Einmarsch der preußischen Truppen vollzogenen Beitritt Hamburgs zum Dreikönigsbündnis.

Von der Annahme der Verfassung an dem besagten Mai 1850 ab hat es dennoch über 10 Jahre gedauert, ehe wenigstens ihre Grundzüge in der „Hamburgischen Staatsverfassung vom 28. Sept. 1860“ für die Dauer verankert werden konnten. Die Gründe dafür werden in einem letzten großen Abschnitt des Buches dem Inhalte nach übersichtlich, in der Form gestrafft vorgeführt, so daß sich auch hier für einen schwierig zu gefälliger Darstellung führenden Stoff eine solche von mannigfacher Reize findet, die man dankbar aus der Hand legt. Das Ganze ist ein wertvoller Beitrag zur Verfassungsgeschichte der deutschen Kleinstaaten zwischen Revolution und Reaktion.

Friedrich Prüser.

Hans-Georg Schönhoff: Hamburg im Bundesrat. Die Mitwirkung Hamburgs an der Bildung des Reichswillens 1867—1890.

Veröffentlichung des Vereins für hamburgische Geschichte, Band XXII, Hamburg 1967.

Die historischen Untersuchungen, die sich mit der Innenpolitik des Norddeutschen Bundes und des Bismarckschen Reiches beschäftigen, behandeln zu-

meist das Verhältnis der Volksvertretung zur Regierung; die Tätigkeit des föderalistischen Organs, des Bundesrats, tritt demgegenüber zurück. H.-G. Schönhoff wendet sich diesem von der Forschung vernachlässigten Gebiet zu: Er untersucht die Tätigkeit eines Einzelstaates im Bundesrat, Hamburgs, das wie Bremen als Stadtstaat, dessen Lebensader der Handel ist, eine besondere Stellung einnimmt. Diese Sonderstellung gibt den Schlüssel zum Verständnis seiner Mitarbeit im Bundesrat.

Die Beratungen des Bundesrates waren vertraulich; die Protokolle von den Sitzungen wurden nicht veröffentlicht. Daher bilden Akten des Hamburger Staatsarchivs (Senatsprotokolle, Berichte des hamburgischen Bevollmächtigten beim Bundesrat usw.) die Grundlagen der Arbeit von H.-G. Schönhoff. Verständlicherweise wendet er sich besonders Fragen zu, die für Hamburg eine besondere Bedeutung hatten.

Die Verhandlungen über die Verfassung des Norddeutschen Bundes stellten Hamburg vor schwierige Entschlüsse. Der vorgelegte Entwurf habe einen „Schrei des Entsetzens“ hervorgerufen, schreibt der hamburgische Bevollmächtigte, der Senator Kirchenpauer, nach Hamburg. Die Fürsten würden durch ihn mediatisiert und die Senate zu Magistraten herabgedrückt“ ... „Nur mein bremischer Kollege“, fährt er fort, „scheint anderer Meinung zu sein.“ Otto Gildemeister hatte geäußert, eine gemeinsame Flagge und gemeinsame Konsulate seien „in dem gegenwärtigen Zustand... ein wahrer Segen“. Hamburg war anderer Meinung. Hier wie bei den vielen Gesetzen, die im Bundesrat des Norddeutschen Bundes beraten wurden, und die Schönhoff im einzelnen untersucht, zeigt sich, daß Hamburg sich gegen alle Bestimmungen wehrt, die es als Eingriffe in seine staatliche Selbständigkeit und als Belastungen seines Handels- und Wirtschaftslebens empfindet. Es verteidigt seine einzelstaatlichen Rechte hartnäckig und sucht die Lasten und Pflichten, die ihm aus seinem Bundesverhältnis notwendigerweise erwachsen, möglichst niedrig zu halten. Es geht dabei oft mit den beiden anderen Hansestädten zusammen, hat aber mit seinen Einwendungen gegen die — vornehmlich unter preußischen Gesichtspunkten entstandenen — Gesetzentwürfe zumeist keinen oder nur begrenzten Erfolg.

Im Bundestag des Deutschen Reiches hält Hamburg an den erwähnten Grundsätzen fest. Denn es entsprach nicht hamburgischer Tradition, aus freiem Antriebe Rechte irgendwelcher Art preiszugeben (Baasch).

Der Aufnahme der süddeutschen Staaten in den Bund stimmte es natürlich zu, wurde dadurch doch auch die Stellung Preußens im Bundestag geschwächt. Die Kämpfe zwischen Staat und Kirche in den siebziger Jahren hatten für die Hansestadt nur geringe Bedeutung; sie gab den Gesetzen der Kulturkampfzeit aus Rücksicht auf die anderen Staaten ihre Stimme. Anders lagen die Dinge bei den Sozialistengesetzen. Hamburg war seit Jahren ein Mittelpunkt der Sozialdemokratie, und es hatte mit ihr bereits manche Schwierigkeiten gegeben. Doch lehnte es den ersten Entwurf des Sozialistengesetzes ab, da es ihm, wie Kirchenpauer urteilte, als ein „neues Mittel der Verpreußung“ erschien. Aber der Umschwung in der öffentlichen Meinung nach einem zweiten Attentat auf den Kaiser und Bismarcks Drohungen mit der Auflösung des Reichstages, ja mit seinem Rücktritt, bewirkten, daß Hamburg seine Bedenken fallen ließ: es gab dem „Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie“ bei der Abstimmung im Bundesrat am 11. Juni 1878 seine Stimme.

Den Versuchen, durch eine Reichsfinanzreform das Reich davon zu befreien, „Kostgänger der Länder“ zu sein, setzte Hamburg dagegen Widerstand entgegen, hatte dabei aber nur teilweise Erfolg. Ganz ohne Erfolg blieb hingegen der Widerstand der drei Hansestädte gegen die Einführung von Schutzzöllen. „Bismarck führte diesen Kampf mit seiner ganzen alten Energie und Rücksichtslosigkeit und entfaltete in ihm seine volle taktische und psychologische Meisterschaft“ (Eyck). Bei den Verhandlungen kam es sogar zu einem heftigen Zusammenstoß zwischen Bismarck und dem hamburgischen Beauftragten Kirchenpauer. Ein langes, zähes Ringen entstand, als das Reich den Zollanschluß Hamburgs forderte. Man kam schließlich zu einem Kompromiß: Hamburg behielt ein verkleinertes Freihafengebiet, stellte die Beamten der Zollverwaltung und erhielt 40 Millionen Unkostenbeitrag. Bremen zögerte länger und erhielt dann ungünstigere Bedingungen. Andere Pläne Bismarcks wie die Bildung eines deutschen Volkswirtschaftsrates und die Einführung eines Tabakmonopols — hier leistete vor allem Bremen im Bundesrat zähen Widerstand — wurden von Hamburg bekämpft und scheiterten schließlich im Reichstag. An den Beratungen über die Arbeiterschutzgesetze hat sich die Stadt nur wenig beteiligt, da ihr Interesse in dieser Zeit durch die Frage des Zollanschlusses voll in Anspruch genommen war.

Am Schluß seiner Untersuchung kommt Schönhoff zu dem Ergebnis, „daß Hamburgs Mitwirkung an der Bildung des Reichswillens im wesentlichen darauf gerichtet war, seine staatliche Selbständigkeit und seine sonstigen Rechtspositionen gegenüber dem Reich zu wahren, der Vergrößerung der Reichsgewalt auf Kosten der Einzelstaaten nach Kräften entgegenzuwirken sowie die staatlichen Einflüsse auf den Handel und die Wirtschaft möglichst gering zu halten. Erst nach Beseitigung der Freihafenstellung kam es zu einer positiveren Haltung gegenüber dem Reich. „Der Zollanschluß war“, wie G. Kolm es ausdrückte, „der Friedensschluß zwischen Hamburg und dem Reich“.

Walter Fräbendorf.

¹⁾ Anmerkung der Schriftleitung: Das Schönhoffsche Buch fordert, unausgesprochen, immer wieder zum Vergleichen mit der Entwicklung in Bremen heraus. Bis zur Bildung des Norddeutschen Bundes ist sie durch die Abhandlung Adolf Kriegers: *Bremische Politik im Jahrzehnt vor der Reichsgründung* (Vfl. d. Archivs d. Hansestadt Bremen, H. 15, 1939) leicht gemacht; sie müßte durch eine Darstellung fortgesetzt werden, die Bremens Verhalten im Bundesrat des Bismarckschen Reiches abschließend klarlegt und damit solch wichtige Angelegenheiten wie seinen Zollanschluß und die damit verknüpften Strom- und Hafenbauten. Bremens Haltung gegenüber der Arbeiterbewegung unter Einschluß seiner Stellungnahme gegen die Sozialistengesetze ist durch das Buch Ulrich Böttchers: *Anfänge und Entwicklung der Arbeiterklasse in Bremen von der Revolution 1848 bis zur Aufhebung des Sozialistengesetzes 1890* (Vfl. a. d. Staatsarchiv d. Freien Hansestadt Bremen, H. 22, 1953) geklärt worden.

Helmut P. Dahl: Lübeck im Bundesrat 1871—1914. Möglichkeiten und Grenzen einzelstaatlicher Politik im Deutschen Reich.

Veröffentlichungen zur Geschichte der Hansestadt Lübeck, herausgegeben vom Archiv der Hansestadt, Band 23, 168 S., Lübeck 1969, Verlag Max Schmidt-Römhild.

In den letzten Jahren sind zwei wichtige Arbeiten über den Bundesrat, ein lange Zeit von der Forschung vernachlässigtes Gebiet, erschienen: Hans-Georg Schönhoff, *Hamburg im Bundesrat*, Hamburg 1967, und die oben angezeigte Untersuchung von Helmut P. Dahl über Lübeck im Bundesrat. Eine entsprechende Arbeit über Bremen steht noch aus.

H. P. Dahl gliedert seine Arbeit nach dem Gesichtspunkt, ob es sich bei den Gesetzesvorlagen, die er erörtert, um Angelegenheiten von Reichsbedeutung oder solche von lübeckischem Eigenwert handelt, eine Unterscheidung, bei der Überschneidungen natürlich nicht zu vermeiden sind.

Der kleine Stadtstaat Lübeck bedurfte zugunsten seines Seehandels des Schutzes eines starken Reiches. Daher unterstützte er im Bundesrat vorbehaltlos die Militär-, Flotten- und Kolonialpolitik der Bismarckzeit. Er setzte sich auch für die innere Einheit des Reiches ein und gab im Bundesrat den Vorlagen zu einem einheitlichen Münz-, Maß- und Gewichtssystem, zu einer gemeinsamen Straf- und Zivilprozeßordnung und zu einer Vereinheitlichung des Versicherungswesens seine Zustimmung. Mancher Einzelheit gegenüber hatte der Lübecker Senat freilich Bedenken; aber er stellte sie zurück, um Preußen nicht zu verärgern, dessen Führungsrolle er stets anerkannte. Er wußte, daß es zwecklos war, mit seiner einen Stimme (von 58!) im Bundesrat Opposition zu treiben, vermied die Isolierung und wies seinen Bevollmächtigten nicht selten einfach an, mit der Mehrheit zu stimmen. Dahl formuliert: „Die Vermeidung einer fruchtlosen Opposition zu Preußen war das oberste Gesetz des lübeckischen Verhaltens im Bundesrat“.

Besonderen Wert legte der Lübecker Senat darauf, im Einklang mit den beiden hanseatischen Schwesterstädten vorzugehen. Oft trafen sich daher die Vertreter der drei Senate vor der Beratung wichtiger Vorlagen und einigten sich dann — meistens — auf eine einheitliche Stellungnahme zu ihr. Es kam freilich auch vor, daß die Hansestädte vor ihrer Entscheidung von Bismarck mehr oder weniger unter Druck gesetzt wurden, so z. B. 1897 bei der Vorlage zur Streichung des § 2 des Jesuitengesetzes. Dann stellten sie ihre Bedenken zurück und folgten der „besseren Einsicht des Kanzlers“. Aufgrund der zahlreichen Einzelfälle, die der Verfasser erörtert, stellt er fest: „Alle Gesetzesvorlagen in Reichsangelegenheiten erhielten in der definitiven Abstimmung die Billigung Lübecks“.

Wenn es aber um lebenswichtige Belange der Stadt ging, zeigte der Lübecker Senat ein hartnäckiges (Dahl meint sogar „reichsfeindliches“) Festhalten an der eigenen Überzeugung und scheute auch eine — zeitweise — Isolierung nicht, die er in Reichsangelegenheiten stets vermieden hatte. Beispiele dafür sind sein langer Widerstand gegen die Bismarckische Schutzzollpolitik, seine Ablehnung von Kampfzöllen gegen seinen wichtigen Handelspartner Rußland (Holz, Getreide!) und seine Bedenken gegen manche handels- und finanzpolitischen Wünsche des Reiches. Bei der Behandlung dieser Fragen wird eine neue Verhandlungstechnik des Senats erkennbar. Da die Erfahrung gezeigt hatte, daß es für Lübeck ausgeschlossen war, im Plenum an einer Vorlage noch Änderungen zu erzielen, ging es dazu über, durch Rücksprachen in den Reichsämtern Abänderungen der Vorlagen erreichen zu wollen, bevor diese vor das Plenum kamen. Es hatte dabei oft kleine Erfolge und stimmte bei der Hauptverhandlung der Vorlage zu. Eine eigene Initiative hat Lübeck freilich nie entwickelt; seine Politik war „mehr Reaktion als Aktion“, eine „Politik der kleinen Mittel“ aus einer opportunistischen Grundhaltung heraus, wie Dahl urteilt. Niemals ist in der Zeit von 1871 bis 1914 eine Präsidialvorlage im Bundesrat mit Hilfe Lübecks zu Fall gebracht worden. Man muß der preußisch-deutschen Reichsleitung allerdings auch zugestehen, daß sie die kleine Hansestadt schonend behandelte und ihr die Möglichkeit ließ, sich in

Existenzfragen im Rahmen der realpolitischen Möglichkeiten eines Kleinstaat-tes Gehör zu verschaffen und zu gewissen Erfolgen zu kommen.

Walter Fräßdorf.

Von reichsstädtischem Fühlen und bürgerschaftlicher Verantwortung.

Als die Historische Gesellschaft 1964 ihre sommerliche Studienfahrt¹⁾ nach Süddeutschland richtete, geschah dies in der ausgesprochenen Absicht, in erster Linie die Reichsstädte des deutschen Südens aufzusuchen. Wir wollten schöne alte Städte kennenlernen, natürlich auch in ihrem äußeren Bilde, das aber irgendwie — wie überall — von innen her geprägt worden ist. Anders ausgedrückt: Wir wollten in Erfahrung zu bringen suchen, ob von dem alten Reichsgefühl, von dem Bewußtsein, eine alte Reichsstadt gewesen oder bei- nahe noch zu sein, noch irgendwie, wenn vielleicht auch versickert und über- lagert, etwas so lebendig geblieben ist, daß es wiedererweckt oder viel- leicht gar zu neuer schöner Flamme entfacht werden könnte. Einhellige klare Antworten waren von Anfang an kaum zu erwarten, geschweige denn zu erzielen, sehr stark auch von örtlichen und persönlichen Begebenheiten abhängig. Im ganzen war festzustellen, daß geschichtliche Erinnerungen noch an vielen Stellen vorhanden waren, die aber nicht zu entschlossener Hin- wendung zum Alten und schon gar nicht zu dessen Hineinwirken in neue Formen führen konnte.

Und doch gab es Anzeichen für die Möglichkeiten solcher neuen Entwick- lungen, Beweise dafür, daß ähnliche Gedanken in Süddeutschland selbst, bei den beteiligten Städten, auf dem Wege waren. Freilich wußten wir es nicht, konnten es auch nicht wissen, daß O t t o B o r s t, Stadtarchivar von Eß- lingen, Gedanken dieser Art, sogar in der Richtung auf einen mehr oder min- der festen Zusammenschluß aller, die es anging, bewegte, ja, die von ihm geleitete Zeitschrift, die „Esslinger Studien“, als „Jahrbuch für Geschichte der oberdeutschen Reichsstädte“ mit entsprechenden Auslassungen, Aufsät- zen, Besprechungen, Berichten zur Verfügung stellte. Die Vorschläge fanden gute Aufnahme, und das Jahrbuch wurde in dieser Form gedruckt. Es man- gelte also nicht an Zustimmung aus den eigenen Reihen. Zur Zeit sind es 21 alte Reichsstädte, die sich mit den in Frage kommenden Einrichtungen in mehr oder minder starkem Gefüge zusammengeschlossen haben. Man tat auch dasselbe, was wir mit unserer Fahrt im Sinne gehabt hatten, suchte nach ähnlichen, verwandten Bestrebungen außerhalb der süddeutschen Lande und dachte an den Hansischen Geschichtsverein und die alte Hanse, unter deren Städten immerhin eine Anzahl Reichsstadt gewesen, einige es im gewissen Sinne heute noch sind. Es entstand der Gedanke, zur nächsten Tagung der Arbeitsgemeinschaft für reichsstädtische Geschichtsforschung, die im September des laufenden Jahres in Regensburg sein soll, Geschichts- vereine aus den Hansestädten mit einzuladen.

Indes fühlte man, daß man in seinen Bestrebungen nicht nur rückwärts gerichtet, geschichtsbezogen sein darf, vielmehr auch nach vorwärts weisende Aufgaben haben muß, die die Linie der Geschichtsbezogenheit fortzusetzen geeignet sind. Da bot sich die Denkmalpflege an, die als Baudenkmalpflege schon manche Erfolge aufzuweisen hat, etwa in Ulm, aber auch in Nürnberg. Und schließlich ist es der Bürgersinn, das Gefühl der Verbundenheit im „Bürger sein“, das geeignet ist, Kräfte der Vergangenheit in neuer Form in der Gegenwart wirksam werden zu lassen. „Bürgerschaftliche Bildung“ nen-

nen es die einen und meinen damit etwas, was zur heute viel berufenen Erwachsenenbildung gehört, kurz „Bürgersinn“ die andern und meinen damit den Stolz, in der Bürgertugend für den Mitmenschen zu wirken. Entsprechend nennt sich jener Zusammenschluß „Arbeitsgemeinschaft für Reichsstädtische Geschichtsforschung, Denkmalpflege und bürgerschaftliche Bildung e. V.“, weil das heute nicht anders zu gehen scheint, in der Abkürzung ARG.

Diese Arbeitsgemeinschaft legt uns also das Jahrbuch 1970 (302 S., davon 34 S. Besprechungen und 3 S. Register) vor, das zugleich Bd. 16 der „Esslinger Studien“ ist. Die Aufsätze in ihm gehen schließlich auf denselben Nenner hinaus, unterstreichen ihn, indem sie aus Vergangenen eine Art Vorbild entstehen lassen. Wohl wissend, daß es in Süddeutschland, in Tübingen, noch eine zweite Gruppe von stadthistorischen Forschern gibt, heben wir in folgendem einige bedeutungsvolle Aufsätze durch Sonderbesprechungen von Walter Fräßdorf heraus.

Friedrich Prüser.

¹⁾ Vgl. Brem.Jahrb. 51, S. XIV.

Heinrich Gebhard Butz (Luzern): Niklaus von Wile.

Über Niklaus von Wile liegt eine größere Zahl von Untersuchungen zu Einzelfragen vor; es fehlte bisher aber eine zusammenfassende Darstellung vom Leben und Werk dieses bedeutenden Frühhumanisten. H. G. Butz will diese Lücke ausfüllen.

Anfang und Ende des Lebensweges von Niklaus von Wile liegen in der Schweiz (geboren um 1415 zu Bremgarten an der Reuß, gestorben 1497 in Zürich); seine Mannesjahre aber verlebte er im süddeutschen Raum: für kurze Zeit als Ratsschreiber in Nürnberg, dann mehr als zwanzig Jahre (1448—1469) in gleicher Eigenschaft in Eßlingen, schließlich als Kanzler der Grafen von Württemberg in Stuttgart. In Nürnberg empfing er im Umgang mit humanistischen Kreisen die ersten Anregungen dazu, selbst humanistische Studien zu treiben; entscheidend dafür wurde aber seine Bekanntschaft mit Enea Silvio Piccolomini, dem späteren Papst Pius II., den er auf einer seiner Reisen als politischer Gesandter am Kaiserhof in Wien kennenlernte und der für ihn sein ganzes Leben lang ein hochverehrtes Vorbild und ein wohlwollender Ratgeber und Förderer gewesen ist.

Das literarische Werk des Niklaus von Wile besteht aus 18 Übersetzungen („Translatzen“) aus dem Lateinischen ins Deutsche (unterhaltende Novellen und belehrende Traktate) und zahlreichen lateinisch geschriebenen Briefen. Die Vorlagen für seine Übersetzungen sind aber — bis auf wenige Ausnahmen — nicht Werke klassischer Autoren, sondern die Schriften der italienischen Humanisten Enea Silvio Piccolomini, Petrarca, Boccaccio u. a., deren Stil und Redewendungen er möglichst genau Wort für Wort ins Deutsche zu übertragen sucht. Ihr Latein war ihm auch Vorbild in seinen lateinischen Briefen.

Die Bedeutung des Niklaus von Wile sieht der Vf. in folgendem: 1. Er hat die Fürstenhöfe und das gebildete Bürgertum Süddeutschlands mit der neuen geistigen Bewegung des Humanismus bekannt gemacht. Er ist dessen Wegbereiter gewesen, obwohl er selbst — als Mensch zwischen den Zeiten — in seinem Denken noch manche mittelalterlichen Züge zeigt. 2. Er schuf sich für seine Übersetzungen eine eigene deutsche Sprache, der er durch enge Anlehnung an das Latein dessen Klarheit und Durchsichtigkeit zu geben suchte. Die „humanistische Kur“, die er an der wildwuchernden deutschen

Sprache des Spätmittelalters durchführte, war zwar gewaltsam und unnatürlich; aber sie war doch eine wichtige Vorarbeit dafür, auch aus ihr eine Literatursprache zu machen.

Wolfgang Martens (Münster/Westfalen): Bürgerlichkeit in der frühen Aufklärung.

Am Beispiel des Hamburger Patriziers und Dichters B. H. Brockes, der uns eine Selbstbiographie hinterlassen hat, zeigt der Vf., wie ein begüterter Bürger um 1700 sein Leben führte: Nach einer ausgedehnten Bildungsreise in die Vaterstadt zurückgekehrt, band er sich, wenn irgend möglich, nicht durch einen Beruf, sondern führte, um *estime* zu gewinnen, ein aufwendiges Leben mit Gesellschaften und Empfängen, Gartenfesten und Ausfahrten — eine Lebensführung, die offensichtlich auf den höfischen Lebensstil zurückging, der, von Frankreich kommend, im 18. Jahrhundert von den europäischen Höfen übernommen worden war und nun auch vom wohlhabenden Bürgertum nachgeahmt wurde. Im *Bourgeois Gentilhomme* (1690) hatte Molière diese Neigung im Bürgertum verspottet.

Aber etwa mit dem dritten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts trat hierin im Zuge der Aufklärung ein bemerkenswerter Wandel ein, der sich literarisch in den Komödien der Zeit (Gottschedin, Gellert) und vor allem in der neuen Zeitschriftengattung der „Moralischen Wochenschriften“ erkennen läßt. Sie kritisieren das Nachäffen des galant-höfischen Lebens durch begüterte Bürger als unvernünftige Großmannsucht, die oft zu wirtschaftlichem Zusammenbruch führt. Die bedeutendste dieser „Moralischen Wochenschriften“, der Hamburger „Patriot“, zeigt auch am Beispiel eines Kaufmanns *Pasideles*, wie ein Hamburger Bürger gemäß den Forderungen der Vernunft sein Leben führen soll: Er läßt seine Kinder nicht durch einen Hofmeister erziehen, sondern schickt sie in eine öffentliche Schule. Er widmet sich mit Ernst und Redlichkeit seinem Berufe, vergißt aber auch nicht, sich für die öffentlichen Angelegenheiten einzusetzen. Eine Nachahmung höfisch-aristokratischer Lebensart lehnt er ab; sein Leben ist — „bürgerlich“. Dieses Wort wird hier wohl zum ersten Male zur Abgrenzung gegenüber dem höfisch-galanten Lebensstil gebraucht; Grimms Wörterbuch hat nur spätere Belege.

Die „Moralischen Wochenschriften“ und die Komödien und Romane der Aufklärungszeit setzen im Namen der Vernunft den Kampf der Barockliteratur gegen das „Allamodewesen“ fort und gewinnen damit im Verlaufe des 18. Jahrhunderts einen starken Einfluß auf das Bürgertum, dem sich schließlich auch Teile des Adels nicht entziehen: die Redlichkeit Tellheims, des adligen Offiziers, in Geldsachen zeigt den neuen Lebensstil auch beim Adel.

In einem kurzen Schlußteil zeigt der Vf., wie sich der Sinn der Begriffe „bürgerlich“ und „Bürgerlichkeit“ seither durch das Aufkommen des vierten Standes und den Wegfall der Sonderstellung des Adels geändert hat.

Jean-François Noël (Vincennes): Der Reichshofrat und das Verfassungsleben der Reichsstädte zur Zeit Josefs II.

Der Aufsatz des Verfassers untersucht die allgemeinen Beziehungen zwischen Reichsstädten und Reich, begrenzt auf den Zeitraum von 1765—1790.

Die Reichsstädte strebten, vor allem nach dem Westfälischen Frieden, danach, die Rechtsverhältnisse der fürstlichen Territorien zu übernehmen.

Die Magistrate, oft in den Händen weniger Ratsfamilien, nahmen den Charakter von Obrigkeiten an, die nach dem Vorbild der Fürsten die Bürger mehr oder weniger als Untertanen ansahen und behandelten. Entsprechend zeigten sie dem Reich gegenüber oft ein starkes landesherrliches Selbstbewußtsein. Dem trat der Reichshofrat wiederholt entgegen. So mußte sich z. B. der Rat in Ulm dahin von ihm belehren lassen, daß die Magistrate nur Vertreter der Bürger seien und lediglich Verwaltungsaufgaben hätten. Die Stellung der Bürger zu ihnen sei anders als die der Untertanen in den Territorien zu ihren Fürsten. In der Tat griff das Reich bei den Reichsstädten oft nachdrücklich in die inneren Verhältnisse ein, z. B. bei der Frage der Einrichtung, Besetzung und Besoldung der städtischen Ämter, beim Finanz- und Steuerwesen usw., wofür der Vf. zahlreiche Beispiele bringt. Zugute kam dem Reich dabei der Umstand, daß es bei den häufigen Streitigkeiten innerhalb der Städte oft als Schiedsrichter angerufen wurde. Der Kaiser erschien dann ganz als der Landesherr der Reichsstädte.

Der Reichshofrat nahm auch wiederholt Stellung gegen die Verschwägerung der Ratsmitglieder und ihre Vetternwirtschaft, ohne freilich viel an diesen seit langem in allen Städten bestehenden Mißständen ändern zu können. Doch zeigte er sich auch mißtrauisch gegenüber Neuerungen in den inneren Verhältnissen der Reichsstädte. Seine Entscheidungen waren bestimmt durch das Herkommen und durch die Grundsätze eines „biedereren Konservatismus“, wie der Vf. meint.

Christoph von Imhoff: Bürgersinn heute.

Der Vf. geht von dem Bismarck zugeschriebenen Wort aus: „Die Revolutionäre von heute sind die Bürger von morgen“. Er glaubt, daß es sich um ein echtes Bismarckwort handelt, weil Bismarck „das Verständnis für soziale und soziologische Entwicklungen leider fremd war“, hält aber die darin ausgesprochene Meinung, soziale Bewegungen würden sich von selbst erledigen und letztlich an den bestehenden Verhältnissen nichts ändern, nicht nur für falsch, sondern auch für sehr gefährlich. Denn sie verführt dazu, Erscheinungen sozialer Unruhe in ihrer Bedeutung zu unterschätzen und ihnen gegenüber eine mehr oder weniger passive Haltung einzunehmen. Demgegenüber betont der Vf.: „Dem herrschenden Gesellschaftssystem, soll es nicht reaktionär versanden, muß stets der Kontrapunkt des Reformerschen, ja des Revolutionären gegenübergestellt werden, denn erst aus der Auseinandersetzung des Alten mit dem heraufkommenden Neuen entsteht der notwendige Fortschritt“. Als Beispiel verweist der Vf. auf die Verhältnisse in den alten Reichsstädten: Ihre großen historischen Leistungen sind nicht von den rats- und gerichtsfähigen Geschlechtern allein geschaffen worden, sondern durch „das Gegenüber und Miteinander“ zwischen ihnen und den Zünften. Dadurch entstanden stabile politische Lösungen, die in den meisten freien Reichsstädten 700 Jahre Bestand hatten, bis Napoleon ihr Eigenleben zerstörte.

Wenn es heute darum geht, angesichts der Unruhe in der Jugend und der Staatsverdrossenheit unter den Erwachsenen einen neuen Bürgersinn zu entwickeln, sollte man sich, meint der Vf., an die alte reichsstädtische Gesellschaftsordnung erinnern, und er fordert dazu auf — sein Aufsatz geht auf einen Vortrag vor der Arbeitsgemeinschaft für reichsstädtische Geschichtsforschung zurück —, ein „kleines, arbeitsfähiges Gremium zu ernennen mit der Aufgabe, altes reichsstädtisches Recht, alte reichsstädtische Sozial- und

Wirtschaftsformen, alte Entwürfe usw. aufzusuchen und so zusammenzustellen, daß wir daraus Beispiele für unsere Gegenwart und unsere Zukunft schöpfen können“.

Daß ein „gesundes Arrangement“ zwischen sich bekämpfenden gesellschaftlichen Kräften ein zu erstrebendes Ziel ist, soll nicht bestritten werden; aber es zu erreichen, setzt den Willen zur Verständigung, Bereitschaft zu Konzessionen und Verzicht auf Gewaltmaßnahmen voraus, Voraussetzungen, die heute, wie bekannt, keineswegs immer gegeben sind. Zudem sind starke Zweifel an der Meinung des Verfassers am Platz, daß die alte Gesellschaftsordnung der freien Reichsstädte von einst wesentlich mithelfen könnte, die sozialen Probleme der modernen Industriegesellschaft zu lösen.

Wolfgang Ritter: Die bessere Idee. Erfahrungen und Geständnisse eines Unternehmers.

320 S. mit vielen Schwarzweiß-Aufnahmen und Zeichnungen im Text und farbigen Bildern auf Tafeln. Verlegt bei Günther Neske, Pfullingen 1970. Unverkäufliche Sonderausgabe.

Um es gleich vorweg zu sagen: Dies ist ein besonderes, ein eigenwilliges Buch, oft zum (beabsichtigten?) Widerspruch reizend, aber von dort aus zu Erkenntnissen führend, die in ihrer Nutzwirkung verblüffen. Gerade das aber will der Vf., eigenes Nachdenken erregen, eigenes Erkennen herbeiführen und eigenes Handeln.

- *Die bessere Idee*, nach der der Leser sofort fragen und suchen wird, hat sich der Vf. gegenüber dem eigenen Vater einfallen lassen, dem großen Tabakmann Hermann Ritter, dem zum Gedenken das Buch geschrieben wurde, wie Söhnen, Nachfahren, Mitarbeitern zum Vermächtnis zu der Zeit, als sich Wolfgang Ritter vom aktiven Dienst in seiner Firma zurückzog. — Mehrfach hat er ihr Befolgen bei zunächst eintretendem Versagen ihm förmlich abringen müssen: daß nämlich ein solches Unternehmen wie das Haus Brinkmann, das das größte in der Rauchtabakerzeugung auf dem europäischen Festlande war, eine möglichst krisensichere Ergänzung haben müßte, gegenüber dem mehr und mehr verlorenen und dann abgestoßenem Zigarrengeschäft in der Herstellung und dem Vertrieb von Zigaretten, wie er es in Amerika kennengelernt hat.

So werden in einem ersten großen, *Ein Leben für den Tabak* überschriebenen Abschnitt zunächst die vorgestellt, die die Zigarette großgemacht haben und selber durch sie groß wurden: nach Hermann Ritter und Philipp Reemtsma die großen amerikanischen Pioniere der Zigarette, ihrer Erzeugung, ihres Handels, aber auch ein Mann wie Heinrich Neuerburg, der den Neuling wiederum mit romantischen Ideen zu verbinden suchte. Der zweite der großen in kleine Einzelbeiträge gegliederten Abschnitte des Buches betrachtet *Das Werk als Schicksal* — die Firma Brinkmann —, ist also Firmenzugleich aber auch Familiengeschichte und — so eng ist das Werk mit der Familie verbunden — eigene Lebensgeschichte. Eingestreut sind Auslassungen über alles, was zum Betriebe einer solchen Firma gehört, über den Einkauf des Rohtabaks, über Erzeugung, Verkauf, Werbe-, Marktforschung, Finanzierung, kurzum, über alles, was getan wurde oder — hätte getan werden können oder müssen. Nur noch andeutungsweise möge auf die weiteren Abschnitte aufmerksam gemacht werden: *Unternehmer und Öffentlichkeit*, wo Henry Ford und Carl F. Borgward als entgegengesetzte Typen charakte-

risiert werden, *Familiengesellschaft und Fünf-Mark-Aktie*, wo Gegensätzliches einander stützt, *Freier Markt oder Staatswirtschaft* mit den dabei gestellten Fragen einander gegenübergestellt werden, beantwortet in der westlichen Ausprägung und zur Antwort aufgefordert in der Gestalt, die der Osten prägte, etwa in der Sowjetunion, aber auch in der Tschechoslowakei. Alles führt in die Nähe der Politik: *Die Politik und ihre Folgen* heißt der nächste Hauptabschnitt, in den viel Selbsterlebtes, Gutes und mehr Böses, bestimmend mitklingt. Aber: *Es gibt auch ein Privatleben*, heißt es zum Schluß begütigend, wo nun auch beim Unternehmer die Musen sprechen dürfen, in der Form künstlerischen Genusses, sportlicher Betätigung, geschichtlicher Liebhabereien, wobei u. a. die Erste Rede im Wortlaut wiedergegeben wird, die Wolfgang Ritter als Dritter Schaffer des Jahres 1956 bei der Schafmahlzeit gehalten hat.

Erfahrungen eines Unternehmers — nach dem Untertitel des Buches? Ja, und viel kann der Angesprochene aus ihnen lernen; ebenso aber aus den freimütigen Geständnissen, die zu eigener Stellungnahme geradezu herausfordern. Aber genau so erlebte ich Wolfgang Ritter: in den Jahren, in denen ich „Präsident“ des von Martin Brinkmann im Schüttingkeller eingerichteten Tabakkollegiums war. Bei allen Gegensätzlichkeiten: lebensnah und lebensecht ist dieses Buch. Es beeindruckt nicht nur, es fordert Stellungnahme bei denen, die es angeht.

Friedrich Prüser.

Wolfhard Weber: Erdölhandel und Erdölverarbeitung an der Unterweser 1860—1895.

Veröffentlichungen aus dem Staatsarchiv der Freien Hansestadt Bremen, Bd. 35, 272 S., 27 Abb., Register, Bremen 1968, Carl Schünemann Verlag.

Fünf Jahre nach dem Buch von Ernst Hieke über „Wilhelm Anton Riedemann“ erschien die bereits im Brem. Jahrbuch Bd. 49, 1964, S. 282, vom Vf. dieser Würdigung angekündigte Hamburger Dissertation Webers. Diese bei Prof. Dr. A. Timm erstellte Arbeit ist die notwendige Ergänzung zu Hieke, um den Gesamtbereich der Anfänge des deutschen Petroleumimports und -handels durchsichtig werden zu lassen. Von keinem „Lokalpatriotismus“ eingeengt, zeigt Weber in überschaubarer Weise das Zusammenwirken der bestimmenden Faktoren zum Zeitpunkt des Einzugs des Erdöls als echtes Konsumgut — nicht nur Deutschlands — auf. Erstmals wird hier dem eigentlichen Petroleumhandel zu beiden Seiten des Ozeans der gebührende Raum zugewiesen, ohne die sich daraus ergebenden Konsequenzen auf Transport, Umschlag und Lagerung außer acht zu lassen.

Der Vf. stellt die Entwicklung der Einfuhr seit 1861 für Bremen, Nordensham, Brake, Bremerhaven und Geestemünde dar, läßt die oft überängstliche Haltung der Hafen- und Baubehörden, Handelskammern und Versicherungsgesellschaften deutlich werden bis zu jenem Augenblick, da sie „kapitulieren“ und sich vor der Gefahr „arrangieren“ mußten, daß die Anlandungen an andere Hafenplätze abwandern könnten. Erst dann war man in Bremen und Bremerhaven bereit, den auch sonst sehr einflußreichen Petroleumkaufleuten und Reedern entgegenzukommen, Zoll- und Hafentarife zu ändern und Umschlagsanlagen großen Stils zu schaffen. Wie sehr dieses neuartige „Massengut“ die Hafenplanung beeinflußt und gefördert hat, zeigen die Darstellungen über die neuen Hafengebäuden zu beiden Seiten der Wesermündung.

Überzeugend zeigt der Vf. die Wechselwirkung von Wirtschaft und Politik am Beispiel der Zollgesetzgebung auf: Bismarcks Versuch, durch einen Faßzoll auf amerikanisches Petroleum dessen stetig wachsende Einfuhr zugunsten des minderwertigeren russischen Erdöls zu drosseln und damit die Amerikaner zurückzudrängen, schlägt fehl, als die führenden bremischen und amerikanischen Kaufleute zur Tankschiffahrt übergehen. Da die kleineren Importeure aus finanziellen Gründen sich dieses neuartigen Transportmittels nicht bedienen können, damit also weiterhin den Faßzoll zahlen müssen, werden sie, und nicht die, die Bismarck treffen wollte, seine eigentlichen Opfer. Der Weg zur verstärkten Konzentration, zum Trust, ist damit nachhaltig gefördert worden.

Einer der größten Helfer zu diesem ersten europäischen Erdöltrust, der Deutsch-Amerikanischen-Petroleum-Gesellschaft (DAPG), wird Bremens führender Petroleumkaufmann Franz-Ernst Schütte, dessen Wirken für die Verstärkung dieses Handels sich wie ein roter Faden durch die Arbeit zieht. Neben ihm stehen sein Bruder Carl und der Geestemünder W. A. Riedemann. Sie sind die eigentlichen Partner der amerikanischen Standard-Oil-Company des John D. Rockefeller; aus dieser Partnerschaft entsteht 1890 die DAPG, die Stammutter der heutigen ESSO. Doch neben Schütte und Riedemann erhalten auch die anderen wichtigen Bremer Petroleumfirmen und -reeder ihren gebührenden Platz, besonders in ihrem verzweifelten Kampf gegen die ganz Großen dieses Geschäfts.

Aufmerksamkeit mögen auch die Versuche finden, in Bremen Petroleum zu verarbeiten. Webers Darstellung der Korff'schen Raffinerie gibt einen guten Überblick über die technische Entwicklung des ausgehenden 19. Jahrhunderts in der sich anbahnenden chemo-technischen Industrie.

Die Technisierung unserer heutigen Zeit ist ohne die von Weber dargestellte Phase des Beginns, die auch von den Gesetzgebern damals eine völlige Umorientierung verlangte, undenkbar. Wie schwer diese Anfänge für alle Beteiligten gewesen sind — und wie oft Unwissenheit und fehlendes Vorausdenken von „Interessenkreisen“ an die Wand gespielt wurden — ist einer der Hintergründe dieser ausgezeichneten Arbeit, die bei Vergleichen zur heutigen Situation mehr als einmal den Leser zum Nachdenken zwingen dürfte.

Eugen De Porre.

Angeschlossen sein mögen hier die die größeren Zusammenhänge deutlich machenden Feststellungen des selben Vf.s in der Festschrift „Wissenschaft, Wirtschaft und Technik“ für Wilhelm Treue zum 60. Geburtstag, „Tradition“ 1969, 163—172 (München 1969, Verlag F. Bruckmann) mit einem kurzen, recht knappen Aufsatz *Amerikanisches Erdöl in Deutschland 1860—1895*, der unter anderem auch die zu jener Zeit überragende Stellung Bremens als Einfuhrhafen für das Erdöl und Standort einer bedeutenden Leuchtmittelindustrie erkennen läßt.

Bremen/Bremerhaven, Industrie am Strom. Herausgeber: Senator für Wirtschaft und Außenhandel.

161 Seiten mit vielen Abbildungen auf Tafeln und im Text sowie 12 S. Statistik und Register. Bremen 1969. Carl Schünemann Verlag.

Welche Absicht mit der Herausgabe dieses reich bebilderten, zweisprachigen Sammelbandes verfolgt wird, zu dem 18 Fachleute Beiträge geliefert haben, gibt Bürgermeister Hans Koschnick im Vorwort an: „Mit

diesem Buch stellen sich Bremen und Bremerhaven als Hafen- und Industriestädte vor, zwei Zentren des Welthandelsverkehrs, die der Industrie auch in Zukunft große Chancen eröffnen". Für Senator Eggers sind beide Städte denn auch „Städte mit Zukunft“. Sie sind vorwiegend „seehafenorientiert“; aber erst die Industrie gibt den Häfen Leben. Fabriken an der Niederweser haben dabei den Vorteil des kürzeren Weges sowohl für die Rohstoffe wie auch für die Erzeugnisse, die zu den Absatzmärkten über See gehen. Deshalb haben mehrere Firmen mit Erfolg den „Sprung von der Kohle zur Küste“ unternommen, z. B. die Klöcknerwerke, die auf Bremer Gebiet am Weserufer eins der modernsten Hüttenwerke Europas aufgebaut haben und noch immer ihre Anlagen auf ihrem 10 qkm großen Gelände erweitern. Genaueres darüber berichtet Karl Böhnert.

Bremen hat große Anstrengungen gemacht, seine Häfen auszubauen und hat u. a. Anlagen für den Umschlag von Massengütern wie Getreide und Erz und für den Containerumschlag geschaffen. Es stellt für die Neuansiedelung von Industrien günstig gelegenes Gelände zur Verfügung und bemüht sich auch darum, die Verkehrsverbindungen nach dem Binnenlande zu verbessern. Heute ist in Bremen, darauf weist Fritz Eichler hin, die Industrie zu einem der beherrschenden Faktoren des Wirtschaftslebens geworden: Über 40 v. H. der Erwerbstätigen sind in ihr beschäftigt; in den letzten 20 Jahren hat sich die industrielle Erzeugung verdreifacht.

Georg Kettler geht diesem Anwachsen der Industrie in Bremen geschichtlich nach und zeigt, wie wichtige bremische Handelsgüter — Tabak, Kaffee, Reis, Bier und andere — bedeutende industrielle Betriebe hervorgerufen haben: Die Rolandmühle gehört zu den größten europäischen Mühlenwerken. 60 v. H. des in der Bundesrepublik verbrauchten Rauchtobaks, 50 v. H. des im Ausland getrunkenen Flaschenbieres kommen aus Bremen! Weltbekannt sind die Leistungen der Werften des Landes Bremen („Bremen“, „Europa“, „Columbus“). Ihr Bauprogramm reicht heute „vom Spezialschiff bis zum Mammut-Tanker“, wie Heinz Conradis darlegt. Die Bremer Luft- und Raumfahrtindustrie bildet einen der beiden Schwerpunkte dieses Industriezweiges in der Bundesrepublik. Hans Pasche erzählt, wie aus kleinen Anfängen die heutigen „Vereinigten Flugtechnischen Werke“ entstanden sind, welche Flugzeugtypen sie bauen und wie weit sie an den Problemen der Raumfahrt mitarbeiten.

Von „Bremerhaven gestern und heute“ berichtet Oberbürgermeister Bodo Selge. Es ist eine aufwärtsstrebende Stadt (1836 hatte sie 1100, heute 150 000 Einwohner!) mit leistungsfähigen Häfen, guten Verkehrsverhältnissen (Fährverbindung mit England) und dem größten Fischereihafen des Kontinents. Bremerhaven besitzt eine Fischereiflotte, die zu den modernsten der Welt gehört. Friedrich C. Busse berichtet darüber. 60 v. H. der deutschen Fänge werden in Bremerhaven angelandet und verarbeitet; 10 000 Menschen finden dabei ihre Beschäftigung.

Zusammenfassend kommt Dieter Klink zu folgendem Urteil über die Wirtschaft Bremens: „Bremen, das kleinste Bundesland, stellt ein Zentrum im wirtschaftlichen Kraftfeld Norddeutschlands dar, das in alle Wirtschaftsräume der Bundesrepublik und Europas ausstrahlt.“ Walter Fräßdorf.

Helmut Gätsch: Die Freien Gewerkschaften in Bremen 1919—1933.

Bremer Veröffentlichungen zur Zeitgeschichte, herausgegeben im Auftrage des Senators für das Bildungswesen der Freien Hansestadt Bremen von Karl-H. Schwebel und Herbert Schwarzwälder, 180 S., Bremen 1969, Carl Schünemann Verlag.

Zeitgeschichte aus der Sicht des gewerkschaftlich organisierten Arbeiters bietet das Buch von Helmut Gätsch „Die Freien Gewerkschaften in Bremen 1919—1933“. Der Verfasser ist Bremer Lehrer, der früher selber im Bäckerhandwerk tätig gewesen ist. Vor dem dramatisch-tragischen Hintergrund der Weimarer Republik zeichnet er ein eindrucksvolles Bild von der Entwicklung und dem Einfluß der Bremer Gewerkschaften, von ihren sozialpolitischen und arbeitsrechtlichen Leistungen, sowie von ihrem Bemühen, auch auf die politischen Entscheidungen Einfluß zu nehmen.

Darum haben sich die Gewerkschaften zwar immer bemüht; doch war dies besonders wichtig in jenen Jahren, die wie keine anderen durch Massenverarmung (Inflation) und Massenarbeitslosigkeit (Weltwirtschaftskrise) gekennzeichnet waren. Wenn 1920 bis 1923 alle Lohnverhandlungen mehr oder weniger hoffnungslose Wettläufe mit dem rasenden Tempo der Geldentwertung waren, so standen 1930 bis 1933 alle gewerkschaftlichen Bemühungen ebenso sehr im Schatten der durch Notverordnungen verfügbaren Gehalts- und Lohnkürzungen wie von mehreren Millionen Arbeitslosen. Mit den üblichen gewerkschaftlichen Mitteln war kaum etwas zu erreichen, und aus dieser Lage ergab sich für die Gewerkschaften immer wieder und immer dringender die Notwendigkeit zu politischen Initiativen. Diese unvermeidbare, zeitbedingte Politisierung der Gewerkschaftsarbeit war für die Kommunisten in Gewerkschaften jedoch Anlaß und Begründung zugleich für ihre bei jeder sich bietenden Gelegenheit erhobenen politischen Forderungen, vor allem für die nach dem Generalstreik. Gerade diesen aber lehnten die Gewerkschaften ab, weil sie wußten, daß die Kommunisten mit dem Generalstreik nur parteipolitische, aber keine gewerkschaftlichen Ziele anstrebten. Diese Absicht der KPD zur „Umfunktionierung“ der Gewerkschaften zeigt sich deutlich in dem dauernden Hin und Her ihres Verhaltens gegenüber den Gewerkschaften („Raus aus den Gewerkschaften!“, „Rein in die Gewerkschaften!“), das von Gätsch sorgfältig registriert worden ist: 1919 Gründung der Allgemeinen Arbeiter-Union; 1920 Bildung kommunistischer Zellen in den Gewerkschaften; 1923 Gründung revolutionärer Kampforganisationen; 1925 revolutionäre Opposition in den Gewerkschaften; 1930 Gründung revolutionärer Gewerkschaften. So sind die Jahre 1919 bis 1933 eine Kette von Auseinandersetzungen zwischen den gemäßigten und den radikalen Kräften in den Gewerkschaften, die oftmals sogar zu politischen Kraftproben wurden. Die sehr unterschiedlichen Anlässe solcher Auseinandersetzungen werden vom Verfasser ebenso deutlich herausgearbeitet wie jeweils der Ablauf und das Ergebnis. In ihrem zeitgeschichtlichen Zusammenhang gesehen, waren diese dauernden Bemühungen der Kommunisten um größeren Einfluß in den Gewerkschaften mehr als gewerkschaftsinterne Auseinandersetzungen. Sie waren Teile des ununterbrochenen Selbstbehauptungskampfes, den die Demokratie in der Weimarer Republik zu führen hatte und den sie verlor, weil nicht alle Teile unseres Volkes gegenüber radikalen und autoritären Parolen und Programmen so standhaft waren wie die Arbeiter, bzw. die Gewerkschaften.

Die Nationalsozialisten und ihre Betriebszellenorganisation (NSBO) werden von Gätsch recht knapp behandelt. Das ist insofern berechtigt, als nur wenige Gewerkschaftsmitglieder nationalsozialistischen Ideen zuneigten und daher die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus zu keiner Zeit ein innergewerkschaftliches Problem gewesen ist. Es gab zwar, auch in Bremen, Arbeiter, die Mitglieder der NSDAP waren, und Betriebe mit nationalsozialistischen Betriebszellen. Doch das waren seltene Einzelfälle. In der Vollversammlung der Bremer Arbeiterkammer hatte die NSBO keinen einzigen Vertreter. Obwohl bei den Bürgerschaftswahlen am 30. November 1930 reichlich 25 v. H. aller Bremer Wähler der NSDAP ihre Stimme gegeben hatten, konnte die NSBO im Frühjahr 1931 bei den Wahlen zur Vollversammlung der Arbeiterkammer keine eigene Liste aufstellen, so daß alle 30 Mitglieder der Vollversammlung Angehörige der Freien Gewerkschaften waren. Die Tatsache ist ein weiterer Beweis für die völlige Einflußlosigkeit der NSBO und bestätigt den Satz von Gätsch: „Nicht aus der NS-Betriebszellenorganisation erwuchs die Hauptgefahr für die Gewerkschaften, sondern aus dem rücksichtslosen Streben der NSDAP nach der Macht im politischen Bereich“ (S. 137). Nachdem sie die politische Macht errungen hatten, waren die im letzten Kapitel des Buches geschilderte Besetzung der Gewerkschaftshäuser und die Gleichschaltung der Gewerkschaften nur noch Fragen der Zeit; denn freie Gewerkschaften kann es nur in einem freien Staat geben.

Es ist zu begrüßen, daß die soziale Seite der bremischen Geschichte auch bei den Geschichtsschreibern immer mehr Aufmerksamkeit findet. Gerade darum ist es bedauerlich, daß Gätsch's Buch einige kleine Unrichtigkeiten enthält (S. 75 und 97) und auch in der Anwendung von Begriffen und Bezeichnungen nicht immer ganz genau ist (S. 13, 16, 19, 36, 46, 47 und 111) und daß die Druckerei beim Umbruch der Chronik am Schluß des Buches die vom Verfasser gewollte synoptische Anlage der bremischen und außerbremischen Ereignisse nicht beachtet hat. Der sachliche und zeitgeschichtliche Wert des Buches wird mit dieser Anmerkung nicht eingeschränkt, und wegen dieses Wertes wünsche ich dem Buche recht viele Leser. Willy Dehmkamp

Klaus Richter: Untersuchungen zur Hamburger Wirtschafts- und Sozialgeschichte um 1300 unter besonderer Berücksichtigung der städtischen Rentengeschäfte 1291—1330.

Peter Gabrielsen: Struktur und Funktion der Hamburger Rentengeschäfte in der Zeit von 1471—1490.

Beiträge zur Geschichte Hamburgs, herausgegeben vom Verein für hamburgische Geschichte, Bd. 6, 180 S. einschl. 52 S. Tabellenanhang; und Bd. 7, 120 S., davon 17 S. Anhang von Kurven, Tabellen, Zeichnungen, Hamburg 1971, Hans Christians Verlag.

Bernhard Gätjen hat 1928 in den „Veröffentlichungen aus dem Staatsarchiv der Freien Hansestadt Bremen“ eine gehaltvolle Arbeit über den Rentenkauf in Bremen veröffentlicht, in der er vor allem die mit den Rentengeschäften zusammenhängenden Rechtsfragen erörtert und die Entwicklung des Rentenkaufs bis ins 19. Jahrhundert hinein verfolgt. Klaus Richter und Peter Gabrielsen behandeln das gleiche Sachgebiet für Hamburg; aber sie begrenzen ihre Untersuchungen auf kurze Zeiträume und betrachten ihr Quellenmaterial nicht als Juristen, wie B. Gätjen es tat, sondern als Wirtschaftshistoriker und Soziologen. Es handelt sich um zwei Hamburger Dis-

sertationen. Sie gehen von der Überzeugung aus, daß der Rentenmarkt als „Institut der Kreditgewährung und Kapitalanlage“ die Konjunkturtendenz widerspiegelt und zuverlässige Aussagen über die Wirtschaftsentwicklung einer Zeit gestattet. Ihr Vorgehen bezeichnen sie selbst als „chronologisch-statistische Methode“. So kann Kl. Richter innerhalb der von ihm untersuchten 40 Jahre aus den Vorgängen am Rentenmarkt vier wirtschaftlich verschiedene Perioden feststellen, und P. Gabrielssen weist auf gleiche Weise einen deutlichen Unterschied zwischen den Wirtschaftsverhältnissen der siebziger und der achtziger Jahre des 15. Jahrhunderts in Hamburg nach.

Sehr wertvoll sind in beiden Arbeiten die Untersuchungen der Frage, welche Personengruppen sich am Rentenmarkt beteiligen. Es zeigt sich, daß die soziale Oberschicht der Ratsherren und Großkaufleute den Rentenmarkt absolut beherrscht, und zwar befriedigt sie ihren Wunsch nach Kapitalanlage ebenso wie ihr Kreditbedürfnis größtenteils „gruppenintern“. Von Krisen wird sie hart getroffen; aber sie behält doch ihre wirtschaftliche Spitzenstellung. Von der handwerklichen Mittelschicht nimmt nur ein kleiner Teil den Rentenmarkt in Anspruch, vor allem die Handwerker, die auch Handel treiben wie Schlachter (Viehhandel), Böttcher (Bierausfuhr), Gerber (Lederhandel). Das gilt für beide untersuchte Zeiträume.

Eine große Zahl von Tabellen und graphischen Darstellungen ergänzt die Darlegungen des Textes in den beiden erfreulichen Arbeiten.

Walter Fräßdorf

Rainer Ramcke: Die Beziehungen zwischen Hamburg und Österreich im XVIII. Jahrhundert. Kaiserlich-reichsstädtisches Verhältnis im Zeichen von Handels- und Finanzinteressen.

Beiträge zur Geschichte Hamburgs. Herausgegeben vom Verein für hamburgische Geschichte, Band 9, 150 S. Text und 30 S. Tabellen und Verzeichnisse, Hamburg 1969, Hans Christians Verlag.

Der Verfasser untersucht, auf ein reiches Quellenmaterial gestützt, eingehend und gründlich die Beziehungen Hamburgs zu Wien vom Anfang des XVIII. Jahrhunderts bis zum Jahre 1790 und berücksichtigt dabei besonders das Gebiet der Handels- und Finanzpolitik.

Am Beginn des XVIII. Jahrhunderts war der österreichische Handel stark nach Norden gerichtet. Hamburg war Wien wichtig als Ausfuhrhafen für Kupfer und Quecksilber, sowie für schlesische und böhmische Leinwand und Garne; es bildete zudem ein erwünschtes Menschenreservoir für die Werbung von Soldaten, und seine Finanzkraft ließ sich zur Behebung der dauernden Geldnot der Wiener Kassen (Reichskontingente, „Römermonate“, „Türkensteuern“ usw.) ausnutzen. Die kaiserliche Oberhoheit über die Reichsstadt zu erhalten, war daher Wien ständig bemüht. Zu ihr stand in Gegensatz das Autonomiestreben der Stadt, obwohl sie andererseits immer wieder auf den Schutz oder die Vermittlung des Reiches angewiesen war. Daraus ergab sich für die Hamburger Politik die Notwendigkeit zu einem ständigen Ausbalancieren dieser beiden Tendenzen, das für das ganze XVIII. Jahrhundert charakteristisch ist.

Der Ausgang des Spanischen Erbfolgekrieges nötigte Österreich, seine Pläne zu einem über Hamburg laufenden Handel nach Spanien und dessen Kolonien aufzugeben, und die anfangs großen Erfolge gegen die Türken lenkten seine Blicke auch wirtschaftlich nach dem Südosten Europas.

(„Orientalische Kompanie“, Triest und Fiume 1719 Freihäfen). Der österreichische Fernhandel drohte von Hamburg abgelenkt zu werden. Auch zeigten sich seit etwa 1720 Anfänge zu einer merkantilistischen österreichischen Handelspolitik — Entwicklungen, die Hamburgs Handel schädigten. Als Geldquelle blieb die Reichsstadt freilich für Wien nach wie vor von größter Wichtigkeit. Die finanzielle Schwäche der kaiserlichen Schutzmacht förderte andererseits das Erstarken des politischen Selbstbewußtseins des Stadtstaates.

Im vierten Jahrzehnt des XVIII. Jahrhunderts geriet Österreich in eine ernste Krise (Pragmatische Sanktion, ungünstige Friedensschlüsse, Verlust der Kaiserkrone, Verlust Schlesiens), und als Folge davon brach die kaiserliche Vormachtstellung in der Hansestadt zusammen. Doch führte der große Finanzbedarf Österreichs zu einer neuen Erweiterung der Handelsbeziehungen zu Hamburg: die Kupferausfuhr wurde verstärkt und diente als Grundlage für Kredite und Anleihen. Hamburg ging freilich in der Regel nur zögernd auf die ständigen Finanzwünsche Wiens ein, zumal dieses sich zum Schaden für den Seehandel der Stadt in ein Zusammenspiel mit den Seemächten (1733—1734), sogar mit dem alten Gegner Dänemark (1734—1738) eingelassen hatte. 1740 kam Schlesien, mit seiner Leinwand ein wichtiger Handelspartner Hamburgs, in den Besitz Preußens. Das führte zunächst zu einem Rückgang des Hamburger Handels und nötigte die Stadt zur Rücksichtnahme gegenüber der neuen Großmacht im Reich. Auf der Grundlage des entstandenen deutschen Dualismus und der Entwicklung neuartiger Finanzbeziehungen, bei denen einflußreiche österreichfreundliche Hamburger Bürger („Stenglin-Kreis“) eine wichtige Rolle spielten, kam es dann aber zu einer neuen politischen Annäherung Hamburgs an Österreich.

Im Siebenjährigen Krieg suchte Österreich jeden Gegensatz zu Hamburg zu vermeiden, und dieses bemühte sich um eine streng neutrale Politik. Nach dem Kriege versuchte Österreich — wie schon früher — die reiche Handelsstadt für die Bezahlung seiner Schulden auszunützen, stieß hier aber auf Schwierigkeiten. Es war jetzt schwer, Anleihen unterzubringen, und auch die „Kupferkredite“ gingen zurück. Der Gegensatz zwischen dem Hamburger Freihandels- und dem österreichischen Schutzzollsystem erschwerte die Handelsbeziehungen. Außenpolitisch bekam Hamburg jedoch weitgehend freie Hand; denn jetzt konnte auch Rußland Schutz gewähren, und zu Dänemark entstand ein besseres Verhältnis (1768 Gottorper Vertrag). Österreich vermied bei solcher Lage der Dinge jeden ernstesten Konflikt mit der Hansestadt, und hier führte ein neuer Kreis von einflußreichen Bürgern (Schuback, Dorner usw.) zu einer Erneuerung der handelspolitischen Partnerschaft mit Wien, die anhielt, bis die Französische Revolution neue Voraussetzungen für das beiderseitige Verhältnis herbeiführte.

Walter Fräßdorf.

Caspar Voght und sein Hamburger Freundeskreis. Briefe aus einem tätigen Leben.

Teil III: Reisejournal 1807/09. Bearbeitet von Annelise Tecke. Veröffentlichungen des Vereins für hamburgische Geschichte, Bd. XV, III—VIII u. 290 S., 14 S. Register, Hamburg 1967, Hans Christians Verlag.

Als eine Art klassischer Kavaliersreise — nach Frankreich, Italien, der Schweiz — möchte man wohl das bezeichnen, was der unverehelichte Caspar

Voght erlebte und in seinem Reisetagebuch in Briefform aus den Jahren 1807 bis zum Sommer 1809 für seine Hamburger Freundinnen und Freunde festhielt. Sein Reisejournal zeigt seine vielseitigen und umfassenden agrarwirtschaftlichen, literarischen, künstlerischen und philosophischen Neigungen — „Sie sehen, ich denke laut“ — oft in kaleidoskopartigem Wechsel der Vorgänge. Wohin er auch kommt, er findet stets Zutritt zu führenden Geistern und Persönlichkeiten der Zeit. In Weimar, Oktober 1807, war er „bei Göhte den ganzen Morgen“. „Das Alte sei vorbey. Es sey Pflicht das neue erbauen zu helfen.“ „Der Mensch sey izt mehr wie je Weltbürger, die Staaten müssen sich neu bilden und dabei wäre izt manch vorhin unübersteigliches Hinderniss beseitiget.“ Offenen Auges geht es über Eisenach, Frankfurt am Main, Straßburg nach Paris. Dort nach 25 Jahren in der vollständig veränderten Stadt angekommen, ist ihm Frankreich „ein Vulkan, auf dessen Lava neue Bewohner künftiger Zerstörung neue Arbeit bereiten“. Französisch lobt er als erste Prosa dieser Erde.

Sein Hamburg vergißt er aber nie. Im November 1807 heißt es: „Für Sie alle giebt es außer Hamburg kein Heil. Wenn es auch theuer ist, so ist dennoch da mehr zu verdienen.“ Er selber, geldlich gut gestellt, genießt intensiv die Stadt, Museen, Theater, macht Empfänge, Gesellschaften, Soupers mit, besichtigt lobend Sozialeinrichtungen, die Salpetrière, Gefängnisse, beobachtet, daß die Armut der untersten Stände sich vermindert hat, wie die unteren Klassen überhaupt wohlhabender geworden seien. Geschäftsgewandt zieht er ausstehende Gelder aus Landverpachtungen ein und verkauft ferner Land mit Gewinn.

Aus seinem übergroßen Bekanntenkreis — etwa Alexander von Humboldt, Talleyrand — spricht er auch einmal von „Mad. Kulenkamp“, geb. Platzmann, die Ende 1807, Anfang 1808 mit ihrem Mann, dem Bremer Großkaufmann Arnold Kulenkamp, Frankreich und die Schweiz bereiste.

Und dann heißt es am 6. Januar 1808 von Napoleon: „Ich habe ihn gesehen von Angesicht zu Angesicht, den Mann des Schicksals — mit in sich versenktem Feuerblick, unscheinbar, unter einem glänzendem Hofe umherwandelnd“; „*C'est un vulcan d'idées* sagen alle Staatsräthe.“ Durch den Minister des Königs von Dänemark wurde er dem Kaiser vorgestellt, was die Staats- und Gelehrte Zeitung des Hamburgischen Correspondenten am 13. Jan. 1808 berichtete. „Es fuhr so etwas wie ein elektrischer Schlag durch den Zirkel . . .“ Ebenso hatte er Zutritt zum Cercle der Kaiserin, wie er mit Wissenschaftlern, Künstlern, Theaterleuten und -liebhabern verkehrte. Immer wieder kommt sein Optimismus, seine seelische Grundhaltung zum Ausdruck. Am 4. März 1808 heißt es: „Tugend erstirbt in der Menschheit nicht, sie ist ihr Wesen“.(!) Er sieht auch ins gesellschaftliche, soziale Leben und hebt hervor, „wieviel wahrhaft Wohltätiges — hier wie allenthalben — im Stillen geübt wird“.

Er besucht Tiersammlungen, Bibliotheken, Gemäldesammlungen; er hört Vorlesungen von Gay-Lussecs, arbeitet gleichzeitig am Entwurf der Ackerbestellung von „Flotbek“, liest über den belgischen Ackerbau.

So groß sein Bekanntenkreis aber auch ist — das Namensregister des Bandes verzeichnet über 1000 Namen, die einmal oder mehrere Male zitiert werden — so sehnt es sich doch zurück nach Hamburg. So unter dem 26. Mai 1808: „Übers Jahr bin ich sicher und ganz eigends der *Landman* in Flotbek . . .“ — „Bin ich einmahl so wieder da, so lockt mich schwerlich etwas wieder weg.“

Natürlich besichtigte er Versailles, St. Germain und die weitere Umgegend von Paris. Kürzere Reisen führten ihn auch nach Zürich, Basel und Bern. Im Oktober des Jahres 1808 ist er in „Copet“ (Coppet) und besucht Frau von Stael. „Ich denke, sie wird den Franzosen die Teutschen offenbaren, denn bis izt verstehn sie uns so wenig als wenn wir Türken wären.“ — Er bringt lebhaftere Schilderungen der Schweizer Landschaften, zeigt sich sehr von Pestalozzis Erziehungsgrundsätzen beeindruckt, widmet Schweizer landwirtschaftlichen Anstalten seine Aufmerksamkeit. Sein Aufenthalt auf den Borromäischen Inseln entlockt ihm den Ausruf: „*et in Arcadia ego!*“ Mailand, Turin, Grenoble sind weitere Stationen solcher Kavaliereise.

Praktisch-wirtschaftlich denkend, stellt er aber solche Fragen wie die, warum Main und Donau noch nicht vereint seien, warum nicht die Ostsee mit der Elbe, warum Elbe und Weser nicht? So am 1. 12. 1808 wieder in Paris. Die letzte im 3. Band abgedruckte Tagebucheintragung datiert vom 27. Juli 1809. Zusammenfassend meint Caspar Voght im Frühjahr 1809 — trotz oder wegen seiner Verbindungen und Berührungen nach allen Seiten —, daß „das Ganze Ihnen ein Eyneslei von Zerstreuungen scheinen muß“. Er meint, „wie die großen Städte sich in jedem Zeitalter gleichen! Rom und Paris sich ähneln.“ Und er stimmt mit einer zitierten Briefstelle des Plinius überein: „Sonderbar wie in Rom die Zeit vergeht. Nimm jeden einzelnen Tag, jeder ist voll. Sammle sie alle und du wunderst dich, wie leer sie sind.“

Dem Verein für hamburgische Geschichte ist für diesen bunten und reizvollen Beitrag zur Kultur- und Gesellschaftsgeschichte des ersten Jahrzehnts des 19. Jahrhunderts zu danken.
Theodor Halbach.

Gerhard Ahrens: Caspar Voght und sein Mustergut Flottbek. Englische Landwirtschaft in Deutschland am Ende des 18. Jahrhunderts.

Beiträge zur Geschichte Hamburgs, hg. vom Verein für hamburgische Geschichte, Bd. 1 X und 127 S., 15 S. Anlagen, 13 S. Schriftums- und 3 S. Personenverzeichnis. Hamburg 1969, Hans Christians Verlag.

Angesichts der gegenwärtigen agrarwirtschaftlichen Nöte der EWG-Staaten berühren manche Vorschläge und Reformen Caspar Voghts — 1752 in Hamburg geboren, der Vater aus einer Pastorenfamilie im Bremischen stammend, gestorben 1839 — sehr modern. Tatsächlich handelt es sich bei Caspar Voght und seinen mit Geschick innerhalb weniger Jahre erworbenen drei Flottbeker Bauernhöfen um die in Deutschland erstmalige Durchführung all der agrarwirtschaftlichen Grundsätze, die Voght in mehreren, teilweise sich über Jahre erstreckenden Reisen nach England, Irland und Schottland kennengelernt hatte. Die damalige, englische „Agrarrevolution“ hatte den Grundsatz geregelter Fruchtfolge, die Anwendung zweckmäßiger neuer Geräte, überhaupt Veränderungen der Agrartechnik gebracht. Erstmals wurden in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in England Gewinnstreben und Risikobereitschaft in landwirtschaftlichen Betrieben heimisch, kapitalmäßig von den Gewinnen der Kolonialzeit getragen. Auf Reisen gemachte Erfahrungen, eine allgemein ansteigende Übersetzungsliteratur in Deutschland machten England zum politischen und wirtschaftlichen Musterland. Caspar Voght — anfänglich besonders durch die hohen Gewinne seines Leinen- u. Seidenhandelsgeschäfts, später des Kornhandels, begünstigt — wandte seine Aufmerksamkeit immer mehr und nach Verlust seines Handelsgeschäfts ganz der Landwirtschaft zu. Er trat für freie Entwicklung der landwirtschaftlichen

Kräfte ein, richtete sein Augenmerk auf naturwissenschaftliche Fragen, bewies soziales Verständnis. Sein Bericht von 1795 über die Organisation der Hamburger Armenanstalt, seine Vorschläge von 1796 einer Krankenversicherung und Altersversicherung für Landarbeiter erschlossen in Deutschland Neuland. Die 1788 eingerichtete Allgemeine Armenanstalt Hamburgs war Ergebnis und als „Hamburger System“ gleichzeitig Muster für die Organisation des Armenwesens in 40 Städten Europas.

Wirtschaftliche Bestrebungen — so für die Aufforstung großer Flächen — zu erzielende Gewinne aus dem Holzverkauf, wie Erkenntnisse von der Bedeutung der doppelten Buchführung und der Betriebsstatistik verbanden sich bei Caspar Voght mit Einsicht in die Wichtigkeit landwirtschaftlichen Schulungs- und Erziehungswesens. Seine umfassenden gärtnerischen Anlagen nach englischem Vorbild machten seinen Besitz zu einer Sehenswürdigkeit Hamburgs.

Kein Wunder, daß der immer tätige Mann, der seine Kenntnisse und Erfahrungen in vielen Aufsätzen und Druckschriften niederlegte, mit Auszeichnungen und Ehrenmitgliedschaften geehrt wurde. Voght war in Deutschland Männern wie Albrecht Thaer, Heinrich von Thünen, dem Kameralisten Johann Georg Büsch in Hamburg bekannt, aber auch Männern wie John Sinclair, einem Lieblingsschüler von Adam Smith und Präsidenten der „Highland and Agricultural Society of Scotland“, in England.

Die trotz so vieler verschollener Nachlaßpapiere Voghts mit den mannigfaltigsten Quellenhinweisen ausgestattete Arbeit ist ein wertvoller Beitrag zur Agrargeschichte Norddeutschlands.

Theodor Halbach.

Helmut Washausen: Hamburg und die Kolonialpolitik des Deutschen Reiches 1880 bis 1890.

Veröffentlichungen des Vereins für hamburgische Geschichte, Band XXIII, Hamburg 1968.

Hier handelt es sich um einen wertvollen Beitrag zur Geschichte der deutschen Kolonialpolitik. Nach einem Überblick über Hamburgs Anteil an einigen frühen Kolonialversuchen untersucht der Vf. unter Benutzung bisher unbekannter Quellen eingehend und überzeugend die Einstellung Hamburgs — seiner Kaufmannschaft und seines Senats — zu den Kolonialbestrebungen der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, führt diese Untersuchung aber nur bis zum Jahre 1890 durch, weil nach dem Zollanschluß des Stadtstaates und dem Abgang Bismarcks die traditionelle Sonderstellung Hamburgs so stark beseitigt war, daß sich seine Haltung zu den Kolonialfragen kaum noch von den sonst in Deutschland darüber vertretenen Anschauungen unterschied.

Es ist bekannt, daß Bismarck kein Freund von Kolonien war. („Ich bin kein Kolonialmensch.“) Bis in die achtziger Jahre hinein war ihm die Sicherung und der Ausbau des neuen Reiches wichtiger als die Erwerbung überseeischer Gebiete, die nach seiner Meinung nur Kosten verursachten, von zweifelhaftem wirtschaftlichen Wert waren und das gute Verhältnis zu England gefährdeten. Die großen Erwartungen mancher Kolonialschwärmer des Binnenlandes, Kolonien könnten den Auswandererstrom aufnehmen, der bisher nach Amerika ging, und Absatzmärkte für die aufblühende deutsche Industrie werden, erkannte er als Selbsttäuschungen.

Darin stimmte ihm die große Mehrzahl der Hamburger Kaufleute bei; in anderen Punkten aber — das legt Washausen eingehend dar — waren sie ganz anderer Meinung als der Kanzler. Bismarcks Übergang zum Schutzzollsystem und sein sich daraus ergebendes Drängen auf den Anschluß Hamburgs an das Zollgebiet des Reiches hatte zu einem jahrelangen Ringen mit der Hansestadt geführt, die ihre Weltgeltung dem Freihandel verdankte. Solange nur die anderen Handelsstaaten am Freihandel festhielten, hatten die Hamburger Kaufleute verständlicherweise wenig Meinung für den Erwerb deutscher Kolonien. Diese Einstellung änderte sich jedoch, als sich einige Hamburger (und Bremer) Überseekaufleute genötigt sahen, veranlaßt durch englische Übergriffe und Schwierigkeiten mit den Eingeborenen, den diplomatischen und militärischen Schutz des Reiches zu erbitten. Das Auswärtige Amt ersuchte um ein Gutachten über die Belange des deutschen Handels an der Küste Westafrikas, und Hamburg antwortete darauf am 6. Juli 1883 mit einer ausführlichen Denkschrift, „die der deutschen Kolonialpolitik den entscheidenden Anstoß gab und sie aus dem Bereich der mehr oder minder vagen Pläne in praktische Bahnen lenkte“: Kamerun, Togo und Südwestafrika (etwas später auch Ostafrika) wurden 1883/1884 zu Schutzgebieten des Reiches erklärt. Mit ihren Faktoreien, Plantagen und Verträgen mit den Häuptlingen hatten hanseatische Kaufleute die Voraussetzungen dazu geschaffen.

Ein neuer scharfer Gegensatz zwischen Hamburg und dem Reich entstand durch die Frage der Verwaltung der Kolonien, den Washausen so formuliert: „Bismarck, der handelspolitisch zum Schutzzoll übergegangen war, blieb kolonialpolitisch manchesterlich, d. h. er wollte ein möglichst geringes Engagement des Staates in den Kolonien, die von den Handelsunternehmungen in eigene Regie zu übernehmen seien“. Die Hamburger Überseekaufleute wünschten zwar — als Freihändler — ebenfalls in den Kolonien so wenig wie möglich staatliche Einmischung in ihre Angelegenheiten, eine Übernahme der Verwaltung der Schutzgebiete lehnten sie aber mit Entschiedenheit ab.

Diese grundsätzliche Ablehnung staatlicher Eingriffe in das Wirtschaftsleben hatte sich schon einige Jahre früher bei der Erörterung der Samoa-vorlage der Reichsregierung gezeigt. Die Hamburger Öffentlichkeit verurteilte sie fast einstimmig, obwohl es sich dabei doch um eine heimische Firma (Godeffroy) handelte, der geholfen werden sollte. Der Reichstag folgte der Meinung des Bremer Abgeordneten H. H. Meier und lehnte die Vorlage im April 1880 ab.

Ein gleiches Schicksal hatte zunächst auch eine Gesetzesvorlage der Reichsregierung zur Subventionierung von Dampferlinien nach Westafrika. Bismarck wies darauf hin, daß die Vorlage eine Etappe auf dem Wege zu deutschen Kolonien sei. Aber die Hanseaten sahen in ihr eine Einmischung des Staates in das Wirtschaftsleben und lehnten sie 1881 ab, stimmten ihr aber zwei Jahre später zu — man erkennt, daß sich in den ersten achtziger Jahren die Einstellung zur Frage der Kolonien sowohl bei der Mehrzahl der Hamburger Kaufleute wie auch bei Bismarck geändert hatte. Der Hamburger Senat hat freilich beiden Vorlagen im Bundesrat von Anfang an zugestimmt, und zwar aus politischen Gründen: man wollte Bismarck, mit dem man wegen des Zollanschlusses im Kampfe lag, nicht verstimmen, und man wollte verhüten, daß sich der Kanzler mit seinen Anliegen — an die Schwesterstadt Bremen wandte.

Als Ergebnis seiner Untersuchung stellt Washausen fest: „Über die weit-

gehende Ablehnung aller Kolonialbestrebungen führte der Weg der Hamburger über ihre Beteiligung an den ersten Kolonialentscheidungen von 1883—1884 zur grundsätzlichen Anerkennung der Reichskolonialpolitik in der nachbismarckischen Zeit".

Walter Fräßdorf.

Hulda Rautenberg: Das alte Swakopmund, 1892—1919, Swakopmund zum 75. Geburtstag, 1967.

Herausg. vom International Lions Club Swakopmund in Zusammenarbeit mit dem Swakopmunder Museum (290 S. Text, 16. S. Anm., 16 S. Dokumentenanhang, 5 S. Schrifttum und Quellenverzeichnis, 5 Ktn. und 12 Tfn. mit 3 S. Nachweis, 7 S. Firmen- und Personen-, 1 S. Ortsweiser, Neumünster 1967, Karl Wachholtz Verlag).

Dies schöne Erinnerungsbuch einer alten Afrikanerin sollte in unseren Hansestädten besonders dankbar entgegengenommen werden. Sind doch sie bei der Schürzung und der Ausgestaltung und Festigung dieser ersten kolonialen Unternehmung stark beteiligt gewesen. Man braucht nur Namen wie die der Brüder Lüderitz und den Heinrich Vogelsangs für Bremen zu nennen, auch die Verhandlungen über die Reichspostdampferverträge, für Hamburg insbesondere die verschiedenen Woermann-Firmen und ihre Tätigkeit beim großen Herero-Aufstand, um zu erkennen, wie sehr hier unmittelbare Belange unserer Städte infrage gekommen sind. Die Verfasserin kennt dieses genau, hat sie doch zu allem, was sie von Land und Leuten, von persönlicher Erinnerung von ihrem Aufenthalt im Lande weiß, mit großem Fleiße nach der dokumentarischen Seite hin durch Forschungen in Archiven hüben und drüben, in Bibliotheken, Museen, Registraturen verschiedenster Art zu unterbauen versucht, in der Darstellung dann in solch weitem Maße, daß der Fluß der Erzählung darunter leiden würde, wenn es für den von der Sache her gebundenen Leser eben nicht so sehr aufschlußreich wäre, das, was in der Geschichtserzählung dargestellt wird, nun auch dokumentarisch unterbaut zu sehen.

Die Geschichte dieses mit unsäglichen Mühen gegen die Natur und gegen die Widerstände von Menschen, einzelnen und Gruppen, Staaten, sich durchsetzenden Gemeinwesens bekommt ja erst dadurch seine volle Deutung, daß sie auf dem Hintergrunde größerer geschichtlicher Auseinandersetzungen, solchen der großen Politik erscheint. Man erkennt, welche Bedeutung dieses sich aus kleinsten Anfängen emporringende Gemeinwesen für den großen Zusammenhang des ersten deutschen Schutzgebietes gehabt hat, als Anlaufhafen zum Löschen und Laden, für die Versorgung der sich aus fast lächerlichen Anfängen heraus entwickelnden Schutztruppe, was er ferner für die Wirtschaft des Landes darstellte, übersteigert in der Zeit des Hererokrieges und der Hottentottenaufstände. Man erfährt aber auch viel vom inneren Leben der sich zur Stadt entwickelnden Siedlung, die sich letztthin auf ihr eigenes Drängen durch einsichtsvolle Kolonialverweser in der Reichshauptstadt als Selbstverwaltungskörper gestaltet; man sieht aber auch in das bürgerliche und gesellschaftliche Leben hinein, u. U. bis in kleinste Kleinigkeiten. Der Leser wird ergriffen, als handele es sich um sein eigenes Gemeinwesen. So wollen wir über ein kleines Zuviel des Guten nicht reden: das alles gehört zum Dank des Miterlebenden vergangener Tage, der die Spuren des Vergangenen sucht, um sie den Bürgern und Bewohnern der neuen, wieder errichteten und größer gewordenen Stadt zu zeigen, ein Mahnmal in vieler-

lei Beziehung, das nicht zuletzt auch Beweis dafür ist, daß die Deutschen nicht die schlechten Kolonisatoren gewesen sind, als die sie zeitweilig verschrien wurden. Friedrich Prüser.

Renate Hauschild-Thiessen: Die ersten Hamburger im Goldland Kalifornien.
Vorträge und Aufsätze, herausgegeben vom Verein für hamburgische Geschichte, Heft 17, Hamburg 1969.

Renate Hauschild-Thiessen wendet sich einem etwas abseits liegenden, aber von Romantik umwitterten Gebiet der Wirtschaftsgeschichte zu: dem „Goldrausch“ der Jahre 1849—1854 in Kalifornien. Sie sucht an Hand von Konsulatsberichten, Passagierlisten, Zeitungsnachrichten, Firmendokumenten und Familienurkunden festzustellen, welches die ersten Hamburger Kalifornienfahrer waren, aus welchen Berufen sie kamen und welche Schicksale sie im „goldenen Westen“ hatten. Sie benutzt dabei auch Schilderungen des Reisechriftstellers Friedrich Gerstäcker, „des prominentesten der in Hamburg geborenen Zeugen des Goldrausches“ — wie sie urteilt —, der sich 1849—1850 in Kalifornien aufgehalten hat.

Natürlich wollte jeder von den vielen Hamburgern, die damals die lange, beschwerliche Reise nach Kalifornien antraten, im „Goldland“ sein Glück machen. Aber nicht alle gingen in das Minengebiet im Inneren des Landes. Von den Handwerkern, die die stärkste Berufsgruppe bildeten, fanden viele im Baugewerbe in San Franzisko lohnende Beschäftigung. Die jungen Kaufleute, die zweitstärkste Berufsgruppe, traten in bereits bestehende Hamburger Firmen ein oder eröffneten selbständig Geschäfte, in denen alles zu kaufen war, was die Einwanderer benötigten. Das Geld wurde — anfangs! — leicht verdient, aber meist auch mit leichter Hand wieder ausgegeben. Einige wenige von den Hamburger Kaufleuten gehörten schon in den frühen fünfziger Jahren zur „guten Gesellschaft“ von San Franzisko und führten ein aufwendiges Leben; aber nicht wenige vermochten der wachsenden Konkurrenz und den ungewohnten Lebensverhältnissen und Handelsbräuchen nicht standzuhalten — die Verfasserin bringt zahlreiche Beispiele dafür —; sie gaben ihr Geschäft auf oder verlegten es an einen anderen Platz. Wer bereits in der Heimat geschäftlich gescheitert war — und das waren nicht wenige von den Einwanderern! — kam zumeist auch in Kalifornien nicht auf einen grünen Zweig. Viele kehrten enttäuscht nach Hamburg zurück — nicht immer zur Freude der Familie! Die vielen Glücksritter, Abenteurer und zwielichtigen Gestalten unter den Zugereisten folgten zum Teil der Lockung des neuen Goldlandes Australien. —

Die Verfasserin weiß auch aufschlußreich über das Deutschtum in Kalifornien zu berichten, über die rasch ansteigende Zahl der Deutschen (1850: 13 750, 1854: 20 000, 10 Jahre später doppelt so viel!), ihren Zusammenschluß und ihre Veranstaltungen (1850 „Deutscher Verein zur Pflege der Geselligkeit“, 1852 „Deutscher Unterstützungsverein“, 1854 „Deutsches Theater“ in San Franzisko).

Bemerkt sei noch, daß die Arbeit von R. Hauschild-Thiessen auch für Familien- und Firmenforschung eine gute Quelle darstellt. Walter Fräßdorf.

Ernst Hieke: Robert M. Sloman jr. Errichtet 1793.

Veröffentlichungen der Wirtschaftsgeschichtlichen Forschungsstelle Hamburg e. V., Bd. 30, 535 S. mit vielen, z. T. farbigen Bildtafeln und vielen Abbildungen im Text, Faksimiles und Ähnlichem sowie vier Faltblättern mit Diagrammen. Hamburg 1968, Verlag Hanseatischer Merkur.

Es ist ein echter (Ernst) Hieke, der uns hier vorgelegt wird, umfänglich nach dem Text, stattlich, fast ein bißchen aufwendig im Äußeren. Ernst Hieke fand bereits ein umfangreiches Manuskript zur Geschichte der von ihm dargestellten Firma vor, von Rudolf Schmidt zu ihrer 150-Jahrfeier verfaßt, nachdem sich vorher schon einmal Otto Matthies, Verfasser einer rühmlichst bekannten Arbeit über Hamburgs Seeschifffahrt und Seehandel (im 19., dem „hanseatischen“ Jahrhundert, Bd. V der Reihe „Die deutsche Wirtschaft und ihre Führer“, 1928, Flamberg-Verlag, Gotha) an diesem Stoff versucht hatte, aber darüber hinweggestorben war. Von der „epischen Breite“, die Hieke bei Schmidt beklagt, ist allerdings auch bei ihm noch manches übriggeblieben; sonst hätte sein Buch nicht so dickleibig werden können. Das lag an der Vorlage wie auch an dem zu bewältigenden Programm. Es war die Geschichte einer Reederfamilie darzustellen, die zugleich einen Maklereibetrieb hatte, eine Firma, die sich in ihren Organisationsformen vielfach verzweigte. Sie sollten mit zum Ausdruck kommen, wie ebenso die Geschichte von Reedereigründungen und deren Entwicklung, die Geschichte von Schiffen in Bild und Wort und deren Zusammenfassung in einem Schiffsregister, das 115 Namen enthält mit den dazugehörigen Daten und kurzen Hinweisen auf die Schicksale der Schiffe. Schließlich mußte auch die als gesonderte Firma geführte Schiffsmaklerei Robert M. Sloman jr. nach Wesen und Geschichte erklärt werden. Sich in dem großen Vielerlei von Einzellern nicht zu verwirren, auch dem Leser ein folgerichtiges Gesamtbild zu vermitteln, trotz des Vielerleis, das die Quellen zur Aufnahme anboten, war gewiß schwierig. Aber es ist dem Vf. gut gelungen.

Klein waren die Anfänge des englischen Briggkapitäns, der sich in Hamburg niederließ, in der von dort betriebenen Englandfahrt sein Brot fand und, seßhaft geworden, kleine Makler- und Speditionsgeschäfte betrieb und dazu ein Logis für Seeleute unterhielt. Die großen Männer waren dann Sohn und Enkel, beide Robert Miles geheiß, die das ganze 19. Jahrhundert hindurch ihr Unternehmen aus kleinen Anfängen zur Höhe führten und in der Öffentlichkeit, in Hamburgs Wirtschaft und auch in seinen politischen Ehrenstellen, viel bedeuteten, eine Zweiheit, wie wir sie in Bremen ähnlich in D. H. Wätjen und seinem Sohne Christian Heinrich gehabt haben. Die Ansätze und den weiteren Ausbau im einzelnen zu schildern, ist hier nicht der Ort: In der Handels- und Schifffahrtsentwicklung der Hansestädte von damals haben sie viel bedeutet, wobei das Eindringen in ganz neue Fahrtgebiete, etwa die Fruchtfahrt ins Mittelmeer, früher schon die „Paketfahrt“ mit Segelschiffen nach Nordamerika, ebenso am Ende des Jahrhunderts das Auswanderergeschäft in der von ihnen mitbegründeten und gehaltenen *Unionline*, mit der sie selbst der mächtigen Hamburg-Amerika-Linie ernsthaften Wettbewerb bereiten konnten, zu Höhepunkten ihrer Haus- und Firmengeschichte gehören. Daß sie sich dabei vielfach auch mit Bremen und seinem Überseeverkehr berührten, mag noch erwähnt werden. Allerdings ist die

Rolle Bremens nicht immer in ihrer vollen Bedeutsamkeit in der Darstellung berücksichtigt worden, wofür einige Beispiele angemerkt sein dürfen.

Als es 1848 darum ging, eine Kriegsflotte zum Schutz gegen die versuchte dänische Blockade zu schaffen, wird wohl das unbestrittene Verdienst Hamburger Reederkreise nach Gebühr hervorgehoben: von Duckwitz und Brommy wird aber nicht geredet. Eine Seefahrtschule war eher in Bremen als in Hamburg. Für die Gründung der Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger kamen die stärkeren Antriebe von der Weser als von der Elbe, wobei H. H. Meier der große Förderer wurde, der auch die treibende Kraft für die Vergabe der Reichspostdampferlinien nach Bremen war — allerdings nicht ein „bremischer Senator Meyer“. Vor dem Reichspostdampferdienst des Lloyd wichen die Sloman in Australien zurück, blieben aber seine Agenten in Hamburg. Daß auch von Bremen aus die Fruchtfahrt und nicht nur die ins Mittelmeer stark gefördert wurde, wird mit keinem Worte erwähnt. Aber wir freuen uns, daß uns dieses bedeutsame Buch in schönem Bilde ein Wiedersehen mit dem in Bremen gebauten Rotorschiff „Barbara“ vermittelt, das etwa ein Jahrzehnt zu Slomans Flotte gehörte. Dagegen ist der Rest der Seglerflotte, der mit der Sloman gehörenden Actiengesellschaft „Alster“ eine späte Nachblüte der Segelschiffahrt nach Hamburg holte, ebenso mit Bremen als Heimathafen in der Firma Gildemeister & Ries gegeben, mit Schiffen, die noch eine Zeitlang in der großen Salpeter- oder in der Getreidefahrt tätig gewesen sind.

Daß Hamburg als Schiffahrtsplatz im 19. Jahrhundert eine seiner stärksten Stützen in dem nun schon in der siebten Generation im Familienbesitz befindlichen Slomanschen Schiffahrtsunternehmen gehabt hat und noch hat, das dürfte aus dem schönen dicken Buche deutlich hervorgehen. Ein Familienunternehmen im besten Sinne ist dabei der Rückhalt gewesen, das verdient der Seltenheit solcher Verhältnisse wegen besonders hervorgehoben zu werden.

Friedrich Prüser

Maria Möring: 175 Jahre Petersen und Alpers. Die Geschichte eines hamburgischen Unternehmens der Seehafenwirtschaft.

Band 31 der Veröffentlichungen der Wirtschaftsgeschichtlichen Forschungsstelle e. V., Hamburg. 174 S. mit vielen Abb. im Text und als Tfn. und 25 S. Anhang familien- und firmengeschichtlicher Listen, von Ribzeichnungen und einer Schiffsliste. Verlag Hanseatischer Merkur (1968), Hamburg.

Die vorliegende Arbeit von Maria Möring verdankt ihr Erscheinen einem Jubiläum: Am 8. September 1968 waren 175 Jahre seit dem Tage verflossen, an dem der aus Pommern in Hamburg eingewanderte Michael Christian Petersen den Bürgereid leistete und damit Voraussetzung und Grundlage für die heutige „Hafen- und See-Schlepp-Reederei Petersen und Alpers“ schuf. Er holte als Ewerführer in mühevolem „Staaken“ Torf in die Stadt und brachte Kies zu Baustellen. Aber 75 Jahre später nahm ein Nachkomme (zusammen mit dem Partner Alpers) mit einem gecharterten Schlepper den Bugsierbetrieb im Hafen auf, der von den Nachfolgern — die Firma ist 6 Generationen lang im Besitz der gleichen Familie geblieben — zu einem Großunternehmen entwickelt wurde, das am Vorabend des zweiten Weltkrieges über 18 eigene Schlepper verfügte. Die beiden Weltkriege brachten schwere Verluste; aber tüchtige Männer an der Spitze des Unternehmens

erreichten, daß es im Jubiläumsjahr 1968 wieder 12 eigene Schlepper, moderne Elektro-Diesel-Schlepper, besaß, die auch als Eisbrecher und Feuerlöschboote benutzt werden konnten. Der Übergang der Seeschifffahrt zu größeren Einheiten nötigte die Bugsierbetriebe zum Einsatz immer leistungsfähigerer Schlepper.

Maria Möring schließt ihre aufschlußreichen Darlegungen, die durch eine große Zahl von Abbildungen belebt werden, mit der Feststellung: „Wagend und wägend bauten hanseatische Kaufleute und Reeder im Verlaufe des 19. Jahrhunderts ihre Flotte auf... Im Schatten dieser Großen entwickelten sich die Bugsierunternehmungen vom handwerklichen Ein-Mann-Betrieb zu stattlichen Reedereien, die eine verantwortliche Stelle in der Seehafenwirtschaft ausfüllen, ja, von deren Arbeit Hamburgs Ruf als Hafenplatz weitgehend abhängt. In dieser Assistenzschifffahrt nehmen ‚Petersen und Alpers‘ seit langem eine führende Stellung ein.“
Walter Fräbendorf.

Bernd Kreutzfeldt: Der Lübecker Industrie-Verein. Eine Selbsthilfeeinrichtung lübeckischer Bürger. 1889—1914.

Veröffentlichungen zur Geschichte der Hansestadt Lübeck, herausgegeben vom Archiv der Hansestadt, Band 22, 180 S., 4^o mit 4 Schaubildern und 8 Tabellen, Lübeck 1969, Verlag Max Schmidt-Römhild

Gestützt auf ein umfangreiches Quellenmaterial legt B. Kreutzfeldt in einem stattlichen Bande die Geschichte des Lübecker Industrievereins nach Entstehung, Tätigkeit und seinen Erfolgen dar.

In Lübeck waren um die letzte Jahrhundertwende das Gewerbe und die Industrie so sehr zurückgeblieben, daß sich 1898 „Industrielle und Freunde der Förderung lübeckischer Industrie“ zu einer Selbsthilfemaßnahme, zum Zusammenschluß zu einem „Industrieverein“ entschlossen. Als ihre Ziele gaben sie an: *Wahrung der Interessen der bestehenden Industrie und Förderung und Entwicklung unseres Industriegewerbes überhaupt, sowie Pflege und praktische Behandlung von industriellen Arbeiterfragen.* Der Verein entwickelte eine rege Tätigkeit, um die Ansiedlung neuer Industriebetriebe zu erreichen, richtete eine Auskunftsstelle für „Interessenten“ ein und warb für Lübeck als Industrieort in Prospekten und Zeitungen. Er stellte Erhebungen über das „Großgewerbe“ in den anderen Seehafenstädten an; sie zeigten den Rückstand Lübecks in der industriellen Entwicklung: es stand mit 148 Betrieben und 5157 Arbeitern 1902 nach Hamburg, Bremen (896 Betriebe, 17 147 Arbeiter), Geestemünde, Stettin und Königsberg erst an sechster Stelle. Der Verein sah sich auf auswärtigen Ausstellungen um und gab 1895 den Anstoß zu einer eigenen Lübecker Handels- und Industrieausstellung. Auch auf sozialpolitischem Gebiet betätigte er sich: er richtete ein „Einigungsamt“ ein zur Schlichtung von Arbeitskonflikten und gründete einen Bauverein zur Errichtung von Arbeiterwohnungen, äußerte aber Bedenken gegen die Sozialgesetze, da sie nach seiner Meinung den Unternehmern zu große Lasten aufbürdeten.

Der Lübecker Industrieverein ist ein spätes Glied in der langen Kette der Gewerbeförderungsvereine, die im Zuge der Industrialisierung seit etwa 1830 an vielen Orten in Deutschland entstanden. Ein Bremer „Industrieförderungsverein“ in der Form von Industrietagen entstand erst 1911, in Verfolg der von Heinrich Wiegand ausgehenden Bestrebung in Bremens Wirtschaft durch eine neue dritte tragende Säule, die Industrie eben, krisenfest

zu machen. Dagegen stammt ein Gewerbe- und Industrieverein, der allerdings auch noch andere Ziele verfolgte, aus dem Jahre 1861; er vereinigte sich 1898 mit dem 1885 entstandenen Gewerbeverein. B. Kreutzfeldt urteilt zusammenfassend über den Lübecker Verein: *Es war ein kleiner Verein, aber er hat Erstaunliches geleistet. Seine Tätigkeit ging über den Rahmen eines Interessenverbandes erheblich hinaus.* Walter Fräßdorf.

Theodor Müller: Schiffahrt und Flößerei im Flußgebiet der Oker.

Braunschweiger Werkstücke, Reihe A, Band 2; der ganzen Reihe Band 39, 231 S. mit 22 Abb. auf Tafeln, Braunschweig 1968, Waisenhaus-Buchdruckerei u. Verlag.

In einer umfangreichen Arbeit stellt der Vf. aufgrund von Akten der Staatsarchive von Wolfenbüttel und Hannover, des Archivs des Oberbergamts Clausthal-Zellerfeld und des Stadtarchivs Braunschweigs sorgfältig und gewissenhaft die Schiffahrt und Flößerei im Flußgebiet der Oker und ihrer Nebenflüsse in ihrer geschichtlichen Entwicklung dar; zahlreiche statistische Übersichten und gute Abbildungen ergänzen die Darlegungen.

In frühen Zeiten hatten die Flüsse für den Handel eine größere Bedeutung als die Landstraßen. Das gilt auch für das Flußsystem der Oker mit ihrem Mittelpunkt Braunschweig. Der Lage am Fluß verdankte die Stadt ihren schnellen Aufstieg, vor allem, als unter Heinrich dem Löwen die Flußgebiete der Oker, Leine, Aller und Weser eine politische Einheit bildeten. Nach dem Sturze des Löwen 1180 jedoch zerfiel dieses einheitliche große Wirtschaftsgebiet: allein im niedersächsischen Raum entstanden gegen 40 kirchliche und weltliche Hoheitsgebiete! Grenzstreitigkeiten und zahlreiche Zölle, an der Aller allein fünf, behinderten die Schiffahrt sehr. Aber die Braunschweiger kämpften für die freie Schiffahrt auf Oker, Aller und Weser und machten diese Forderung wiederholt auch gegenüber Bremen geltend, z. B. am 3. Juli 1457. Die Quellen zeigen, daß damals ein reger Schiffsverkehr zwischen Braunschweig und Bremen unterhalten wurde. Ausgeführt wurden von Braunschweig Weizen, Gerste, Tuche, Leinwand und Braunschweiger „Mumme“. Aber auf Betreiben Lüneburgs erhielt 1519 Celle das Schiffahrtsmonopol auf der Aller, was dem Braunschweiger Handel schweren Schaden zufügte.

Die Herzöge von Braunschweig-Wolfenbüttel bekämpften dieses Celler Vorrecht und erwirkten ein kaiserliches Dekret, das ihnen die zollfreie Schiffahrt bis zur Nordsee zugestand. Das Dekret enthielt auch eine Strafandrohung gegen die Stadt Bremen für den Fall der Zuwiderhandlung. Mit besonderem Nachdruck wandte sich — im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts — Herzog Julius d. J. dem Ausbau der Wasserwege seines Landes zu. Er ließ die obere Oker zwischen Harz und Wolfenbüttel und deren Nebenflüsse Radau, Ecker und Altenau von Felsblöcken räumen, Schleusen anlegen, Flußkrümmungen beseitigen, so daß ein lebhafter Floßbetrieb von Brenn- und Bauholz vom Harz nach Wolfenbüttel entstand. Seine weitergehenden Pläne, eine Wasserstraße zur Saale und Elbe anzulegen, und mit England eine Handelsgesellschaft für den Absatz der Erze vom Rammelsberg zu gründen, ließen sich freilich nicht verwirklichen.

Noch Anfang des 17. Jahrhunderts war Bremen, wie die Quellen zeigen, ein bedeutender Handelspartner von Braunschweig. 1604 wurden z. B. — neben Eisen, Kupfer und Salz — 520 Zentner Blei und 1610 1600 Faß Mumme

bei der Zollstelle Inschede unterhalb der Allermündung vermerkt. Wegen der Abgaben für die Durchfuhr der Mumme durch das Bremer Gebiet entstand jedoch ein langer Streit, der bei den Welfenherzögen den Plan entstehen ließ, einen Schifffahrtsweg anzulegen, der das Bremer Hoheitsgebiet durch Ausbau der Ochtum auf der Westseite umging. Doch man einigte sich schließlich, und der Plan wurde nicht ausgeführt.

In den Wirren des Dreißigjährigen Krieges waren Flößerei und Schifffahrt im Okergebiet zum Erliegen gekommen. Sie wurden zwar nach dem Ende des Krieges wieder eingerichtet; aber die ständigen Streitigkeiten mit den angrenzenden Landesherrn, die unsicheren Wasserverhältnisse und schließlich die Auswirkungen des Siebenjährigen Krieges führten zu einem Rückgang der Aufträge und machten die Schifffahrt auf der Oker unrentabel: 1780 wurde ihre Einstellung angeordnet. Die Flößerei hielt sich länger. Sie versorgte Wolfenbüttel, Braunschweig und die Hütten am Harzrand mit Brennmaterial. Die Zufuhr auf Achse wäre um ein Vielfaches teurer gekommen. Nachdem 1764 ein Abkommen den langen Streit zwischen Braunschweig und Hildesheim beendet hatte und Hannover später dem Vertrag beitrug, wurde das Flößen im 18. Jahrhundert und im ersten Drittel des 19. reibungslos fortgesetzt. Es verlor aber seine Bedeutung und kam schließlich zum Erliegen durch den Bau der Eisenbahn von Braunschweig nach Harzburg (1843). Nun stand Kohle zu niedrigen Preisen als Brennmaterial zur Verfügung. Die Hüttenwerke in Oker und am Rammelsberg jedoch waren noch zwei Jahrzehnte auf Holzfeuerung angewiesen. Als aber Oker und Goslar 1866 Anschluß an das Eisenbahnnetz erhielten, stellten sie sich ebenfalls auf die Kohle um, und der Floßbetrieb wurde auch hier endgültig eingestellt. War die Okerschifffahrt im wesentlichen an der eigennützigen Politik der Territorialherren gescheitert, so fand die Flößerei im Okergebiet durch das Aufkommen der Eisenbahn ihr Ende. Walter Fräbendorf.

André Joris: Probleme der mittelalterlichen Metallindustrie im Maasgebiet.

Hansische Geschichtsblätter, 87. Jahrgang, Böhlau-Verlag, Köln-Wien 1969, S. 58—76.

Bodenfunde und Schlackenhalde beweisen, daß es im Maasgebiet bereits in der Römerzeit ein eisenverarbeitendes Gewerbe und eine beachtliche Messingindustrie gegeben hat. Eisenerz und Galmei (Zink und Blei) kamen in zahlreichen kleinen Lagern vor und ließen sich im Tagebau leicht mit Spitzhacke und Hammer abbauen. Kupfer für die Legierung Messing ($\frac{2}{3}$ Kupfer und $\frac{1}{3}$ Zink) wurde aus Goslar geholt oder auf dem Metallmarkt in Köln aufgekauft. Später war Brügge Mittelpunkt des Kupferhandels, wohin es die Kaufleute der Hanse aus Sachsen und Schweden auf dem Wasserwege brachten. Doch half man sich gern auch durch das Einschmelzen von Gefäßen aus der Römerzeit, alten Glocken, alten Kanonen usw. Bei der geschichtlichen Entwicklung der Messingindustrie im Maasgebiet, die der Verfasser genauer verfolgt, unterscheidet er drei Perioden. In der ersten Periode, die von 1000 bis 1200 reicht, treten in den Quellen vier Orte als Mittelpunkt für diese Industrie hervor: Huy, Dinant, Namur und Lüttich. Hier wurden Geräte des täglichen Gebrauchs für den örtlichen Bedarf und für die Ausfuhr hergestellt. In der zweiten Periode (1200 bis 1466) wurde die Verarbeitung von Messing das Monopol von zwei benachbarten Maasstädten: Dinant und Bouvignes. Drei Gruppen von Erzeugnissen wurden

hier erstellt: die herkömmlichen Hausgeräte, Kultgeräte und als dritte Gruppe Glocken, Grabplatten usw. Kannen, Becken, Pfannen und andere Hausgeräte wurden auf den Märkten von Brügge und Köln, in Frankfurt und Leipzig abgesetzt, gingen aber auch nach England, wo die Händler aus Dinant als Mitglieder der Hanse im Stalhof in London eine eigene Halle besaßen. Kultgeräte wurden von kirchlichen Stellen meist unmittelbar namentlich bekannten Meistern in Auftrag gegeben (Chorpulte, Kandelaber usw.), und diese führten die Aufträge — oft in hochkünstlerischer Weise — in der Regel am Wohnort des Auftraggebers aus — in Namur und Arras, aber auch in Genua und Venedig. Die dritte Gruppe von Erzeugnissen (Glocken, Grabplatten usw.) wurde von Fürsten, Klöstern und reichen Bürgern bestellt.

Die „Kupferschläger“ von Dinant standen in hohem Ansehen, schlossen sich früh zu Zünften zusammen und hatten starken Einfluß in der Stadtverwaltung. Nach der Zerstörung von Dinant durch Karl den Kühnen im Jahre 1466 zerstreuten sich die Handwerker, kleine Gruppen von ihnen schufen in Mecheln und Aachen neue Mittelpunkte der Metallindustrie. Dinant hatte seine Monopolstellung verloren, und als die Stadt wiederaufgebaut worden war, arbeitete man hier nur noch für den „regionalen“ Bedarf. — Über die Entwicklung der Eisenindustrie äußert sich der Vf. nur kurz, da Untersuchungen darüber noch nicht zum Abschluß gekommen sind.

Walter Fräßdorf.

Werner Hillebrand: Der Goslarer Metallhandel im Mittelalter.

Hansische Geschichtsblätter, 87. Jahrgang, Böhlau-Verlag, Köln-Wien 1969, S. 31—57.

Der Verfasser zeigt zunächst in einem kurzen Überblick, daß der Bergbau im Rammelsberg Aufstieg und Niedergang der Stadt Goslar im Mittelalter entscheidend bestimmt hat. Dann wendet er sich der Frage zu, wie die Goslarer Erze verarbeitet und verhandelt wurden. Er bespricht sie in der Reihenfolge, die schon der *Annalista Saxo* um 1150 anwendete, als er die Produkte des Bergbaus im Rammelsberg aufzählte: *argentum*, *cuprum* und *plumbum*, nimmt jedoch noch den „Hüttenrauch“ hinzu, aus dem das Vitriol gewonnen wurde.

Mit dem Abbau von Silbererzen hat man im Rammelsberg wohl bereits vor dem Jahre 1000 begonnen. Aus den Urkunden ergibt sich, daß der größte Teil des gewonnenen Silbers in der Goslarer Münze ausgeprägt worden ist („Otto-Heinrich-Pfennige“ um 1000 usw.). Die Münzergilde hatte wohl ein Vorkaufsrecht auf das gewonnene Silber, später übernahm die Stadt dieses Recht und prägte in Menge „Goslarer Groschen“, die weite Verbreitung fanden. Nur das dafür nicht benötigte Silber kam in den freien Handel, und das konnten nur kleine Mengen sein. So kommt der Vf. zu der Meinung — im Gegensatz zu G. A. Kiesselbach, H. Bächthold u. a., die die jährliche Erzeugung von Silber in Goslar um 1500 auf fast 1000 kg schätzen! —, daß es wohl nur in der älteren Zeit einen nennenswerten Handel mit Silber gegeben hat.

Den Beginn des Handels mit Kupfer möchte der Vf. auf die zweite Hälfte des 11. Jhs. ansetzen. Nachgewiesen ist, daß Händler aus Lüttich um 1100 aus Köln „sächsisches“ Kupfer für die Metallindustrie an der Maas geholt haben und daß 1128 der Dom zu Bamberg mit 700 Zentnern Kupfer

„aus Sachsen“ eingedeckt worden ist. Da die Mansfelder Gruben damals noch nicht arbeiteten, kann es sich nur um Goslarer Kupfer gehandelt haben. Daß die Erzgießer des Bischofs Bernward von Hildesheim ihr Material aus Goslar bezogen, ist wahrscheinlich, aber nicht erwiesen. Im 13. und am Anfang des 14. Jhs. stand der Fernhandel mit Goslarer Kupfer auf seinem Höhepunkt; rund 50 Schmelzöfen in der Umgebung des Rammelsberges bezeugen die Leistungsfähigkeit seiner Gruben. Aber in der Mitte des 14. Jhs. stellen sich Klagen über eine zu geringe Güte des Goslarer Kupfers ein; die Arbeit in den Gruben wird durch eindringendes Wasser erschwert, und seit dem 15. Jh. wird das Mansfelder Kupfer in steigendem Maße zum Wettbewerb. Die Glanzzeit des Goslarer Kupfers ist vorbei, und am Ende des Mittelalters ist der Handel mit ihm bedeutungslos geworden.

Der Handel mit Blei vom Rammelsberg wird erst im 13. Jh. bezeugt; aber es muß schon seit dem 10. Jh. gewonnen worden sein, weil reines Silber bei den Rammelsberger Erzen nur durch seine Abtrennung vom Blei zu gewinnen war. Abnehmer des Bleis waren die Kannengießer, Fenstermacher usw. am Ort; die Hauptmasse aber ging in den Handel, ursprünglich wohl mehr nach dem Westen (Köln), dann vor allem nach dem Erzgebirge (Freiberg, Annaberg), wo man es brauchte, um das Silber von den anderen Metallen zu trennen. Im 14. Jh. war das Blei der Hauptgegenstand des Goslarer Metallhandels. Der Vertrieb lag teils in den Händen von Handelsgesellschaften mit Teilhabern aus Goslar, Leipzig, Chemnitz und Nürnberg, teils in denen von Einzelhändlern, die sich den Alleinverkauf für bestimmte Gebiete gesichert hatten. Die Preise waren hoch, die Gewinne beträchtlich: der Bleihandel führte eine zweite Glanzzeit der Stadt Goslar herbei.

Der „Kupferrauch“ wird erstmals 1352 urkundlich erwähnt. Durch Sieden gewann man aus ihm das Vitriol, das — anscheinend mit gutem Gewinn — an die Färber verkauft wurde.

In einem zweiten Teil seiner Arbeit stellt sich der Vf. die Aufgabe, „den Metallhandel Goslars in den deutschen und europäischen Handel einzuordnen“ und bringt zahlreiche urkundliche Belege für die Tätigkeit Goslarer und auswärtiger Metallhändler, die die Ergebnisse des ersten Teiles der Arbeit ergänzen. Dann geht er den Ursachen des Rückgangs des Goslarer Metallhandels nach, der im 13. Jh. einsetzt. Die Plünderung der Stadt durch Otto IV. i. J. 1206 scheint ihm — im Gegensatz zu anderen — nicht so folgenschwer gewesen zu sein wie lange Streitigkeiten zwischen den Hüttenherren und den Kaufmannsgilden der Stadt. Sie ermöglichten es Braunschweiger Kaufleuten, den Goslarer Fernhandel in wachsendem Maße an sich zu ziehen, so daß am Ende des 14. Jhs. der Goslarer Handel nur noch auf den Raum Hildesheim, Braunschweig, Magdeburg und Erfurt beschränkt war. Im 14. Jh. zeigt sich auch ein Rückgang der Erträge des Bergbaus, verursacht durch das Wasser in den Gruben. Die Stadt zog jetzt die Gruben an sich, und es gelang ihr, sie mit Hilfe von kapitalkräftigen Teilhabern zu entwässern. Die Einkünfte aus dem Bergbau stiegen nun wieder an, und allmählich machte sich die Stadt auch wieder frei von den fremden Teilhabern. Eine neue Blütezeit Goslars begann und dauerte an, bis die Stadt in ihren langen Streit mit dem Herzog Heinrich d. J. von Braunschweig-Wolfenbüttel geriet. Er endete 1552 mit der Kapitulation der Stadt; der Herzog übernahm Bergwerke und Hütten in eigene Regie, und der Metallhandel der Goslarer Bürger fand sein Ende. Walter Fräßdorf.

Jost Esser: Die Geschichte der Düsseldorfer Textilindustrie von ihren Anfängen bis zum Jahre 1902.

Studien zur Düsseldorfer Wirtschaftsgeschichte, Heft 2, Düsseldorf 1969.

Nachdem der Vf. die günstigen Voraussetzungen dargelegt hat, die Düsseldorf für die Errichtung industrieller Betriebe bot, untersucht er die Entwicklung der Textilindustrie in der Stadt und ihrem Wirtschaftsraum bis zu ihrem Niedergang in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts. Dabei zeigt sich, daß sie keine Weiterentwicklung des einheimischen Gewerbes gewesen ist, sondern durch zugewanderte Unternehmer begründet wurde. Einer der erfolgreichsten unter ihnen, der aus Elberfeld gekommene Joh. Gottfr. Brügelmann, stellte 1782 in seinem Betrieb in Cromford bei Düsseldorf die erste mechanische Spinnmaschine auf dem Festlande auf, nachdem er das Modell dazu — trotz der dafür angedrohten Todesstrafe! — aus England hatte entführen lassen und einen englischen Meister zu ihrer Bedienung gewonnen hatte. Sein Textilwerk wurde bald das größte seiner Art auf dem Festlande. Sein Enkel verwendete 1846 als erster in der Düsseldorfer Textilindustrie die Dampfmaschine und errichtete eine „mechanische Weberei“.

In der Geschichte der Düsseldorfer Textilindustrie, das zeigt der Vf., wechseln Blütezeiten und Krisen. Die Franzosenzeit brachte eine schwere Krise. Als das linksrheinische Gebiet Frankreich eingegliedert wurde, verlor sie ein wichtiges Absatzgebiet für ihre Waren; die Festlandssperre verhinderte die Zufuhr der notwendigen Rohstoffe (Baumwolle und Farbhölzer), und nach ihrer Aufhebung strömten billige englische Textilien herein und nötigten zahlreiche Düsseldorfer Unternehmer, ihre Betriebe stillzulegen. Im Jahre 1816 standen 3000 Webstühle still. Doch brachte das preußische Zollgesetz von 1818 den Vorteil, daß die Binnenzölle in Preußen wegfielen; die Gründung des Deutschen Zollvereins erweiterte das Absatzgebiet, und der Handelsvertrag mit England vom Jahre 1841 verbilligte den Bezug der Rohstoffe. Das führte zu einem Aufschwung der Düsseldorfer Textilindustrie und zur Gründung zahlreicher neuer Betriebe um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Die sechziger Jahre bildeten den Höhepunkt: 49 v. H. aller Düsseldorfer Gewerbstätigen waren in der Textilindustrie beschäftigt. Die Kriege der Bismarckzeit hemmten zwar die Unternehmer an Investitionen, nach 1871 begann aber eine stürmische Hochkonjunktur, die freilich — wie überall in Deutschland — auch in Düsseldorf zu der schweren Krise der Jahre 1873/1874 führte. Was die Düsseldorfer Textilindustrie aber zum endgültigen Erliegen brachte, war die rasch aufsteigende Metallindustrie, die ihr mit ihren höheren Löhnen die besten Arbeiter entzog. Das führte zu einer stärkeren Beschäftigung von weiblichen Arbeitskräften; aber deren Tätigkeit wurde durch den Gesetzgeber eingeschränkt — wie vorher schon die Kinderarbeit! —, und der Niedergang der Textilindustrie in Düsseldorf war nicht mehr aufzuhalten: um 1880 gab sie ihre Spitzenstellung an die Metallindustrie ab.

Der Verfasser macht am Schluß seiner Darlegungen auch auf die Ansätze zu einer sozialen Fürsorge für die Arbeiter in der Düsseldorfer Textilindustrie aufmerksam. Um 1850 richteten verschiedene Unternehmer „Arbeiterunterstützungskassen“ ein, und 1855 gründete auch die Stadt Düsseldorf eine „Fabrikarbeiterkasse“. Es war eine Pflichtversicherung, bei der die

Firmen die Hälfte der Beiträge zahlten. Sie wurde 1885 aufgelöst, nachdem das Reich 1883 die Krankenversicherung einheitlich geregelt hatte.

Walter Fräßdorf.

Rudolf Haas: Die Entwicklung des Bankwesens im deutschen Oberrheingebiet.

Zur 100. Wiederkehr des Gründungstages der Rheinischen Creditbank Mannheim am 15. Juni 1870. Veröffentlichung der Gesellschaft der Freunde Mannheims und der ehemaligen Kurpfalz sowie des Mannheimer Altertumsvereins von 1859, 150 S., darunter 1 S. Literatur- und Bildnachweise und 6 S. Namenverzeichnis, mit vielen Abb., meist schwarz-weiß, auf Tafeln u. im Text. Mannheim o. J. (1970), Verlag Haas KG.

Rudolf Haas legt hier eine eingehende, auch in Einzelheiten führende, in Textteil und „Tabellen und Urkunden“ aufgeteilte Darstellung der Entwicklung des Bankwesens im deutschen Oberrheingebiet vor, eine vorzügliche Arbeit, auf die wir ihres typischen Charakters wegen hinweisen.

Auch hier ging die Entwicklung, einsetzend mit kleineren und größeren privaten Bankhäusern, örtlichen Aktienbanken, oft wesentlich gefördert durch jüdische Hoffaktoren und Hofbankiers, weiter zu den Aktienbanken der 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts mit immer zahlreicheren Zusammenschlüssen. Wesentlich war die Gründung der Rheinischen Creditbank am 15. Juni/22. Juli 1870 vor Ausbruch des 70er Krieges, mit einem noch in drei Währungen festgelegten Aktienkapital von 10,5 Millionen Gulden = 6 Millionen Talern = 22,5 Millionen Franken. Die mehrfachen „Fusionen“ waren teils wirtschaftlich bedingt, wie zum Beispiel die Umgründung des altangesehenen Bankhauses W. H. Ladenburg & Söhne zur Süddeutschen Disconto-Gesellschaft im Jahre 1905, teils auch Folgen von Spekulationsverlusten wie die Verschmelzung der auf das Jahr 1867 zurückgehenden „Pfälzischen Bank“ — so benannt seit 1886 —, mit der Rheinischen Creditbank im Jahre 1921. Im Zuge der Konzentrationsbewegung im deutschen Bankgewerbe wurden im Lauf der Zeit an die 60 Privat- und 25 Aktienbanken sowie Genossenschaftsbanken von der Rheinischen Creditbank und der Süddeutschen Disconto-Gesellschaft sowie den seit der Jahrhundertwende zusätzlich im Oberrheinischen Raum vertretenen Filialen der (Berliner) Großbanken aufgenommen. Nach dem Zusammenbruch der Allgemeinen Osterreichischen Bodenkreditanstalt im Herbst 1929 führte darauf die Konzentrationsbewegung in den Jahren 1929 und 1931 zu den weiteren großen Zusammenschlüssen im deutschen Bankwesen, zu den D-Banken und der C-Bank Berlins.

Gestreift werden erste Ansätze bankmäßiger Geschäfte wie die 1311 in Freiburg erstmals erwähnte „Wechsellaube“, oder die Errichtung von Filialen Florentiner Bankhäuser — auch der Medici — in Konstanz während des Konstanzer Konzils von 1414—1418. Die Zusammenhänge von Waren- und Bankgeschäften bei vielen Handelsfirmen der Frühzeit „kapitalistischer“ Wirtschaft werden dargestellt — aber auch das geforderte und einträgliche Geschäft von Waren- und Truppenfinanzierungen durch Hoffaktoren und Hofbankiers.

So spielte zu den Zeiten des Kurfürsten Max Joseph der Oberhoffaktor und Bankier Seligmann eine große Rolle, der schließlich als „Freiherr“ von

Eichthal in Würdigung der „Anhänglichkeit und mannigfaltigen getreuen Dienste“ um das Haus Wittelsbach geadelt wurde. Der Sohn Simon Freiherr von Eichthal war 1935 entscheidend an der Gründung der Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank beteiligt. Der vielfältig illustrierte Band bringt ferner wertvolle Angaben zu Sonderentwicklungen, wie etwa von Pfandleihanstalten, Waisenkassen — die älteste, die 1749 von Abt Anselm II. in Salem errichtete —, ebenso eine Darstellung der Entwicklung der Badischen Bank von 1864 zur Reichsbank und 1875 und nach dem letzten Kriege zur Deutschen Bundesbank und ihren Landeszentralbanken im oberrheinischen Gebiet.

Es werden die im Raum tätigen Bodenkreditbanken, wie die Rheinische Hypothekenbank Mannheim und die Pfälzische Hypothekenbank, behandelt, die Mannheimer Börse mit der 1934 geschlossenen Effektenbörse, aber aufrecht erhaltenen Produktenbörse erläutert.

Und immer wieder verweist Haas auf wagemutige Männer im Bank- und Wirtschaftsleben mit vielen Text- und Bilderläuterungen.

Im ganzen: ein lebhaftes geschichtliches Bild bewegten, erfolgreichen wirtschaftlichen Geschehens in einem rührigen Wirtschaftsgebiet Deutschlands, immer getragen von hervorragenden Persönlichkeiten.

Theodor Halbach.

Horst-Rüdiger Jarck: Das Zisterzienserinnenkloster Lilienthal. Gründung, Verfassung und Stellung zum Zisterzienserorden.

Bd. 21 der „Einzelschriften des Stader Geschichts- und Heimatvereins e. V.“, 130 S. Text und im Anhang 40 S. Register der Lilienthaler Urkunden bis 1430, 2 S. Karten, 5 S. Quellen- und Schrifttumsverzeichnis. Selbstverlag des Stader Geschichts- und Heimatvereins e. V., Stade 1969.

Der Verfasser behandelt in seiner umfangreichen, gehaltvollen Arbeit, einer Kieler Doktorschrift aus der Schule Karl Jordans, die ersten zweihundert Jahre (1232—1430) des Zisterzienserinnenklosters Lilienthal. Er geht dabei grundsätzlich von dem reichen Bestand an Lilienthaler Urkunden der Archive von Stade und Hannover aus, während frühere Veröffentlichungen zum gleichen Thema sich zumeist an spätere Kopiare mit ihren zahlreichen Irrtümern und Fehlern gehalten haben.

Sehr sorgfältig untersucht der Verfasser die Gründung des Klosters und die ersten Jahre seines Bestehens. Die religiöse Erregung der Kreuzzugszeit hatte — nachwirkend — auch die Frauen ergriffen: von den 28 Zisterzienserinnenklöstern in Niedersachsen sind 24 in der Zeit von 1220—1250 entstanden! Aus dieser Zeit stammt auch das Kloster Lilienthal. Sein Gründer ist der Bremer Erzbischof Gerhard II., der für das Seelenheil der Mitglieder seiner Familie 1232 ein großes Landgebiet zur Errichtung eines Klosters stiftete, Nonnen aus dem Zisterzienserinnenkloster Walberberg bei Bonn herbeirief und einen Bremer Domkanoniker zum Propst des neuen Klosters bestimmte. Dessen Sitz war zunächst Trupa (Trupe). Aber schon nach zwei Jahren veranlaßten „viel Wasser und Armut“ die Nonnen zum Umzug auf den Geestrücken nach Wolda (Wollah) und bald danach in ein fruchtbareres Gebiet: nach Lesmona (Lesum), dessen Kirche und Wirtschaftshof Gerhard dem Kloster geschenkt hatte. Sechs Jahre später kehrte der Konvent dann nochmals — die Gründe sind nicht erkennbar — für 21 Jahre nach Wolda zurück und nahm schließlich seinen endgültigen Sitz in seinem ältesten Besitz,

11 $\frac{1}{2}$ km von Trupa entfernt, in Lilienthal. Bestimmend für diesen häufigen Ortswechsel war neben den Bodenverhältnissen die rasch ansteigende Zahl der Nonnen.

Die Regel der Zisterzienser schrieb den Mönchen Landarbeit, insbesondere die Kultivierung von Ödland und Sumpfbereichen vor, und bekanntlich hat der Orden hierin Bedeutendes geleistet. Den Frauenklöstern aber war es erklärlicherweise nur schwer möglich, dieser Pflicht nachzukommen, obschon sie für körperliche Arbeiten Laienbrüder (Konversen) zur Verfügung hatten. In Lilienthal ist es den Urkunden nach, wie Jarck feststellt, nur zur Urbarmachung der nächsten Umgegend des Klosters gekommen. Seinen Besitz hat das Kloster abgerundet und vergrößert durch den Zukauf von bereits kultiviertem Boden, auf dem dann zinspflichtige Bauern angesetzt wurden. Vielleicht hat sich Erzbischof Gerhard in dieser Hinsicht mehr von seinem Kloster versprochen; doch hat er ihm immer seine Gunst bewahrt: er hatte ein „patronatsähnliches Verhältnis“ zu ihm, urteilt Jarck. Eine „Eigenkirche“ im kirchenrechtlichen Sinne ist Lilienthal jedoch nie gewesen.

Eine weitere Frage, die Jarck eingehend untersucht, ist das Verhältnis des Klosters zum Zisterzienserorden. In diesem herrschte ein straffer Zentralismus: in jedem Jahre einmal versammelten sich die Äbte aller Zisterzienserklöster in Cîteaux zum Generalkapitel, dessen Beschlüsse für alle verbindlich waren. Die Äbtissinnen der Frauenklöster hatten keinen Zutritt zu diesen Zusammenkünften, wurden hier aber vertreten durch ihre „Vateräbte“, die dann auch für die Durchführung der Beschlüsse des Generalkapitels Sorge trugen. In Lilienthal haben dieses wichtige Amt nacheinander innegehabt die Äbte der Zisterzienserklöster Marienthal (bei Helmstedt), Hude und Loccum. Wichtig für die Stellung eines Nonnenklosters war vor allem der Grad seiner Inkorporierung in den Orden. Die volle Inkorporation wurde von allen Frauenklöstern erstrebt, denn sie brachte Teilnahme an den zahlreichen Ordensprivilegien; doch wurde sie nur von wenigen erreicht. Eine Urkunde über eine solche volle Aufnahme in den Orden liegt für Lilienthal nicht vor; vielleicht ist sie auch nur mündlich erfolgt, was nicht selten vorkam. Jedenfalls lassen die erhaltenen Urkunden den Schluß zu, daß Lilienthal die Plenary-Inkorporation erreicht hat und zwar spätestens 1257. Mit der Seelsorge aber scheinen nicht Zisterziensermönche, sondern bezahlte Weltgeistliche betraut gewesen zu sein.

Eingehend behandelt der Verfasser die „Verfassung“ der Zisterzienserinnenklöster im allgemeinen und die Lilienthals im besonderen, so z. B. die Klosterämter: Äbtissin (vom Konvent gewählt, vom Erzbischof bestätigt), Priorin (Vertreterin der Äbtissin, für den Tagesablauf verantwortlich), Propst (mit den wirtschaftlichen Angelegenheiten betraut) etc. Die Höchstzahl der Nonnen in Lilienthal hatte das Generalkapitel 1333 mit 50 festgesetzt. Von 30 Namen, die der Verfasser aus den Urkunden feststellen konnte, weisen 15 auf eine Herkunft aus dem Ministerialadel, 11 auf bürgerliche Bremer Familien hin. Auch über die Voraussetzungen für den Eintritt in Lilienthal, den Ausbildungsgang der Novizen, ihre karitative Tätigkeit (wohl nur für Mitglieder der großen Klosterfamilie) usw. berichtet der Verfasser. Besonders wertvoll sind am Schluß eine Liste von 126 Orten (mit Karten), in denen das Kloster Lilienthal 1430 verstreut Besitz hatte, und der Registeranhang. In den Karten sind einige aus Bremer Sicht leicht zu berichtigende Fehler, etwa Redingestete, Stackamp, Jericho.

Zusammenfassend läßt sich sagen: Die Untersuchung von Jarck ist eine fleißige, sorgfältige Arbeit, die volles Lob verdient, wenn auch die Darstellung ab und an Wünsche offenläßt.
Walter Fräßdorf.

Eduard Kobelt: Die Bedeutung der Eidgenossenschaft für Huldrych Zwingli.
Zürich 1970. (Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft zu Zürich, Band 45, Heft 2.)

Zwingli ist von drei Seiten her beeinflußt worden: vom Humanismus, von der Bibel und von den zeitgenössischen Verhältnissen. Der Verfasser hält sich im wesentlichen an das letztere Gebiet und sucht aus seinen Schriften, Predigten und Briefen festzustellen, welches Bild Zwingli von der Eidgenossenschaft gehabt hat. Dabei ergeben sich nicht immer klare Antworten, weil die Texte oft versagen oder sich widersprechen. Die Leistungen Zwinglis als „praktischer Politiker unter den Reformatoren“ werden nur gestreift.

Zum Wesen der Eidgenossenschaft gehört für Zwingli, daß alle ihre Glieder durch Eid vor Gott zu gleichem Recht verbunden sind. Da aber jeder Teil sein Eigenleben hat, handelt es sich bei ihr um eine „Einheit in der Vielheit“.

Die Äußerungen Zwinglis über das Verhältnis der Eidgenossenschaft zu Kaiser und Reich sind nicht eindeutig. Er hat sie nie als eine Art von Obrigkeit anerkannt, hat die Eidgenossenschaft aber auch nie als völlig unabhängig vom Reich angesehen, führte sie doch auch ihre Rechte auf den Kaiser zurück, wenn diese von ihren deutschen Nachbarn bestritten wurden. Zwinglis Gegensatz zu Karl V. erklärt sich aus dessen Gegnerschaft zur Reformation.

Die beste Regierungsform ist für Zwingli die Aristokratie als Herrschaft der Besten, die durch das Volk bestimmt werden. Zwei Wesenszüge zeichnen eine gute Regierung aus: sie gewährleistet Gerechtigkeit für alle, und unter ihr wird das Evangelium frei gepredigt. Damit war für manche Orte in der Eidgenossenschaft das Urteil gesprochen.

Der Begriff der Freiheit hat eine zentrale Stellung in der Gedankenwelt Zwinglis. Die „Alten Eidgenossen“ besaßen die „Freiheit von fremder Herrschaft“, und zwar — hier spricht der Priester Zwingli! — als Gnade Gottes, weil sie fromm waren und Gerechtigkeit übten. Jetzt ist die Freiheit der Eidgenossenschaft gefährdet, weil diese Voraussetzungen vielfach nicht mehr gegeben sind. Die „Alten Eidgenossen“ schlossen die „Bünde“ ab zum gemeinsamen Schutz gegen fremde Mächte; aber der Eigennutz hat weithin die alte Einigkeit zerstört, so daß der Untergang der Eidgenossenschaft droht. Rechtsmittel, um Streitigkeiten zwischen den einzelnen Gliedern zu beseitigen, sind das „Schiedsgericht“ und — bei schweren Konflikten — die „Tagsatzung“, von der Zwingli stets ehrerbietig spricht, ohne ihre Macht besonders hoch einzuschätzen. Schließlich ist nach seiner Meinung auch der Krieg ein erlaubtes Mittel, die innere Ordnung wieder herzustellen, wenn „die Wahrheit und die ganze Gerechtigkeit ausgelöscht und die Religion verfolgt wird“.

Walter Fräßdorf.

Kurd Schulz: Hundert Jahre Friedenskirche zu Bremen.

Hrsg. vom Kirchenvorstand der Ev. Friedensgemeinde, Bremen 1969.
84 S., 13 Btn., broschiert.

Der Verfasser hat mit kundiger Hand die Eigenart der Bremischen Evangelischen Kirche dargestellt. Die Friedenskirche wurde 1869 mit privaten Spenden für den Missionsinspektor der Inneren Mission, Otto Funcke, ge-

baut, um dem beliebten und volkstümlichen Schriftsteller und Pastor eine Kanzel zu schaffen. Nach langen, schwierigen Verhandlungen wurde erst am 12. Mai 1872 die neue Gemeinde gegründet. Parochialgrenzen spielten keine Rolle. Der Prediger sammelte seine Gemeinde aus der ganzen Stadt. Otto Funcke hat seine Gemeinde geprägt und so aufgebaut, daß bereits 1875 ein zweiter Pastor gewählt wurde, Paul Zauleck, der Vater des Kindergottesdienstes. Diesen beiden bewährten Pastoren der ersten Zeit, die sich fast 40 Jahre dem Aufbau einer tätigen, lebendigen Gemeinde widmeten, folgten weitere bis hin zu den jetzigen drei amtierenden Pastoren, die in guter Überlieferung den Übergang zur Gegenwart fanden. Davon berichtet auch der Bildanhang. Die Friedensgemeinde ist nicht zu denken ohne ihre Bauherren, die in persönlichem Einsatz den Aufbau seit 1869 und den Wiederaufbau seit 1945 leisteten. Zu den ersten Bauherren gehörten Konsul de Voss und Johannes Schröder, der Vater des Bremer Dichters Rudolf Alexander Schröder, der auch in einem persönlichen Zeugnis von der Wirkung der Predigt Otto Funckes zu Worte kommt. Das Vorwort schrieb nach guter Bremer Sitte der Verwaltende Bauherr Horst Grotjahn. Kurd Schulz hat am Beispiel der Friedenskirche ein Stück bremische Kirchengeschichte geschrieben: Aus der unabhängigen Einzelgemeinde ist ein festes Glied der Bremischen Evangelischen Kirche geworden.

Rudolf Gensch.

G. von Roden — H. Jedin: Die Universität Duisburg.

Duisburger Forschungen Band 12, 416 Seiten, 54 Abbildungen, Walter Braun Verlag, Duisburg, 1968.

Auf den ersten 32 Seiten zeigt der Bonner Professor Dr. Hubert Jedin, wie Herzog Wilhelm V. von Jülich-Kleve-Berg in der Zeit von 1555—1564 in Duisburg eine Universität zu errichten versuchte. Man erfährt, was ihn zu diesem Bestreben bewog, und verfolgt mit Spannung den von Jedin in seinen Gründen aufgedeckten Wechsel von Erfolg und Mißerfolg, den die Abgeordneten des Herzogs bei ihren Verhandlungen mit der Kurie erlebten, bis schließlich Wilhelm auf die Ausführung seines Planes verzichtete. Dabei eröffnen sich dem Leser wertvolle Einblicke in das gegenseitige Verhältnis der religiösen Bekenntnisse zur Zeit des Trienter Konzils.

Die Geschichte der später in Duisburg von 1655 bis 1818 bestehenden Universität ist von dem Direktor des Duisburger Stadtarchivs, Dr. Günter von Roden, dargestellt worden. In vielem kann er sich auf die 1920 erschienene wissenschaftlich zuverlässige „Geschichte der Universität Duisburg“ von Studienrat und Archivar Walter Ring stützen, beleuchtet aber mehr die geistes- und kulturgeschichtlichen Hintergründe und berücksichtigt neuere Forschungen. Lebendig sind die Feierlichkeiten bei der Eröffnung der Universität geschildert. In seinen Ausführungen über die Vorgeschichte der Gründung folgt der Verfasser vielfach der vorausgegangenen Darstellung Jedins, doch mit einigen Ergänzungen. Gut aufgezeigt sind die Entwicklungen, die unter dem Großen Kurfürsten endlich zum Ziele führten: in Duisburg entstand eine Bildungsstätte vornehmlich für niederrheinische Reformierte, die bis dahin hauptsächlich auf niederländische Hochschulen angewiesen gewesen waren. Es mag hier darauf hingewiesen werden, daß auch das Bremer Gymnasium Illustre eine nicht geringe Anziehungskraft auf reformierte Studenten aus den bis 1614 vereinigten niederrheinischen Territorien ausübte, vor und nach der Gründung der Duisburger Universität. Über die Beziehungen, in denen beide

Hochschulen zueinander standen, unterrichten Lothar Przybylski und Tusnelde Forck im 5. Bande der Forschungen zur bremischen Kirchengeschichte (*Hospitium Ecclesiae*), 1967, S. 30—71. — Aufschlußreich sind auch die Kapitel über die Schicksale der Duisburger Universität und ihre Einrichtungen, über Lehre und Forschung und die Professoren. Das Leben der damaligen Studenten ist fesselnd dargestellt.

Das mit vielen guten Abbildungen ausgestattete Buch bedeutet eine wertvolle Bereicherung unserer Kenntnis der deutschen Universitätsgeschichte.

Adolf Börtzler.

Walter Asmus: Johann Friedrich Herbart. Eine pädagogische Biographie. Bd. I: Der Denker, 1776—1809. Bd. II: Der Lehrer, 1809—1841.

Anthropologie und Erziehung, in Verbindung mit anderen hrsg. von O. F. Bollnow und A. Flitner, Bd. 21 und 22. Heidelberg 1968 und 1970, Quelle & Meyer, Bd. I 370 S., 16 Abb., Lwd. Bd. II 365 S., 16 Abb. Lwd.

Seit über einem Menschenalter beschäftigt sich Walter Asmus, Ordinarius der Pädagogik an der Universität Gießen, eingehend mit Johann Friedrich Herbart. 1948 wies er in einer Schrift „Der unbekannte Herbart“ gleichzeitig mit Hermann Nohl zuerst wieder auf ihn hin. Es folgte seine von zahlreichen Einzeluntersuchungen umrahmte Gesamtausgabe der pädagogischen Schriften Herbarts (1964/1965). Sein eigentliches Lebenswerk aber ist diese umfassende, nunmehr abgeschlossen vorliegende Biographie des großen Pädagogen, auch sie in der intensiven Erfassung der archivalischen und literarischen Quellen die erste ihrer Art.

Die Untertitel der beiden Bände, die das Leben Herbarts in zwei wesentliche Epochen gliedern, sollen aussagen, daß im ersten Teil die geistige Entwicklung und Entfaltung des jugendlichen Gelehrten, in dem mit Herbarts Berufung auf den Lehrstuhl Kants in Königsberg (1809) einsetzenden zweiten Teil die fruchtbare Lehrtätigkeit der reifen Mannesjahre behandelt wird. Durch Asmus' weitausholende Darstellungsweise entsteht sozusagen ein Kolossalgemälde nach Art der alten Niederländer, in dem der Titelheld zwar stets im Mittelpunkt steht, aber nicht isoliert, sondern umrahmt von einer wechselnden Fülle von Nebenfiguren, die mitsamt dem Milieu mit derselben Liebe für das Detail in meisterhafter Erzählkunst geschildert werden. Damit hat der Verfasser nicht nur der pädagogischen Zunft das nötige biographische Fundament gelegt für den von ihr noch zu errichtenden geistesgeschichtlichen Überbau, sondern auch dem kulturgeschichtlich interessierten Laien ein zugleich unterhaltsames und bildendes Werk von wissenschaftlichem Rang geschenkt.

Die erziehungswissenschaftliche Bedeutung dieser pädagogischen Biographie im allgemeinen zu würdigen, ist nicht die Aufgabe unseres Jahrbuches. Das Werk ist hier indes anzuzeigen, weil es auch eine Bremensie darstellt, insoweit es nämlich im 1. Bande die Beziehungen Herbarts zu Johann Smidt in Jena und Bremen eingehend schildert. Das 3. Kapitel („Jenenser Student“) rückt die 1794 in Jena gegründete Gesellschaft der freien Männer, der beide Freunde angehörten, in den Mittelpunkt. Leitbild dieser in Opposition zu den herkömmlichen studentischen „Korporationen“ stehenden, philosophisch und literarisch aufgeschlossenen Gruppe war Johann Gottlieb Fichte, bei dem Smidt und Herbart auch ihren Mittagstisch hatten.

Die Berührung beider an der Universität war allerdings nur kurz — Smidt studierte von Frühjahr 1792 bis Herbst 1793 und von Frühjahr 1794 bis Herbst 1795, Herbart von Herbst 1794 bis Frühjahr 1797 in Jena. Dennoch erwies sich die Freundschaft nach der Trennung — Smidt kehrte nach dem Studium in die Vaterstadt zurück, Herbart ging als „Hofmeister“ nach Bern — als so tragfähig, daß Smidt, nunmehr Professor der Philosophie am Bremer Gymnasium Illustre und bald Mitglied des Senats, im Frühjahr 1800 dem aus der Schweiz in die zerrütteten Verhältnisse seines Elternhauses nach Oldenburg zurückgekehrten Kommilitonen zwei Jahre lang in Bremen eine Zuflucht bot. Diese Zeit wird im 5. Kapitel des Buches („Privatgelehrter in Bremen“) anschaulich beschrieben. Smidt führte den durch sein Klavierspiel glänzenden Freund in die ihm nahestehenden Kreise des höheren Bremer Bildungsbürgertums ein, so in die Literarische Gesellschaft oder in die Gesellschaft „Museum“, wo beide jungen Gelehrten Vorträge gehalten haben.

Herbart ist in dieser besinnlichen Phase seines Lebens nicht nur zu einer Klärung seiner neuen pädagogischen Gedanken gelangt, sondern er hat sie in privatem und öffentlichem Unterricht auch mit nachhaltigem Erfolg in der Praxis erprobt. 1801 griff er mit seiner Denkschrift „Ideen zu einem pädagogischen Lehrplan für höhere Studien“ in die bremischen Schulreformgespräche ein. Entgegen der angeblich lebensnahen Beschränkung auf die bloße Weitergabe von „Häppchenwissen“ an Realienstoff plädiert Herbart für die alten Sprachen, insbesondere das Griechische, und die Mathematik als bestes Mittel, das Erziehungsziel des „festen, gleichmütigen, laueren Charakters“ zu erreichen.

Herbart wurde auch der Bahnbrecher Pestalozzis in Deutschland, indem er von Bremen aus dessen 1801 erschienenes Werk „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt“ durch eine „Einleitung“ in der Zeitschrift „Irene“ bekannt machte. Von einem hier bereits angekündigten zweiten Aufsatz Herbarts ist nur das erst 1804 in anderem Zusammenhang veröffentlichte Fragment „Über die ästhetische Darstellung der Welt als das Hauptgeschäft der Erziehung“ auf uns gekommen. Es enthält bereits in Ansätzen das spätere Gebäude der Herbartschen Pädagogik, wie Asmus in einer ausführlichen Analyse entwickelt. So hat der junge Herbart, angeregt durch das geistige Klima der um 1800, am Vorabend der Franzosenzeit, wirtschaftlich aufblühenden Hansestadt und beflügelt von der Zuneigung gleichgesinnter Freunde, seinem Bremer Refugium entscheidende Fortschritte in der Entwicklung seines Denkens zu verdanken.

Karl H. Schwebel.

Günter Schulz: Befragung der Überlieferungen. Erwachsenenbildung aus dem Geiste der Kulturwissenschaften.

Bremer Beiträge zur freien Volksbildung, Heft 13, 176 S., Bremen 1969, Bremer Volkshochschule.

In diesem Sammelband werden 14 zum Teil bisher unveröffentlichte Vorträge und Aufsätze des Verfassers vorgelegt, wovon die meisten sich mit geistesgeschichtlichen, psychologischen und kulturkritischen Fragen der Erwachsenenbildung befassen. In kenntnisreicher und unvoreingenommener Weise werden die verschiedensten Wissenschaften zu Rate gezogen. Im Rahmen dieser Besprechung kann jedoch nur auf vier Arbeiten eingegangen werden, in denen sozial- und bildungsgeschichtliche Vorgänge in Bremen zur Sprache kommen. Der Aufsatz *Volksbildung und Arbeiterbildung in Bremen*

(S. 60 bis 88), der den Bildungsbestrebungen in der Hansestadt seit der Aufklärung nachgeht, wurde bereits 1960 in den „Bremer Beiträgen zur freien Volksbildung“, H. 3, abgedruckt und erschien auch gekürzt in Alfred Fausts Sammelband „Geistiges Bremen“, inzwischen längst vergriffen. Hiermit ist dieser anregende Beitrag wieder greifbar geworden. Die Geschichte der Arbeiterbildung ist eng mit der Gründung von Vereinen verknüpft gewesen. Die 1748 von Samuel Christian Lappenberg gegründete Deutsche Gesellschaft, die Historische Lesegesellschaft von 1774 ff. und andere Lesegesellschaften wandten sich allerdings nur an die privilegierten Schichten, wurden aber zur Veranlassung der Gründung ähnlicher Vereine in anderen Bevölkerungsschichten. Die Gesellschaft „Union“, bereits 1795 zusammengetreten, hatte neben geselligen Veranstaltungen die Vermittlung von Bildung an Kaufmannsgehilfen und Lehrlinge zum Ziel. Ihr folgten 1837 die Gesellschaft „Euphrosyne“ für Volksschullehrer und 1846 der Verein „Vorwärts“, der von Zigarrenarbeitern gegründet wurde und bald eine rege Unterrichtstätigkeit entfaltete. Der Verein „Vorwärts“ öffnete sich auch für kleinbürgerliche Kreise und blieb streng unpolitisch. Bildungsvermittelnde und sozialpolitische Tätigkeit im Zusammenhang wurde erst von dem „Zigarren-Arbeiter-Assoziations-Hauptverein“ und dem „Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein“ in Bremen ausgeübt, beide nach der Revolution gegründet, doch bald (1851, bzw. 1852) wieder aufgelöst. Eine umfangreiche volkshochschulähnliche Unterrichtsarbeit entwickelte der „Bildungsverein Lessing“ von 1891 sowie der „Goethe-Bund“ von 1900, der oft mit den Arbeiterorganisationen zusammenarbeitete und die besondere Förderung Friedrich Eberts erfuhr. Zum Abschluß wird die Entstehung der Volkshochschule in Bremen 1919 (1934/1935 aufgelöst) und 1946 behandelt.

Eine gute Ergänzung hierzu bietet der mit abgedruckte Beitrag von Ursula Schulz: *Der Sozialdemokratische Diskutir-Club in Bremen*¹⁾. 1891 mit 21 Mitgliedern, darunter Ebert, gegründet, verfolgte er in erster Linie das Ziel, Arbeiter sozialpolitisch und rhetorisch zu schulen und sozialistische Schriften zu verbreiten. Doch wurde auch Unterricht in Deutsch, Rechnen und Stenographie erteilt. 1896 ging der Club als Abteilung im „Sozialdemokratischen Verein“ auf. Die dritte uns angehende Abhandlung ist vom Verfasser zusammen mit Hans Jürgen Seeberger über das Thema *Freud und Jung in Bremen* ausgearbeitet worden (S. 102 bis 111)²⁾. Sigmund Freud machte in Begleitung von C. G. Jung und Sandor Ferenczy am 21./22. August 1909 in Bremen Halt, als er sich auf eine Vorlesungsreise in die USA begab. Der Verfasser veröffentlicht und bespricht hier Tagebuchaufzeichnungen von Freud. Wir erfahren, daß Freud und Ferenczy zunächst den Marktplatz besichtigen. „Das über jeden Vergleich Interessanteste ist der alte Roland...“, bemerkt Freud und findet, der Roland habe „ein Gesicht von unergründlichem Stumpfsinn“. Am Abend trifft man sich mit Jung, der in die obere Rathaus-halle und in den Bleikeller führt. Die Rathaus-halle wird von Freud mit den Räumen des Dogenpalastes verglichen; für höchst bemerkenswert hält er den Bleikeller. Schließlich wird das Essighaus besucht, und es wird dort gespeist, nachdem man sich vom Ratskeller wieder abgekehrt hat; denn „dort gibt es aber nur große Fässer Wein und kaltes Essen“. Im Essighaus bringt Jung die Sprache auf die Moorleichen, angeregt durch die Mumien im Bleikeller. Die

¹⁾ Zuerst in U. Schulz: *Die Bremer Anfänge Friedrich Eberts*. Bremen 1968.

²⁾ Bereits in den „Bremer Beiträgen zur freien Volksbildung“, 21. 8. 1965.

starke Anteilnahme Jungs bewirkte bei Freud eine Ohnmacht, da er sie sich so erklärte, als ob Jung ihm den Tod wünsche.

Der vierte Beitrag: *Gegen die konfessionelle Verfolgungssucht. Samuel Christian Lappenberg (1720 bis 1788) in Lesum — Ein Briefwechsel mit Johann Caspar Lavater* (S. 112 bis 139) ist eine Erstveröffentlichung und setzt mit sechs abgedruckten Briefen die Reihe der vom Verfasser herausgegebenen „Korrespondenzen“ fort. Der Briefwechsel Lavaters mit Liborius Diederich Post wurde von ihm in Bd. 48 (1962) unseres „Bremischen Jahrbuchs“ gebracht; weitere mit Johann Jakob Stolz, Meta Post und anderen Bremern erschienen in Bd. 6 (1962), 7 (1963) und 8 (1964) des „Jahrbuchs der Wittheit“, Briefe an und von H. N. Achelis und K. H. Runge schließlich in Bd. 49 und 51 (1964 und 1969) unseres Jahrbuchs.

Lappenberg, seit 1758 Pfarrer in Lesum, war 1748 in Bremen durch die Gründung der „Deutschen Gesellschaft“ hervorgetreten. In seinen Briefen an Lavater setzt er sich kritisch mit den gegen diesen erhobenen Vorwürfen auseinander, die ihn als Schwärmer, Proselyten und Magnetisten bezeichneten. Die Reihe der Briefveröffentlichungen verdiente gesammelt, gedruckt, auf jeden Fall aber fortgesetzt zu werden. Bernd Ulrich Hucker

Lutz Rössner: Erwachsenenbildung in Braunschweig. Vom Arbeiterverein 1848 bis zur Volkshochschule 1971.

Braunschweiger Werkstücke, Reihe A, Band 7, der ganzen Reihe Bd. 44. Braunschweig 1971, Waisenhaus Buchdruckerei und Verlag.

Die Bemühungen um die Erwachsenenbildung in der Stadt Braunschweig haben, wie der Vf. zeigt, eine mehr als hundertjährige Geschichte. Sie beginnen mit dem „Arbeiterverein“, den demokratische Kreise 1848 ins Leben riefen und der 1855 der Reaktion zum Opfer fiel, und wurden fortgesetzt von der „Handwerkerfortbildungsschule“ (1855), der „Fortbildungsschule für Mädchen“ (1869), der Vereinigung „Volkslesehalle“ (1907) und von den „Kursen für Volksbildung“ (1919), aus denen 1924 die „Volkshochschule Braunschweig“ hervorging. Gemeinsam war allen diesen Veranstaltungen die Freiwilligkeit der Teilnahme, die Arbeit in der Freizeit der Teilnehmer und die politische und konfessionelle Unabhängigkeit. Dozenten und Hörer waren weitgehend an der Auswahl und Behandlung der zu bearbeitenden Sachgebiete beteiligt.

Das änderte sich von Grund auf nach der „Machtübernahme“ durch die NSDAP: Im Zuge der „Gleichschaltung“ wurde die „Volkshochschule“ am 1. April 1933 aufgehoben; die „Schule für Politik“, die an ihre Stelle trat, war ein Unternehmen mit klarer parteipolitischer Ausrichtung.

Nach dem Zusammenbruch der NS-Herrschaft nahm die Volkshochschule Braunschweig, an ihre Tätigkeit in der Weimarer Zeit anknüpfend, am 1. April 1946 ihre Arbeit wieder auf. Sie versprach ihren Hörern „wissenschaftliche Schulung und fachliche Weiterbildung“ und bot eine große Zahl von Kursen und Arbeitsgemeinschaften an. Sie wurden noch zahlreicher, als es zu einer Zusammenarbeit mit der Technischen Hochschule Braunschweig und der Universität Göttingen kam. Wichtige Neuerungen folgten: die Einrichtung einer „Abendoberschule“ zur Vorbereitung auf die Reifeprüfung (1949), einer „Abendmittelschule“ und einer „Abendakademie“, die von Dozenten der Universität geleitet wurde (1962).

In den letzten 25 Jahren ist die Zahl der Hörer der Volkshochschule ständig angestiegen. 1946 waren 991 Hörer eingeschrieben, 1970 3635 Hörer; entsprechend stieg auch die Zahl der Dozenten von 18 auf 171. 1946 wurden 19 Kurse durchgeführt, 1970 183. Der Anteil der Arbeiter schwankte zwischen 10 und 20 v. H.; der Anteil der Jugendlichen war stets hoch, er betrug zeitweise 50 v. H.

Die Volkshochschule ist heute ein „fest integrierter Bestandteil des Bildungswesens der Stadt Braunschweig“. Seit 1962 hat sie die Rechtsform eines eingetragenen Vereins. Ein Vergleich mit der Entwicklung in Bremen drängt sich auf. Gute Quellenunterlagen für eine bundesdeutsche Gesamtschau.

Walter Fräßdorf.

Alfred Cammann: Die Welt der niederdeutschen Kinderspiele.

Heimat und Volkstum 1970 — Bremer Beiträge zur niederdeutschen Volkskunde, hrsg. vom Verein für niedersächsisches Volkstum, Bremen. 332 S., 6 S. Schrifttumsverzeichnis, 4 S. Schweizer (Spiel u. Lied), 8 Bildtafeln, Spielskizzen und Notenbeispiele im Text. Schloß Bleckede/Elbe 1970, Otto Meissner Verlag.

Mit diesem neuen Werk hat *Alfred Cammann* den Spiel- und Lebensraum des Kindes im niederdeutschen Sprachraum vom Emsland über Friesland, Westfalen, das Artland, Oldenburg, die niedersächsische Marsch und Heide, über Bremen, Hamburg und Schleswig-Holstein, die Alt-, Neu- und Uckermark, Mecklenburg und Pommern bis West- und Ostpreußen, ja bis nach Litauen und Bessarabien und zu den niederdeutschen Kolonien der Mennoniten in Nord- und Südamerika erschlossen. Die Durchdringung von Spiel- und Sprachlandschaft wird in Cammanns Werk mit den „Regionalberichten“ bezeugt, die ihm eine größere Gruppe verkörpernde Auswahl von geeigneten im niederdeutschen Sprachbezirk heimischen Mitarbeitern verschafft hat. Nach einer von Cammann selber verfaßten Einführung in die wissenschaftlichen Fragestellungen und Arbeitsweisen seines Forschungsgebietes erläutert der Custos des von John Meier, dem gebürtigen Bremer, geschaffenen Deutschen Volksliederarchivs in Freiburg i. Br., Dr. Rolf Wilhelm Brednich, die „Aufgaben und Möglichkeiten der Kinderliedforschung“ am Beispiel Bremens. Über 300 Spiele berichtet der gut ausgestattete Sammelband, der sie auf die verschiedenste Weise, durch Lichtbilder, Spielskizzen und anderes mehr im einzelnen zeigt und in beigeesellten Registern erschließt. Die Arbeit Cammanns hilft, den guten Ruf Bremens als Stätte volkskundlicher Forschung zu befestigen.

Friedrich Prüser.

Herbert Abel: Vom Raritätenkabinett zum Bremer Übersee-Museum. Die Geschichte einer hanseatischen Sammlung aus Übersee anlässlich ihres 75jährigen Bestehens.

Monographien der Wittheit zu Bremen 10. 252 S. mit vielen Abbildungen im Text und auf ganzseitigen und unterteilten farbigen und schwarz-weißen Bildtafeln. Gesamtherstellung H. M. Hauschild GmbH, Bremen 1970, Verlag Friedrich Röver, Bremen.

Keiner war so sehr berufen, dieses Buch zu schreiben, wie Herbert Abel, von der Person wie von der Sache her. Denn dreieinhalb Jahrzehnte hat er in amtlicher Eigenschaft im Dienste dieses Museums gestanden, länger als

jeder andere der dort Tätigen, an der Spitze der völkerkundlichen Abteilung und zeitweilig als Leiter des ganzen Museums. Als es nach dem Ende der Kampfhandlungen des zweiten Weltkrieges an den Wiederaufbau des arg mitgenommenen Gebäudes und das Wiedereinrichten der Sammlungen in ihm ging, da war er mit tätigem Zugreifen zur Stelle und um ihr Wachstum besorgt; aber nicht minder hat er sich, je länger, desto mehr, um ein Klarstellen ihres Werdens bemüht, in der richtigen Erkenntnis, daß nur mit dieser Hinzunahme ein organisches Weiterwachsen gewährleistet werden könne. Vorläufendarstellungen hatten bis dahin nur zerstreute Hinweise gebracht; Herbert Abel jedoch fügte zu der älteren Überlieferung ein gründliches archivalisches Studium im eigenen Hause, wie an anderen Stellen, in erheblichem Maße im Staatsarchiv. So gelang es ihm, drei Stränge von Vorläufersammlungen festzustellen: die Raritäten und Kuriosa in der alten bremischen Hochschule, im Gymnasium Illustre, aus dem 17., das „Naturalienkabinett“ der aufklärerischen Gesellschaft „Museum“ im 18. und die staatsseitig geförderten, unter solcher Einflußnahme Mitte des 19. Jahrhunderts neu erwachten, zunächst in der Historischen Gesellschaft zusammengefaßten geschichtlichen Studien, die Sammlungen der „Anthropologischen Kommission“. Ende des Jahrhunderts trat, veranlaßt durch die Erfolge der bremischen Überseewirtschaft, als die größte der bis dahin schon dargebotenen Handelsausstellungen die bei Gelegenheit der Nordwestdeutschen Gewerbe- und Industrieausstellung geschaffene, von der bremischen Kaufmannschaft durch Zuweisungen ständig vermehrte Dauersammlung hinzu. Dabei ergänzten sich ihre völkerkundliche und ihre handelskundliche Abteilung gegenseitig, und das „Übersee“ spielte schon damals die ausschlaggebende Rolle, wenn die jetzt auch in einem für Museumszwecke errichteten Gebäude, der Urform des heutigen, untergebrachten Sammlungen als „Städtisches Museum für Natur-, Völker- und Handelskunde“ bekannt wurden, schon damals beliebt und stark besucht, von Einheimischen wie von Fremden.

Von der Eröffnung des neuen Gebäudes rechnet der Verfasser unserer Schrift die Geschichte der zusammengefüzten Sammlungen: so kann er sein Buch als Jubiläumsbuch zum 75jährigen Bestehen bezeichnen. Ich habe dieses Museum einmal eine „Ruhmeshalle des bremischen Überseekaufmanns“ genannt, in meiner Schrift „Vom bremischen Überseekaufmann“¹⁾. Das ist es gewesen und geblieben, natürlich für den Kaufmann selber, der nicht müde wurde, die Schätze des Museums aus seinem Bereiche zu mehren; so wurde es aber auch von den Besuchern der Sammlungen empfunden. Es wurden dadurch neben den überseeischen auch die bremischen Bezüge gewahrt, die die Sammlungen noch heute auszeichnen. In der nationalsozialistischen Zeit hat man nicht nur das Städtische Museum zu einem „Staatlichen“ gemacht, sondern es dann auch zu einem „Deutschen Kolonial- und Übersee-Museum“ — entsprechend den machtpolitischen Strebungen der Zeit — erweitert; geblieben ist, mit Fug und Recht, die von der Bevölkerung sehr beifällig aufgenommene Bezeichnung „Übersee-Museum“, „Bremer Übersee-Museum“, weil darin die verwaltenden Bezüge ausgedrückt werden. Selbst den heutigen Entwicklungen in Übersee, wo sich in gesellschaftlicher Beziehung vieles geändert hat und schnell weiterhin verändert, braucht dieses Wesensgefüge des Museums nicht im Wege zu stehen, wenn vorsichtig und mit den nötig

¹⁾ Abhandlungen u. Vorträge, hg. v. d. Bremer Wissenschaftlichen Ges., Bd. 14, H 1, Dezember 1940, S. 55.

werdenden Umbauten des großen Hauses angeglichen wird. Die völkerkundlichen Sammlungen, wie sie bis dahin bestanden, können nach Herbert Abels Wort als „Vorgeschichte“ in Übersee gelten, während in der Handelsabteilung von seiner heutigen Wirtschaft und damit auch von heutiger Gestalt geredet wird.

Erwähnt werden muß noch der persönliche Bezug zu den Verantwortlichen — dieses Wort auch weithin nach unten erstreckt — im Museum, der in Herbert Abels Buch trefflich zum Ausdruck kommt und es für ihn zu einem Bekenntnis macht. Hugo Schauinsland, der um die Jahrhundertwende das Museum zu einer Sammlung gänzlich eigener, seiner, der eigenen Art prägte, ist hier vor allem zu nennen, aber auch noch mancher andere. Zu sehr maßgeblichen Vorarbeiten zu dem heute vorgelegten Werk zählt der Verfasser deshalb auch die, die sich mit der Persönlichkeit des großen Museumsdirektors zu Anfang unseres Jahrhunderts befassen²⁾.

Wenn heute ein Museum wie dieses bei der inzwischen geschehenen Sonderentwicklung der einzelnen Zweige der zu Worte kommenden Wissenschaft ohne „Team-Work“ auch nicht bestehen, sich nicht entwickeln kann, so wird der aus innerem Drange Berufene in der Gesamtdarstellung auch heute noch zu erkennen sein, wenn nicht in der Fülle und Weite wie zu Hugo Schauinsland Zeit, so doch in der planenden und gestaltenden Mitte. So wünschen wir Herbert Abel viel Glück in „seinem“ Museum, dessen Direktor er jetzt geworden ist. Daß sein Buch als zehntes in der Reihe der „Monographien“, ein Jubiläumsband, gerade zu dieser Zeit erscheint, mag als Morgengabe des Präsidenten der Wittheit, der Herbert Abel gleichfalls ist, für die Pläne und Planungen gewertet werden, die für eine behutsame Erneuerung des Museums zu treffen sind. Friedrich Prüser

Werner Kloos: Die Museen der Böttcherstraße in Bremen.

Kulturgeschichtliche Museen in Deutschland, Bd. X, 40 S. Text mit eingestreuten Zeichnungen, leinenbezogen, farbigen Bildtafeln und einer bezogenen Seite Faksimiledruck sowie 48 Schwarz-Weiß-Bildtafeln, Hamburg 1969, Verlag Cram, de Gruyter & Co.

Vier z. T. doch recht verschiedenartige Sammlungen beherbergen die Museen der Böttcherstraße. Sie alle in einem Band, d. h. in diesem Falle auf 40 Textseiten, unterstützt von 48 Abbildungen und mehreren Zeichnungen, darzubieten, war keine einfache Aufgabe. Die „Roselius-Sammlung“ mit Werken der niederdeutschen und niederländischen Kunst und des Kunsthandwerks, die „Waffen- und Rüstkammer“, die „Sammlung Väterkunde“ (jetzt im neuerbauten Museum in Woppswede ausgestellt) und die Werke von Paula Becker-Modersohn gehören zu den „Museen der Böttcherstraße in Bremen“. Die Vielfalt der Sammlungen verrät bereits etwas über die weitgespannte Aufgeschlossenheit wie auch über die ungeheure Dynamik jenes Mannes, dessen alleinigem Wirken und dessen Mäzenatengesinnung diese große Privatsammlung zu verdanken ist. Wer war Ludwig Roselius? Der Verfasser skizziert eingangs ein sehr lebendiges Bild des Bremer Kaufmanns, ein Bild eines vitalen, eigenwilligen, fast barock anmutenden Menschen, dessen Sammeltätigkeit getragen wurde von der ausgeprägten Liebe zur niederdeutschen Kultur- und Geisteswelt.

²⁾ Vgl. d. Berichterstatters Anzeige im Brem.Jb. 51, 392 f.

Werner Kloos hatte sich mit diesem Buch, das letztlich doch die verschiedenen Privatsammlungen zu einer Einheit werden läßt, keine leichte Aufgabe gestellt. Das ging dann auch nur durch die lebendige Einbeziehung der Persönlichkeit des Gründers Ludwig Roselius. So gelingt es dem Verfasser, den Leser für die Sammlungen einzunehmen; viel mehr aber noch, er läßt ihn teilhaben am Entstehen der Sammlungen. Kloos spürt und läßt den Leser etwas ahnen vom großartigen Dilettantismus des Mäzens Roselius und vermittelt uns damit den richtigen Zugang zu den Schaustücken seiner Sammlungen. Dieses Einfühlungsvermögen war bei der Behandlung vieler aus dem Gefühl gesammelter Bilder, Skulpturen und kunsthandwerklicher Geräte notwendig, um dann darüber hinaus zeigen zu können, wie reizvoll und vielseitig „interessant“ die Museen der Böttcherstraße in Bremen sind.

Rosemarie Pohl-Weber

Berthold Lindemann: Zur Geschichte einer hollerländischen Landgemeinde. Osterholz einst und jetzt.

247 Seiten, 36 Abbildungen. Verlag H. M. Hauschild GmbH, Bremen, 1968. Ganzleinen.

Zur rechten Zeit hat B. Lindemann das Wort ergriffen, um den geschichtlichen Werdegang der einstigen hollerländischen Landgemeinde Osterholz darzustellen, bevor sie noch mehr von der Großstadt Bremen verschlungen wird. Noch hat sich vieles aus längst vergangener Zeit erhalten. 15 Vollhöfe wurden vor rund 600 Jahren in Osterholz mit Tenever eingerichtet, und noch findet man an der Osterholzer Dorfstraße 13 Bauernstellen, von denen bis auf unsere Zeit 10 Vollbauernhöfe waren. Gewiß, das Neue ist in stürmischem Vordringen; aber es ist möglich, aus vielem, was bäuerliche Zähigkeit durch die Zeiten bewahrt hat, das Vergangene verständlich zu machen. Der Brückenschlag vom Einst zum Jetzt ist Lindemann vortrefflich gelungen. Aus einem Geleitwort, das Fr. Prüser dem Buch mitgegeben hat, wird ersichtlich, wie der Verfasser nach seiner bürgerlichen Tätigkeit und seinem wissenschaftlichen Verantwortungsgefühl dazu berufen war, die Geschichte seiner Heimatgemeinde zu schreiben. Gewissenhaft und sorgfältig hat Lindemann literarische Quellen und Urkunden benutzt und — obwohl kein Historiker von Beruf — unsere Kenntnis früherer Zustände und Vorgänge, besonders in rechtsgeschichtlicher Hinsicht bereichert. Ein Vorzug seiner Darstellung ist es, daß er bestrebt war, durch gut gewählte Beispiele und genaue Einzelangaben seine Feststellungen aufzuhellen. So gewinnt z. B. auch der nicht besonders geschichtlich Gebildete ein klares Bild der früheren gohgräflichen Verfassung, in der zwar die bäuerlichen Rechte allmählich große Einbußen erlitten, die aber immerhin sechs Jahrhunderte bestand. Ähnlich anschaulich ist alles, was man über das bäuerliche Leben, auch in Kriegszeiten, und über die verschiedenen Gruppen der ländlichen Bevölkerung erfährt. Beachtung verdienen hier vor allem die Abschnitte über die Gutsherrschaft und das Meierrecht. Wie in den letzten 100 Jahren in rascher Umformung des Bestehenden das alte konservative Bauerntum gegenüber der übrigen Bevölkerung an Bedeutung zurücktritt, wird mit genauen statistischen Angaben aufgezeigt. Fesselnd berichtet der Verfasser über die sozialen Einrichtungen der Gemeinde und schildert ihr kirchliches Leben. Ergänzt werden seine Ausführungen durch Abschnitte von Pastor H. Winkler über „die selbständige Kirchengemeinde“ und von Pastor

H. Mohrmann über „Melancthon als Namensgeber der Kirchengemeinde“. Vorzügliche, zum Teil farbige Abbildungen erhöhen den Wert des gehaltvollen Buches. Den alteingesessenen Osterholzern wie den Zugezogenen wird es ein tieferes Verständnis ihrer Umwelt ermöglichen. Allen Geschichtsfreunden bietet es reichen Ertrag. Adolf Börtzler.

Berthold Lindemann: Die Egestorff-Stiftung. Zur Geschichte christlicher Sozialität in Bremen.

210 S. mit 23 Bildtafeln, 9 Faksimiledrucken, 3 Karten, Verlag H. M. Hauschild GmbH, Bremen o. J. (1970).

Die Philosophen der beginnenden Aufklärung, wie Machiavell und Hobbes, haben den Egoismus gegen das christliche Prinzip der Nächstenliebe ausgespielt. Max Weber hat auf die innige Verschränkung von Puritanismus und kapitalistischer Entwicklung hingewiesen. Puritanisches Ethos und eigennütziges Profitgesinnung sind der Ideengeschichte nach auch in den Hansestädten beheimatet. Doch die Theorie zeigt nur die großen geschichtlichen Tendenzen, nicht die tatsächliche Wirklichkeit. Ihr nachzugehen, ist die Aufgabe des sozialgeschichtlich gerichteten Historikers. Lindemann zeigt in seiner aufschlußreichen Monographie, wie sich unter den einschränkenden Bedingungen puritanischen Denkens christliche Sozialtätigkeit entfaltet hat und so zum Vorläufer sozialstaatlicher Einrichtungen wurde.

Die Geschichte der kirchlichen Gasthäuser, die sich zu städtischen Armenhäusern entwickelten, ist hier in die lebendige Geschichte der Egestorffschen Stiftung eingebettet. So besteht das Buch aus drei Teilen. Der erste zeigt in lebendiger Schilderung das Heranwachsen des ehemals von Bürenschen Gutes, das in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts von Frau Rath Oelrichs so kunstvoll ausgestattet wurde, zur Egestorffschen Stiftung, die diesen schönen Besitz zum Ruhesitz „würdiger Männer und Frauen“ machte und so ihrer eigenen sozialen und christlichen Gesinnung ein Denkmal setzte.

Der wichtige Hauptteil des Buches beschäftigt sich mit der christlichen Liebestätigkeit unter den wechselnden Einflüssen von Reformation, Pietismus und Aufklärung. Mit bemerkenswerter Sorgfalt hat der Verfasser aufschlußreiche Dokumente und Materialien zusammengetragen, die sehr genau die widersprüchlichen Tendenzen der damaligen Sozialtätigkeit widerspiegeln.

In der Bekanntmachung des Senats vom 9. September 1791 über die „Einrichtung des Reichs-Stadt-Bremischen-Armen-Instituts“ heißt es im Paragraphen 24: „Arme, welche der Trunkenheit und einem lüderlichen Leben ergeben sind, werden aus der menschlichen Gesellschaft entfernt und denselben . . . ein Platz auf hiesigem Zuchthaus verschafft“. Armenhaus, Gefängnis, Zwangserziehung wurden denen zuteil, die keinen Platz in der hierarchischen Ordnung für sich in Anspruch nehmen durften — die Polizei steuert also dem Pöbel, um mit Hegel zu reden. Aber immerhin wurde hier noch gesteuert, nur wenige Jahre später erklärt gerade Hegel es als den besten Weg, die Armen dem „öffentlichen Bettel“ zu überlassen (Rechtsphilosophie § 245, Ed. Gans 1833, S. 304). Diese Denkweise des klassischen Liberalismus hat in Bremen keinen Einzug gehalten; verantwortungsvolle Christen haben unabhängig von der Kirche und im Verein mit ihr immer versucht, dem ärgsten Übel abzuweichen. Die Methode wirkt heute freilich rauh, zwischen Fürsorge und Strafe bestand kein wesentlicher Unterschied, beides glitt ineinander über,

war nahezu dasselbe. Aber es wurde gehandelt, wenn auch in konservativer und bewahrender Absicht.

Gemessen an heutigen Ansprüchen wirkt dieser Teil des Buches in seiner dokumentarischen Dichte überaus düster; doch dürfen wir nicht vergessen, daß die „soziale Frage“ im Grunde erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts in die Sichtweite der gebildeten Stände rückte. Zu dem Zeitpunkt, als sich die Arbeiterbewegung zu einer eigenständigen politischen Kraft herausbildete, tat auch das Bürgertum das seinige, um den offensichtlichen Mißständen wie der ungenügenden Altersversorgung entgegenzuwirken. Im letzten Teil des Buches wird denn auch das humanitäre Wirken der Stiftung des Privatmannes Johann Heinrich Egestorff beschrieben, das bis zur Gegenwart reicht.

Das Buch von Lindemann enthält eine Fülle von nützlichen Informationen, ist überaus großzügig ausgestattet, ist dazu noch lebendig geschrieben, ohne unwissenschaftlich zu sein. Es bringt auch für denjenigen, der weniger Neigung zur örtlichen Geschichte hat, Daten, Fakten und Tendenzen, die es zu einem gewichtigen Beitrag zu einer „Anthropologie des bürgerlichen Zeitalters in sozialgeschichtlicher Hinsicht“ machen. Tilman Schulz.

Das Dorf Borgfeld und seine Einwohner. Herausgegeben von Wilhelm Dehlwes, 1967.

Heft 2 eines dreibändigen Sammelwerkes „Aus der Geschichte Borgfelds“. Mit vielen Abbildungen, Rissen und Plänen, Stammtafeln, 164 S. 4°, Druckhaus Schmalfeldt, Bremen.

W. Dehlwes hat der Schriftenreihe „Aus der Geschichte Borgfelds“, von der ein Band über die Kirchengemeinde Borgfeld von G. Bodensieck bereits erschienen, ein anderer über die Verwaltung und die Schule in Vorbereitung ist, mit seinem Buch über das Dorf Borgfeld und seine Einwohner einen wertvollen Band hinzugefügt. Er und seine Mitarbeiter haben mit Sorgfalt und Fleiß, Quellen in den Archiven von Bremen und Stade, ältere Arbeiten und örtliche Überlieferung benutzend, eine Fülle von Tatsachen zur Geschichte des Dorfes und seiner Höfe zusammengetragen, so daß, wie Bremens Altbürgermeister Wilhelm Kaisen, der für das Buch ein Vorwort geschrieben hat, sagt, ein „rechtes Heimatbuch“ entstanden ist, eine „Fundgrube für die Alteingesessenen“ wie für die zugezogenen Siedler, zu denen Kaisen selbst gehört.

Noch gibt es in Borgfeld 175 Betriebe mit 1 ha und mehr landwirtschaftlich genutzter Fläche; aber 30 v. H. der alten Höfe haben ihren landwirtschaftlichen Betrieb bereits eingestellt — wie Dehlwes feststellt —, und weitere werden folgen, wenn die Stadt, vor deren Toren es liegt, sich weiter ausdehnt. Darum ist es lobenswert, rechtzeitig zusammenzustellen, was sich über Vergangenheit und Gegenwart des Ortes aussagen läßt, solange er seinen dörflichen Charakter noch nicht verloren hat — ist dieser doch auch durch den starken Zuzug von Flüchtlingen und Neusiedlern gefährdet. Borgfeld hatte 1938 1800, 1964 4000 Einwohner!

Das Kernstück des Buches bilden die vielen Einzeltatsachen, die W. Dehlwes und G. Bodensieck über jeden der alten Höfe zusammengetragen haben: sie berichten über die Abfolge ihrer Besitzer (die Reihe beginnt nicht selten schon im XVI. Jahrhundert; einige Höfe sind 350 Jahre im Besitz der gleichen Familie!), über die Grundherren der Bauern (Bremer Rat, Domkapitel in Bremen, Kloster Lilienthal usw.), über die Ablösung ihrer Meierlasten (nach

1850) und über ihre Häuser. Das älteste noch jetzt als Wohnhaus benutzte Gebäude in Borgfeld ist 1631 errichtet worden! Eine wertvolle Quelle waren bei diesen Untersuchungen die Aufzeichnungen des früheren Gemeindevorstehers Jacob Jacobs, der in behäbigem Borgfelder Platt von jedem Hof erzählt, „wo de Hüs (um 1880) utsehn hebt un wat vor Gebüde darbi weern un wat Besonnens ober de domaligen Fomiljen toseggen ist“. Stammbäume und viele Abbildungen, von denen die romantischen Dorfszenen von J. G. Walte (um 1850) und die reizvollen Skizzen von Fritz Geerken besonders erwähnt seien, veranschaulichen die Angaben des Textes.

Einen eigenen Charakter hat der Ortsteil Katrepel. Hier hat sich viel freies Eigentum erhalten, während sonst die Bauern in Borgfeld fast ausnahmslos Meier der Grundherren geworden sind. Auf der Stelle an der Wümme, wo im Mittelalter eine Burg der Bremer Erzbischöfe stand, hat sich um 1880 Adolf Lüderitz, der bekannte Kolonialpionier, ein stattliches Haus gebaut, die „Kattenburg“. Zu ihr gehörten 300 Morgen Land; es war der weitaus größte Hof in Borgfeld. In einem parkähnlichen Teil dieses Besitzes hat sich später sein Vetter und Freund, der Richter Dr. Eduard Noltenius, einen Alterssitz geschaffen und ihn „Lüderitzburg“ genannt. In der Nähe liegt der „Wümmehof“, auf dem Prinz Louis Ferdinand von Preußen seit 1950 wohnt.

In besonderen Abschnitten des Buches erzählt G. Bodensieck von den Heimstätten für Neubürger im Ort, vom Fischfang und der Pooljagd im alten Borgfeld, und W. Dehlwes und S. Küttner berichten über den jahrhundertalten Kampf der Borgfelder gegen Hochwasser und Überschwemmungen. Mit einem Verzeichnis der Borgfelder Toten und Vermißten des letzten Krieges schließt diese liebenswerte Monographie eines niedersächsischen, bremischen Dorfes.

Walter Fräßdorf.

Erich Lemberg: Das Buch von Stuhr. Heimatgeschichte und Heimatkundliches der Gemeinde Stuhr in Oldenburg.

Herausgegeben vom Rat der Gemeinde Stuhr, 1966, 292 S., Kunstdruckpapier. Viele gute Abbildungen. Herstellung: Siegfried Rieck, Druckerei und Verlag, Delmenhorst.

Erich Lemberg in Stuhr hat, unterstützt von der Verwaltung seiner Gemeinde, zum ersten Male eine Geschichte von Stuhr geschrieben, das 1971 sein 800jähriges Bestehen feiern konnte. Von der Urzeit an führt er seinen Lesern die geschichtliche Entwicklung des Ortes und seiner Umgegend bis zum Jahre 1965 vor; einen Ergänzungsband beabsichtigt er zum Jahre 1971 folgen zu lassen. Der Verfasser, ein Flüchtling aus Mecklenburg, ist jetzt als Lehrer in Stuhr tätig. Er hat sich in seiner neuen Heimat ersichtlich gut eingelebt und ist bei seiner Darstellung gründlich zu Werke gegangen. Eingehende Studien in mehreren Archiven hat er nicht gescheut und eine umfangreiche Literatur benutzt. Leider sind deren Titel, wie er selbst bedauert, nicht bibliographisch vollständig verzeichnet, weil eine Veröffentlichung ursprünglich nicht vorgesehen war. Vielleicht hat vor dieser die Zeit gedrängt, sonst wäre manches Unrichtige oder Ungenaue gebessert worden.

Lemberg hat seinen Stoff in einen geschichtlichen und einen volkskundlichen Teil gegliedert, wobei eine begriffliche Trennung nicht immer leicht war. Er zeigt die Schicksale der Gemeinde in ihrer Zugehörigkeit zu vielen Herrschaftsgebieten im Laufe der Jahrhunderte und berücksichtigt dabei nicht nur das Dorf Stuhr, sondern auch seine Nachbarorte. Gut gelungen sind be-

sonders die Abschnitte über das Hollerrecht und das Leben auf dem Gute Grolland, das ansprechend geschildert ist. Der volkskundliche Teil beschreibt in vielseitiger Betrachtung und mit zahlreichen aufschlußreichen statistischen Angaben „Land und Leute“ von Stühr. Was über Kirche und Schule gesagt wird, verdient besondere Beachtung.

Lembergs Einfühlungsgabe und sein liebevolles Verständnis des bäuerlichen Lebens sind anzuerkennen, auch sein offener Blick für die neuzeitliche Entwicklung. Und er weiß sich allgemeinverständlich auszudrücken! Gewiß ist sein Buch den Stührern selbst willkommen, aber auch andere werden es gern und mit Gewinn lesen, nicht zum wenigsten die nachbarlichen Bremer.

Adolf Börtzler.

Zwei „Sonderhefte“ der „Rotenburger Schriften“.

Der Heimatbund Rotenburg/Wümme hat seit Beginn seiner Tätigkeit, und die erstreckt sich jetzt fast über ein Vierteljahrhundert, den Beweis erbracht, daß Heimatforschung und Heimatpflege in ländlichen Bezirken durchaus ihren Platz haben, wohl mehr als in der Großstadt, die neuen Entwicklungen zuneigt, auch in Forschung, Darstellung und Lehre. Es braucht jene Heimatarbeit aber durchaus nicht auf ernste Forschung und wissenschaftliche Veröffentlichung von Ergebnissen zu verzichten, wofür wiederum in Rotenburg der Beweis erbracht wurde. Zeugnis ist hier die Errichtung eines Instituts für Heimatforschung, das bewußt über nur örtliche Grenzen hinaus wirkt; Zeugnis sind die von ihm veranstalteten Vorträge, Vortragsreihen und Seminare. Verwiesen sei weiter auf die Herausgabe der „Rotenburger Schriften“, jetzt unter der Schriftleitung von Martin Stellmann. Über den Inhalt der ersten zwanzig Jahrgänge wurde vor kurzem ein eingehendes Verzeichnis vorgelegt¹⁾, und dabei wurde auf die in zwangloser Folge seit 1958 erscheinenden Sonderhefte hingewiesen, von denen manche rein äußerlich und nach Ausstattung weit mehr als gelegentliche Nebenveröffentlichungen, vielmehr stattliche und gut ausgestattete Bücher sind. In zusammenfassender Darstellung behandeln sie besondere Themen landes- und kirchengeschichtlicher Art, Verfassungs- und Rechtsgeschichtliches, gern auch Fragen aus dem Wirtschaftsgefüge und aus der Bevölkerung — überhaupt der Volkskunde, in einer Art, die, aus sicherer Quellenkenntnis erwachsen, doch irgendwie allgemeinerem Verständnis Rechnung trägt.

Auf zwei dieser „Sonderhefte“, die ihrem Inhalte nach irgendwie zusammenhängen, sei in nachfolgenden Würdigungen aus der Feder Theodor Halbachs hingewiesen.

Enno Heyken: Rotenburg, Kirche, Burg und Bürger.

Rotenburger Schriften, hrsg. vom Heimatbund Rotenburg/Wümme, Kreisvereinigung für Heimat- und Kulturpflege e. V., Sonderheft 7, Rotenburg/Hann. 1966. 304 S., davon 80 S. Anhang von Tabellen, Listen, Anmerkungen u. Nachweisen, Namen- u. Sachweiser, mit 37 Bildtafeln u. 16 Karten in Tasche.

Pastor Heyken führt eindrucksvoll und abwechslungsreich durch die Jahrhunderte der Entwicklung und Schicksale von Burg, Schloß und Festung

¹⁾ Vgl. S. 285.

Rotenburg, des „Fleckens“ Rotenburg, dann des Stiftes und Herzogtums Verden und des Amtes Rotenburg, weiter der Kirchen, Schulen, der Bürgerschaft Rotenburgs, angefangen 1190 und durchgehend bis ins 18., teilweise auch ins 19. Jahrhundert.

Der Bischof — nachweislich seit 849 mit Sitz in Verden — hatte von etwa 1300 an als Landesherr im Bereich des Stiftes Verden auch die Herrschaft über Rotenburg. Friedrich Barbarossa und später Heinrich VI. bestimmten ihren ersten Notar am Kaiserlichen Hofe, den *imperialis aulae protonotarius* Rudolf, 1189 bis 1205, zum Bischof, der als Gründer der Burg genannt wird. Er sollte die hohenstaufische Partei gegenüber dem welfisch gesinnten Erzbischof Hartwig II. von Bremen vertreten.

Ende des 16. Jahrhunderts wurde die Burg als Schloß neu erstellt, um im Dreißigjährigen Krieg in eine Festung umgewandelt zu werden. Der in den niederländischen Alkmaar und Naarden damals entwickelte „bastionäre“ Festungsbau war hierbei das Vorbild, während in den Zeiten des Siebenjährigen Krieges nur die sog. „Schantze zu Rotenburg“ kampfbereit gehalten wurde — bis 1870 das eingeebnete Gelände, in Flurstücke aufgeteilt, verpachtet wurde. Die gemeinderechtliche Verfassung des „Fleckens“ Rotenburg — Zwischengebilde zwischen Dorf und Stadt ohne deren rechtliche Eigenständigkeit — wird zwar dargestellt, verschwindet in ihrem Gewicht aber gegen die sich Jahrhunderte lang hinziehenden Auseinandersetzungen um die Herrschaftsverhältnisse von Stift und Herzogtum Verden, dieses kirchen- wie verwaltungs- wie allgemein politisch genommen.

Auf der Grundlage der Villicationen und zuerkannter Zehntrechte aus karolingischer Zeit erwarben die deutschen Bischöfe ab 1200 die Rechte eines weltlichen Landesherrn, so auch der Bischof von Verden. Als eine Besonderheit mag erwähnt werden, daß auch nach der Reformation bis 1648 noch drei evangelische Bischöfe in Verden amtierten, ermöglicht in Verbindung mit der — später widerrufenen — Geheimerklärung, der *Declaratio Ferdinanda*, des Augsburger Reichstages von 1555. Die Kriegsläufe des Dreißigjährigen Krieges brachten dänische und schwedische Truppen ins Land, Tilly brannte 1626 „das Flecken Rotenburg“ nieder, kurze Zeit beherrschten Münstersche Katholiken die Stadt, bis nach dem Sieg Gustav Adolfs bei Lützen 1632 im Stift Verden die schwedische Herrschaft einsetzte, die bis 1712 dauerte. Als „Herzog von Bremen und Verden“ bekam der König von Schweden, nun auch deutscher Lehnsträger, Sitz und Stimme im Deutschen Reichstag. Jahrzehnte lang waren die Grafen Königsmark — vor allem von der Königin Christine mit Donationen reichlich versehen — Herren der Herrschaft Rotenburg; noch heute geht das Wappen des Landkreises Rotenburg auf das Königsmarksche Wappenschild zurück.

Im Hin und Her des Nordischen Krieges — 1700 bis 1721 — erwarb dann Georg I. im Frieden von Stockholm als Kurfürst von Hannover im Jahre 1719 gegen eine Million Reichsthaler das Herzogtum Bremen und Verden von Schweden, so daß nun die Einwohner Rotenburgs „welfisch“ wurden. Ein Ziel des Welfenhauses seit den Zeiten Heinrichs des Löwen war damit erreicht — Ausdehnung seiner Landesherrschaft über die geistlichen Fürstentümer bis an die See. Wechselhaft war auch das Schicksal der Kirchen. Wenn eine im Grunde doch kleine Kirche in drei Jahrhunderten fünfmal zerstört oder abgebrochen wurde, sie aber sechsmal in 800 Jahren durch Neubauten oder notdürftige Wiederherstellung neu erstand, wird offenkundig, welche Sorgen

und Mühen aller Art in schwierigsten Zeiten mit solchen sich ändernden Bauvorhaben verbunden gewesen sein müssen. Das 5. Kapitel des Buches — Von der „Bischofskirche“ zur „Stadtkirche“, 1192 bis 1862 — gibt Einblick in diesen Aufwand. Die prägenden Ereignisse der Zeiten gaben auch den Kirchbauten ihren Namen, so der „Reformationskirche“, 1548 bis 1620. „Hilfskirche“ wurde der Notbau von 1621 benannt, 1629 bis 1648 war es die „Kriegskirche“ und schließlich als zeitlich fünfte Kirche Rotenburgs die „Friedenskirche“ 1648 bis 1860, diese noch mit einer 15 Zentner schweren Glocke eines Grafen Königsmark — die Glocke mußte im Jahr 1917 abgeliefert werden — und der 1649 erfolgten Stiftung des Kronleuchters durch den schwedischen Obersten Luttermann.

An der neuen Orgel wurde das Münstermannsche Orgelgehäuse von 1687 schönster Schmuck, das jetzt, über verschiedene private Hände weitergegeben, als kostbarer Besitz vom Bremer Focke-Museum aufbewahrt wird. Die heutige Kirche, sechste in der Reihe der Kirchenbauten, wurde 1862 in neugotischem Stil erbaut.

Der Band gibt weiterhin Auskunft, wie es um die Schulverhältnisse Rotenburgs stand, um die „Kirchenschule“, die evangelische „Rektorschule“ ab 1609, 1710 zur „Haupt- und Kirchspielschule“ erhöht. Ferner gab es seit 1702 die Rotenburger „Nebenschule“ als Mädchenvolksschule. Es wird berichtet, wie sich die Bürgerschaft Rotenburgs — in fünf Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts sechsmal von Feuersbrünsten betroffen — nach Ämtern und Berufsgruppen veränderte, aber trotzdem in der Einwohnerzahl jährlich nur zwischen 900 und 1100 Einwohnern schwankte.

Der „Kayserlichen Post“ (von Thurn und Taxis) in Rotenburg von 1616 bis 1748 folgte die „Königliche und Kurfürstliche Postverwaltung“. Lange Zeit beherrschten auch Garnisonen Rotenburgs Bild. Berufe sind verzeichnet von den namentlich aufgeführten Pastoren und Nachmittagspredigern an, den Rektoren und Kaiserlichen Posthaltern zu den Kgl. Obereinnehmern, Drostern, zu Mitholzvägten, „gehenden“ und „reitenden“ Förstern — bis zu Scharfrichtern. Ein wechselvolles Geschehen ist in sieben Kapiteln, oft bis ins einzelne gehend, dargelegt. Die 520 Anmerkungen zeugen von der Gründlichkeit und dem Umfang der wissenschaftlichen Forschung. Theodor Halbach.

Rotenburg/Wümme, Beiträge zur Geschichte und Entwicklung eines Kreises.

Rotenburger Schriften, hrsg. vom Heimatbund Rotenburg/Wümme, Kreisvereinigung für Heimat- und Kulturpflege e. V., Sonderheft 8 mit fünf Beiträgen unter Schriftleitung von Martin Stellmann. 163 S., mit vielen Abb. im Text, Karten und Plänen, z. T. auf Tafeln. Rotenburg/Hannover 1968.

Das Sonderheft 8 der „Rotenburger Schriften“, eine Gemeinschaftsarbeit, unterrichtet aus Anlaß der Einweihung eines neuen großen Kreishauses eingehend in sieben Kapiteln von fünf kundigen Verfassern — Helmut Janßen, Karl-Heinz Koch, Friedrich Spengelin, Martin Stellmann und Hans-Joachim Wolf — über die politische, verwaltungsmäßige und wirtschaftliche Entwicklung des Amtes und Kreises Rotenburg in der Zeit von 1719 bis zur Gegenwart. Besonderer Einschnitt war hierbei die Einführung der preußischen Kreisordnung 1885 mit der Bestellung des Landrats anstelle des ehemaligen Kreis- und Amtshauptmanns. Fragen des Steuer-, Landstraßen-, Eisenbahn-, Schulwesens und viel anderes mehr

bewegen in allen Jahrzehnten die Ämter und Einwohner. Es ist unmöglich, die Fülle des ausgebreiteten, vielfach zahlenmäßig belegten Stoffes in wenigen Sätzen darzustellen. Wie ein Kuriosum liest sich, daß der Kreis Ende des vorigen Jahrhunderts noch vier Webelehrerinnen besoldete — 1896 gab es hier noch 1967 Webstühle.

Im Kapitel „Von der Amtsstube zum Kreishaus“ wird die Geschichte der Unterbringung von Behördenstellen dargestellt, angefangen vom „Amtsstuben- und Gefangenenhaus“ von 1719 über das Kreishaus von 1930 im Gebäude der Kreissparkasse, bis hin zur Einweihung des modernen Kreishauses von 1968 im neuen Amtspark. Der Beitrag zur wirtschaftlichen Entwicklung im Landkreis Rotenburg läßt die oft tiefgreifende Wandlung in den Verhältnissen von Landwirtschaft, Handwerk, Industrie und Handel sowie im Bankwesen erkennen, etwa durch die Gemeinheitsteilung und Verkoppelung in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts oder durch die Moorsiedlung des Moorkommissars Jürgen Christian Findorff bis hin zu den Wasser- und Bodenverbänden der Gegenwart. Vom Handwerk gilt, daß sich manches zum Industriebetrieb entwickelte, andere Handwerke aber ihre Grundlage verloren haben. Im Jahr 1965 waren in 38 Betrieben 1790 Beschäftigte zu verzeichnen. Im Sparkassen- und Bankwesen ging die Entwicklung von der Gründung der Fleckensparkasse in Rotenburg im Jahre 1838 zu den sieben gleichartigen Kreditinstituten im Jahre 1967.

Ein gedrängtes Kapitel behandelt die vielfältigen Aufgaben eines Kreises: die Zahl der zu erfüllenden Verwaltungsaufgaben ist mit rund 1200 angegeben. Wohnungsbau, Verkehrswesen, Gesundheits- und Sozialwesen, Schulfragen sind Schwerpunkte. Die Einwohnerzahl des Kreises stieg von 25 425 im Jahre 1910 auf 56 156 des Jahres 1967. Im Schulwesen ging es von 46 einklassigen und insgesamt 57 Volksschulen des Jahres 1913 zu immer noch 18 einklassigen und zusammen 48 Volksschulen im Jahr 1967, zu denen zwei Realschulen, das Rotenburger Ratsgymnasium sowie Kreisberufsschulen und Fachschulen treten.

Es fehlen nicht Hinweise auf Pflege kultureller Werte, etwa der Büchereien, heimatlicher Bindungen, von Musik und Sport durch Vereine und Behörden. Schließlich ist das Erscheinen einer Schrift wie der vorliegenden bestes Zeugnis für die Stärke kulturellen Willens. Dabei schimmert selbst das große politische Geschehen unserer Zeit durch: Rotenburg hat seit 1954 die Patenschaft über den ostpreußischen Kreis Angerburg übernommen. Und seit 1967 pflegt der Landkreis Rotenburg partnerschaftliche Beziehungen zur Stadt Ste. Foy-la-Grande im französischen Departement Gironde. Theodor Halbach.

Hermann Lübbing zu Ehren

Hermann Lübbing/Wolfgang Jäkel: Geschichte der Stadt Wildeshausen.

Oldenburgische Monographien, 3. Band. 168 Seiten, zahlreiche Abbildungen, Zeittafel, Namensregister, Literaturverzeichnis, Abbildungsverzeichnis, Oldenburg 1970. Heinz Holzberg Verlag KG.

Diese Schrift ist eine Jubiläumsschrift, nicht nur für Wildeshausen in bezug auf die Verleihung des Stadtrechtes vor 700 Jahren, sondern auch für Hermann Lübbing selber. So vielfältig auch seine Beschäftigung mit Oldenbur-

ger Geschichte und Volkskunde ist, so viele Schriften er in den verschiedensten Bereichen dieser Wissenschaften, auf das Oldenburger Land bezogen, als sehr fleißiger Bearbeiter und Verfasser auch hat erscheinen lassen, mit besonderer Liebe hat er dabei immer wieder auf Wildeshausen Bezug genommen. Das zeigte sich zum Beispiel, als wir Bremer durch unser Staatsarchiv Carl Haases Forschungen über das Bremer Stadtrecht veröffentlichten (Veröffentlichungen aus dem Staatsarchiv der Freien Hansestadt Bremen, Bd. 21, 1953). Weil Wildeshauser Stadtrecht vom Bremer Stadtrecht abgeleitet ist, zu der kleinen Stadtrechtsfamilie um Bremen gehört, war Hermann Lübbing flugs dabei, dieses von Carl Haase bearbeitete und gedeutete Wildeshauser Stadtrecht als Sonderdruck für Oldenburg erscheinen zu lassen.

Hermann Lübbing hat aber nicht nur zu Wildeshausen, sondern auch zu Bremen ein besonderes Verhältnis gehabt. Seine leider vor kurzem verstorbene Gattin war geborene Bremerin. Zu dieser persönlichen Bindung fügte Hermann Lübbing die sachliche zur bremischen Geschichte, die in so vielen wechsellvollen Beziehungen zur oldenburgischen gestanden hat. Er war bei den Veranstaltungen unserer Historischen Gesellschaft zu Gast, hielt wohl selber Vorträge, beteiligte sich an ihren Studienfahrten in unserem und im fremden Lande. Was Wunder, daß unsere Gesellschaft einen solch tätigen Mitarbeiter zur Feier ihres hundertjährigen Bestehens zum korrespondierenden Mitglied ernannte. Als Hermann Lübbing 70 Jahre alt wurde, machte sie daraus eine Ehrenmitgliedschaft — eine Ehrung, die auch Frau Gertrud Lübbing noch mit Freude erlebte.

Den Begründungen für diese Ehrung gilt es noch eine weitere hinzuzufügen, die zur Zeit der Verleihung der Ehrenmitgliedschaft in Bremen noch nicht bekannt sein konnte. Gerade richtig zu Lübbings Ehrentag erschien nämlich ein Buch, das seinem Forscherfleiß und seiner Darstellungskunst alle Ehre macht: seine „Geschichte der Stadt Wildeshausen“. Sie ist in der Tat gleichzeitig ein Stück bremische Geschichte; denn immer und immer wieder erscheinen Bremen, die in ihm maßgebenden Gewalten im Hintergrunde, wenn es um Wildeshausen geht. Ich habe das Buch mit Freude gelesen, es auch einem meiner Mitarbeiter übergeben, Herrn Dr. Halbach, der von ihm hell begeistert war, was den Inhalt und die Ausstattung betrifft, für die Hermann Lübbings Hausverleger, Heinz Holzberg, verantwortlich zeichnet. Theodor Halbach hat sich sehr viel Mühe gemacht, die bremischen Belange, von denen das Buch durchsetzt ist, zusammenzustellen. Weil eine solche Geschichte der bremisch-wildeshausischen Beziehungen nicht allgemein bekannt sein dürfte, ein gedrängtes Kenntlichmachen nützlich sein könnte, sei hier Theodor Halbachs Darstellung, nur um wenig geändert, im Wortlaut wiedergegeben. Das ist natürlich keine kritische Würdigung, vielmehr eine von Hinweisen auf Beziehungen zu Bremen erfüllte Inhaltsangabe. Möge sie als verdiente Ehrung für Hermann Lübbing verstanden werden!

Friedrich Prüser.

Das Buch

30 Jahre lang mußte Karl der Große den Sachsenstamm und Herzog Widukind bekriegen. Nach harten Ausnahmegesetzen, den allerdings letzthin nicht gesicherten Massenhinrichtungen in Verden, Niederlagen fühlte sich Widukind schließlich bewogen, zum Christentum überzutreten: im Jahr 785 kam es zur Taufe Wittekindes in der Pfalz zu Attigny an der Aisne, mit Karl als Taufpaten. Karl der Große nutzte den Erfolg und bestellte den Angelsachsen

Willehad zum Hirten über sächsische und friesische Gaue und ferner zum Bischof mit Sitz in Bremen.

Von den Nachfolgern trat der Enkel Wittekinds, Waltbert, am Hofe des Kaisers Lothar I. zu Aachen erzogen, hervor. Von seinem Rom-Zug brachte er als Geschenk des Papstes Leo IV. als „wirksames Heilmittel“ zur Förderung der „wahren Religion“ den vollständigen Leichnam des heiligen Märtyrers Alexander mit. Am 8. Januar 851 erfolgte der feierliche Einzug in Wigaldinghus (das zuerst 851 unter diesem Namen erwähnt wird). Waltbert schuf durch Schenkungen und Auflagen eine Art Kirchenfideikommiß der Widukindsippe. Die auf seine Veranlassung von zwei Mönchen geschriebene *Translatio Sancti Alexandri* (heute in der Niedersächsischen Landesbibliothek zu Hannover) gehört zu den wichtigsten Quellen zur Frühgeschichte Nordwestdeutschlands.

Im Gegenspiel ließ Bischof Anschar von Bremen seinerseits den Leichnam seines heiliggesprochenen Vorgängers Willehad im Jahr 851 in den steinernen Domneubau überführen und verfaßte selber einen Bericht über diese *Translatio Sancti Willehadi*.

Später überließ ein Angehöriger der Familiensippe, Bischof Ludolf von Osnabrück, das Stift Wildeshausen tauschweise an Otto II. Der Ottone sah Wildeshausen als neuen Stützpunkt im nordwestlichen Reichsgebiet an. Nach seinem frühen Tode wirkte Theophanu während ihrer Regentschaft für Otto III. in diesem Sinne weiter. Sie besuchte Wildeshausen fünfunddreißigjährig mit ihrem achtjährigen Sohn Otto III. Der fast neunzigjährige Erzbischof Adalag von Hamburg-Bremen eilte herbei und ließ sich in einer von Otto III. vollzogenen Urkunde den Königsschutz für das Kloster Bremen sowie Königsbann, Markt-, Zoll- und Münzrecht in Bremen bestätigen.

Wir übergehen die unruhigen Zeiten, in denen die Bremer Bischofskirche um Bestand und Hoheitsrechte kämpfen mußte, gegen die Normannen, gegen die Billunger und deren Nachfolger, die Welfen. Wildeshausen wäre ihr als Ausweiche und Rückendeckung schon lieb gewesen; aber Lothar von Süpplingenburg, 1125 zum Nachfolger Heinrichs V. gewählt, bestätigte 1135 in einer zu Buxtehude ausgestellten Urkunde „seiner“ Kirche zu Wildeshausen ihre alten Rechte. Besitzzuwachs bekam das Alexanderstift in Verfolg so entstandener Bindung an das Welfenhaus durch den jungen Heinrich den Löwen 1147 durch Schenkung zweier ihm gehöriger Güter.

Für die Grafen von Oldenburg war das Ammerland eigentlicher Mittelpunkt ihrer alten Grafschaft geworden. Zweiter herrschaftlicher Schwerpunkt war Wildeshausen mit der Vogtei über das Alexanderstift, das unter Graf Heinrich I. gegenüber dem Begehren des Erzstiftes Bremen geschützt wurde. Sein Sohn Gerhard wurde 1190 Propst des Stiftes und später Erzbischof von Bremen.

Im übrigen gingen die Geschehnisse mit Versippungen, Erbstreitigkeiten, Fehden, Morden, Kreuzfahrerzügen hin und her. Der aus Wildeshausen gebürtige Dominikanermönch Johannes OP, später als Johannes Teutonicus, General des Predigerordens bekannt, trug letztlich die Verantwortung für die „Vernichtung“ des Stedinger Bauernvolkes durch Erzbischof Gerhard II. in der Schlacht von Altenesch vom 27. Mai 1234. In Streitigkeiten der Welfen mit der bremischen Kirche verzichtete schließlich Pfalzgraf Heinrich, Sohn Heinrichs des Löwen, durch Vergleich zu Stade auf die Propstei Wildeshausen zu Gunsten des Bremer Erzstiftes. Erzbischof Gerhard II. legte damit einen wichtigen Grundstein für die spätere territoriale Entwicklung der bre-

mischen Kirche. 1231 bestimmte er urkundlich, daß auch künftig der Propst von Wildeshausen — die Pfründe war wegen ihrer guten Einkünfte bei den Bremer Domherren sehr beliebt — nur aus dem Bremer Domkapitel zu wählen sei.

Das Marktleben von Wildeshausen entwickelte sich im Zusammenhang mit Kirchgängern und Wallfahrern in der Nachbarschaft des heiligen Alexander und im Zuge der orronischen Marktpolitik mehr und mehr. Die Lage an der Flämischen Straße über Deventer-Lingen nach Bremen und Hamburg war günstig. Urkundlich werden 1230 erstmals Bürger — *cives* — genannt; 1241 wird die Bürgerschaft — *civitas* — deutlich. Der Erzbischof Hildebold von Bremen (1258—1273) erhob, sich auf frühere Urkunden stützend, mit Erfolg Anspruch auf Propstei, Vogtei und Grafschaft. 1270 verlieh er den Wildeshausenern das Bremer Stadtrecht; auch schenkte er ihnen einen Hausplatz zum Bau eines Rathauses, das um 1300 fertiggestellt war. Das 14. und das 15. Jahrhundert brachten der Stadt einen starken Bevölkerungszuwachs. Die Stadtbefestigung wurde in einem Umfang von etwa 1600 Metern sorgsam gepflegt. Der Schwarze Tod, kriegerische Unternehmen, Stadtbrände brachten Notzeiten. Als eine Art mildtätige Laienbrüderschaft wurde die Petersgilde gegründet. Verschiedene Berufsgruppen schlossen sich in Form von Innungen zusammen. An Stelle der nacheinander eingestürzten beiden Flankentürme der Westfassade errichtete der Dekan Siegfried im Jahre 1224 den markanten Alexanderkirchturm neu. An Kritik am zunehmenden Reichtum der Kirche fehlte es aber bei manchen eingerissenen Mißständen nicht.

Wildeshausen war inzwischen in zunehmendem Maße in landesherrliche Gegensätze geraten: der Graf von Oldenburg, der Erzbischof von Bremen, der Bischof von Münster suchten sich den Rang abzulaufen, — Beunruhigungen für die Stadt, vermehrt in der Zeit der Glaubensänderung durch religiöse und gesellschaftskritische Wirren. Ein von Wildeshausener Bürgern verübter blutiger Racheakt an einem Kleriker hatte verhängnisvolle Folgen: Das angerufene westfälische Femgericht zu Eichholz verhängte wegen Mitschuld über alle männlichen Einwohner Wildeshausens über 18 Jahre die Reichsacht. In Vollstreckung des Urteils nahm der Fürstbischof Friedrich von Münster am 21. April 1529 die Stadt überraschend ein, das einberufene bischöfliche „Desumgericht“ verurteilte den angeklagten Bürgermeister Jakob Lickenberg zum Tode. Das Urteil wurde sofort auf offenem Marktplatz vollstreckt. Die Befestigungen mußten geschleift werden. Wildeshausen verlor sein Stadtrecht. Es wurde wieder offener Marktflecken.

Die Religionswirren brachten wirtschaftlichen Niedergang. Der hansische Kaufmann mied die Flämische Straße und den Flecken, der Werbe- und Sammelplatz herrenloser Landsknechte war. Wurde der Gottesdienst in der Stiftskirche 1543 in evangelischer Form abgehalten, fand er 1548 in katholischer Weise statt. Der Jesuitenorden betrieb nach dem Augsburger Religionsfrieden die Gegenreformation. In den Zeiten des Dreißigjährigen Krieges waren Truppendurchzüge, Kontributionen häufig, Plünderungen, Brände, Verluste durch die Pest waren an der Tagesordnung. Die Schweden eroberten Wildeshausen 1632. Als der schwedische Feldmarschall Dodo von Kniphausen in diesen Gegenden kommandierte, wurde Wildeshausen von den kriegführenden Parteien wechselweise erobert, besetzt und wieder aufgegeben. Gustav Gustavson, der illegitime Sohn Gustav Adolfs, Graf von Wasaburg war nach der Eroberung von Osnabrück durch Kniphausen Administrator des

Bistums geworden. Da dieses im westfälischen Friedenskongreß wieder einen katholischen Bischof erhalten hatte, übertrug Königin Christine von Schweden ihrem Halbbruder 1647 Stadt und Amt Wildeshausen als schwedisches Lehen. Im Westfälischen Frieden wurde Wildeshausen Bremen/Verden zugeschlagen, das bekanntlich schwedisch wurde, und nun wurden seine Einwohner 1651 von den Schweden unter Eid genommen. Im späteren Reichskrieg gegen Schweden eroberte der münsterische Fürstbischof Christoph Bernhard, Freiherr von Galen, Wildeshausen und zerstörte nunmehr alle von den Wasaburg gebauten Schlösser. Der Frieden von Nymwegen 1679 ließ die eroberten Gebiete der münsterischen Seite, nicht in festem, wohl aber im Pfandbesitz. Von evangelischer Seite angegangen, zahlte die schwedische Regierung im Geiste Gustav Adolfs die Pfandsumme von 1,5 Tonnen Goldes am 29. April 1699 in Bremen an Münster aus. Wildeshausen erlebte von Amts wegen den fünften Bekenntniswechsel im Verlauf von 150 Jahren! Seitdem ist die Alexanderkirche evangelisch geblieben.

Im Nordischen Krieg von 1700 verpfändete Karl XII. das schwedische Amt Wildeshausen den Welfen. Am 4. August 1700 leistete die Bevölkerung den Treueid auf das Welfenhaus. Im Stockholmer Frieden von 1719 erkannte die Schwester Karls XII., Ulrike Eleonore, an, daß die Herzogtümer Bremen und Verden — die der Kurfürst Georg Ludwig von Hannover, als englischer König Georg I., von dem dänischen König Friedrich IV. aus dem Hause Oldenburg (der sie 1712 erobert hatte) gekauft hatte — „mit Amt und Städtlein Wilshausen“ bei Kurhannover verblieben, dies allerdings nicht ohne Zahlung einer Million Taler durch Georg I. an Schweden.

Die Katholiken wurden nun in gewissem Umfang geduldet, eine selbständige katholische Gemeinde durften sie jedoch von 1699 bis 1811 nicht bilden.

Das wirtschaftliche Leben hatte sich mittlerweile wieder entwickelt. Die günstige Lage an der alten Hansestraße nach Flandern belebte den Verkehrsstrom von Reisenden und Frachtwagen. Die vom Hamburger Rat eingerichtete Botenpost nach Amsterdam, Amsterdamer „Postreuter“ genannt, machte zweimal wöchentlich in Wildeshausen halt. Das Gastwirtswesen blühte. Die hannoverschen Amtsmänner betreuten durch rund hundert Jahre das Land gut. Ein neues Amtshaus entstand; der Bremer Bildhauer Theophil Freese errichtete zum Schmuck des Marktplatzes einen Marktbrunnen. Die Beziehungen nach Bremen waren wieder sehr gut, ortsgeschichtliche Nachrichten wurden 1742 in Bremen veröffentlicht. Mitte des 18. Jahrhunderts wurde eine Brand-Assekuranz gegründet. Der Siebenjährige Krieg berührte Wildeshausen wenig. Dann brachte der Reichsdeputationshauptschluß von 1803 etwas Neues: gegen Verzicht auf den 1623 verliehenen Elsflether Weserzoll wurde dem Herzogtum Oldenburg neben anderen das hannoversche Amt Wildeshausen zugesprochen.

In den napoleonischen Zeiten wurde Wildeshausen vom herzoglichen Kabinett in Oldenburg regiert. Den Besitz des inzwischen nach Vechta verlegten Alexanderstifts übernahmen oldenburgische Kommissare schon 1803. Im Jahre 1806 wurde es förmlich aufgehoben. Die Alexanderkirche blieb den Lutheranern vorbehalten. Die Katholiken erhielten 1810 das Recht zur freien Religionsausübung, durften aber keine Prozessionen abhalten. Als Herzog Peter sich 1808 veranlaßt sah, dem Rheinbund unter dem Protektorat Napoleons beizutreten, wurde das Amt Wildeshausen der Kanton Wildeshausen unter dem Arrondissement Quakenbrück im Departement Oberems. Rechtlich galt der Code Napoleon, der unter anderem die vom Volk ersehnte Auf-

hebung der Frondienste, Zinse und Zehnten brachte. Nach den Niederlagen Napoleons konnte der aus Rußland zurückgekehrte Herzog Peter am 1. Dezember 1813 die Regierungsgewalt wieder übernehmen. Es war zu jener Zeit wichtig, daß König Georg IV. von England und Hannover 1826 den oldenburgisch-hannoverschen Staatsvertrag über die endgültige Abtretung des früher hannoverschen Amtes an Oldenburg ratifizierte. Will man hoch greifen, kann man sagen, „der Herzog von Oldenburg habe nach einem Jahrtausend das Erbe des Sachsenherzogs Widukind des Grafen Waltbert im Lerigau angetreten“. —

Vom gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Gefüge Wildeshausens ist für lange Zeit wenig zu berichten. Der Frachtfuhrwerksverkehr war die Hauptnahrungsquelle. Daneben gab es verschiedene Handwerksbetriebe kleineren Umfanges. Mit einer Tuchfabrik wurde versucht, gewerbliche Industrie zu entwickeln. Die Revolutionszeiten von 1830 und 1848 gingen an Wildeshausen spurlos vorüber. Verkehrspläne kamen erst allmählich zum Zuge. Den Juden wurde 1830 erlaubt, in Wildeshausen eine Synagoge zu bauen. Kleingewerbliche Betriebe nahmen langsam zu. Im Schulwesen und in moderner Technik — Elektrizität — gab es Fortschritte. Die krisenreichen Jahre der Weimarer Republik brachten manche Schwierigkeiten. Die 1932 in Oldenburg an die Macht gekommenen Nationalsozialisten gliederten das Amt Wildeshausen in den Landkreis Oldenburg ein. Wildeshausen war nicht mehr Sitz eines Landkreises. Eigentlich ein trauriger Ausklang einer tausendjährigen Geschichte, die vielfach den Bereich bremischer Geschichte berührte.

*

Den Beschluß des sehr inhaltsreichen Buches bildet, von Stadtdirektor Wolfgang Häkel mit zahlreichen Belegen versehen, eine kurze Darstellung der seit 1945 eingetretenen Änderungen. Schlicht und einfach aufgereiht, ist dies die Arbeit eines tüchtigen Verwaltungsbeamten, die sich in vornehmer Zurückhaltung gegenüber der Leistung des Hauptverfassers des Buches hält, wodurch diese nur noch mehr hervortritt.

Helga Simon: Wunstorf, Rechts- und Herrschaftsverhältnisse von den Anfängen bis ins 18. Jahrhundert.

Herausgegeben vom Heimatverein Wunstorf, 108 S. mit angefügter Karte u. einem Blatt mit Siegel- und Wappendarstellungen, Wunstorf 1969.

Das Forschungsgebiet, dem sich Helga Simon in dem angezeigten Werk zuwendet, bezeichnet sie selbst als „reizvoll, aber dornenreich“. In der Tat machen Belehnungen, Verpfändungen, Wiedereinlösung von Pfändern, Verkäufe von Rechten usw. die Rechtsverhältnisse in den mittelalterlichen Städten oft unklar und undurchsichtig, vor allem, wenn, wie nicht selten, die Quellen lückenhaft sind. Diese Umstände erschwerten auch die Untersuchungen der Vf.'in über die Rechts- und Herrschaftsverhältnisse in Wunstorf.

In ihren Anfängen wurden die Geschieke der kleinen Handwerker- und Ackerbürgersiedlung, für die freilich bereits 1181 der Ausdruck *civitas Wunstorpensis* in den Urkunden erscheint, bestimmt durch die Auseinandersetzungen zwischen der Äbtissin des Stiftes in Wunstorf mit ihrem Vogt, dem Grafen von Roden. In diese Streitigkeiten griff der Bischof von Minden zugunsten der Äbtissin ein und zwang den Grafen, alle Rechte auf Wunstorf

an ihn abzutreten; doch gab er ihm einen großen Teil davon als Lehen wieder zurück (1247). Wunstorf hatte nun zweihundert Jahre lang zwei Stadtherren; ihre Rivalität ermöglichte der Stadt den Aufstieg zu größerer Selbständigkeit, weil beide die Stadt durch Gewährung von Rechten für sich zu gewinnen suchten, um sie gegen den jeweils anderen einsetzen zu können. So war es auch eine Kampfmaßnahme gegen die Grafen, wenn der Bischof 1261 Wunstorf das Mindener Stadtrecht verlieh.

Diese Auseinandersetzungen der beiden Herren hörten auf, als sie, nachdem sie sich aus der Stadt zurückgezogen hatten, durch die Bestrebungen der benachbarten Territorialfürsten, ihr Gebiet zu erweitern, bedrängt wurden. Schließlich verkauften die Grafen von Roden 1446 die ganze Herrschaft Wunstorf — ohne die Rechte des Bischofs zu beachten, die praktisch wohl nicht mehr viel zu bedeuten hatten — an den Bischof von Hildesheim, von dem sie an die Herzöge von Braunschweig überging. Die neuen Herren schränkten die Selbständigkeit der Stadt im Verlaufe des 17. Jahrhunderts immer mehr ein: Bürgermeister und Ratsherren wurden nun von der Landesregierung eingesetzt, und für die Bürger trat an die Stelle des Bürgereides gegenüber dem Rat der Huldigungseid gegenüber dem Fürsten. Den Abschluß dieser Entwicklung brachte das Stadtrecht von 1709: Die alte Stadtverfassung — soweit sie noch Geltung hatte — wurde aufgehoben und das Amt des Bürgermeisters mit dem des Vogtes vereinigt: Bürgermeister und Rat waren künftig nicht mehr Stadtobrigkeit im alten Sinne, sondern nur noch Verwaltungsorgane der Landesregierung. Die Einfügung der Stadt in den absoluten Staat war damit vollzogen.

Eine zeitraubende Arbeit wurde mit Ausdauer bewältigt; verwickelte Rechtsverhältnisse wurden mit Geschick entwirrt. Walter Fräßdorf.

Gundmar Blume: Goslar und der Schmalkaldische Bund, 1527/31—1547.

Beiträge zur Geschichte der Stadt Goslar, im Auftrag der Stadt Goslar und des Geschichts- und Heimatschutzvereins Goslar e. V., herausgegeben von Werner Hillebrand, Heft 26, 171 S. Goslar 1969, Selbstverlag des Geschichts- und Heimatschutzvereins Goslar e. V.

Über die Rolle niederdeutscher Städte im Schmalkaldischen Kriege liegen die Arbeiten von Max Richter (1914) und Helmut Lucke (1955) für Bremen, und die von H. J. Gebauer für Hildesheim (1942) vor. Zu ihnen tritt die oben angezeigte Untersuchung von Gundmar Blume für Goslar. Aber sie behandelt nicht nur, wie der Titel vermuten läßt, die Jahre des Schmalkaldischen Krieges, an dem die Stadt unmittelbar kaum Anteil hatte, sondern sie stellt — im Rahmen der allgemeinen Reformationsgeschichte — den jahrzehntelangen Kampf der Reichsstadt um ihre politische Selbständigkeit und ihren evangelischen Glauben dar, den sie gegen den Herzog Heinrich d. J. von Braunschweig-Wolfenbüttel führen mußte.

Heinrich, der stärksten Stütze des katholischen Bekenntnisses in Norddeutschland, war es 1525—1527 gelungen, die Bergwerke des Rammelsberges und die umliegenden Harzforsten an sich zu bringen und sein Gebiet so zu erweitern, daß Goslar wie eine Insel in seinem Herzogtum lag. Er erreichte auch, daß 1540 die Reichsacht gegen die Stadt verhängt und er mit deren Durchführung beauftragt wurde, während Goslar beim Reichskammergericht wegen seiner vielen Gewalttaten gegen Goslarer Bürger Anklage gegen ihn erhob und auf vielen Reichstagen Beschwerden über ihn vorbrachte. In ihrer

Bedrängnis — auch vom Kaiser unter Druck gesetzt — schloß sich die Stadt 1532 dem Schmalkaldischen Bund an, konnte aber erst 1541 erreichen, daß ihr Streit mit Heinrich als „Religionssache“ anerkannt wurde und der Bund für sie eintrat. Er erreichte zwar beim Kaiser, daß die Acht suspendiert wurde; da aber die Übergriffe Heinrichs gegen die Stadt nicht aufhörten, entschloß er sich zum Kriegszug gegen Wolfenbüttel, der zur Flucht des Herzogs, zur Besetzung seines Landes und zur Einführung der Reformation im Herzogtum führte. Spätere Versuche Heinrichs, sein Land zurückzuerobern, hatten keinen Erfolg und nötigten ihn schließlich, sich Philipp von Hessen in die Hände zu geben. Er ging in die Gefangenschaft, — und in allen Kirchen Goslars hielt man Dankgottesdienste ab.

Doch die nächsten Jahre brachten die bekannten schweren Rückschläge für die evangelische Sache: den erfolglosen Donaufeldzug der Schmalkaldener, die Niederlage und Gefangennahme des Kurfürsten von Sachsen bei Mühlberg und die Unterwerfung Philipps von Hessen, der viele Jahre lang ein treuer Freund und Ratgeber Goslars gewesen war. Der Bund brach nun auseinander, Oberdeutschland unterwarf sich dem Kaiser, und Goslar stand schutzlos und allein seinem alten Gegner Heinrich gegenüber, der im Juli 1547 sein Land wieder besetzt hatte. So blieb der Stadt bald keine andere Wahl: sie ergab sich dem Gegner auf Gnade und Ungnade.

Die Auseinandersetzungen hatten sich inzwischen gen Norden verlagert. In Magdeburg hatten sich die sächsischen Städte zusammengeschlossen, um dem belagerten Bremen Hilfe zu bringen. Drei Monate — mit kurzer Unterbrechung — hat die Hansestadt der Belagerung standgehalten und „in großartiger Verteidigung sich heldenhaft bewährt“ (Brandi), bis heranrückende Entsatzheere die Belagerer zum Abzug nötigten. Bremen war gerettet, und die Reformation in der Stadt gesichert. Als die sächsischen Städte sich dann trotz des Sieges bei Drakenburg im Mai 1547 schließlich unterwerfen mußten, hat Bremen sich nicht unterworfen, hat kein „Strafgeld“ gezahlt und keine Geschütze abgeliefert wie die anderen sächsischen Städte.

Nach seiner Rückkehr beseitigte Heinrich die Reformation in seinem Land wieder und bedrängte und bedrückte Goslar wie früher, ohne sich an die getroffenen Vereinbarungen zu halten. Als dann im Passauer Vertrag von 1552 festgelegt wurde, daß der alte Streit zwischen ihm und der Stadt durch kaiserliche Kommissare untersucht und geschlichtet werden sollte, überfiel er, um diesem Schritt zuvorzukommen, Goslar, und die Stadt, die auf keine Hilfe von außen hoffen konnte, ergab sich und nahm die schweren Bedingungen an, die ihr auferlegt wurden: sie mußte den größten Teil ihres Besitzes am Rammelsberg und in den Harzwäldern an Heinrich abtreten und ausdrücklich die Schuld an dem jahrzehntelangen Streit auf sich nehmen. Damit war der Stadt die Lebensgrundlage entzogen, und aus der blühenden Reichsstadt des XV. Jahrhunderts wurde die Kleinstadt der folgenden Jahrhunderte. —

Diesen tragischen Daseinskampf einer freien deutschen Stadt mit dem mächtig gewordenen Landesfürstentum verfolgt der Verfasser verständnisvoll durch mehrere Jahrzehnte und weiß ihn fesselnd darzustellen.

Walter Fräßdorf.

Fritz Schumacher: Wie das Kunstwerk Hamburg nach dem großen Brand entstand. Ein Beitrag zur Geschichte des Städtebaus.

Zweite durchgesehene Auflage, 64 S. u. 21 Abb. auf 8 Tafeln. Veröffentlichungen des Vereins für hamburgische Geschichte, Bd. 11, Hamburg 1969, Hans Christians Verlag.

Diese Schrift ist als Ehrung für Fritz Schumacher gedacht, zu dem Tage, da er vor 100 Jahren in Bremen geboren wurde, als Sproß einer Familie, die sich Jahrhunderte hindurch im Dienste der Vaterstadt bewährt hat. Eine bedeutende Schrift ist es durch den Gegenstand, den sie behandelt, wie durch den Geist des Verfassers, der sich in ihr bekundet — ein Büchlein voll von Spannung und Gehalt. Der Neuaufbau der Stadt nach dem Brande von 1842 war ein städtebauliches Ereignis, dessen Beurteilung einen gewiegten Städtebauer erforderte; es bedurfte aber auch eines Kunstkenners und eines begabten Schriftstellers, um die verwickelten Vorgänge richtig deuten und in heller Beleuchtung darstellen zu können, eines Baubeamten auch, der sich in den alten Bauakten gut auskannte. Das Kunstwerk Hamburg, von dem Schumacher spricht, hätte kaum ein Hamburger so bewußt zu sehen vermocht wie er. So groß auch für Hamburg die Katastrophe des großen Brandes von 1842 gewesen ist, haben doch viele glückliche Umstände mitgewirkt, der großen Stadt von einst den Stempel einer Großstadt aufzudrücken. Das ist mit der Neugestaltung der Binnenalster und des Rathausplatzes sowie mit der Verbreiterung der Hauptstraßen geschehen. Welch ein Glück, daß es damals gelang, den besten Baumeister jener Zeit, Gottfried Semper, für diese Aufgabe zu gewinnen, und über einen so feinsinnigen Architekten wie Chateauneuf zu verfügen. Handelt es sich doch um eine Epoche technischen Fortschritts und baukünstlerischen Niedergangs, in der die Kunst des Städtebaus bald einen Tiefstand erreichen sollte, den sie auch heute, vor dem Übermaß technischer Probleme, noch nicht hat hinter sich lassen können! Schumachers kleine Schrift verdient die weiteste Verbreitung im Kreise der Freunde der Baugeschichte und des Städtebaus.

Hermann Gildemeister.

Rudolf Stein: Das Bürgerhaus in Bremen.

Bd. 13 der Reihe: „Das deutsche Bürgerhaus“. 148 S. Text mit 125 Abb., meist nach Zeichnungen; 144 Bildtafeln mit 245 Abb. nach Lichtbildern, alten Zeichnungen, Gemälden; 1 eingehängter Plan von Bremen (Zustand im Jahre 1946) und eine 4,48 m lange Faltafel in Tasche, das Weserufer 1840 darstellend. Tübingen 1970, Verlag Ernst Wasmuth.

Rudolf Stein tritt hier nicht zum ersten Male als Beiträger zu der Reihe „Das deutsche Bürgerhaus“ auf. 1967 erschien von ihm als Bd. 7 der Reihe sein Buch über *Das Bürgerhaus in Schlesien*¹⁾. Er hatte damals das Glück, seine Forschungsunterlagen aus früherer Zeit, soweit er sie nicht selber gerettet hatte, für die Veröffentlichung von jenseits der heutigen Ostgrenze leihweise zur Verfügung gestellt zu bekommen. Jedoch weit mehr als damals konnte er diesmal aus dem vollen schöpfen, weil er alle Unterlagen von Ort und Stelle, zum Teil sogar aus eigener Verwaltung, hatte zusammenbringen können.

Es ist in der Tat „aus dem vollen geschöpft“, wenn wir uns die 144 Bildtafeln betrachten, die ganzseitigen wie die auf den Blättern unterteilten. In

¹⁾ Vgl. die Anzeige v. Hans Jessen im Brem.Jb. 51, 473.

Reihenfolge und Anordnung entsprechen sie dem Gang der Ausführung im Textteil, wie dies auch bei dem mit großer Sorgfalt hergestellten, dem Text zugeteilten Bildinhalt der Fall ist.

In dem vorliegenden Bande zieht Rudolf Stein gewissermaßen die Summe seines in nunmehr neun Bänden niedergelegten Wissens um Bremens Baudenkmäler, die er der zeitlichen Abfolge, wie sie durch die bisherigen Veröffentlichungen gegeben wurden, vorführt, mit gezielter Anwendung auf das Bürgerhaus, selbst da, wo von den bestimmenden Großbauten, den kirchlichen wie den staatlich-städtischen, die Rede ist. Diese mußten daher einbezogen werden, weil sie die Leitlinien für die Entwicklung des Bürgerhauses abstecken. Konnte man schon bei Steins früheren Bänden zu Bremens Baugeschichte erstaunt sein, wieviel an edler Baukunst auch bei den Bürgerbauten Platz hatte, bis hin zu den Wohnungen einfacher Leute, so wird diese Wirkung hier bei der gedrängten Kürze des Vortrags noch viel augenfälliger. Die den Ablauf einteilenden Übergänge vom Holzbau zum Steinbau bringen eine klare Gliederung, wie die Ableitung aus dem niedersächsischen Bauernhaus, mit doppeltem Ansatz vorgeführt, die enge Verbundenheit mit dem Lande ringsum aufzeigt. Bremen wird in dieser Hinsicht dem Volkstume nach als niedersächsische Stadt ausgewiesen, wenn auch hart am Rande des friesischen Einflußgebietes gelegen.

Woher indes diese bremische Bevölkerung gekommen ist, von woher sie sich ergänzt hat, läßt sich aus dem Studium der Eintragungen im Bremischen Bürgerbuch doch etwas genauer sagen, als es hier geschieht.²⁾ So auch, was es mit dem Bürgerrecht in der Neustadt auf sich hat, und wie es kommt, daß der Altstädter Bürger auf den neustädtischen herabzublicken pflegte. Bei allgemeinen Übersichten sollte man auch in Kleinigkeiten genau sein. Hier nur einige Hinweise. Die Martinikirche stammt nicht aus dem Jahre 1229: als in diesem Jahre die Einteilung der Altstadt in Kirchspiele erfolgte, muß nach dem Wortlaut der Urkunde eine Kirche als schon vorhanden angenommen werden. Die Quartiere der Stadt in der Reihenfolge ihrer Entwicklung und ihres Ausbaues zu zeigen, wäre eine reizvolle Aufgabe gewesen. Mancher Straßename läßt sich von daher leicht erklären. Wenn es Handwerkerstraßen gewesen sind, so brauchen ihre Bewohner noch nicht Angehörige einer Zunft gewesen zu sein. Der Name „Zunft“ ist in Bremen überhaupt nicht gebräuchlich; es heißt dafür „Amt“, und was eine „Societät“ gewesen ist, sollte man nicht, auch nicht nebenbei, als Zunft erklären, nur damit der Nichtbremer die Art der Vereinigung „in etwa“ leichter einsieht. Was noch umstritten ist, darf auch nur als Annahme hingestellt werden, wie die Burg des sächsischen Edelings, die später von der kirchlichen Gewalt übernommen worden sein soll. Bitte auch keine etwas willkürlich begrenzten Zeiträume, so 1887—1894 für die Wiederherstellung des Weserfahrwassers, oder unterschiedlich festzusetzende Daten wie 1828 für die „Gründung Bremerhavens“. Als wichtigstes Datum für die Stadtwerdung, die übrigens keineswegs ein „eingleisiger“ Vorgang war, wäre das in seiner Bedeutung auch für die Reichsgeschichte kaum zu unterschätzende ottonische Marktrecht von 965 zu nennen, weil es die Vorbedingung für das Seßhaftwerden der Kaufleute brachte, des Standes, von dem Bremens Stellung, nicht nur die seiner Wirtschaft, auf das Maßgeblichste beeinflußt worden ist. Auch Bremens Stellung

²⁾ Vgl. Friedrich Prüser: „Über die Herkunft der mittelalterlichen Bevölkerung Bremens. In der Festschrift Heinrich Reincke (Zeitschr. d. Vereins f. hamburgische Gesch., Bd. 41, 125—154).

in der Hanse beruht nicht auf einfachem, geradlinigem Hineinwachsen; aber die *Mercatores Imperii*, die „Kaufleute des Reiches“, von denen man heute noch einen Abglanz im Hause Schütting spüren kann, stehen am Anfang, und erst später entwickelte sich eine Städtehanse daraus.

Gewiß war es richtig, vor die Geschichte des Bürgerhauses in Bremen eine Siedlungsgeschichte der Stadt zu setzen, und das kann auch ruhig in großen Strichen, holzschnittartig, geschehen; setzt man aber Lichtlein hinein, so müssen diese genau sein, auch im Sprachlichen. Es heißt entweder hochdeutsch „Kündige Rolle“ oder niederdeutsch „Kundige Rulle“. Aus der Geschichte das besondere Aussehen und die Sonderaufgabe eines Stadtquartiers abzulesen ist gewiß recht reizvoll, und es ist ein Gedanke, der im Schlußabschnitt des Buches, dem auf Wunsch des Herausgebers noch hinzugefügten über *Die Bremer und ihr Land, Baugrund und Baustoffe* sehr gut hätte wieder aufgenommen werden können, wie auch der andere, der von der Hanse, dem Hansischen und dem Hanseatischen, wie man heute unterscheiden muß, so seinen Verbund fände, daß die Weise, die mittelalterlich in den Kontoren der Hanse geübt wurde, sich in den neuen Zeiten, der der bremischen Überseefahrt, wiederholt.

Aber auch die hier gemachten Aussagen müssen immer auf tatsächlichem Sachverhalt beruhen. Marsch und Moor können nicht füreinander gebraucht werden, wie es auf der letzten Seite des Textes geschieht. In Wirklichkeit ist es so, daß auf der Marsch an gewissen Stellen Niederungsmoore aufgelagert sind oder waren, die etwas anderes sind als die Hochmoore an der Wörpe. Aber daß zwischen der mittelalterlichen Siedlung im Hollerland und den mittel- und nachmittelalterlichen Siedlungsvorhaben bis zu den von Findorff durchgeführten ein großer innerer Zusammenhang besteht, das durfte, wie hier angedeutet, gesagt werden. Und wenn von den Bremern die Rede ist, dann durfte der Jahrhunderte hindurch geradezu bestimmende Einfluß der calvinischen oder doch der reformierten Kirche nicht vergessen werden, die Beziehungen in die Niederlande hinein, ohne die der Bau der Neustadt oder die Tätigkeit eines Lüder von Bentheim und anderer gar nicht zu denken ist.

Es gehört zur Behandlung eines Themas wie des hier vorgetragenen also auch ein Erkennen und ein Kennen von innen her, dem sich die Denkmale der äußeren Entwicklung einzuordnen haben. Schon wenn man Rudolf Steins schönes Buch nur durchblättert, merkt man, welche Fülle hier vorhanden war, selbst in Zeiten, die den eben angeschnittenen religiösen und bekenntnismäßigen Verbindungen und Einwirkungen gewiß nicht hold waren. Rudolf Stein hat hier gesammelt, Band um Band, die alle irgendwie dieses Thema berühren, bis es jetzt, als sehr gute Zusammenfassung des hoch aufgestapelten Forschungsstoffes, mit der zehnten Veröffentlichung zu dieser in ihrer Art liebenswerten Zusammenfassung kommt, nicht nur, was Bildwerk und Zeichnung und die beigegebenen Pläne belangt, sondern auch die auf Einzelforschung beruhenden Deutungen, die, mögen auch nicht einhellig zu unterstützende Abweichungen gelegentlich unterlaufen sein, im ganzen doch die richtigen Zuweisungen bringen. Daß ein „tagenbarer Bremer“ es ab und an doch auch anders sehen kann, mag man ihm nicht verargen; dafür hat er in einem langen Leben ja auch vieles selbst miterlebt, um das heute herumgeheimnist wird, weil damals noch kein Rudolf Stein vorhanden war, noch kein „heruntergekommener Obersachse“, wie er sich wohl gar zu nennen beliebt, der von seiner Sammeltätigkeit her nun auch die großen Zusammenhänge zu deuten versucht. Wir bedanken uns herzlich, wie für die in den

Vorgängerbänden niedergelegten Sammlungen, Kenntnisse und Erkenntnisse, so für diesen zehnten Band, der sicher, in Abwandlung des Geleitwortes des Herausgebers der ganzen Sammlung, von einem der besten, wenn nicht dem besten Kenner bremischer Baugeschichte stammt.

Friedrich Prüser.

